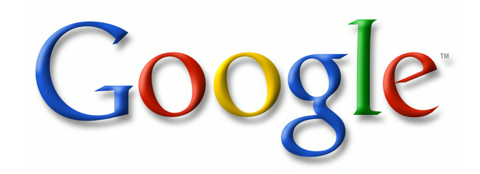
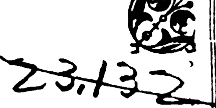





SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE







Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XIX.

ERFURT, 1893.
Verlag von Carl Villaret.





Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XIX.

ERFURT, 1893.
Verlag von Carl Villaret.

- July 6, 18[illegible].

The Academy,
(19, 20.)

Vorwort.

Die Veröffentlichung des nachstehenden Jahresheftes der Akademie ist durch unvorhergesehene Schwierigkeiten, welche der Druck bereitete, erheblich verzögert worden. Hoffentlich nicht zu seinen Ungunsten. Der Jahresbericht konnte infolgedessen bis Ende Juni d. J. fortgeführt und die durch das Bedürfnis der Gegenwart geforderte Änderung in der Form nach allen Seiten durchgeführt werden. Sachverständige, von denen wir in diesem Punkte zu lernen suchten, mögen beurteilen, ob diese Änderung als eine Verbesserung anzusehen ist. Die ihr zu grunde liegende Absicht war die, den Mitgliedern der Akademie und dem weiteren, für unsre Arbeiten sich interessierenden Leserkreise einen möglichst vollständigen und übersichtlichen Einblick in den Umfang und Erfolg unserer Thätigkeit zu gewähren. Wenn zu unserm Bedauern nicht alle Wünsche der geehrten Mitglieder der Akademie berücksichtigt werden konnten, wenn z. B. die unter Lit. A. mitgeteilten Sitzungsberichte sich mit einer Inhaltsangabe der nicht gedruckten Vorträge begnügen mussten, so wolle man das mit den bescheidenen, der Akademie zur Verfügung stehenden Mitteln entschuldigen, die uns Beschränkungen auferlegten. Immerhin aber wird, wie wir hoffen, ein Blick auf die unter Lit. B. veröffentlichten Abhandlungen darthun, dass wir uns des doppelten Zweckes unserer Akademie, neben dem rein wissenschaftlichen Gebiete vor allem auch diejenigen Zweige der Wissenschaft zu pflegen, welche sich mit der Praxis aufs engste berühren und geeignet sind, die Bedeutung der Wissenschaft für das Leben zur Anschauung zu bringen, bewusst geblieben sind, und dass wir andererseits die Klippe eines einseitigen Utilitarismus zu vermeiden suchten. Von diesem Gesichtspunkte möchten wir auch die von uns für das Jahr 1892 gestellte Preis-

aufgabe beurteilt sehen, die zu unserer freudigen Überraschung eine so lebhafte Teilnahme hervorgerufen hat, dass wir nicht umhin können, allen denjenigen, die in so uneigennütziger Weise durch Zusendung ihrer Abhandlungen dem guten Zwecke zu dienen suchten, auch an dieser Stelle unsern aufrichtigsten Dank auszusprechen. Die Lösung der hohen, unserer Zeit gestellten praktischen Aufgaben fordert vor allem volle, selbstlose Hingabe an grosse, gemeinnützige Zwecke. Möchte es unserer Akademie vergönnt sein, an ihrem Teile zur Lösung derselben einen bescheidenen Beitrag zu geben!

Schliesslich möchten wir nicht unerwähnt lassen, dass uns von seiten einiger verehrten auswärtigen Mitglieder der Akademie der Wunsch ausgesprochen ist, es möchte alljährlich, um das Interesse an den Bestrebungen und Arbeiten unserer Akademie in weiteren Kreisen zu fördern, eine etwa in Erfurt abzuhaltende Generalversammlung stattfinden, zu welcher sämtliche Mitglieder der Akademie und andere hervorragende und einflussreiche Persönlichkeiten einzuladen wären. Wir bitten die geehrten Mitglieder, sich zu dieser Frage in Zuschriften an den Unterzeichneten weiter zu äussern, und werden, falls wir auf eine kräftige Unterstützung von aussen rechnen dürfen, nicht verfehlen, so weit es in unseren Kräften steht, zur Verwirklichung jenes durchaus zeitgemässen Gedankens die Hand zu bieten.

Erfurt, den 30. Juni 1893.

Der Herausgeber
Prof. Dr. W. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

Inhalt.

Seite

A. Jahresbericht der Akademie für d. J. 1892/93. Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. W. Heinzelmann . . V

I. Geschäftliche Mitteilungen, u. a. Bericht über die Preisaufgabe für d. J. 1892 V

II. Sitzungsberichte XIV

III. Nekrologe XLII

B. Abhandlungen 1

1. Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe, von Prof. Dr. K. Krause . 1
2. Über den deutschen Volkscharakter, von Prof. Dr. W. Heinzelmann 95
3. Über vorbeugende Hygiene, eine Skizze vom Geh. Sanitätsrat Dr. C. Axmann 133
4. Die Lebens- nnd Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters, von Pastor G. Oergel 161
5. Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von Prof. Dr. K. Krause 189
6. Sagenhaftes in der Geschichte, von Prof. Dr. G. Brünnert 225
7. Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart, vom Maler Eduard von Hagen . . . 247
8. Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst, von Musikdirektor Ludwig Meinardus 281
9. Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst, vom Postbaurat W. Tuckermann 313
10. Gedenkrede auf Professor Dr. theol. Paulus Cassel, vom Vice-Präsidenten der Akademie Dr. Frhrn. W. v. Tettau 333
11. Die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche, von Lic. Dr. Schwarzlose . . 351

C. Statistische Mitteilungen 375

I. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie 375

II. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie in Tauschverkehr steht . 379

A. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1892/93.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Januar 1892 bis zum 30. Juni 1893.

1. Die Sitzungen der Akademie fanden in der Regel allmonatlich statt. Während der Berichtszeit sind im ganzen 23 Sitzungen abgehalten worden, unter ihnen 11 ordentliche, 8 öffentliche, unter den letzteren 3 Festversammlungen, ausserdem 3 Senatssitzungen und 1 ausserordentliche Sitzung des Preiskomitees. Die 20 Vorträge, über deren Inhalt die unten (Abschnitt II) folgenden „Sitzungsberichte" Näheres angeben, waren teils streng wissenschaftlicher, teils populärwissenschaftlicher Art, je nachdem sie in den ordentlichen, nur von den Mitgliedern der Akademie besuchten, oder in den öffentlichen Sitzungen, d. h. vor einem weiteren Kreise gebildeter Zuhörer, gehalten wurden, und dienten somit dem doppelten Zwecke der Akademie, die wissenschaftliche Forschung auf einem bestimmten Gebiete zu bereichern, und sodann dem ethisch-praktischen Zwecke, die gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in einer bestimmten, zugleich dem Gemeinwohl dienenden Richtung zu verwerten und für das Leben fruchtbar zu machen.

Wir geben hier sogleich eine kurze Übersicht der Vorträge:

1. Heine, Egypten und Mesopotamien — eine biblisch-archäologische Wanderung. 6. Januar 1892.

2. Heinzelmann, über den deutschen Volkscharakter. 26. Januar 1892.

3. Neubauer, Bemerkungen zur Sprache und Dichtung Calderons. 24. Februar 1892.

4. Zange, Johann Amos Comenius, der grosse Meister der modernen Erziehungskunst. 30. März 1892.

5. Oergel, die Lebens- und Studienordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters. 18. Mai 1892.

6. Krause, Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Quellen. 8. Juni 1892.

7. Bäntsch, die moderne wissenschaftliche Kritik der h. Schrift und die göttliche Offenbarung. 29. Juni 1892.

8. Cassel, Shakespeares Kaufmann von Venedig. 24. August 1892.

9. Brünnert, Sagenhaftes in der Geschichte. 14. September 1892.

10. v. Hagen, Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart. 19. Oktober 1892.

11. Meinardus, Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst. 2. November 1892.

12. Schwarzlose, die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche. 19. November 1892.

13. Lorenz, über soziales Handeln. 7. Decbr. 1892.

14. Biltz, über die Zersetzung des Chloroforms am Licht. 21. December 1892.

15. Beyschlag, der grosse Kurfürst als evangelischer Charakter. 26. Januar 1893.

16. Axmann, Infektion, Prophylaxis und die Formel X. Y. Z. 15. Februar 1893.

17. v. Tettau, Gedächtnisrede auf Herrn Professor D. Paulus Cassel. 22. März 1893.

18. Geutebrück, über die Prämienreserve und die Staatsaufsicht bei der Lebensversicherung in Deutschland. 19. April 1893.

19. Tuckermann, Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. 17. Mai 1893.

20. Heinzelmann, Goethes religiöse Entwickelung. 17. Mai 1893.

Aus vorstehender Übersicht ergiebt sich folgende Anordnung der behandelten Gegenstände nach den verschiedenen Wissensgebieten:

14 philosophisch-historische Vorträge, und zwar:
- 1 archäologischer (No. 1),
- 1 geschichtsphilosophischer (No. 2),
- 3 biographische (No. 4. 15. 17),
- 1 literargeschichtlicher (No. 20),
- 2 kulturgeschichtliche (No. 5. 6),
- 1 theologisch-kritischer (No. 7),
- 1 historisch-kritischer (No. 9),
- 3 kunstgeschichtliche und kritische (No. 10. 11. 19),
- 1 kirchengeschichtlicher (No. 12);

2 philologisch-ästhetische:
- 1 literarischer (No. 3),
- 1 schönwissenschaftlicher (No. 8);

1 sozial-ethischer (No. 13);

1 juristischer (No. 18);

2 naturwissenschaftlich-medicinische, davon:
- 1 physikalisch-chemischer (No. 14),
- 1 physiologischer (No. 16).

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Neu ernannt sind im ganzen 19 Herren, und zwar

1) zu ordentlichen Mitgliedern in Erfurt folgende 9 Herren:

Schulrat Josef Rode (11. März 1892),
Professor Dr. Brünnert (11. März 1892),
Landrichter Dr. Jacobsen (11. März 1892),
Gymnasialdirektor Dr. Thiele (3. Juni 1892),
Seminardirektor Wieacker (3. Juni 1892),
Diakonus Lic. Dr. Bäntsch (3. Juni 1892),
Oberbau- und Geh. Regierungsrat Dircksen (10. December 1892),
Realschuldirektor Dr. Venediger (10. Decbr. 1892),
Oberlehrer Dr. Beyer (10. Decbr. 1892);

2) zu auswärtigen, korrespondirenden Mitgliedern folgende 10 Herren:

Professor Dr. C. Krause in Zerbst (27. Januar 1892),

Pfarrer Guido Topf in Köttichau bei Hohenmölsen (27. Januar 1892),
Professor D. Willibald Beyschlag in Halle a. S. (3. Juni 1892),
Pastor D. Warneck in Rothenschirmbach bei Eisleben (3. Juni 1892),
Missionsinspektor Dr. Schreiber in Barmen (3. Juni 1892),
Musikdirektor Ludwig Meinardus in Bielefeld (3. Juni 1892),
Militäroberpfarrer und Hofprediger D. E. Frommel in Berlin (10. Dezember 1892),
Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium Graf von Bernstorff in Berlin (10. Dezember 1892),
Professor Dr. Thiele in Sondershausen (6. April 1893),
Stadtpfarrer Lic. Friedrich Hummel zu Schwaigern in Württemberg (18. Juni 1893).

b. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren im ganzen 6 Mitglieder, und zwar

1) von den ordentlichen Mitgliedern in Erfurt folgende 3 Herren:
Professor Dr. Otto Schlapp am 24. Januar 1892,
Gymnasialdirektor Georg Hess am 3. Februar 1892,
Schulrat Josef Rode am 10. März 1893;

2) von den auswärtigen Mitgliedern folgende 3 Herren:
Professor Dr. Wilhelm Schum in Kiel am 16. Juni 1892,
Sanitätsrat Dr. Friederich in Wernigerode am 13. November 1892,
Professor D. Paulus Cassel in Friedenau bei Berlin am 23. Dezember 1892.

Die Lebensabrisse der 5 erstgenannten Herren sind unter dem III. Abschnitt („Nekrologe“) mitgeteilt. Eine ausführliche Gedächtnisrede auf Herrn Professor D. Paulus Cassel, vom Vice-Präsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrat von Tettau, ist abgedruckt unter den Vorträgen S. 333.

3. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

Freiherr von Eberstein, Beschreibung der Kriegsthaten des Generalfeldmarschalls E. A. von Eberstein. 2. A. Berlin 1892.

Guido Topf, Andromeda.

„ Zwei Novellen.

Dr. F. A. Fischer, Hannibal Fischer: Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.

Lic. Dr. Bäntsch, die moderne Bibelkritik und die Autorität des Gotteswortes. Erfurt 1892.

„ Das Bundesbuch. Halle 1892.

„ Das Heiligkeitsgesetz Lev. 17—26. Erfurt 1893.

Dr. Geutebrück, die Gewinn- und Verlustrechnung und die Statistik bei der Lebensversicherung.

Dr. Biltz, der Schutz des Chloroforms vor Zersetzung am Licht. Erfurt 1891.

A. Neubauer, Calderon. Leipzig 1892.

Freiherr von Eberstein, die im Jahre 1893 lebenden Mitglieder der Familie Eberstein. Berlin 1893.

Dr. theol. E. Frommel, Aus der Sommerfrische.

„ Aus der Hausapotheke.

„ Die Kunst im täglichen Leben.

„ Beim Ampelschein.

„ Allerlei Sang und Klang.

„ Händel und Bach.

„ Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt. Marie von Lippe-Schaumburg.

„ Predigt am Friedens- und Dankfeste den 18. Juni 1871.

Dr. Kroschel, Abhandlungen zu den Programmen des fürstlichen Gymnasiums zu Arnstadt 1885. 1886. 1890. 1891. 1892.

Dr. Beyer, Geschichte der Stadt Erfurt bis zur Unterwerfung unter die Mainzische Landeshoheit. Halle 1893.

Dr. Thiele, zwei wissenschaftliche Abhandlungen zu den Osterprogrammen des Gymnasiums zu Sondershausen 1882 und 1887.

Dr. Stickel in Wilhelmshöhe bei Cassel: 1 Katalog seiner Kupferstichsammlung. Cassel 1893.

Verlag der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft: Voigtländer in Leipzig. Monatshefte, 2. Band. Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft, 1. Jahrgang.

Graf Ütterodt von Scharffenberg: Neue militärische Blätter von G. v. Glasenapp. 21. Jahrg. 40. Bd. 1. Heft Januar 1892.

Durch Frau Major Rudloff in Erfurt aus dem Nachlass des Herrn Schulrats Josef Rode: Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preussen nach Indien. 1844—46. 2 Bände. Imperial. Berlin 1853.

Ausserdem 13 Werke aus demselben Nachlass.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsere Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (C. Statistische Nachrichten S. 375) verzeichnet.

Neu eingetreten sind während der Berichtszeit in den Schriftenaustausch folgende wissenschaftliche Gesellschaften:

Berlin, Hufeland'sche Gesellschaft.

Danzig, Provinzial-Kommission zur Verwaltung des Provinzial-Museums.

Frankfurt a. O., Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.

Wisconsin, Academy of Sciences, Arts and Letters.

Mit besonderer Befriedigung heben wir hervor, dass uns auch die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin künftig ihre wertvollen Sitzungsberichte zu übersenden versprochen hat. Die Berichte vom Januar 1892 bis Mai 1893 sind bereits in unsern Händen.

4. Zweier Unternehmungen unserer Akademie haben wir hier noch zu gedenken, eines litterarischen und eines gemeinnützigen.

a. Zunächst eines litterarischen. — Am 24. August 1892 hatte die Akademie die Freude, Herrn Professor Dr. theol. Paulus Cassel aus Friedenau bei Berlin, der in den Jahren 1854—59 Sekretär der Akademie gewesen war, als Gast in ihrer Mitte zu sehen. Derselbe hielt einen öffentlichen Vortrag in der Aula des hiesigen Königlichen Gymnasiums über Shake-

speares „Kaufmann von Venedig“ und trug in der daran sich schliessenden Senatssitzung seine Wünsche betreffs eines auf Kosten der Akademie zu veröffentlichenden Werkes vor, das eine Anzahl früher von ihm gehaltener Vorträge und in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen enthalten sollte. Der Senat erklärte sich bereit, zur Herausgabe eines in Berlin zu druckenden besonderen Heftes der Jahrbücher der Akademie, welches ausschliesslich Abhandlungen von D. Paulus Cassel enthalten und in der fortlaufenden Reihe der Jahreshefte erscheinen sollte, einen Zuschuss von höchstens 600 Mark zu bewilligen. Es sollten im ganzen 500 Exemplare gedruckt werden, welche zur Hälfte Herr D. Cassel, zur Hälfte die Akademie zur freien Verfügung erhalten sollte. Nach diesem Abkommen ist die Akademie verfahren. Der stattliche, im November des Jahres 1892 veröffentlichte Band enthielt 17 Abhandlungen von Paulus Cassel und erschien mit einer pietätvollen Widmung des Verfassers an den ehrwürdigen Vice-Präsidenten der Akademie, Herrn Oberregierungsrat Dr. Freiherrn von Tettau, versehen, unter dem Titel: Paulus Cassel gesammelte Schriften. 1. Band. Das Leben des Menschen in Geschichte und Symbol. Berlin. Druck und Verlag von R. Boll. 1893. Die der Akademie zustehenden Exemplare wurden unter dem Titel der Jahrbücher veröffentlicht und als 18. Heft der Neuen Folge an die Mitglieder der Akademie und die Wissenschaftlichen Gesellschaften versandt, mit denen die Akademie ihre Schriften austauscht. Bald darauf gelangte die erschütternde Kunde zu uns, dass der gelehrte und geistreiche Verfasser des genannten Werkes nach kurzem Krankenlager gestorben sei. (Vergl. die Gedächtnisrede unter B. S. 333.)

b. Ferner dürfen wir hier schliesslich noch von einem gemeinnützigen Unternehmen berichten. Um auch an ihrem Teile die Hand zu bieten zur Lösung einer brennenden Frage der Zeit, hatte die Akademie bereits in der am 16. Dezember 1891 stattgehabten Senatssitzung beschlossen, für das Jahr 1892 ein **Preisausschreiben** zu veröffentlichen. Die Preisaufgabe, welche schon im 17. Hefte unsrer Jahrbücher angekündigt ist, lautete: „Was lässt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen

thun?" Die Abhandlungen waren bis zum 15. Dezember 1892 einzuliefern. Auf die beste der eingelieferten Arbeiten war ein Preis von 500 Mark gesetzt. Dem Verfasser sollte das Recht gewahrt bleiben, frei über seine Arbeit zu verfügen.

Zu unsrer grossen Befriedigung ward die von uns gestellte Aufgabe mit lebhafter Teilnahme begrüsst. 72 Arbeiten liefen bis zum 15. Dezember 1892 aus allen Teilen des deutschen Reiches, auch aus Österreich-Ungarn und der Schweiz bei uns ein; 12—14 kleinere Aufsätze und briefliche Mitteilungen, die selbstverständlich keinen Anspruch erhoben, bei der Preisverteilung berücksichtigt zu werden, gingen uns ausserdem bis Mitte Januar 1893 zu, so dass wir im ganzen über 84—86 Aufsätze verfügen durften. Viele hatten den schwierigen Gegenstand mit Sachkenntnis, Wärme und Geschick behandelt. Neun Arbeiten wurden von dem Senate der Akademie, welcher sämtliche Abhandlungen einer eingehenden Prüfung unterzog, für konkurrenzfähig erklärt. Unter ihnen wurde nach einstimmigem Beschluss des aus drei Mitgliedern der Akademie — Herrn Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Zange, Herrn Pastor Dr. Lorenz und dem Sekretär der Akademie — gebildeten Preiskomitees derjenigen Arbeit der Preis von 500 Mark zuerkannt, welche das Motto trug: „Der Geist der Bildung muss organisch sein." Als Verfasser dieser Schrift ergab sich nach Öffnung der uns geschlossen übersandten Kouverts der Stadtpfarrer zu Schwaigern bei Brackenheim in Württemberg, Herr Lic. theol. **Friedrich Hummel.** Derselbe wurde durch Beschluss des Senats vom 18. Juni 1893 zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie ernannt.

Da es für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, geben wir hier eine kurze geographische Übersicht der 72 für die Preisbewerbung in Betracht gezogenen Arbeiten:

64 Deutsches Reich,
34 Königreich Preussen,
13 Provinz Sachsen,
(3 Erfurt),
5 Rheinprovinz,
5 Hessen-Nassau,
2 Brandenburg (Berlin),
2 Pommern,

2 Hannover,
1 Ostpreussen,
1 Westpreussen,
1 Posen,
1 Schlesien,
1 Westfalen,
6 Königreich Bayern,
(3 München),
4 Königreich Sachsen,
3 „ Württemberg,
4 Grossherzogtum Baden,
4 „ Sachsen-Weimar,
3 „ Hessen-Darmstadt,
1 „ Mecklenburg-Schwerin,
1 „ Oldenburg,
1 Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha,
1 „ Anhalt,
1 Fürstentum Reuss j. L.,
1 Freie Reichsstadt Hamburg,
7 Österreich-Ungarn,
(2 Wien),
1 Schweiz.

An diese geographische Übersicht reihen wir eine Übersicht der Verfasser nach den Ständen und Berufszweigen:

2 Universitätsprofessoren,
2 Ärzte,
1 Rechtsanwalt,
5 Schuldirektoren,
3 Schulvorsteherinnen,
3 Oberlehrer,
11 Pastoren,
23 Lehrer,
1 Künstler,
3 Fabrikarbeiter,
1 Redakteur,
5 Landwirte,
1 Feldmesser,
1 Rendant,
1 Student,
1 Schriftsetzer,
1 Instrumentenstimmer,
1 Böttchermeister,
16 Privatmänner.

II. Sitzungsberichte.

Der folgende Abschnitt sieht von allem rein Geschäftlichen ab, das ja von keinem allgemeinen Interesse sein kann, und begnügt sich mit der Mitteilung der Inhaltsangaben der in den einzelnen Sitzungen gehaltenen Vorträge. Dabei sind selbstverständlich die unter B. S. 1 ff. vollständig abgedruckten Vorträge und Aufsätze nicht berücksichtigt.

Erste Sitzung.

Öffentliche Versammlung in der Aula des Königlichen Gymnasiums.

Erfurt, den 6. Januar 1892.

Herr Divisionspfarrer Dr. **Heine**: Egypten und Mesopotamien, eine biblisch-archäologische Wanderung.

Den grossartigen Errungenschaften, welche die moderne Wissenschaft auf allen Gebieten zu verzeichnen hat, stellen sich die Erfolge der archäologischen Forschung würdig zur Seite, nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Egyptologie und Assyriologie. Seitdem hier ein François Champollion, E. de Rougé, François Chavas, Richard Lepsius, Heinr. Brugsch und G. Ebers, dort ein Sir Layard, George Smith, Horunizd Rassam, Oppert, Schrader und Friedrich Delitzsch mühevoll, aber erfolgreich gearbeitet haben, ist uns mit einem Male ein Blick in die Vergangenheit Egyptens und Babyloniens, dieser beiden alten Kulturstaaten, erschlossen. Besonders interessant sind diese beiden Völker durch ihre mannigfachen Beziehungen zum jüdischen Volke, und so hat denn auch die Entdeckung ihrer Geschichte für das Verständnis der hl. Schrift viel Beachtenswertes herbeigebracht und der biblischen Erzählung manche überraschende und nie geahnte Bestätigung zugeführt. Aus der reichen Fülle des zur Hand liegenden Materials traf der Herr Vortragende die glücklichste Auswahl und führte in fesselnder Weise eine Reihe von neugewonnenen Erkenntnissen

und Resultaten vor Augen, welche zur hl. Schrift teils Berührung hatten, teils direkt zu ihren Berichten interessante Parallelen boten. Aus dem Bereiche der Egyptologie erzählte Redner, wie im Jahre 1799 ein französischer Artillerieoffizier (Boussard) gelegentlich einer Schanzarbeit an der Feste Rosette eine Steininschrift in drei Schriftarten entdeckte, deren (durch Fr. Champollion erfolgte) Entzifferung die Lesbarkeit der meisten egyptischen Texte im Gefolge hatte. Es kann mit dem Herrn Redner nicht genug hervorgehoben werden, in welch staunenerweckender Art diese egyptischen Forschungen gerade der Glaubwürdigkeit der hl. Schrift zu gute kommen. An der Geschichte Josephs, die sich unter dem egyptischen Könige Apopis abspielte, führte der Herr Vortragende beispielsweise den überzeugendsten Nachweis; besonders feinsinnig war es, wie er auch der kleinsten Züge gedachte, welche die Denkmäler des Nilthales im Einklang mit der hl. Schrift melden, wie z. B. der egyptischen Sitte der Bäcker, ihre Backwaren auf dem Kopfe zu tragen (1. Mos. 40, 16), des Brauches, die Weinbeeren mit der Hand in den Becher zu zerdrücken (a. a. O. v. 11), aus dem Geschirr zu weissagen, hervorragende Personen in ostentativer Weise zu ehren und anderes mehr. Alles dieses sind Dinge, welche wir auf den erhaltenen Denkmälern nicht nur berichtet, sondern ebenso häufig dargestellt sehen. Weiterhin vernahmen wir die egyptischen und mit der Schrift übereinstimmenden Nachrichten über den Aufenthalt der Kinder Israel im Lande Gosen im Osten des Nildelta, im Umkreise der Stadt Tauis, von der uns Ebers ein anschauliches Bild entrollt. Wir hörten, wie die Israeliten zur Zeit der ihnen verwandten — aber nicht, wie man seit Josephus irrtümlich annahm, mit ihnen identischen Hyksosstämme in Egypten einwanderten und von der nachfolgenden Dynastie geknechtet wurden, besonders von Ramses II., dem durch seine Kriege und Bauten hochberühmten Pharao, der die Hebräer bei Erbauung der Festen Pithom und Pa-Ramses zu harten Frohndiensten zwang, denen sie sich unter seinem schwachen Nachfolger Menephtah I. durch den bekannten Auszug entzogen. Das Wunder des Rothen Meeres, welches ihre Flucht begünstigte, ist ein Naturereignis, welches sich nach glaubwürdigster Bezeugung des Öfteren wiederholt hat.

In der gleichen geschickten und spannenden Art zog der Herr Vortragende aus dem Bereiche der assyrischen Forschungen eine Zahl der wissenswertesten Notizen herbei. Er berichtete, wie wir für die Erzählungen der hl. Schrift vom Paradies, von der Sintflut und vom Turmbau zu Babel in den zu Ninive aufgefundenen Monumentalquellen die merkwürdigsten Parallelen und Belege erhalten, die um so wichtiger anzuschlagen sind, als sie die in Frage stehenden Ereignisse völlig unabhängig von unserer Bibel berichten. Am eklatantesten ist die Ähnlichkeit bei dem Sintflutberichte, in welchem der assyrische Text, abgesehen von einer polytheistischen Grundanschauung, eigentlich nur darin abweicht, dass er den Geretteten nicht Noah, sondern Xisuthros nennt. Ähnlich wie die Kenntnis der Hieroglyphen ist auch die Entzifferung der assyrischen Keilschrift mit Hilfe einer Kolossalinschrift erfolgt, welche in drei Sprachen dasselbe Ereignis feierte, nämlich die Siegesthaten des Darius. Gemeint ist die bekannte Felseninschrift von Vehistun in Medien, die einen altpersischen, medischen und einen babylonischen Keilschrifttext enthält und im Jahre 1835 von dem Engländer Sir W. Rawlinson enträtselt wurde. Nun begannen die aus den Ruinen des einstigen Ninive, aus dem Schutte von Kujundschik und Nebi Yunus gehobenen Thontafeln mit ihrer Keilschrift eine beredte Sprache zu führen; am meisten verdanken wir der gewaltigen, aus solchen Thontafeln bestehenden Bibliothek Asurbanipals, die uns fast gänzlich erhalten ist. Israels Geschichte vom König Ahaban wird uns in diesen keilschriftlichen assyrischen Annalen in ziemlicher Übereinstimmung mit dem biblischen Bericht vorgetragen, ja auf manche bisher dunkle Stelle fällt durch diese neuen Funde ein lichter Schein, mancher Name findet eine andere Erklärung (z. B. Abraham), manches für unerklärbar gehaltene Wort (z. B. Nergal), manche bisher unzureichend erkennbare Person (z. B. Belsazar) tritt mit einem Male in das Tageslicht der Erkenntnis und der Geschichte. Es ist durchaus lohnend, wie es einer unserer hervorragendsten Kenner der Assyriologie, Prof. Friedrich Delitzsch in Leipzig, übt, das Alte Testament im Lichte der Keilschriftforschung zu betrachten. Die wichtigsten, hier auch angeführten Ergebnisse derselben führte der Herr Vortragende seiner Zuhörerschaft in wohlbegründeter und

geschmackvoller Darstellung vor Augen, damit, wie er es am Schlusse mit warmen Worten hervorhob, einen überzeugenden Beweis liefernd von der Thatsache, dass die egyptologische wie die assyriologische Forschung den biblischen Berichten die gewaltigste Beglaubigung erbracht hat und noch erbringt, wie ja auch alle echte Wissenschaft nicht gegen, sondern nur für die Wahrheit wirken kann.

Zweite Sitzung.

Festversammlung der Königlichen Akademie in der Aula des Königlichen Gymnasiums zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Erfurt, den 26. Januar 1893.

Nach einer einleitenden, auf den Zweck der Festversammlung bezüglichen Ansprache las der Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann** eine Abhandlung: Über den deutschen Volkscharakter. Dieselbe ist im zweiten Teile unseres Jahresheftes abgedruckt, und verweisen wir an dieser Stelle auf S. 95.

Dritte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 24. Februar 1892.

Herr Schuldirektor a. D. Heinrich **Neubauer**: Bemerkungen zur Sprache und Dichtung Calderons.

Von der Thatsache ausgehend, dass Calderon durch die Romantiker einen bedeutenden Einfluss auf die deutsche Litteratur ausgeübt hat, auch manche seiner Dramen deutsche Bühnenstücke geworden sind, suchte der Verf. dieses Vortrags aus der sprachlichen Betrachtung derselben nachzuweisen, dass sie eines solchen Vorzugs nicht würdig sind. Zu diesem Zwecke unterwirft er Calderons Ausdruck und Satzbildung einer genaueren Untersuchung, deren Ergebnis in der Behauptung gipfelt, dass seine Sprache schwulstig und unschön ist. Calderon häuft Beiwörter und Hauptwörter in ermüdender Weise, macht einen übermässigen Aufwand von Bildern ohne Rück-

sicht auf den Sinn der Stelle und die Person, welcher sie in den Mund gelegt werden, er ist reich an geschmacklosen Wortspielen und bewegt sich in fortgesetzten Antithesen und Parallelismen. Sein Satzbau ist für einen Dichter, noch dazu einen dramatischen, viel zu sehr periodisierend; aber seine Perioden sind schlecht gebaut, weil Satz an Satz mechanisch angehängt ist; häufig werden sie noch durch Parenthesen verlängert. Steigt man von dem rein sprachlichen Gebiet zu dem der dramatischen Komposition empor, so bemerkt man, dass Calderon sich seine Aufgabe durch gehäufte Apartés (Beiseitesprechen einer Person im Beisein anderer) und grobe Expositionen, in denen eine Person der andern in ermüdender Breite mitteilt, was diese längst weiss, in unverantwortlicher Weise erleichtert hat. Waren die sprachlichen Bemerkungen an den Mágier prodioso, die die Komposition betreffenden ausserdem an „Eifersucht das grösste Scheusal“, den „Richter von Halamea“, „Hüte dich vor stillem Wasser“, das „Leben ein Traum“ angeknüpft worden, so zeigt der Verfasser schliesslich an der „Tochter der Luft“, dass die ganze Auffassung und Durchführung des Calderonschen Dramas, das Haschen nach dem Ausserordentlichen und Wunderbaren, die Passivität der handelnden Personen gegenüber einem roh und unverdient über sie hereinbrechenden Schicksal, das Durcheinander des tragischen und komischen Stils, das Behagen am Grässlichen, der steife, gereimte, trochäische Vers und seine bunten Unterbrechungen durch allerhand andere Versmasse, dass alles dies, mag es auch dem bigotten, durch seine Stierkämpfe gegen das Grausame abgestumpften Spanier munden, für den frei denkenden und milde fühlenden Deutschen keine Verbesserung seines dramatischen Besitzes bedeuten kann.

Vierte Sitzung.

Öffentliche Versammlung der Akademie zur Feier des 300jährigen Geburtstages des Pädagogen Johann Amos Comenius in der Aula des Königl. Gymnasiums.

Erfurt, den 30. März 1893.

Zum Beginn der Feier begrüsste Professor Dr. **Heinzelmann** die Versammlung und legte kurz den Zweck und die

Bedeutung derselben dar. Der lebhafte Anklang, den der von Archivrat Dr. Keller in Münster mit grosser Energie durchgeführte Gedanke einer an allen bedeutenden Orten der alten wie der neuen Welt ins Leben gerufenen Comenius-Feier und Comenius-Stiftung gefunden habe, sei als ein günstiges Zeichen der Zeit zu begrüssen, als ein Beweis dafür, dass der Sinn für die idealen Interessen in unserer vielfach als materialistisch gescholtenen Zeit noch lebendig sei. Für Erfurt, die altehrwürdige Lutherstadt, in welcher auch der mit Comenius grösste Pädagoge des 17. Jahrhunderts, A. G. Francke, geweilt habe, sei es eine selbstverständliche Ehrenpflicht gewesen, sich an dieser grossartigen internationalen Feier zu beteiligen. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage habe bereits der Erfurter Lehrerverein im engeren Kreise den Geburtstag des grossen Pädagogen festlich begangen. Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften habe es — entsprechend ihrer Aufgabe, die vorzugsweise für das praktische Leben wichtigen Zweige der Wissenschaft, zu denen ja vor allem die Geschichte und die ethischen Wissenschaften, insbesondere die Pädagogik gehöre, zu pflegen — für angezeigt gehalten, jener auf den engeren Kreis der Fachgenossen beschränkten Feier eine, wenn auch in bescheidenen Grenzen gehaltene, öffentliche Feier an die Seite zu stellen, um durch dieselbe an ihrem Teile die Bekanntschaft mit dem grossen Pädagogen auch weiteren Kreisen zu vermitteln.

Nach dieser Ansprache des Sekretärs der Akademie betrat Herr Realgymnasial-Direktor Professor Dr. **Zange** das festlich geschmückte Katheder, um den Festvortrag über das Thema: Johann Amos Comenius, der grosse Meister der modernen Erziehungskunst", zu halten. Der Festredner gab zunächst ein anschauliches Bild von der inneren Entwickelung, wie von dem äusseren Leben und Wirken des allezeit nach den höchsten Zielen strebenden, rastlos thätigen, schwer geprüften Mannes, der, in der Hochschule der Leiden und der Anfechtungen zum Meister der Erziehungskunst heranreifend, alle Bildungselemente seiner Zeit in sich vereinigte und sie für die Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts verwertete, der, den Tiefblick des Theologen und den Scharfblick des Philosophen mit der Einfalt und Innigkeit des

echten Christen paarend, der erste Vertreter einer zugleich die natürlichen Anlagen und Bedürfnisse der Kindesseele weise berücksichtigenden und die höchsten religiös-sittlichen Anforderungen des biblischen Christentums erfüllenden Erziehungs- und Unterrichtskunst wird, der zuerst das gesamte Erziehungswerk nach seinen verschiedenen Stufen von der Kindheit bis zum beginnenden Mannesalter, von der Mutterschule bis zur Hochschule, als ein organisch in sich gegliedertes Ganze, als eine in strenger Folge sich entwickelnde Einheit anschaut und seine genialen Gedanken, erfüllt von einem unverwüstlichen, durch schwere Schicksalsschläge nicht gebrochenen, sondern vertieften, echt christlichen Optimismus, mit bewunderungswürdiger Energie an der Hand einer ausgebreiteten Praxis in seinen der Nachwelt hinterlassenen zahlreichen Schriften allseitig durchgeführt, dargelegt hat. Nach dieser persönlichen Charakteristik geht der Festredner näher auf die Schriften des merkwürdigen Mannes ein. Schliesslich bestimmt Herr Direktor Zange die Bedeutung des Mannes für unsere Zeit in folgender Weise: Comenius sei zwar nicht der Vater der neueren Unterrichtskunst zu nennen, denn es bestehe kein innerer oder äusserer Zusammenhang zwischen Comenius und den neueren wissenschaftlichen Pädagogen. Beide Teile seien unabhängig von einander zu denselben oder doch zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Aber Comenius dürfe im vollen Sinne als der Prophet der neueren Unterrichtskunst bezeichnet werden.

Fünfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 18. Mai 1892.

Herr Pastor **Oergel**: „Die Lebens- und Studienordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters."

Dieser Vortrag ist im zweiten Teile dieses Jahresheftes vollständig abgedruckt. Wir verweisen daher auf S. 161.

Sechste Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 8. Juni 1892.

Herr Gymnasial-Professor Dr. Krause aus Zerbst: „Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, nach gleichzeitigen Quellen."

Auch dieser Vortrag ist unten (S. 189 ff.) abgedruckt.

Siebente Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 29. Juni 1892.

Herr Diakonus Lic. theol. Dr. Bäntsch: „Die moderne wissenschaftliche Kritik der h. Schrift und die göttliche Offenbarung."

Der Vortragende geht aus von dem augenblicklich zwischen der Kirche und der modernen Theologie bestehenden Gegensatze, der durch das Verfahren und die Ergebnisse der modernen Kritik geschaffen worden ist. Die tiefgreifende Umgestaltung der theologischen Anschauungen und religiösen Überzeugungen, welche die moderne theologische Wissenschaft in ihrem Gefolge hat, hat sie bei den Vertretern des Alten verdächtig gemacht und hier zum Teil wenigstens eine Verwerfung aller Kritik zur Folge gehabt. Man ist freilich darin viel zu weit gegangen. Eine besonnene Schriftkritik wird auch die kirchliche Wissenschaft zugeben müssen, und auf die Dauer wird sich diese auch nicht sperren dürfen, die unleugbaren Befunde der litterarischen und historischen Kritik anzuerkennen. Nur auf diesem Wege kann die so notwendige Einheit zwischen Kirche und Theologie wieder angebahnt und gefestigt werden.

Wie kaum ein anderes Buch fordert die heilige Schrift, und hier besonders das Alte Testament, die Kritik heraus. Man kann das Recht der Kritik nur dann leugnen, wenn heilige Schrift und Gottes Wort absolut identisch wären, aber das ist bekanntlich nicht der Fall. Die heilige Schrift ist die menschlich-geschichtliche Form, in der das Wort Gottes an die Menschheit vermittelt ist, und als solche mensch-

lich-geschichtliche Form ist die Schrift notwendig allerlei Schwachheiten, Unvollkommenheiten und Irrtümern und eben darum der Kritik unterworfen. So darf man auch der neuesten Kritik ihr Recht a priori nicht bestreiten.

Der Vortragende schildert nun die neueste Kritik, insbesondere die des Alten Testaments nach ihren hauptsächlichsten Ergebnissen. Das Bild der Geschichte Israels ist danach ein ganz anderes geworden. Das grosse levitische Gesetz in den mittleren Büchern des Pentateuchs, das früher als mosaisch galt, ist als schriftstellerisches Ganze in die nachegyptische Zeit zu setzen. Es repräsentiert das Ende einer gesetzgeberischen Entwickelung, die von kleinen Anfängen ihren Ausgang genommen hat. Das Prinzip der Entwickelung ist überhaupt als der Geschichte Israels zu Grunde liegend von der modernen Kritik erkannt. Danach fällt die Patriarchengeschichte ausserhalb des Rahmens der eigentlichen Geschichte, die nun erst mit Moses beginnt. Vor allem lässt sich an der Gottesidee des Volkes Israel das Prinzip der Entwickelung nachweisen. In den ältesten Zeiten ist Jahveh lediglich Volksgott, also ein Gott neben anderen Göttern, mit geographischer und nationaler Beschränkung. Erst in der prophetischen Zeit geht dem Volke durch die Predigt der Propheten der ethische Monotheismus auf. Ähnlich weist die Kritik in der neutestamentlichen Sphäre verschiedene Stufen einer mannigfachen Entwickelung des christlichen Glaubensinhaltes auf. Sie unterscheidet scharf zwischen der Lehre Jesu Christi, wie sie am treuesten in den sogenannten synoptischen Evangelien aufbewahrt ist, und den menschlich-geschichtlich bedingten Lehrtypen eines Johannes und Paulus, innerhalb deren sich wiederum verschiedene Entwickelungsstadien darbieten.

Es liess sich erwarten, dass diese Ergebnisse in kirchlichkonservativen Kreisen auf heftigen Widerspruch stiessen. Man wandte ein, dass sie den der vom heiligen Geist bewirkten Kanon-Bildung zu Grunde liegenden Voraussetzungen total widersprächen, dass sie nicht im Einklang ständen mit den Anschauungen Jesu und seiner Apostel über das Alte Testament überhaupt und über das Gesetz insbesondere, vor allem aber, dass sie den göttlichen Offenbarungsfaktor aus der hei-

ligen Geschichte und der heiligen Schrift verdrängten, um einer rein menschlichen Entwickelung und Thätigkeit Platz zu machen.

Es verlohnt sich, auf diesen letzten Einwand etwas näher einzugehen. Ist es wirklich der Fall, dass die moderne Kritik den göttlichen Faktor aus der heiligen Geschichte verdrängt und so einer rein menschlichen Entwickelung Platz macht? Ist es wirklich wahr, dass die kritische Theologie der Gegenwart die Autorität des Gotteswortes auflöst und in der Schrift bloss Menschenwort und Menschenwitz, ja am Ende Menschenbetrug sieht?

Was den ersten Punkt betrifft, so ist gewiss zuzugestehen, dass die moderne Kritik auf das Moment der Entwickelung ein grosses Gewicht legt. Aber damit ist doch der Faktor der göttlichen Offenbarung noch nicht ohne weiteres gestrichen. Die Entwickelung der Menschheit, wie die des gesamten Kosmos überhaupt, beruht in der modernen Theologie nicht etwa lediglich auf dem Zusammenspiel blos materieller Prinzipien, sondern bedarf auch nach ihr zu ihrer zureichenden Erklärung notwendig der Annahme einer höheren, geistigen Potenz, einer Potenz der Determination. Wenn dies nun schon bei dem Kosmos und der Menschheitsgeschichte überhaupt der Fall ist, wie erst bei der Geschichte des Volkes Israel! Wahrlich, die gewaltigen Katastrophen, die geistesmächtigen Persönlichkeiten, der herrliche Abschluss dieser Geschichte in Jesu, das sind doch Dinge, die eine fromme, gläubige Betrachtung dieser Geschichte nicht etwa aufheben, sondern vielmehr fordern. Am deutlichsten zeigt sich die Einwirkung des göttlichen Faktors bei einer besonnenen Betrachtung über Entstehung und Wachstum des ethischen Monotheismus in der prophetischen Zeit. Dieser Monotheismus kann nicht als Produkt menschlicher Reflexions- und Abstraktionsthätigkeit aufgefasst werden, denn die Männer, die dem Volke den Monotheismus gaben, die Propheten, standen dem gelehrten Nachdenken meistens ferne; auch nicht etwa als das notwendige Ergebnis grossartiger geschichtlicher Erfahrungen, denn so sehr auch unerwartete Errettungen und Grossthaten Jahves den Glauben der grossen Masse an den allmächtigen, lebendigen Gott auf Zeiten beleben mochten, das wahre Israel wird sich in seinen besten Söhnen

gerade in den Zeiten des Niederganges und der furchtbarsten Demütigungen des Einen heiligen Gottes am tiefsten bewusst. Will man hier auf die Quelle zurückgehen, so kann man sie nur im Menschenherzen finden, das fragend gen Himmel schaut, und dem von oben her eine gewisse Antwort wird. Und diese gewisse Antwort von oben, diese Gottesoffenbarung ist der Felsengrund, auf dem der Monotheismus Israels ruht. Hier hat auch die moderne Kritik in ihren namhaftesten Vertretern den göttlichen Offenbarungs-Faktor gern und willig anerkannt. Darauf legt sie nun freilich Wert, dass jede göttliche Offenbarung erst dann an die Menschheit ergeht, wenn letztere für diese reif und empfänglich geworden ist. Die Offenbarung Gottes ist hiernach geschichtlich bedingt und fundamentiert. Und gerade hierin liegt das Merkmal des modernen Offenbarungsbegriffes im Unterschied von dem früheren, schlechthin supranaturalistischen, der Geschichte und Offenbarung ohne Beziehung zu einander, ja oft genug im Gegensatz zu einander auffasst.

Kann die moderne Kritik so die göttliche Offenbarung nicht leugnen, so kann sie konsequenterweise auch nicht in Abrede stellen, dass in den heiligen Schriften, die die heilige Geschichte nicht nur begleitet, sondern zum guten Teil erst in Fluss gebracht haben (vgl. die prophetischen Schriften), eine Gotteskraft lebendig ist, d. h. dass wir ein autoritatives Gotteswort in ihnen haben. Damit ist aber jener zweite Einwand erledigt. Wie hat man ihn aber erheben können? Es beruht auf einer falschen Schätzung einer an sich richtigen Beobachtung. Die moderne Kritik sucht überall nach psychologischer Vermittelung, wo unsre Väter ganz unbefangen an unbegreifliche Wunder der Inspiration glaubten. Dieses Suchen nach psychologischer Vermittelung hat man nun vielfach für ein Trachten nach Auflösung des Gotteswortes gehalten, aber mit Unrecht. Die moderne Kritik leugnet die Transscendenz des göttlichen Geisteswirkens durchaus nicht, aber sie betont, dass dieses göttliche Geisteswirken im Inneren des Menschengeistes sich vollziehe, sich psychologisch vermittele, d. h. unter Wahrung der individuellen Eigentümlichkeiten der schriftstellerischen Persönlichkeit und im engsten Anschluss an die in ihr vorhandene Begriffs- und Erkenntniswelt. Und gerade dieses

psychologische Interesse ist es nun, was die moderne Auffassung vom Worte Gottes von der älteren unterscheidet, die mehr oder weniger vom altprotestantischen Inspirations-Begriffe bestimmt ist.

Fragt man nun freilich, welches da nun das Gotteswort sei, und welche Methode es gebe, dieses Gotteswort aus seinen psychologischen Vermittelungen herauszulösen und es rein zu gewinnen, so kann die moderne Wissenschaft darauf keine bestimmte Antwort geben. Das Gotteswort lässt sich eben nicht räumlich abgrenzen. Es verhält sich zur heiligen Schrift wie die Seele zum Leib. Es geht durch die ganze heilige Schrift hindurch, hier weniger bemerkbar, dort in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit den Herzen und Gewissen sich bezeugend. Man wird seiner nur inne durch persönliche Erfahrung, und auf dieser persönlichen Erfahrung beruht für uns am letzten Ende seine unbedingte Autorität.

Und diese Erfahrung kann die moderne Kritik jedenfalls nicht hindern; sie verhält sich dazu auch nicht etwa nun indifferent und gleichgültig; nein im Gegenteil, sie kann diese Erfahrung nur fördern und für viele die Möglichkeit einer solchen anbahnen. Der Offenbarungsbegriff ist aus der kritischen Schmelze nur reiner und geläuterter hervorgegangen, und die Autorität des Gotteswortes steht nach Feststellung seiner psychologischen Vermittelung ungleich fester da als unter der Herrschaft einer Anschauung, die Wort Gottes und heilige Schrift ganz oder beinahe identificierte und eben darum nicht im Stande war, die mancherlei Inkongruenzen, Irrtümer und Schwächen der heiligen Schrift als die notwendigen Merkmale der menschlichen Form zu erkennen, in die Gott seine ewige Wahrheit gekleidet hat.

Achte Sitzung.

Öffentliche Versammlung in der Aula des Königlichen Gymnasiums.

Erfurt, den 24. August 1892.

Herr Professor D. Paulus Cassel: „Über Shakespeares Kaufmann von Venedig.“

Der gelehrte Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Sagenkunde reihte jenes Bühnenstück in den grossen Zusammenhang der Volkssagen ein, und von da aus seinen sittlichen Gehalt beleuchtend, erschloss er den Zuhörern in fesselnder Weise ein neues Verständnis dieses Dramas, das in der leichten Form der Komödie eine tiefe christliche Wahrheit enthält. Der Hauptinhalt des Vortrags war kurz folgender: „Der Kaufmann von Venedig" ist die dramatische Darstellung einer italienischen Volkssage von einem venetianischen Kaufmann, der aus freundschaftlichen Beweggründen eine Bürgschaft auf sich nahm in Form einer Schuldverschreibung, nach welcher dem jüdischen Gläubiger nach Ablauf einer festgesetzten Frist ein Pfund Fleisch seines Leibes als Busse verfiel. Sie gehört zu der grossen Anzahl von Volkssagen, wie man sie von allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisen kann, und die irgend einen tieferen sittlichen Kern, wie z. B. den Gedanken der Freundestreue, veranschaulichen. Im engeren Sinne gehört sie zu dem Kreise derer, die ihrer Entstehung nach in das Zeitalter der Reformation fallen und reformatorische Gedanken durchleuchten lassen. „Der Kaufmann von Venedig", der in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts von Shakespeare geschrieben ist, enthält den biblischen Gedanken: der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Das Drama hat zur geschichtlichen Grundlage den Gegensatz des Judentums und des Christentums, wie er damals in Venedig namentlich unter den Handelsleuten herrschend war. Aus den historischen Quellen jener Zeit wissen wir auch, dass die Akte und Handelsscheine unter den Kaufleuten mit möglichster, fast peinlicher Schärfe im Ausdruck abgefasst waren. Die Hauptscene führt uns nun in eine Verhandlung über das schon erwähnte schriftliche Abkommen zwischen dem Kaufmann und dem Juden. Die buchstäbliche Auffassung des Schuldscheins macht es dem Juden nicht nur unmöglich, seine Rechte geltend zu machen und von dem Kaufmann das Pfund Fleisch zu fordern, weil er dann Blut vergiessen würde, und auf Blutvergiessen die Strafe der Exkommunikation stand, sondern der ganze Schuldschein spricht allein schon das gerichtliche Verdammungsurteil über den Juden, als einen, der seinem Mitbürger nach dem Leben trachtet. Der Buchstabe tötet, diese Thatsache soll damit ausgedrückt

sein. Aber dem Richter schlägt ein liebendes Herz für den rettungslos Verdammten, er lässt Gnade für Recht ergehen und schenkt aus freier Gnade dem Verurteilten Leben und Vermögen. Das ist der Geist, der lebendig macht, der Geist des Erbarmens und der Liebe. — Die Personen des Stückes sind sämtlich erfunden. Namen wie Shylock und Tubal hat es in Venedig nie gegeben. Und doch, gerade in dem erdichteten Namen Shylock kann man die Bestätigung dafür erkennen, dass in der That auch Shakespeare jene christliche Wahrheit als die leitende vorgeschwebt hat. Dieser Name lässt sich vielleicht sprachlich mit „Saulus" gleichsetzen, der auch unter dem tötenden Buchstaben des Gesetzes stand und dann auf dem Wege der freien Gnade gerettet, zur höheren Stufe des christlichen Lebens, der Liebe, hindurchdrang.

Neunte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 14. September 1892.

Herr Professor Dr. **Brünnert**: „Sagenhaftes in der Geschichte."

Der Vortrag ist im zweiten Teile dieses Jahresheftes abgedruckt S. 225 ff.

Zehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 19. Oktober 1892.

Herr Maler Eduard **von Hagen**: „Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart."

Auch dieser Vortrag ist im zweiten Teile dieses Jahresheftes S. 247 ff. abgedruckt.

Elfte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 2. November 1892.

Herr Musikdirektor Ludwig **Meinardus**: „Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst."

Auch dieser Vortrag ist im zweiten Teile dieses Jahres-

heftes, S. 281, abgedruckt. Zugleich bemerken **wir, dass** Sonderabdrücke desselben durch den Buchhandel **vertrieben** werden [Erfurt, Carl Villaret (Hugo Friedrich)].

Zwölfte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 19. November 1892.

Herr Lic. Dr. **Schwarzlose**: „Die Entstehung und das Wesen der griechisch - morgenländischen Kirche.“

Wir verweisen auch für diesen Vortrag auf den zweiten Teil dieses Heftes S. 351 ff.

Dreizehnte Sitzung.

Öffentliche Versammlung.

Erfurt, den 7. Dezember 1892.

Herr Pastor Dr. **Lorenz**: „Über soziales Handeln.“

In der Einleitung bestimmte der Vortragende seine Aufgabe dahin, dass er eine ethische Beleuchtung des Sozialismus geben wolle. Zu dem Zwecke werde er zunächst die Gesellschaftslehre feststellen und dabei eine Auseinandersetzung zwischen der Soziologie und der christlichen Ethik vornehmen; sodann sei es nötig, die Lehre vom Ausbau der Gesellschaft oder vom Sozialismus zu beleuchten; erst im dritten Teile seiner Rede werde er auf die wichtigste Seite der Frage, die praktische, eingehen, das im Thema bezeichnete „soziale Handeln“, und einen Überblick über die Pflichten geben, die wir als Glieder der Gesellschaft haben. — Nach Feststellung seiner Aufgabe zum ersten Teile seiner Abhandlung übergehend, teilte der Redner zuvörderst die wichtigsten Ergebnisse der neueren Soziologie mit und bestimmte dann ihr Verhältnis zur christlichen Ethik. Bei dem unfertigen Charakter der jungen Wissenschaft der Soziologie, so etwa führte er aus, sei es nicht zu verwundern, dass sie ein durchaus naturalistisches Gepräge trage. Daher bezeichne sie als Ausgangspunkt für die Entwickelung der Gesellschaft die „primitive Horde“, als die ursprüngliche Form der Familie die „Mutterfamilie“, als ursprüngliche Form des

Rechts das Mutterrecht. Der Übergang von der Mutterfamilie zur späteren „Vaterfamilie" sei durch die „Raubehe" vermittelt, die Entstehung der ersten Staatsform durch Unterjochung und Versklavung einer Horde durch die andere. In ähnlicher Weise sollen sich nach dieser Anschauung die einzelnen Stände, insbesondere das Priestertum entwickelt haben. Indem der Redner nunmehr zur Beurteilung dieser Aufstellungen schritt, wies er darauf hin, dass dieselben auf das Gemüt des Arbeiters zersetzend und verbitternd wirken müssten; doch wollte er die Richtigkeit dieser Forschungen nicht einfach in Abrede stellen, sondern gestand ihnen eine gewisse Gültigkeit zu, doch sei dieselbe lediglich auf den im Naturzustande befindlichen Teil der Menschheit zu beschränken. Auf die gegenwärtigen, durch das Christentum bestimmten sittlichen Gemeinschaften, die moderne Familie, den modernen Staat und die christliche Kirche, diese drei Hauptfaktoren der heutigen Kultur, passten jene soziologischen Aufstellungen durchaus nicht. Das Christentum nämlich sei es gewesen, welches als die gewaltigste Kulturmacht mittels jener drei grossen sittlichen Organismen menschlicher Gemeinschaft, auf denen die heutige Kultur beruhe, sozial umgestaltend gewirkt und die Menschheit von dem primitiven Naturzustand auf den höheren Standpunkt gegenwärtiger Kultur und Gesittung emporgehoben habe. Dies weist der Redner nach an der Ehe und Familie und an der Geschichte der Sklaverei. Zu den drei wichtigsten sittlichen Gemeinschaften der Familie, des Staates und der Kirche sei nun aber kürzlich eine vierte gekommen, gewissermassen „die vierte Dimension" der Menschheit, nämlich „die Gesellschaft". Der Umfang, die Bedeutung, der Zweck dieser vierten Gemeinschaftsform, welche alle Kulturvölker umschliesse und sowohl die Kulturarbeit als den Kulturanteil vermittle, wurde näher erörtert, aber auch gezeigt, dass der Gesellschaftskörper noch des Ausbaues harre. — Zur Darlegung dieses Ausbaues der Gesellschaft, wie ihn der Sozialismus behandle, im zweiten Teile seines Vortrages übergehend, wandte sich der Redner zunächst gegen den falschen Sozialismus, wie er durch das von der Sozialdemokratie verkündigte Lehrsystem vertreten ist, indem er

zeigte, wie mit der hier angestrebten Beseitigung der drei Kulturfaktoren Staat, Kirche, Familie, auch der gesamte gegenwärtige Kulturzustand aufgehoben und die Gesellschaft wieder auf den rohen Naturzustand der „primitiven Horde" zurücksinken werde. Dem gegenüber habe der rechte Sozialismus, der einen Ausbau der Kulturarbeit und der Vermittelung des Kulturanteils bezwecke, nicht auf eine Beseitigung, sondern vielmehr auf eine sittliche Stärkung jener drei Kulturfaktoren und auf eine Ethisierung der einzelnen Gesellschaftsschichten hinzuarbeiten. Davon handelte der Redner in seinem dritten Teile, der das sozial-ethische Handeln der Kirche, des Staates, der Schule, der Familie, der einzelnen Stände und der einzelnen Personen näher darlegte. Mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass es unserem Volke gelingen werde, die schwierige soziale Frage zu lösen, schloss der Redner seinen fesselnden und belehrenden Vortrag.

Vierzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 21. Dezember 1892.

Herr Apotheker Dr. E. **Biltz**: „Über den Schutz des Chloroforms vor Zersetzung am Licht."

Der Vortragende erläuterte den Inhalt einer kürzlich von ihm publicierten Schrift: „Der Schutz des Chloroforms vor Zersetzung am Licht, und sein erstes Vierteljahrhundert. Historische und chemische Studien, Erfurt 1892, bei A. Stenger", durch die das chemische Verständnis der Schrift vermittelnden ausführlichen Darlegungen und chemischen Experimente.

Er begründete dabei zuerst die vor 25 Jahren auf die Initiative der hiesigen Königlichen Regierung erlassene Ministerialverordnung, welche das Chloroform durch Aufbewahrung in schwarzen Gläsern vor der sonst durch die Berührung mit Luft unter dem Einfluss des Tageslichts unvermeidlich eintretenden Zersetzung zu schützen befiehlt, welche das Chloroform durch Verwandlung in freies Chlor und in Phosphorgas nicht nur untauglich zur Inhalation, sondern letztere Verwendung sogar zu einer höchst gefahrbringenden macht; alsdann

legte er dar, dass diese Zersetzbarkeit des Chloroforms in seiner eigenen chemischen Zusammensetzung beruhe, und nicht durch die dem Chloroform von seiner Bereitung her gewöhnlich noch anhaftenden fremden Chlorverbindungen herbeigeführt werde, ja dass das Chloroform, je reiner es von diesen Verunreinigungen sei, der fraglichen Zersetzung um so leichter unterliege, und dass es also eine Täuschung sei, wenn gewisse Fabrikanten den Vorzügen ihres als möglichst rein anerkannten Fabrikats doch noch die Behauptung seiner dadurch verbürgten Unzersetzbarkeit am Licht, und deshalb die Entbehrlichkeit aller Schutzmassregeln als besondere Empfehlung beizugeben sich erdreisteten; und ferner erklärte er, aus welchen chemischen Gründen auch ein Gehalt an Alkohol im Chloroform dessen Zersetzung am Licht aufzuhalten vermöge, während dagegen die gänzliche Abhaltung des Tageslichts der einzige absolute Schutz bleibe; endlich aber forderte er alle dazu Berufenen dringend auf, jenem Treiben der Fabrikanten entgegen zu wirken und an ihrem Teile zur Aufrechterhaltung der so notwendigen fürsorglichen Regierungsmassregeln im Sinne der Humanität beizutragen.

Der Vortragende hatte seine obengenannte Schrift, welche auf historischer und chemischer Grundlage ein Gesamtbild alles dessen darstellt, was der Arzt, der Apotheker und der Fabrikant über den Gegenstand wissen sollten, dem allverehrten Vice-Präsidenten unserer Akademie, Herrn Ober-Regierungsrat Freiherrn von Tettau zur Erinnerung seiner eigenen förderlichen Beteiligung am Erlass der Chloroform-Schutzmassregeln, sowie als ein Zeichen seiner Dankbarkeit und Verehrung zuzueignen sich erlaubt, und überreichte das Schriftchen heute auch zur Bibliothek der Akademie.

Fünfzehnte Sitzung.

Festversammlung der Königlichen Akademie in der Aula des Königlichen Gymnasiums zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Erfurt, den 26. Januar 1893.

Herr Professor Dr. theol. Willibald Beyschlag aus Halle a. S.: „Der Grosse Kurfürst als evangelischer Charakter.“

Der Festredner begann mit einem Wort des Dankes für das ihm von der Akademie bewiesene Vertrauen. Man habe durch seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie das alte, ihn mit der gut evangelischen Stadt Erfurt längst verknüpfende Band noch fester geschlungen. Er habe sich bemüht, ein Thema zu wählen, welches den am Geburtstag des Kaisers besonders lebhaften vaterländischen Gefühlen der Festfeiernden entspreche. Schaue man zurück auf die Entwickelung der preussischen Monarchie und des deutschen Reiches und vergegenwärtige man sich die Anfänge des jetzigen stattlichen Einheitsbaues, so falle der Blick unwillkürlich auf den Mann, welcher zu diesem gewaltigen Bau die ersten, bis heute tragenden Fundamente gelegt habe, auf den Grossen Kurfürsten. Übersehe man das Lebenswerk dieses Fürsten, wie er unter beständigen, schweren Kämpfen das kleine, ihm bei seinem Regierungsantritte überkommene väterliche Erbe habe schützen und erhalten müssen, so werde man finden, dass es zwar nicht viel war, was er an Land und Leuten während seiner 48jährigen Regierung gewann, aber er habe aus Bruchstücken einen Staat geschaffen, welcher an innerer Entwickelungskraft alle anderen Staaten überflügelte. Dabei lag der Schwerpunkt seines Wirkens nicht in dem äusseren Erfolg, noch auch in seinem hervorragenden staatsmännischen Talent, sondern vor allem in der sittlichen Persönlichkeit dieses merkwürdigen Fürsten, in seinem Charakter, und dieser Charakter sei als ein echt evangelischer zu bezeichnen. Der grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm als evangelischer Charakter — dieses Thema führte nunmehr der Herr Vortragende in der Weise durch, dass er zuerst ein Zeitbild entrollte, auf dem sich der Charakter und das Wirken des Kurfürsten abhob, und sodann den Charakter selbst zeichnete. Es war ein dunkles Zeitbild, das der Herr Festredner an der Hand der neuesten Forschungen von Max Lehmann und Droysen entwarf. Im geraden Gegensatz zu dem hohen Aufschwung des deutschen Geistes im 16. Jahrhundert, dem Zeitalter der Reformation, sei das 17. Jahrhundert, als Zeitalter der siegreich vordringenden jesuitischen Gegenreformation, eine Zeit religiösen und sittlichen Niederganges. Fanatismus auf religiös-kirchlichem, Frivolität auf sittlich-politischem Gebiete — das seien die

unheimlichen Mächte, welche diese jammervollste Zeit der deutschen Geschichte beherrschten. Religionshass statt christlicher Bruderliebe erfüllte die Gemüter zuerst und vor allem im Gebiete des römischen Katholizismus, der unter der Herrschaft des fanatischen Jesuitismus durch gewaltsame Unterdrückung des am Ende des 16. Jahrhunderts fast über ganz Deutschland verbreiteten Protestantismus die verzehrende Flamme des unsern nationalen Wohlstand vernichtenden 30jährigen Krieges entfachte. Aber auch im protestantischen Deutschland jener Zeit sei etwas zu spüren gewesen von diesem Hass, weniger im Gebiete der reformierten Kirche, wo ein weiterer und hellerer staatsmännischer Blick und reinere, strengere Sittlichkeit gehässiger Intoleranz wehrte, weit mehr in den Ländern, in welchen das streng lutherische Bekenntnis herrschte, wo man, wahres Christentum mit reiner Lehre verwechselnd, im starren, unbeugsamen Festhalten auch an dem schwächsten Punkte der Lehre Luthers, der vom heiligen Abendmahle, den Vertretern des reformierten Bekenntnisses sogar in Deutschland die Bruderhand versagte und sie von der Duldung ausschloss, obwohl diese gut evangelische Christen im Sinne des grossen Reformators Melanchthon waren und an dem deutsch-evangelischen Grundbekenntnis, der Augsburgischen Konfession, festhielten. Durch diese Unduldsamkeit gegen ihre eigenen evangelischen Glaubensbrüder erleichterten die strengen Lutheraner dem gemeinsamen Feind aller evangelischen Christen sein sauberes Geschäft, so dass ihm die nach dem gut römischen Grundsatze: Entzweie und gebiete! ins Werk gesetzte und betriebene Vernichtung des Protestantismus teilweise gelang! Wie auf religiös-kirchlichem Gebiete der Fanatismus, der Glaubenshass, so herrschte auf sittlich-politischem Gebiete die Frivolität. Der Redner entwirft hier ein dunkles Bild von der an den Höfen, namentlich an den katholischen Höfen, herrschenden Unsittlichkeit, von der grauenhaften Missachtung des 6. Gebotes, von der unmenschlichen Grausamkeit und dem gänzlichen Mangel an allem sittlichen Zartgefühl, vor allem von dem in der Politik herrschenden Treubruch. Und diese Laster wurden durch die laxe jesuitische Moral wesentlich gestützt und gefördert, nach der man einem Ketzer Treue zu halten nicht verpflichtet ist, und

die es den katholischen Fürsten, allen voran einem Ludwig XIV., gestattete, das durch die Sünden gegen das 6. Gebot befleckte Gewissen durch das traurige Verdienst blutiger Ketzerverfolgungen, Dragonaden und Protestantenhetzen zu beruhigen.

Von dem Hintergrunde dieses erschreckenden Zeitbildes hebt sich, einzig in seiner Zeit dastehend und alle damaligen Fürsten an sittlicher Grösse überragend, die Lichtgestalt des grossen Kurfürsten um so glänzender ab. Der Redner entrollt zuerst ein Bild des werdenden Charakters, zeichnet sodann den fertigen Charakter des Kurfürsten und weist nach, mit welchem Rechte man ihn echt evangelisch nennen darf. Der Kurfürst ist in dem von seinem frommen Grossvater Sigismund aus Überzeugung angenommenen reformierten Bekenntnis erzogen, das aber insofern sich streng von der schweizerisch-kalvinischen Fassung unterschied, als es in echt deutsch-evangelischer Weise sich im Einklang wusste mit den wichtigsten lutherischen Bekenntnisschriften Deutschlands, der bereits erwähnten Augsburgischen Konfession, ihrer von Melanchthon abgefassten Apologie und dem Kleinen Katechismus Luthers. Der Kurfürst, zugleich der von dem weitherzigen, an der damaligen Universität Helmstädt wirkenden lutherischen Theologen Kalixt vertretenen, auf eine Einigung der christlichen Bekenntnisse gerichteten Anschauung zuneigend, hat zeitlebens mit voller persönlicher Überzeugung an diesem deutsch-reformierten Bekenntnis festgehalten nicht bloss im Gegensatz zu den Anmassungen des Papsttums und der römischen Kirche, sondern auch zu dem missverstandenen Eifer seiner lutherischen Landeskinder, welche ihm vielfach mit Misstrauen begegneten, da ihnen bei der damals unter den Geistlichen und Theologen herrschenden engherzig-orthodoxen und streng konfessionellen Geistesrichtung das reformierte Bekenntnis zum Teil noch verhasster erschien als selbst das römische System. Jenen Anfeindungen und diesen Verkennungen und Vorurteilen gegenüber bewährte sich der glaubensstarke und sittlich ernste Mann, der durch sein reines Familienleben, durch die musterhafte, echt christliche Ehe mit der bürgerlich-schlichten, innig frommen und klugen Luise Henriette ein leuchtendes Beispiel gab und die damaligen Fürsten in Schatten stellte, in jener Zeit schmachvoller Konversionen, in der

Scharen von bisher evangelischen Fürsten und fürstlichen Personen für das Linsengericht äusseren Glanzes, frivoler Unsittlichkeit und despotischer Willkür eines Ludwigs XIV. ihren Glauben verleugneten und zum Katholizismus übertraten, als evangelischen Charakter, indem er die echt deutschen und christlichen Tugenden der Treue und Geduld, der Beharrlichkeit im Guten und der strengen Gerechtigkeit gegen Freund und Feind in religiös-kirchlicher wie in sittlich-politischer Hinsicht durch die That bewies. Die Grösse dieses Mannes beruht in der Auffassung seiner landesherrlichen Pflichten vom Standpunkt des Evangeliums aus. Er liess ein Reformwerk entstehen, von dem man sagen kann, es lobt den Meister. Er ist der erste gewesen, welcher die Gewissensfreiheit staatsrechtlich aussprach, der erste Vertreter jener wahren, nicht, wie das später bei Friedrich dem Grossen der Fall war, auf religiöser Gleichgültigkeit, sondern auf evangelischen Grundsätzen ruhenden Toleranz. Durch sein Verdienst bestanden die drei Konfessionen friedlich nebeneinander. Die römische Kirche hatte sich unter ihm über nichts zu beklagen, als dass sie nicht herrschte. Selbst seiner positiven evangelischen Glaubensüberzeugung bis an sein Lebensende treu bleibend, ein starker Hort und Schutz aller aus den Nachbarländern wegen ihres Glaubens vertriebenen evangelischen Christen, zog er dem vielfach durch gehässige Polemik von den Kanzeln herab sich bethätigenden fanatischen Eifer der lutherischen Geistlichen und Theologen feste, durch das Gemeinwohl der Bürger eines Staates geforderte Grenzen und scheute sich im Bewusstsein seiner Regentenpflichten nicht, das gottgegebene Recht der Obrigkeit auch gegenüber einem Paul Gerhardt, wenn auch in der schonendsten Weise zur Anerkennung zu bringen. Andererseits aber übte er strenge Gerechtigkeit auch den katholischen Christen gegenüber, wahrlich nicht in dem unchristlichen Sinne des katholischen Ludwigs XIV., der nach der Aufhebung des Edikts von Nantes seinen evangelischen Landeskindern, den Hugenotten, nur die Wahl liess, katholisch zu werden oder auf die Galeere zu gehen, und der ihnen nicht einmal das Recht der freiwilligen Verbannung zugestand, sondern im Sinne echt christlicher und evangelischer Duldung und Duldsamkeit. Er liess ihnen das

Recht freier Religionsübung, soweit dieselbe sich mit dem Gesammtwohl der Staatsbürger vertrug, und schützte sie sogar, falls sie sich in den von ihm vorgeschriebenen Grenzen bewegten, gegen Angriffe von aussen. Aber gegen die leidenschaftlichen Übergriffe des fanatischen Glaubenshasses schritt er energisch ein und wusste überall, wie die Würde seines obrigkeitlichen Amtes, so die Sache des Evangeliums zu wahren, indem er verschiedene Grade und Stufen der Duldung kannte und anwandte je nach dem Verhalten der Andersgläubigen. Denn dessen blieb er sich wohl bewusst, dass einem evangelischen Fürsten und Volke bei schwächlicher Nachgiebigkeit einem fanatischen jesuitischen Katholizismus gegenüber, der sich nur dann befriedigt und frei weiss, wenn er die Herrschaft hat, schliesslich nichts übrig bleibe, als das Recht, welches der Cyklop Polyphem dem Odysseus zugestand, nämlich von allen „zuletzt gefressen zu werden.“ Darum schloss er diesen mit Recht von der Duldung aus, und doch befleckte er nie seine Hände mit dem Blute der Andersgläubigen, während in katholischen Ländern das Blut der evangelischen Christen in Strömen floss. — Indem der Grosse Kurfürst so zunächst auf religiös-kirchlichem Gebiete, dann aber auch nach aussen hin, in seinem Verkehr mit den Fürsten, seine landesherrlichen Pflichten und Rechte vom Standpunkte des Evangeliums auffasste und durchführte, ist er zugleich der Schöpfer einer neuen, echt deutschen, durch den Geist evangelischen Christentums bestimmten Politik geworden, deren Leitsterne Wahrhaftigkeit und Treue sind im Gegensatz zu wälscher Arglist und Untreue. Sehr mit Unrecht hat man das monarchische Bewusstsein des Grossen Kurfürsten auf eine Linie gestellt mit dem Absolutismus Ludwigs XIV. Beide Männer sind sittlich grundverschieden. Während die Triebfeder des letzteren der Egoismus ist, liegt dem ausgeprägten Herrschergefühl des Kurfürsten das sittliche Bewusstsein der hohen persönlichen Verantwortlichkeit, die Pflicht selbstloser Hingabe an das Ganze des Staates, der landesväterlichen Fürsorge für alle Glieder des ihm anvertrauten Volkes zu Grunde. — Der Festredner belegte seine überzeugenden Ausführungen durch zahlreiche Beispiele aus der Zeitgeschichte

und durch frappante Aussprüche mancherlei Art und schloss das Charakterbild mit einer tief ergreifenden Schilderung der letzten Lebenstage des Grossen Kurfürsten, von welchen das Wort seines treuen Ratgebers Schwerin gelte: „Die Seinen haben von ihm lernen können, wie man sterben muss."

Sechzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 15. Februar 1893.

Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. **Axmann**: „Infektion, Prophylaxis und die Formel X Y Z."

Dieser Vortrag ist im zweiten Teile dieses Heftes vollständig abgedruckt. Wir verweisen auf S. 133 ff.

Siebenzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 22. März 1893.

Der Vice-Präsident der Königlichen Akademie, Herr Oberregierungsrat a. D. Dr. Freiherr **von Tettau**: „Gedächtnisrede auf Herrn Professor D. Paulus Cassel."

Auch dieser Vortrag ist im zweiten Teile (S. 333 ff.) abgedruckt.

Achtzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 19. Juli 1893.

Herr Oberregierungsrat Dr. **Geutebrück**: „Über die Prämienreserve und die Staatsaufsicht bei der Lebensversicherung in Deutschland."

Im Anschlusse an eine von ihm in der Rundschau für Versicherungswesen von Masius 1892 erschienene Abhandlung über die Gewinn- und Verlustrechnung etc. etc. bei der Lebensversicherung nach dem preussischeu Ministerialerlasse vom 8. März 1892 erörterte der Vortragende zunächst die Thatsache, dass sich in Deutschland das volle Verständnis für die wahre Bedeutung der Prämienreserve bei der Lebensversicherung und für letztere selber erst allmählich entwickelt hat, um im Zusammenhange damit die Stellung der Staatsaufsicht in

Deutschland zur Technik der Lebensversicherung zu erklären; es wurde hierbei die geschichtliche Entwickelung dieser Aufsicht von den Anständen an, denen in Preussen und Hannover die älteste deutsche Anstalt, die Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha, anfänglich in beiden Ländern zu begegnen hatte, bis auf die Neuzeit herab an Beispielen beleuchtet und hervorgehoben, dass das gegenwärtige passive Verhalten der Staatsaufsicht in Preussen und in Deutschland gegenüber der Prämienreserve und sonst der Technik bei der Lebensversicherung gegenüber mit einem Einschreiten erst nach einem Hervortreten greifbar gewordener Übelstände auch in Bezug auf drei in neuerer Zeit vielbesprochene amerikanische Gesellschaften gelte, nämlich die Equitable, die New-York und die Mutual Insurance Company. Von dem bedenklichen Geschäftsgebahren namentlich der beiden ersten wurden Beispiele berichtet. Der Vortragende begründete sodann seine Ansicht, dass auch das baldige Erscheinen eines Reichsversicherungsgesetzes wenigstens für die Lebensversicherung trotz allem, was darüber in der Presse verlaute, nicht zu rechnen sei; die preussische Staatsregierung insbesondere, die erst neuerdings bestimmte Vorschriften für die Rechnungslegung der in Preussen zugelassenen Lebensversicherungsanstalten gegeben habe, werde erst den Erfolg für den von ihr an die Spitze gestellten Grundsatz der Klarheit und Übersichtlichkeit und zwar der Übersichtlichkeit auch für das Publikum abwarten. Weiter aber werde sie sich auch der nachteiligen Folgen bewusst sein, die event. die ultima ratio einer Konzessionsentziehung für die bereits bei den davon betroffenen ausserdeutschen Anstalten in Deutschland Versicherten nach sich ziehen würde. Der Selbstschutz mit der Versicherungswahl bei einer soliden, und namentlich bei einer für uns Deutsche besser übersehbaren deutschen soliden Anstalt sei und bleibe das Wichtigste, und zum Zwecke dieses Selbstschutzes sei auf die überhaupt möglichen Entstehungsgründe eines in einem Rechenschaftsberichte nachgewiesenen Gewinnüberschusses näher zu achten. Zum Schlusse wurden daher diese überhaupt möglichen Gewinnquellen nach ihrer Lauterkeit kritisch besprochen.

Neunzehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung.

Erfurt, den 17. Mai 1893.

1. Herr Gymnasiallehrer Dr. Schreiber liest die von Herrn Postbaurat **Tuckermann** in Charlottenburg abgefasste und der Akademie übersandte Abhandlung über: „Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst.“

Dieser Vortrag ist zwar im zweiten Teile S. 313 ff. vollständig abgedruckt; doch geben wir hier ausnahmsweise zugleich einen von Herrn Dr. Schreiber abgefassten kurzen Auszug dieser Abhandlung.

Nach einleitenden Bemerkungen über die herrschenden Kunstströmungen liess der Vortrag durch einen historischen Rückblick die Grundlagen für die Erfordernisse einer nationalen Kunstentwickelung und für die an die Zukunft zu stellenden Anforderungen gewinnen.

Die wahre Kunst muss national sein. Dies war das erste Ergebnis dieses Rückblickes, welches hauptsächlich in der fränkischen Baukunst und ihrer Verbreitung in Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien den deutlichsten Beleg findet.

Das Christentum, welches von auswärts in spiritualistischer Form zu den Deutschen kam, war daher der deutschen Bildhauerkunst zunächst nicht günstig; trotzdem entwickelte sich diese schnell, kühn und eigenartig und erreichte ihren Höhepunkt in den Nürnberger Künstlern Adam Kraft und Peter Vischer.

In den grossen Religionskriegen erstarb jedoch in Norddeutschland das Kunstbedürfnis ganz, während in Süddeutschland der Geist freier Selbständigkeit einem antinationalen Romanismus wich, wodurch die Kunst des seelenvollen Charakters verlustig ging.

Dagegen hoben in Italien, wo die Renaissance-Architektur der Plastik zur Entfaltung mehr Gelegenheit bot als die deutsche Gotik, Leonardo da Vinci, Andrea Contucci-Sansovino und Michel Angelo Buonarotti die italienische Plastik auf den Gipfel der Vollendung, letzterer am eigenartigsten und am meisten dem germanischen Geiste verwandt.

Zur weiteren Entwickelung der Bildhauerkunst hat Deutschland beigetragen theoretisch durch Winckelmann's begründete Hinweise auf die gediegene Schulung durch die Antike, werkthätig in der von Schinkel, Thorwaldsen-Rauch und Cornelius vertretenen hellenistischen Renaissance. Ihnen allen schreitet aber als wahrer praeceptor Germaniae Goethe, der Dichter, voraus. Er und Michel Angelo stehen an der Schwelle der Kunst des 20. Jahrhunderts, in welchem die Welt die rein menschlichen Verhältnisse mit dem Geiste des Christentums vereinigen wird. Schadows Wirksamkeit, welche eine Anknüpfung an die grosse Vergangenheit nationaldeutscher Kunst unter Kraft und Vischer angebahnt hat, lässt mit Sicherheit eine Blüte der deutschen Bildhauerkunst im nationalen deutschen Sinne erwarten.

Im Gegensatz zur antiken Plastik, welche von der idealen Charakteristik der Heroengestalt zur Darstellung des Seelenlebens überging, um sich schliesslich im Porträt mehr und mehr zu verflachen, präcisiert sich das Ziel der deutschen Bildhauerkunst dahin, dass sie als christliche Kunst in Verbindung mit der Kirche ihren Weg zu beginnen habe, um neben der realistischen Auffassung der Natur die christliche Weltauffassung in tiefster Inbrunst und in lauterster Wahrheit zum Ausdruck zu bringen.

Vorbildlich für ein solches Schaffen ist die frühgotische Periode, namentlich durch die Verbindung von Plastik und Architektur und durch die Vorbildung der jungen Bildhauer, welche damals aus praktischen Werkschulen hervorgingen. Statt archäologischer Schwärmerei thut unsern Kunstjüngern not eine Einführung in die nationalen Ideenkreise des Christentums, des eigenen Volkes, des eigenen Vaterlandes und des deutschen Herzens.

Diese Forderung hat schon vor 60 Jahren die Romantik erhoben, aber sie begab sich einseitig in den Dienst der katholischen Kirche und ist darum heute verschwunden. Die neue deutsche Kunsterhebung wird eine zweite deutschnationale Romantik sein, welche auf dem Boden des christlichen Evangeliums und der deutschen Geschichte erwächst.

---

2. Der Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann** liest eine von ihm abgefasste und später in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft, sowie in der für weitere Kreise bestimmten Sammlung: „Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft“ (1. Jahrgang, 2. Stück) veröffentlichte Abhandlung über: „Goethes religiöse Entwickelung.“

Wir erlauben uns diejenigen, welche sich für den vorliegenden Gegenstand interessieren, auf jene Sammlung von Vorträgen aufmerksam zu machen und verweisen hier, ohne auf den Inhalt des Vortrages näher einzugehen, auf jenen Abdruck.

III. Nekrologe.

1. Nekrolog des ordentlichen Mitgliedes der Königl. Akademie, Herrn Realgymnasial-Oberlehrer Professor Dr. Otto Schlapp zu Erfurt.

Otto Schlapp ist am 19. Juni 1831 zu Giessen geboren als Sohn des dortigen Hauptzollamts-Kontrolleurs Georg Schlapp. Er besuchte das dortige Gymnasium von Ostern 1839 bis Ostern 1848 und verliess dasselbe nach einer mit Auszeichnung bestandenen Reifeprüfung. Nachdem er von Ostern 1848 bis zum Herbst 1849 auf der Gewerbeschule zu Darmstadt Mathematik, Physik und Chemie studiert hatte, bezog er die Universität Giessen im November 1849 als Studierender der Mathematik und Naturwissenschaften und bestand im Februar 1853 sein Staatsexamen pro facultate docendi in der „Mathematik, den Naturwissenschaften, der Geschichte und der spekulativen Philosophie". Gleichzeitig erhielt er auf grund eines vorzüglich bestandenen Examen rigorosum das Doktordiplom, ohne eine besondere Dissertationsschrift verfasst zu haben. Nachdem er von Ostern 1853 bis Michaelis 1854 als Kandidat des höheren Schulamts sein Probejahr am Gymnasium zu Giessen abgeleistet hatte, begleitete er bis zum Sommer 1855 die beiden Brüder Barone von Harnier auf ihren Reisen durch Italien und Südfrankreich und benutzte besonders einen längeren Aufenthalt in Rom zu eingehenden Kunststudien. Vom Sommer 1855 bis zu Ostern 1857 beschäftigte er sich an der Universität Giessen im chemischen Laboratorium und im botanischen Institut mit mehr praktischen naturwissenschaftlichen Untersuchungen.

Von Ostern 1857 ab provisorisch an der städtischen Realschule zu Erfurt beschäftigt, wurde er am 1. September 1858 definitiv als (7.) ordentlicher Lehrer angestellt, am 19. September 1865 zum Oberlehrer befördert und am 12. Mai 1885 zum Professor ernannt. In den letzten Jahren kränklich und mei-

stens beurlaubt, starb er am 24. Januar 1892 nach längerem Leiden am Herzschlag.

In der Schule erteilte er Unterricht in der Chemie bis in die obersten Klassen, in der Geographie und Naturbeschreibung in mittleren und oberen Klassen, zeitweilig in der Planimetrie und Arithmetik in unteren und mittleren Klassen. Mit besonderer Vorliebe pflegte er auf dem Gebiete der Naturwissenschaften das Studium der Zoologie. Er schrieb einen Leitfaden für den Unterricht in dieser Disciplin, der in zwei Auflagen erschienen ist und von kompetenter Seite viel Anerkennung gefunden hat. „Seine Arbeit in seinem Berufe war," wie ihm der Direktor Koch bescheinigt, „von Begeisterung für denselben belebt und von Gewissenhaftigkeit geregelt. Er brachte daher die Schüler nicht bloss dahin, dass sie sich meist gern mit den von ihm gelehrten naturwissenschaftlichen Disciplinen beschäftigten, sondern auch zu einer anerkennenswerten Sicherheit im Wissen und im Urteil bei der Anwendung der Kenntnisse". Und doch war ihm der Unterricht nicht letzter und höchster Zweck der Schule, sondern nur Mittel für einen höheren Zweck, den der Erziehung, und das Wissen nur Mittel der Bildung. Das Hauptmittel, durch welches er wirkte, war daher weniger sein Wissen, als seine Persönlichkeit.

Als ein Mann von tüchtiger allgemeiner Bildung hatte er vorzugsweise den Sinn für das Schöne in sich entwickelt. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst, dem der Tonkunst und der Dichtkunst zeigte er ein eingehendes Verständnis, ein treffendes Urteil, und da er selbst innerlich berührt und durchdrungen war von der Schönheit der Kunstwerke, so verstand er es auch in hohem Grade, Interesse und Verständnis bei anderen für dieselben zu erwecken. Er besass die heutzutage seltene Gabe, nicht bloss anregend, sondern auch bildend auf die Phantasie einzuwirken. Er selbst war sehr musikalisch, sein Lieblingsinstrument war die Geige. Als Dichter pflegte er besonders die lyrische Poesie, die Sprachdichtung und das religiöse Lied.

Kein Wunder, dass er bei dieser reichen wissenschaftlichen und zugleich ästhetischen Begabung das Bedürfnis empfand nach einer über die engeren Grenzen der Schulthätigkeit hinaus reichenden geistigen Mitteilung. Erfurt mit seinem blühen-

den wissenschaftlichen Vereinsleben war gerade der geeignete Ort, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Vor allem wissen der hiesige Gartenbau- und Gewerbeverein zu erzählen von Schlapps verdienstvollem Wirken, von seinen anschaulichen, anregenden und belehrenden Vorträgen.

Auch die hiesige Akademie gemeinnütziger Wissenschaften ernannte ihn bereits im Jahre 1862 zu ihrem Mitgliede. Er hat hier mehrere Vorträge gehalten, aus denen ich nur zwei hervorhebe, die ich aus den Akten habe feststellen können. Der eine, am 19. Januar 1870 gehalten, ist dem Gebiete der Naturforschung entnommen und behandelt „die Hypothese der mechanischen Wärmetheorie und die atomistische Vorstellung von der Konstitution der Materie“. Der andere, am 15. November 1877 in einer öffentlichen Sitzung vor einem mässigen Zuhörerkreise gehalten, war dem Gebiete der bildenden Kunst entnommen und gab unter dem Titel: „Forum und Basilika“ eine höchst anschauliche Übersicht über die Entwickelung der kirchlichen Baukunst aus den antiken Mustern.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf seine sittliche Persönlichkeit, so war, wie das Zeugnis seines Direktors vom Jahre 1868 bemerkt, „sein dienstliches, wie auch sein Privatleben durch Treue und Demut charakterisiert.“ Anspruchslos und wohlwollend, von aufrichtiger christlicher Frömmigkeit und edler Humanität beseelt, half er gern, wo er konnte, und nahm sich als Klassenlehrer besonders der Schwachen an. Im persönlichen Verkehr liebenswürdig und anregend, gab er sich offen und ehrlich, schlecht und recht, wie er war, und hielt als ausgesprochener politischer wie religiöser Charakter mit seiner Ansicht nicht zurück, er sprach sie oft in origineller, bisweilen derb humoristischer Weise aus, namentlich wenn er Gelegenheit nahm, die Schwächen der Zeit zu geisseln. Konnte man ihm auch nicht durchweg zustimmen, da seine scharf ausgeprägte Eigenart nicht frei war von den Schranken und Kanten der Eigenheit, so hörte man ihn doch stets gern und blieb nie ohne fruchtbare Anregung. In politischer Hinsicht konservativ-monarchisch, in kirchlicher positiv-biblisch und evangelisch, bekenntnistreu im Sinne und Geiste der Erlanger streng historischen, von Löhe vertretenen Richtung, aber zugleich etwas apokalyptisch angehaucht, dabei ein grosser Natur-

freund und warmer Kunstliebhaber und die Anhänglichkeit an die Heimat echt deutsch paarend mit dem Zug in die Fremde, so stand er für den aufmerksamen Beobachter und für den Kenner der Geschichte unsrer deutschen Bildung da als ein edler Vertreter jener Richtung, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das geistige Leben unseres Volkes beherrschte, deren klassischer Repräsentant auf dem Thron Friedrich Wilhelm IV. war. Schlapp war durch und durch Romantiker in seinem ganzen Denken und Leben, in seinem sittlichen und ästhetischen Empfinden, in seinen kirchlichen und politischen Anschauungen, aber er war Romantiker im besten und edelsten Sinne des Wortes, wie wir auch Goethe einen Romantiker nennen. Er wurzelte mit seinem ganzen Sein und Empfinden in einer vergangenen Zeit, wie wir sie jetzt zum grössten Teile leider kaum noch verstehen. Kein Wunder, dass er die neue Zeit mit ihren neuen grossen Aufgaben nicht nach allen Seiten verstand und fasste, zumal da seine in den letzten Jahren angegriffene Gesundheit ihm Schonung auferlegte und ein Fernhalten von dem öffentlichen Leben gebieterisch forderte. Aber eins stand ihm fest, dass das im letzten Grunde einzige Mittel für die Heilung der mannigfachen Schäden der Zeit das Evangelium sei, wie denn nach des von ihm übrigens sehr verehrten Goethe Ansicht der einzige und tiefste Konflikt der Welt- und Menschengeschichte der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben ist. Er war daher ein warmer Freund der auf die religiös-sittliche Erneuerung unseres Volkslebens gerichteten Bestrebungen der Innern Mission, er trug das Wohl und Wehe seines Volkes und Vaterlandes, wie seiner Kirche auf betendem Herzen. Er gehörte der Thüringer Konferenz für Innere Mission von ihrer Gründung ab als Vorstandsmitglied an bis zu seinem Tode.

Sein Andenken wird unter uns in Segen bleiben.

2. Nekrolog des Mitgliedes des Senates der Königlichen Akademie, Herrn Gymnasialdirektors **Georg Hess** zu Erfurt.

Georg Friedrich Hess ist am 9. Mai 1834 als der Sohn des Rektors der Ottoschule in Stettin geboren. Er besuchte die Schule seines Vaters, dann das damals unter Direktor Heydemann blühende Stettiner Gymnasium und verliess dasselbe Ostern 1852 mit dem Zeugnis der Reife, um entsprechend seiner eigenen Neigung wie der Familientradition das Studium der Theologie zu wählen. Nachdem er in Halle, Tübingen und Berlin die bedeutendsten Theologen damaliger Zeit, einen Tholuck, Julius Müller, Hupfeld, Beck, Nitzsch, und Philosophen wie Erdmann, Volkmann und Ulrici fleissig gehört und sich eine nach allen Seiten befriedigende theologische und philosophische Durchbildung verschafft hatte, leistete er im Januar 1857 sein erstes theologisches Examen in Stettin ab, wurde aber infolge einer provisorischen Beschäftigung mit Unterricht an der Schule seines Vaters für das Lehrfach dermassen begeistert, dass er beschloss, noch auf ein Jahr nach Halle zu gehen, um sich dort philosophischen Studien hinzugeben. Er erhielt in der Prüfung pro facultate die Lehrbefähigung in den für das Gymnasium wichtigsten Fächern: Deutsch, Religion, Hebräisch, Lateinisch, Griechisch und Geschichte durch alle Klassen, besuchte dann das von Heydemann geleitete pädagogische Seminar zu Stettin und empfing dort durch die eingehendere Beschäftigung mit den Schriften des geistvollen Philosophen und Pädagogen Herbart die Richtung für seine künftige Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit. Bald bewährte er sich als tüchtiger Pädagoge in Stettin, Grünberg und Breslau. Gleich sehr auf eine gute Disziplin wie auf einen geistig anregenden und wahrhaft bildenden Unterricht bedacht, gewann er schnell die Herzen der Jugend und zeigte sich, ebenso mild und freundlich wie streng und gewissenhaft, als ein Meister in der Kunst apostolischer Weisheit, der Liebe, allen alles zu werden und selbstlos andern zu leben. Mit der idealen religiös-sittlichen Gesinnung des Theologen und zu-

gleich mit dem realistischen Scharfblick und Umblick des Herbartischen Philosophen seine Aufgabe als Schulmann erfassend, wird er früh, bereits mit 33 Jahren, für die Stelle eines Gymnasialdirektors von der Behörde ausersehen und hat dieses einflussreiche Amt fast volle 25 Jahre lang an 4 verschiedenen Anstalten in den verschiedenen Provinzen unseres Staates bekleidet. Ostern 1867 ward er Direktor am Herzoglichen Gymnasium zu Oels, 1870 in gleicher Stellung nach Rendsburg, 1882 nach Altona berufen, Ostern 1891 nach Erfurt, wo er am 3. Februar 1892 starb.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten wandten sich in erster Linie den Aufgaben der Schule zu. Für die unteren Klassen bearbeitete er die römische Geschichte, für die mittleren und oberen die Geographie, für die oberen die Psychologie und die klassischen Autoren des Seneca und Plato. Dabei beschäftigte er sich eingehender mit der Geschichte der deutschen Sprache. Kein Tag verging ihm ohne angestrengte Arbeit. Rastlos arbeitete er an sich selbst, an der Erweiterung und Befestigung seiner Kenntnisse. Dabei aber verlor er sich nie in gelehrte Einzelheiten oder in unfruchtbare Kritik, sondern er betrachtete das Ganze der Einzelwissenschaften und der Einzelgebilde des äusseren und des sittlichen Lebens, welche er seiner Beobachtung unterzog, mit dem herrschenden Überblick des philosophisch gebildeten Geistes und verstand die Kunst des Gebildeten, das Ganze im Einzelnen, das Einzelne im Ganzen zu sehen, und das scheinbar Entlegene und Vereinzelte durch die gestaltende Kraft der Phantasie „zur allgemeinen Weihe zu rufen“ und es in der Form eines anschaulichen Bildes dem Hörer vor Augen zu führen. Diese ihm eigene Auffassungs- und Darstellungsgabe in Verbindung mit seinem lebhaften Drang nach geistiger Mitteilung und seinem sittlichen Bedürfnis veredelnder und läuternder Einwirkung auf andere machte ihn neben einem tüchtigen Lehrer zugleich zum geborenen Leiter und zum persönlichen Mittelpunkt von freien, auf ideale Zwecke wissenschaftlicher und sittlicher Art gerichteten Gesellschaften.

So sehen wir ihn denn überall zur Förderung des geistigen Lebens in den weitesten Kreisen der Gebildeten das Seinige beitragen. In Oels wird er Mitbegründer der Philo-

mathie, einer Gesellschaft, in welcher die verschiedensten wissenschaftlichen Interessen gepflegt wurden. In Rendsburg wie in Altona rief er Lesezirkel ins Leben, hielt selbst Vorträge und wusste bedeutende Männer der Wissenschaft zu Vorträgen heranzuziehen. In Altona war er Mitglied der Geographischen Gesellschaft und des Deutschen Schulvereins. In letzterem führte er lange Zeit den Vorsitz und hat ihn in wesentlich neue Bahnen geleitet. Hier in Erfurt hat er uns in der kurzen Zeit, in welcher er Mitglied der Akademie und zugleich des Senates war, durch zwei geist- und gehaltvolle Vorträge — Geist und Wesen deutscher Sprache — erfreut, die noch in unser aller Gedächtnis sind.

Aber das Interesse und Verständnis für Kunst war in ihm nicht weniger lebendig wie das für die Förderung der Wissenschaft. Der Neubau des Rendsburger Gymnasiums mit dem statuengeschmückten Treppenhaus, mit seiner mit Bildern und Statuen gezierten Aula, war seine eigenste Schöpfung. Von Altona zog er mit seinen Schülern nach Hamburg, um Vorträge des Direktors der dortigen Kunsthalle über die Geschichte der deutschen Malerei zu hören. Besonderes Interesse wandte er der Musik zu; eine seiner letzten Thaten in Altona war die Einrichtung eines Schüler-Bläserchors. Hier in Erfurt erfreute er sich namentlich auch an den Leistungen eines freien, aus den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums gebildeten Männerchors.

Dem öffentlichen Leben folgte er mit regem Eifer. In politischer Hinsicht stellte er sich voll und ganz auf den Boden der durch die Gründung des neuen Deutschen Reiches gegebenen Thatsachen. Er war ein treuer und bewährter Patriot, begeistert und thatkräftig trat er ein für Kaiser und Reich. Noch steht uns allen lebendig vor Augen seine letzte Kaisers Geburtstagsrede, die er in der Aula des hiesigen Gymnasiums hielt, gewissermassen sein Schwanenlied. In Altona war er in der politischen Vereinigung der Nationalliberalen thätig. Aber er gehörte nicht zu denjenigen Liberalen, welche das Volksleben ganz von der höchsten sittlichen und geschichtlichen Macht der Religion loslösen möchten oder die für ihre Person jeder kirchlichen Gemeinschaft entraten zu können meinen und sie nur als ein Mittel, die Massen des niederen

Volkes in Schranken zu halten, geduldet sehen wollen. Von dieser dürftigen und irrigen Anschauung war Hess weit entfernt. Ihm war die Religion Herzenssache. Daher machte er kein Hehl aus seiner persönlichen Überzeugung und bekannte offen seinen evangelischen Glauben, indem er regen Anteil nahm an dem kirchlichen Leben durch regelmässigen Besuch des Gottesdienstes und durch lebhaftes Interesse für das kirchliche Gemeinwesen. Letzteres hat er in Altona dadurch bethätigt, dass er der Kirche als Gemeindevertreter diente. Hier in Erfurt war er Vorstandsmitglied des evangelischen Missionsvereins für Ostafrika, und fast regelmässig konnte man ihn in allen denjenigen kirchlichen Versammlungen sehen, welche die Hebung des sittlichen und sozialen Lebens unseres Volkes bezweckten. Freudig begrüsste er den Vorschlag, die diesjährige Preisaufgabe der Akademie dem Gebiete der sozialen Frage zu entnehmen. Wie er selbst die Zeichen der Zeit aufmerksam verfolgte und sie verstand, so wollte er auch an seinem Teile nicht unversucht lassen, was irgend einen Beitrag zur Anbahnung besserer Zustände bieten könnte.

Dass ein Mann mit einem so warmen Herzen und weiten Blick, von solcher Thatkraft und Umsicht, von so reicher wissenschaftlicher und ästhetischer Begabung so schnell in der Blüte seiner Kraft durch den Tod uns entrissen ist, müssen wir als einen empfindlichen Verlust für die Wissenschaft und für unser Gemeinschaftsleben bezeichnen. Auch die Akademie durfte von dem Heimgegangenen die thatkräftigste Unterstützung ihrer Bestrebungen erwarten. Unsre Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte es anders beschlossen.

Aber das Bild seiner edlen und anregenden Persönlichkeit wird unter uns fortleben; wir werden ihm ein treues und dankbares Andenken bewahren.

---

3. Nekrolog des korrespondierenden Mitgliedes der Königlichen Akademie, des ordentlichen Professors an der Universität zu Kiel, Herrn Dr. **Wilhelm Schum.**

Wilhelm Schum wurde am 25. Juni 1846 zu Erfurt geboren und blieb nach dem frühzeitigen Ableben einer jüngeren Schwester das einzige Kind seiner Eltern. Von denselben nach streng christlichen und evangelischen Grundsätzen zunächst im Hause erzogen, wurde er Ostern 1852 in die Vorschule der Erfurter Realschule aufgenommen und bestand bei letzterer Anstalt, die Ende der Fünfziger Jahre zur Realschule I. Ordnung erhoben wurde, Ostern 1864 die Maturitätsprüfung. Für diese Ausbildung war der Wunsch seines Vaters massgebend, der den Sohn zum künftigen Leiter der von ihm gegründeten und eben erheblich erweiterten Lederfabrik bestimmt hatte. Nach dem Willen des Vaters sollte nun der junge Schum nach einer praktischen Einarbeitung in den Betrieb der Fabrik, um sich zu einer späteren, um so vollendeteren Leitung des Unternehmens zu befähigen, die damalige Königliche Gewerbe-Akademie besuchen. Er versuchte es daher nunmehr, sich die für ersteren Zweck erforderlichen kaufmännischen Kenntnisse und technischen Fertigkeiten anzueignen, aber Anregungen von seiten früherer Lehrer, sowie älterer Freunde und Gönner, die ihn in den Mussestunden des geschäftlichen Lebens zu historischen Quellenstudien und archivalischen Arbeiten anleiteten, brachten in ihm die bisher nur still gehegten Neigungen für eine andere Berufswahl mehr und mehr zum Durchbruch.

Nachdem es ihm gelungen, seine Eltern zum Verzicht auf die ihrerseits für seine Zukunft gehegten Pläne zu bewegen, begann er sich seit dem Frühjahr 1866 für das humanistische Abiturienten-Examen vorzubereiten. Mitte März 1868 legte er dasselbe am Königlichen Gymnasium seiner Vaterstadt als Extraneus ab. Der damals bestellte Königliche Prüfungs-Kommissarius war der gegenwärtige Vice-Präsident der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Herr Oberregierungs-

rat Freiherr von Tettau. Nach ehrenvoll bestandener Prüfung begab sich der junge Schum nach Göttingen, um unter Georg Waitz Geschichte zu studieren. Von letzterem frühzeitig zu den von ihm veranstalteten und geleiteten historischen Übungen zugelassen, verband er auf dessen Rat seine Ausbildung in den verschiedenen historischen Fächern mit eingehenden nationalökonomischen und juristischen Studien. Nach Abschluss einer grösseren Seminararbeit und Veröffentlichung einer ersten kleinen Druckschrift setzte er seine Ausbildung von Michaelis 1869 ab in gleicher Weise in Berlin fort, nur mit dem Unterschiede, dass er daselbst noch einige klassische philologische Kollegien hörte, während er sich in Göttingen auch etwas auf dem Gebiete der germanischen Sprachforschung zu unterrichten versucht hatte. In Berlin nahm sich seiner der bekannte Geschichtsforscher Johann Gustav Droysen besonders an, und Schum lieferte für die Übungsabende in dessen Seminar mehrere kleinere geschichtliche Untersuchungen, welche den Beifall des Meisters fanden. Aber nicht die neuere Geschichte war es, der er sich mit besonderer Vorliebe zuwandte, sondern die Geschichte des Mittelalters. Er bearbeitete daher behufs einer bei der philosophischen Fakultät einzureichenden Dissertation ein Thema aus dem Gebiete der mittelalterlichen Quellenkritik, auf das seine Aufmerksamkeit bereits in Göttingen gelenkt worden war. Nachdem er anfangs November des Jahres 1871 das Examen rigorosum in Göttingen abgelegt hatte, ging er während des Druckes seiner Doktor-Arbeit, der sich durch den Winter 1871/72 hindurchzog, noch einmal nach Berlin zurück, um teils an der Universität, teils am Königlichen Statistischen Seminar Vorlesungen zu hören. Seine Promotion fand daher erst am 9. März 1872 durch die Disputation ihren Abschluss. Bei dieser Gelegenheit bekundete er seine eingehendere Beschäftigung mit national-ökonomischen Fragen durch Aufstellung einer These, in welcher er die Notwendigkeit des Übergangs der Eisenbahnen aus den Händen der Privatbesitzer an den Staat behauptete.

Im Sommer 1872 begab sich Dr. Schum nach München, wo er drei Semester lang neben Arbeiten im dortigen Reichs-Archive und der Staats-Bibliothek an den Übungen des von Geh. Rat von Giesebrecht geleiteten Seminars teilnahm und

auf Wunsch desselben während des Winters 1872/73 einem kleineren Kreise jüngerer Studierender regelmässige Vorträge über lateinische Paläographie hielt. Während der Ferien bereiste er verschiedene andere Teile von Süd- und Norddeutschland, um in Archiven und Bibliotheken teils über den Investiturstreit, teils über Kaiser-Urkunden des 12. Jahrhunderts, teils über das Reformationszeitalter Forschungen anzustellen. Um für die ersten beiden dieser Arbeitsgebiete noch weitere Erfahrungen und ein vollständigeres Material zu gewinnen, ging er endlich während der Monate März und April 1874 nach Italien, doch nicht ohne sich vorher, am 21. Februar, in Halle für Geschichte und historische Hilfswissenschaften habilitiert zu haben. Nachdem er in Halle vom Sommer 1874 an als Privatdocent thätig gewesen war, wurde er nach Ablehnung eines Rufes in den Königlichen Archivdienst am 27. März 1878 von dem damaligen Minister des Kultus und des Unterrichts zum ausserordentlichen Professor an der Universität Halle ernannt. Bereits am 18. März des Jahres 1874 war er zum ordentlichen Mitgliede der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt erwählt.

An die Akademie sind folgende Schriften von ihm gesandt:

1) Tribur und Canossa.
2) Das Quedlinburger Fragment einer illustrirten Itala.
3) Beiträge zur Deutschen Kaiser-Diplomatik, in italienischen Archiven gesammelt, März und April 1874.

In der Sitzung am 4. Januar 1875 hat er gelesen einen Vortrag über: Historische Parallele zwischen Kaiser Heinrich IV. und Kaiser Ludwig dem Bayer.

Zugegen war er in 3 Sitzungen der Akademie in den Jahren 1874 und 1875. Dann erscheint sein Name noch einmal in den Akten der Akademie 24. April 1886 mit einem Vortrage „Professor Schum über mittelalterliche Schrift".

Werfen wir nunmehr einen kurzen Blick auf das ihm zugewiesene Arbeitsfeld, so hatte er neben seiner Vorlesungsthätigkeit, die er, soweit es die Wirksamkeit der älteren Fachgenossen gestattet, auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichtsforschung weiter auszudehnen und auszubauen suchte, seitdem seine Kräfte vornehmlich der ihm gleichfalls vom Minister übertragenen Katalogisierung der Amplonianischen Handschriften-

Sammlung zu Erfurt zu widmen. Neben dieser seine ganze Kraft in Anspruch nehmenden Arbeit gelang es ihm, ausser einer Anzahl namentlich verfassungsgeschichtlichen Einzeluntersuchungen die Ausgabe der Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium für die Monumenta Germaniae historica, sowie einen Teil einer Lieferung der „Kaiser-Urkunden in Abbildungen fertig zu stellen, während er seit dem Erscheinen des Erfurter Handschriften-Kataloges mit der Bearbeitung einer selbständigen Abteilung letzteren Werkes beschäftigt war und dieselbe im Laufe der Zeit zugleich mit einem bisher fehlenden zusammenfassenden Überblick über die Kaiser-Urkunden des 12. Jahrhunderts vollendete. Ferner hatte er inzwischen eine eingehende und zeitraubende Revision des Handschriften-Kataloges der Hallischen Universitäts-Bibliothek ausgeführt. Endlich gehörte er vom 1. April 1877 bis zum 1. Mai 1889 der historischen Kommission der Provinz Sachsen als Vorstandsmitglied und Schriftführer an und hatte in letzterer Eigenschaft einen alljährlich ungefähr 600 Nummern umfassenden Briefwechsel zu erledigen, sowie in Gemeinschaft mit zwei anderen Ausschussmitgliedern sämtliche zum Druck gelangende Manuskripte zu prüfen und zu begutachten.

Seiner Militärpflicht begann Schum am 1. Oktober 1869 zu Berlin als Einjährig-Freiwilliger im Königlichen Garde-Regiment z. F. zu genügen und leistete als solcher am darauf folgenden 18. Oktober Sr. Majestät dem König Wilhelm I. den Fahneneid. Bald nach dem Ausmarsch nach Frankreich zum Unteroffizier befördert, wurde er am 18. August 1870 beim Sturm auf St. Privat am linken Arme schwer verwundet, so dass er erst nach erfolgter Ernennung zum Vice-Feldwebel im Frühjahr 1871 beim Ersatzbataillon wieder Dienst thun konnte und bei Auflösung desselben am 21. Juni 1871 in den Beurlaubtenstand zurücktrat. In letzterem Verhältnis ward er am 9. März 1872 zum Seconde-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Regiments z. F. ernannt, nach verschiedenen Dienstleistungen am 11. Juni 1881 zum Premier-Lieutenant und am 17. April 1888 zum Hauptmann befördert, während er durch Verfügung des Königlichen General-Kommandos des 4. Armeekorps seit dem 26. Oktober 1887 die Stelle eines Bezirks- bezw. Kontroll-Offiziers bekleidete.

Im Verlauf des Feldzuges 1870/71 ward er durch die Gnade des Kaisers Wilhelm I. durch Verleihung des Eisernen Kreuzes II. Klasse und die Kriegsdenkmünze ausgezeichnet. In gleicher Weise ward ihm nach Ablauf der gesetzlichen Dienstverpflichtung vom 2. Oktober 1882 die Landwehr-Dienst-Auszeichnung 2. Klasse. Während Seine Hoheit der Herzog von Anhalt am 29. Oktober 1880 die Gnade hatte, ihn mit dem Verdienst-Orden für Wissenschaft und Kunst des Herzoglichen Haus-Ordens Albrechts des Bären zu dekorieren, geruhte Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen-Weimar, ihm am 17. Juli 1887 das Ritterkreuz der Abteilung Höchst Seines Haus-Ordens vom Weissen Falken zu verleihen.

Am 23. September 1876 verheiratete sich Professor Schum mit Elisabeth geb. Wagner, der Tochter eines Kaufmanns zu Halle. Dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen, eine jetzt 13jährige Tochter und ein Sohn, der nunmehr 9 Jahre alt ist.

Am 1. November des Jahres 1889 folgte er einem Rufe an die Universität Kiel und übernahm hier den Lehrstuhl für allgemeine Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Im Mai 1890 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Er fühlte sich, wie die Witwe schreibt, in dem neuen Wirkungskreise sehr glücklich, so dass der Tod ihn am 16. Juni des Jahres 1892 aus dem voll befriedigten Leben riss. Unter den aus Erfurt aber stammenden Gelehrten wird sein Name stets mit Achtung genannt werden, und sein Andenken wird unter den Mitgliedern der Akademie in Segen bleiben.

4. Nekrolog des korrespondierenden Mitgliedes der Königl. Akademie, Königl. Sanitätsrats und Kreisphysikus zu Wernigerode, Herrn Dr. **Adolf Friederich.**

Adolf Friederich wurde am 29. Januar 1812 in Wernigerode geboren, wo sein Vater Pfarrer an der dortigen Sylvesterkirche war. Nachdem er vom Jahre 1827 bis 1832 das Domgymnasium zu Halberstadt besucht hatte, bezog er Ostern 1832 die Universität Göttingen, um Medizin zu studieren. Ostern 1834 begab er sich nach Berlin, wo er Assistent bei dem berühmten Anatomen Johannes Müller wurde, im Jahre 1836 als Escadron-Chirurg seinen militärischen Verpflichtungen nachkam und sich im Jahre 1837 die Doktorwürde erwarb. Nach einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland und Belgien liess er sich am 13. November 1839 zu Derenburg bei Wernigerode als praktischer Arzt nieder. Nachdem er sich dort während einer gefährlichen Nervenfieber-Epidemie bedeutende Verdienste erworben hatte, erhielt er am 22. Januar 1841 die langgewünschte Konzession zur ärztlichen Praxis in seiner Vaterstadt Wernigerode. Hier wurde er nach dem Tode des Erbgrafen Hermann zu Stolberg-Wernigerode am 2. August 1842 von dessen Gemahlin, der Frau Erbgräfin Emma, zu ihrem und ihrer Kinder Hausarzt, im August 1857 zum Kreisphysikus, im Mai 1863 zum Königlichen Sanitätsrat, am 12. Oktober 1864 zum Leibarzt des Grafen ernannt. Im Jahre 1867 wurde ihm der Rothe Adlerorden IV. Klasse verliehen, 1887 der Kronenorden III. Klasse mit der Jahreszahl 50. Die allgemeine Liebe und Verehrung, deren sich der geschickte und umsichtige, menschenfreundliche und uneigennützige, in seiner Vaterstadt in grossem Segen wirkende Arzt, der strebsame Mann der Wissenschaft, der rege Altertumsforscher in vielen Kreisen erfreute, kam lebhaft zum Ausdruck bei seinem am 23. November 1887 gefeierten 50jährigen Doktorjubiläum. Zahlreiche, von ihm abgefasste Dissertationen und Festschriften bekunden seine ausgebreiteten Kenntnisse auf dem Gebiete der medizinischen wie der Altertumswissenschaft und sein vielseitiges wissenschaftliches und Kunst-Interesse. Dem Harzverein für

Geschichte und Altertumskunde gehörte er 25 Jahre lang als Conservator und Vorstand an. Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt erkannte seine hervorragenden wissenschaftlichen Verdienste dadurch an, dass sie ihn bereits am 27. Juli 1865 zu ihrem auswärtigen, korrespondierenden Mitgliede ernannte. Ausserdem war er Mitglied der Hufeland-Gesellschaft in Berlin, der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle a. S. und der Isis in Dresden. Es war ihm vergönnt, 50 Jahre lang als erfahrener Arzt in seiner Vaterstadt zu wirken, zugleich aber als warmer Freund der Kirche und Schule, als thatkräftiger Förderer aller auf echt christliche Humanität und Bildung gerichteten Bestrebungen. Bei seinem regen Interesse für klassische Musik gelang es ihm, durch seine Freundschaft mit Rebling in Magdeburg und Julius Stern in Berlin auch dem „Gesangverein für geistliche Musik“ zu Wernigerode wesentliche Dienste zu leisten. Dankbar ernannte ihn dieser am 23. November 1887 zu seinem Ehrenmitgliede. Am 13. November 1892 starb der hochverdiente und edle Mann; an demselben Monatstage war er einst in die ärztliche Praxis eingetreten. Die Stadt Wernigerode ehrte sein Andenken durch eine grossartige und herzerhebende Leichenfeier.

---

5. Nekrolog des ordentlichen Mitgliedes der Königlichen Akademie, Herrn Schulrat **Josef Rode** zu Erfurt.

Josef Karl August Rode *) ist am 18. Januar 1819 zu Rottleberode bei Stolberg am Harz geboren. Er war Zögling des damaligen Lyceums zu Stolberg. Von 1837—1840 besuchte er das Seminar zu Erfurt und wurde am 1. Juli 1840 Hilfslehrer der dortigen Taubstummenschule. In dieser Stellung blieb er bis zum 31. März 1842. Auf Empfehlung des regierenden Grafen Josef zu Stolberg erhielt er nunmehr eine Hilfslehrerstelle an der Königlichen Taubstummenanstalt zu Berlin. Der damalige Direktor Sägert stellte ihm das Zeugnis aus, „dass er grosses technisches Geschick, die erforderliche Ruhe und Selbstbeherrschung zu einem planmässigen Unterrichten und sehr gute Anlagen besitze, und dass ihn seine Neigungen auf das Gebiet der Naturwissenschaften führte, weshalb er auch das Material für die taubstummen Kinder nach dieser Richtung verfolgte". Am 1. April 1844 wurde er Lehrer am französischen Waisenhause daselbst und verblieb in dieser Stellung ein Jahr lang. Den dreijährigen Aufenthalt in Berlin benutzte er zugleich dazu, philosophische, pädagogische und besonders naturwissenschaftliche Studien (Anatomie, Physiologie und Osteologie) zu treiben. Zugleich legte er die Prüfung pro rectoratu ab. Ostern 1845 siedelte er nach Grünberg in Schlesien über, um hier eine Privatschule zu gründen. Er entwickelte dieselbe zu einer sechsklassigen höheren Bildungsanstalt. In der Zeit vom 1. Januar 1853 bis zum 1. Oktober 1860 war er Vorsteher der Taubstummenanstalt zu Ratibor, wurde dann erster Lehrer und vom 1. April 1878 Direktor der Provinzial-Taubstummen-Anstalt zu Erfurt. Am 1. Juli 1890 feierte er an dieser Stelle seiner ausserordentlich segensreichen Wirksamkeit sein 50jähriges Amtsjubiläum. Die Behörde zeichnete ihn wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Hebung der Taubstummen-

*) Vergl. die Festschrift von Erhard Walther: »Die Königliche Taubstummenanstalt zu Berlin in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Verfassung«. Berlin 1888. S. 91 f.

Anstalten Preussens mit dem Kronenorden IV. Klasse und nach seiner alsbald im Jahre 1891 erfolgten Pensionierung durch die Verleihung des Charakters als Königlich Preussischer Schulrat aus. Seit dem Bestehen der Prüfungsordnung für Vorsteher an Taubstummen-Anstalten gehörte er der betreffenden Kommission als Mitglied an. — Unter den von ihm veröffentlichten wissenschaftlichen Abhandlungen verdienen folgende namhaft gemacht zu werden. Als Leiter der Realanstalt zu Grünberg gab er „Tabulae botanicae“, „Der elektrische Telegraph“, „Zoologie für höhere Schulen“, „Über die Notwendigkeit von Realschulen“ (Programmarbeit) und in Ratibor „Die Skrophulosis als Ursache der Taubstummheit in Oberschlesien“ heraus. Ausserdem hat er auf Veranlassung des Professor Dr. Lichtenstein eine „Nova revisio Procellariarum“ besorgt. Bis an sein Lebensende erfreute er sich einer seltenen körperlichen Rüstigkeit und geistigen Frische. Durch Beschluss des Senates vom 11. März 1892 wurde er zum Mitgliede der Königlichen Akademie ernannt. Am 9. März 1893 setzte ein Herzschlag seinem viel bewegten Leben ein Ziel.

B. Abhandlungen.

Beiträge

zum Texte,

zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe

mit

besonderer Berücksichtigung der Gillert'schen Bearbeitung.

Von

K. Krause.

Beiträge
zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe, mit besonderer Berücksichtigung der Gillert'schen Bearbeitung.

Von K. Krause. *)

Auf die Herausgabe des Mutianischen Briefwechsels durch den Verfasser (Kassel 1885) ist fünf Jahre später eine zweite von K. Gillert (Halle 1890) gefolgt, letztere nach dem Tode des Bearbeiters (1888) durch die Historische Kommission der Provinz Sachsen zum Drucke befördert. Leider ist das anfängliche Anerbieten des ersten Bearbeiters, die Briefe gemeinsam zu bearbeiten, an der Weigerung Gillerts gescheitert. Die Berechtigung des von ihm im Vorworte angegebenen Grundes, dass seine Arbeit bereits zu weit vorgeschritten gewesen sei, wird man am besten aus dem Umstande beurteilen, dass seine Ausgabe um fünf Jahre, die Vollendung derselben um drei Jahre hinter K. zurückgeblieben ist. Jedenfalls ist dieser Ausgang im Interesse der Sache zu beklagen, da einerseits die bedeutende Schwierigkeit und der Umfang des Briefwechsels an die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen für eine bestimmt bemessene Zeit eine hohe Anforderung stellten, andererseits durch die Konkurrenz der beiden Bearbeiter eine der Sache schädliche Eilfertigkeit herbeigeführt werden musste, deren Spuren in der That beide Werke aufweisen.

Zwei Werke über denselben Gegenstand in kurzer Zeit fordern unwillkürlich zur Vergleichung auf. Der gewöhnliche Leser geht von der Annahme aus, dass das spätere Werk eine

*) Vgl. die Beurteilung der Gillert'schen Schrift in F. Zarncke, Liter. Centralblatt 1891 Nr. 37 S. 1268 — 72.

Ergänzung des früheren sein müsse, daher jedesmal vor diesem den Vorzug verdiene. Ein Blick auf die Entstehung beider Ausgaben, worüber das Nähere in den Vorworten zu finden ist, lehrt indes, dass hier dieses Verhältnis nicht statt haben kann, dass vielmehr beide Werke als von einander unabhängige gleichzeitige Arbeiten zu betrachten sind, von denen die zweite durch zufällige Umstände in ihrem Erscheinen sich etwas verspätet hat, ohne dass sie dadurch bei aller noch thunlichen Benutzung ihres Vorgängers ihren selbständigen Charakter eingebüsst hat.

Es wäre dem Verf. lieber gewesen, wenn ein ganz unbeteiligter Gelehrter sich der Aufgabe unterzogen hätte, das wissenschaftliche Facit über beide Werke zu ziehen. Aber wo findet sich einer, der sich mehrere Jahrzehnte mit diesem Briefwechsel beschäftigt hat? Selbst einige Jahre emsigen Studiums genügen nicht, um nur einigermassen eine völlige Übersicht und ein richtiges Urteil im Einzelnen zu gewinnen. Ein Blick auf die beiden Ausgaben zeigt, zu wie abweichenden Ergebnissen die Verfasser gelangt sind. So möge es denn dem ersten Bearbeiter gestattet sein, noch einmal das Wort zu ergreifen und die Ergebnisse seiner gewissenhaften Nachprüfung im Interesse der Sache selbst und der späteren Bearbeiter dieses Gegenstandes vorzulegen.

Betrachten wir zunächst das von beiden Herausgebern gebrachte Briefmaterial. G. hat hier insofern eine Ergänzung zu K., als er — abgesehen von den drei bei K. absichtlich weggelassenen Epicedien (G. Nr. 637 f. 645) — vier von seinem Vorgänger übersehene Nummern mitteilt:

1. Mutian an Gregor Brück. G. 626.
2. 3. Crocus an Mutian, zwei Gedichte. G. 557 f.
4. Mutian an Crotus, Gedicht. G. 581.

Dagegen hat G. den Vorteil des Nachfolgers gehabt, indem er drei Nummern aus K. entnommen hat:

1. Mutian an Wolf. K. 130 A. 5. G. Nachtrag S. 363 f.
2. Anna von Hessen an Mutian. K. 531. G. 401. Vgl. dessen Nachtrag zu II, 67 S. 370.
3. Spalatin an Mutian. K. 566 G. 641 (Nachträge).

Die beiden ersteren dieser Nummern würde G. ohne Benutzung von K. nicht kennen gelernt haben, da sie bis dahin

überhaupt nicht bekannt waren. Die dritte Nummer druckte G. nach K. ab, vermutlich weil der Besitzer des seltenen Druckes, in welchem der Brief steht, Ch. Schmidt in Strassburg, ihn einfach auf K. verwies.

Weiter hat G. teils als Beilagen teils als „Berichtigungen und Nachträge zu den Beigaben des Brieftextes" noch zwölf Briefe, bis auf einen sämtlich aus Baseler Handschriften, abgedruckt, deren Berechtigung in dem Mutianischen Briefwechsel als fraglich erscheinen muss, indem für den vorliegenden Zweck kurze Hinweise darauf genügt hätten:

1. Eoban. Hessus an Spalatin. G. 605 Beilage.
2. Urban an Spalatin. Ebenda.
3.—6. Urban an Spalatin. G. 620 Beilagen.
7. E. Hessus an Spalatin. G. 625 Beilage.
8. Urban an Spalatin. Ebenda.
9. Menius an Myconius. Ebenda.
10.—12. E. Hessus an Spalatin. G. Nachträge S. 367—69. 370 f. Der erste dieser drei unvollständig.

Zur Mitteilung dieser Briefe ist G. bestimmt worden, weil sie bis dahin noch „unbekannt", d. h. noch nicht abgedruckt waren. Die fünf Eobanischen hatte Verfasser längst in seiner Sammlung von Eobanica, um sie seinerzeit im Eobanischen Briefwechsel zu veröffentlichen. Sie erscheinen bei G., namentlich in dieser Form, als überflüssiges Beiwerk. Wertvoller wegen einzelner persönlicher Mitteilungen und wegen der Beleuchtung der Stellung Mutians und Urbans zu Luther sind die sechs Urbanschen Briefe.

Es ist aber ein ungleiches Verfahren G.'s, wenn er eine ganze Anzahl Briefe des Frankfurter Codex, weil sie nicht direkt von oder an Mutian geschrieben sind, aus der Sammlung ausgeschieden hat, darunter auch ein grösseres Mutianisches Schriftstück:

1. Urban an Herbord von der Marthen. K. 71.
2. Rufin an Urban. K. 80.
3. Spalatin an Urban. K. 108.
4. Rufin an Urban. K. 149.
5. Spalatin an Musardus. K. 164.
6. Urban an Sonfeld. K. 209.
7. Urban an Petreius. K. 210.

8. Urban an Kaumler. K. 238.
9. Urbicus an Urban. K. 296.
10. Urban an Reuchlin. K. 315.
11. 12. Publius an Urban. K. 344 f.
13. Spalatin an Morstadt. K. 403.
14. Publius an Urban. K. 452.
15. Publius an Nepotian. K. 453.
16. Drusus an Nepotian. K. 454.
17. Tractatus resipiscentiae, angehängt an K. 391 (G. 162). Vgl. die spätere Bem. dieser Beiträge I, 185.

Es ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung, dass G. neunzehn, K. sechzehn Nummern eigentümlich haben, dass jener also drei Nummern mehr zählen müsste als dieser. Wenn die Sammlung von K. aus 665, von G. aus 645 Nummern besteht, so liegt dieser Unterschied darin begründet, dass G. eine Anzahl Briefe als Beilagen ohne besondere Nummer gegeben hat.

Als ein Hauptvorzug des G.'schen Werkes erscheint der vollständige Wiederabdruck sämtlicher bereits an zerstreuten Orten stehender Briefe, die K. nur in Regesten bringen konnte, weil die bescheidenen Mittel diesen Luxus nicht gestatteten. Auch das einheitliche chronologische Prinzip, wie es G. durchgeführt hat, mag vielen als ein Vorzug erscheinen, aber darüber lässt sich streiten. G. hat thatsächlich den Beweis geliefert, wie schwierig die Durchführung des chronologischen Prinzipes für die Mutianischen Briefe ist. Die eigentümliche Beschaffenheit des Frankfurter Codex (bei K. 527 Nummern) mit seinen zuweilen schnell hingeworfenen, vertraulichen Blättern und Briefchen, mit seinen aus der Feder von Personen der nächsten Umgebung Mutians geflossenen Mitteilungen gestattet es kaum, diese Sammlung zu zerreissen, man würde damit gleichsam den Gotha-Erfurt-Georgenthaler Hauch, der alles durchweht, zerstören. K. hat durch Abdruck des Frankfurter Codex als einer Sammlung für sich den Rahmen gewonnen, alle jene für sich allein betrachtet so unbedeutenden Blättchen und auch die damit verbundenen nichtmutianischen Stücke an ihrem rechten Platze unterzubringen; diese letzteren, sechzehn an der Zahl, hat G. zum Schaden des Ganzen einfach weggelassen. Wie nötig sie zum Verständnis mancher Briefe sind, ersicht man daraus, dass G. durch Nichtbeachtung dieser

Nummern über manches kein klares Verständnis hat gewinnen können. Vgl. Bem. dieser Beiträge III, 57.

Eine besondere Sorgfalt hat G. auf die Herbeischaffung neuen archivalischen Materiales verwendet. Doch stehen seine Bemühungen in keinem Verhältnisse zu seinen Ergebnissen. Es ist allerdings dankenswert, dass wir aus alten Rechnungen u. d. g. durch G.'s Nachforschungen die ursprünglichen Namen Urbans (Fassnacht), des Schreibers Dudo (Herm. Tudde), des Quaestor Fabianus (Schosser Fabian Lewe) erfahren haben; aber es sind doch nur Äusserlichkeiten, die für das eigentliche Verständnis der Briefe wenig ins Gewicht fallen. G. hat offenbar seine Ergebnisse in dieser Richtung überschätzt, denn er zeigt sich von einem förmlichen Entdeckungsfieber befallen und tischt die abenteuerlichsten Namenspielereien auf, wovon Abschnitt III Proben bringen wird. Auch hat er über den äussern Hilfsmitteln, von denen er einen etwas verschwenderischen Gebrauch macht, die innern, in dem Briefe selbst liegenden über Gebühr vernachlässigt. Die späteren Bemerkungen über Chronologie und Erklärung der Briefe werden im einzelnen nachweisen, wie wenig G. es verstanden hat, die Briefe aus sich selber heraus zu erklären und ihre Zeit zu bestimmen.

Die schwächsten Seiten der G.'schen Arbeit liegen in der ungenügenden Behandlung des Textes und der Chronologie. Über seine Grundsätze lateinischer Rechtschreibung soll nicht gestritten werden. Aber es muss höchst bedenklich erscheinen, die fehlerhafte Orthographie jener Zeit beizubehalten und dem Leser unnötig das Verständnis zu erschweren. Dazu kommt, dass das Prinzip nicht folgerichtig durchzuführen ist, wie es denn G. auch in Bezug auf Interpunktion, Schreibung der Eigennamen und in noch anderen Punkten aufgegeben hat. Es soll hier hauptsächlich von der kritischen Behandlung des Textes die Rede sein. G. hat in einzelnen Fällen gute Verbesserungen, aber in den weitaus meisten Fällen verfährt er mit dem Texte willkürlich, ändert unnötig und macht unglückliche Konjekturen. Zuweilen hat er sogar an einen Druckfehler, der in der Quelle (Camerar) unter den „Errata" am Ende berichtigt wird, eine grosse Summe von Scharfsinn verschwendet; in allen Fällen werden diese Errata als Lesarten Camerars unter den Text gesetzt. Mehrfach werden ganz richtige

Lesarten aus Mangel an Verständnis im Texte mit Fragezeichen versehen, ja bei ein und demselben Worte wird einmal ein Fragezeichen eingeschaltet, ein anderes Mal nicht. Man sieht deutlich, dass der Herausgeber weder mit dem Mutianischen Stile noch mit seinem Sprachschatze genügend vertraut ist. Manche Abkürzungszeichen werden unrichtig aufgelöst. So ist z. B. durch unrichtige Wiedergabe der Abkürzung für i. e. (id est) an mehr als vierzig Stellen ein störender Textfehler eingeführt worden. Andere Textfehler sind durch Verlesen und ähnliche Versehen entstanden. Doch die Gerechtigkeit verlangt es zu gestehen, dass auch bei K. zahlreiche Textfehler mit untergelaufen sind, namentlich in den Briefen aus den Baseler Handschriften, deren Abschriften dem Verfasser von Seiten der dortigen Bibliothek in wenig korrekter Gestalt geliefert worden sind.

Das Erscheinen des G.'schen Werkes ist für den Verfasser die Veranlassung geworden, noch einmal sämtliche Handschriften der Mutianischen Briefe zu vergleichen. Den Hauptteil derselben, den Frankfurter Codex, hat er, durch die Freundlichkeit der dortigen Bibliotheksverwaltung unterstützt, noch einmal auf alle abweichenden Lesarten geprüft, und so ist er nunmehr im Stande, einen bis ins Einzelnste korrekten Text liefern zu können. Bei den übrigen Briefen haben ihm die betreffenden Bibliotheksverwaltungen mit dankenswertem Entgegenkommen die zweifelhaften Lesarten verglichen. Das Resultat war ein überraschendes. Es haben sich bei K. über hundert, bei G. mit Einschluss seiner verunglückten Verbesserungen über dreihundert Textfehler ergeben. Die näheren Nachweise darüber wird Abschnitt I bringen.

Noch schlimmer steht es bei G. um die Chronologie der Briefe. Hier sind die Versehen so zahlreich und stark, dass die Ausgabe trotz vieler schätzenswerten Beiträge im einzelnen für den wissenschaftlichen Gebrauch fast wertlos wird. G. hat sich nicht so in die Briefe hineingelebt, dass er einen sicheren Blick in die richtige Anordnung derselben gewonnen hätte. Auf die wunderlichste Weise werden oft die Briefe nach irgend einem äussern Merkmale zusammengestellt. Wo die genaueren Kennzeichen zu fehlen scheinen, werden grosse Rubriken gebildet (z. B. 1505 —9) und die Briefe hier ziemlich willkürlich

untergebracht. Briefe mit Jahr, aber ohne Monatsdatum werden einfach ans Ende des Jahres hinter die datierten gestellt, obwohl sie an eine frühere Stelle gehören. Manche Versehen hat G. in den Nachträgen nach K. berichtigt, aber weitaus nicht alle, nur die ärgsten und unverkennbarsten. In Abschnitt II. werden die Beweise gegeben werden, die in der Ausgabe wegen Raummangels nur angedeutet werden konnten oder ganz wegbleiben mussten. Auch bei K. haben sich an der Hand des G.'schen Buches eine Anzahl chronologischer Versehen (darunter einige mit kleinen Rechenfehlern) ergeben, im Ganzen vierundzwanzig. G. hiergegen hat gegen hundertunddreissig Briefe ungenau oder unrichtig datiert.

Zum Schlusse dieser einleitenden Bemerkungen muss noch kurz auf die Stellung hingewiesen werden, welche G. zu seinem Vorgänger eingenommen hat. Dieselbe wird auf die Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe desselben ein eigentümliches Licht werfen. Nach G.'s eigener Angabe im Vorworte lag ihm das Werk von K. noch vor Vollendung des Druckes seines I. Teiles vor. Es lässt sich erweisen, dass er das Werk schon bei seiner Nummer 259 (erste kleinere Hälfte) vor sich hatte. Er lässt sich nämlich da bei Besprechung eines Irrtums über die Schrift Marulus zu den Worten hinreissen: „Kampschulte und wer ihn ausgeschrieben, sind in einen merkwürdigen Irrtum verfallen“ u. s. w. Der, welcher Kampschulte „ausgeschrieben“ hat, kann nur K. sein, der einzige, der nach Kampschulte etwas von Marulus geschrieben hat. Derselbe erklärt in Br. 250 den Marulus (irrig) für eine Schrift Urbans, mit dem Zusatze: „nach Kampschulte I., 91“. Dieser boshafte Ton gegen K., dessen einziges Verbrechen es war, dass sein Buch vor dem G.'s erschien, kehrt wiederholt in der Einleitung wieder. Warum G. seinen Gegner nicht mit Namen nannte, erklärt sich daraus, dass er überhaupt das Werk desselben in dem eigentlichen Hauptteile seines Buches ignoriert und erst in den Nachträgen (unter Nr. 641) Verfasser und Titel citiert. In den zweiten Nachträgen und in der Einleitung wird dann K. öfter genannt und — „ausgeschrieben“. Unter den 159 „Berichtigungen und Nachträgen“ finden sich 45, deren Inhalt bereits in K. anzutreffen ist, aber nur an 7 Stellen wird letzterer als Quelle genannt. Nun lässt sich freilich nicht bestimmt nachweisen, dass

G. überall K. „ausgeschrieben“ hat. Aber dass dies wenigstens in grösserem Umfange geschehen ist, als er angiebt, scheint durch Vergleichung einer Stelle ohne Quellenangabe fast gewiss. G. II, 361 Z. 14 von oben: — „ersieht man, dass er (Mutians Brief) sowohl abgeschickt als auch von Aldus beantwortet worden“. Vgl. K. S. 45 A. 2: „und doch wurde er sowohl geschrieben als auch abgesandt und von Aldus beantwortet“.

Der Grundsatz G.'s, seinen Vorgänger im Hauptwerke nicht zu nennen, hat eine wunderliche Blüte getrieben. Jedes Versehen nämlich, das G. in älteren Arbeiten von K. (Eob. Hessus 1879; einige Humanistenbriefe 1883) entdeckt oder zu entdecken geglaubt hat, bucht er gewissenhaft in den Noten, obwohl alle diese Dinge längst im Mutianischen Briefwechsel von K. berichtigt waren, und auch an Stellen, wo G. bereits das Werk von K. vor sich liegen hatte. Alle unrichtigen Lesarten in den Humanistenbriefen von 1883, sämtlich in den Mutiansbriefen 1885 verbessert, stehen im kritischen Apparate bei G. 1890 verzeichnet, natürlich ohne dass der Leser mit einem Worte über die inzwischen erfolgte Berichtigung aufgeklärt wird. Das ist ein Verfahren, wie wenn man Druckfehler, die im Anhange verbessert sind, einem Schriftsteller beharrlich als Fehler anrechnen wollte. Dabei citiert G. öfter so unvollständig, dass selbst ein aufmerksamer Leser (der ja von dem Versteckensspiele noch keine Ahnung hat) zunächst an den Mutianischen Briefwechsel von K. denken muss. So I, 120 A. 2: „Krause I, 41 kennt ersteren (den Tag Rufi) nicht.“ Hier ist die Schrift E. Hessus gemeint, aber sie ist zuletzt 43 Seiten vorher genannt worden. (Dass K. den Tag Rufi kennt, ergiebt sein Br. 564, der vom 27. August datiert ist.) Es mag ja sein, dass G. mitten im Drucke seines Werkes nun nicht mehr auf das Werk von K. Rücksicht nehmen konnte, aber die vereinzelten Stellen, an denen er Fehler rügte, konnte er nach der Berichtigung ändern oder streichen, oder auch sich darüber mit einem Worte im Vorworte entschuldigen. Der Tadel in I, 120 konnte nicht mehr zurückgenommen werden, weil er bereits gedruckt war, ehe G. von der Verbesserung des Fehlers wusste. Aber die übrigen Beispiele liegen alle in der zweiten Hälfte des Buches. So G. II, 67 A. 7. Vgl. die richtige Angabe in K. Mut. Br. S. 460 A. 1.

Man sieht aus diesen Beispielen, dass es G. mit der Wahrheit nicht allzu gewissenhaft nimmt, indem er sie verschweigt. Leider lassen sich noch eine Menge ähnlicher Beobachtungen aus seinem Buche verzeichnen. So hat er mehrmals K. Eob. Hessus Behauptungen untergeschoben, die gar nicht darin stehen, andern einen ungereimten und darum leicht zu widerlegenden Sinn untergelegt. Z. B. I, 365 A. 5, wo die Stelle E. Hessus I, 48 mit der ganz richtigen Angabe übersehen, dagegen der etwas kurzgefasste (nach dem Früheren nicht misszuverstehende) Ausdruck I, 50 missdeutet wird (das Richtige fand G. in K. Mut. Br. S. 294 A. 4); II, 67 A. 8, wo verschwiegen wird, dass ganz dieselbe Ungereimtheit der von K. E. Hessus I, 108 angezogenen Quelle (Camerar) zur Last fallen würde. Es finden sich bei G. Scheincitate, die auf einen leichtgläubigen Leser berechnet sind (I, 206 A. 3; 215 A. 3, wo eine Schrift des Porphyrius, natürlich ohne Anführung der Stelle, citiert wird, die erst gegen vierzig Jahre später im Drucke erschien). Wirkliche Schwierigkeiten werden einfach totgeschwiegen, während Selbstverständliches und luftige Vermutungen mit viel Aufwand von Druckerschwärze behandelt werden und sogenannter gelehrter Kram aus Nachschlagewerken (Bibliographieën) in den Noten angehäuft wird. Frühere Irrtümer werden an späteren Stellen vertuscht. (So verwandelt sich der „fellifluus", den G. in seinem Br. 296 gar nicht als Eigennamen erkennt, in Br. 502 in einen „Fellifluus" — gemeint ist Magister Femilius — und bei diesem Namen wird schlankweg auf das gar nicht erklärte „Fellifluus" in Br. 296 zurückverwiesen.) Es werden Hinweise auf frühere Stellen gegeben, in denen Falsches enthalten war, oder an denen man nichts finden kann. So enthält das Namenregister am Ende mehrfach die richtigen Namen, die aber in der Erklärung der Briefe gar nicht vorkommen, weil sie G. nicht zu deuten vermochte. Beispielsweise hat G. aus einem Philcorneus I S. 311 im Register einen Philippus Corneus, aus dem Xystus Pythagoricus II, 151 einen Sixtus II. gemacht. So werden fremde Ergebnisse gleichsam eingeschmuggelt. Chronologische Irrtümer werden nur zum Teile zurückgenommen, aber nur die ganz unhaltbaren; die notwendigen Folgerungen für andere Irrtümer werden nicht gezogen. Sogar noch in der Einleitung hält G. mit ausdrück-

licher Bekämpfung von K. an Irrtümern fest, die nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will, aber ohne dass er nur den Schatten eines Beweises vorbringt (Einl. XXXI A. 3. Vgl. die spätere Bem. dieser Beiträge II, 32). Einen eigentümlichen Kunstgriff wendet G. bei seinen Berichtigungen in den Nachträgen an. Unwiderlegliche Ergebnisse von K., die G. auch annimmt, werden da durch Zusätze wie „wahrscheinlich“, „möglicherweise“, oder durch eine bedingende Satzform abgeschwächt. Alle diese Beobachtungen, die sich freilich nur dem Eingeweihten voll erschliessen, müssen uns mit Misstrauen gegen die „Forschungen“ G.'s erfüllen. Selbst wo sein Ton siegesgewiss und triumphierend über die Irrtümer früherer „Forscher“ ist, muss man sich vorsehen. Denn gerade jene oben angeführte Stelle über den Marulus, wo er über Kampschulte und den, der ihn „ausgeschrieben“, den Stab bricht, birgt einen überraschenden Beweis von der Leichtfertigkeit und Unverfrorenheit seiner Behauptungen, wie Bem. III, 54 näher nachweisen wird.

Der Zweck der folgenden Beiträge ist es zunächst nicht, eine Kritik des G.'schen Werkes zu geben, sondern die Erklärung dieser Briefe, die eine so wichtige Stelle in der Kulturgeschichte jener Zeit einnehmen, wieder auf eine sichere Grundlage zu stellen, von der sie durch G. entfernt zu werden drohte, insbesondere auch die von G. angerichtete chronologische Verwirrung nach Möglichkeit wieder zu beseitigen. Es erschien mir dies um so mehr als eine unabweisbare Pflicht, als das Lesepublikum in der Regel geneigt ist, eine ältere Schrift durch eine neuere über den gleichen Gegenstand für veraltet zu halten. Dass diese Auffassung hier nicht zutrifft, haben die obigen Bemerkungen über die Entstehung beider Werke gezeigt. Auf Vollständigkeit machen diese Beiträge nur in ihrem 1. Abschnitte über den Text Anspruch, in den folgenden konnte nur das Wichtigste hervorgehoben werden, namentlich wenn es sich darum handelte, genauere Begründungen oder Ergänzungen zu dem bereits Vorhandenen hinzuzufügen. Für den kundigen Leser bedarf es wohl kaum des Hinweises darauf, dass sich in diesen Beiträgen auch vieles Neue, bis dahin noch Unbekannte findet, und so dürften sie für weitere künftige Untersuchungen auf diesem Gebiete eine willkommene Vorarbeit abgeben. — Die Bezeichnung Br. (Brief) ohne Zusatz bezieht sich stets

auf die Ausgabe von K. — Die zahllosen Druckfehler der G.'schen Ausgabe, von denen 183 als „Berichtigungen des Brieftextes" in den Nachträgen stehen, sind, auch wenn sie im Verzeichnisse fehlen, unberücksichtigt geblieben.

I.
Zum Texte.

1. Br. 2 (G. 85) Z. 6: teguntur. Ebenso citiert Br. 254 (G. 269). G. setzt an beiden Stellen die jetzige Lesart degunt, nicht die im Plinius Mutians. Die Übereinstimmung der beiden Citate spricht für das handschriftliche teguntur als richtige Lesart.

2. Br. 9 (G. 9) Z. 4 v. E. Hinter reliquum est kann ut nicht entbehrt werden, also einzuschalten.

3. Br. 11 (G. 3) Z. 2. St. horrenda lies mit Cod. horrida.

4. Br. 24 (G. 14) S. 26 Z. 17. Das Fragezeichen hinter Salinatore bei G. erledigt sich durch Nachweis des Citates bei K. — Z. 9 v. u. Das Abkürzungszeichen .·˙ für i. e. von G. überall (etwa 40 mal) durch Komma oder Doppelpunkt wiedergegeben, also z. B.: „Nunquam volui esse talis poeta: pessimus, quia Eobanus: bonus — esse non potui." Die Unrichtigkeit und Unverständlichkeit leuchtet ein, zumal der Abschreiber neben diesem Dreipunkte auch unsern Doppelpunkt sehr wohl kennt und anwendet, ohne dass freilich G. kenntlich macht, wo dieses oder jenes Zeichen gesetzt ist. Ebenso oft und ganz in gleichem Falle setzt der Abschreiber statt des Zeichens (.·˙) id est (hoc est), besonders zur Erklärung griechischer Worte, z. B. *ἰχθυοφάγους*, hoc est piscium comedones (S. 8). Ebenso *ἁγνής* .·˙ pudica (S. 276) u. ö. Die ursprüngliche Gestalt des Zeichens war ⁙, so im Autographe Mutians Br. 541 (G. 599) a. E., und der Abschreiber setzt daher zuweilen noch ⁙. Eine ähnliche Abkürzung findet sich in den Drucken jener Zeit z. B. von Aldus Manutius. In dem mir vorliegenden Coelius Rhodiginus Ven. 1516 steht unzähligemal .i. und ebenso oft ausgedruckt id (hoc) est.

5. Br. 25 (G. 15) S. 28 Z. 13: certe. Cod.: certo, bei K. und G. nicht angemerkt. — S. 29 Z. 8 v. u. Col. 1: Felix

quibus fors praestitit. Lies sors. Die Änderung cui bei G. beruht auf unrichtiger Satzverbindung. Ordne: Quibus felix sors praestitit — (eis) in rure manet pietas. Also vor „in“ ein Komma. — Z. 17 Col. 2. Hinter lege muss ein Wort fehlen. — Z. 3—1 v. u. Die Interpunktion bei G. sinnwidrig, denn Z. 2—1 ist die Antwort auf die Frage Z. 3, wegen des hinzugefügten Grundes arctis compressiunculis raptisque basiis.

6. Br. 27 (G. 29) S. 34 Z. 8 f.: non bonos, im Cod. feiner Strich durch bonos und am Rande malos. Letzteres vielleicht aufzunehmen.

7. Br. 30 (G. 28) Z. 5. Die Interpunktion bei G. nach Cod. Wäre sie richtig, so müsste reversus st. rediturus stehen.

8. Br. 31 (G. 31) S. 38 Z. 11. Hinter oblecto Komma, nicht Punkt (G. nach Tenz.), da zu tuis verbis oblecto ein scherzhaftes Wortspiel mit verba dare = leere Worte machen hinzugefügt wird.

9. Br. 32 (G. 20) Z. 19. Hinter Federicus fehlt bei K. mihi. — Letzte Z.: horis, nicht in horas zu ändern. Vgl. Br. 337 (G. 300) Z. 1. Der Ablativ auf die Frage: innerhalb welcher Zeit? ist ebenso gut gestattet als der Accusativ.

10. Br. 35 (G. 24) Z. 6: moros, nicht etwa moras, was G. vermutet.

11. Br. 36 (G. 38) S. 43 Z. 5 f. v. u.: latuit, scheint durch zwei untergesetzte Punkte (was in ähnlichen Fällen öfter) vom Abschreiber getilgt zu sein.

12. Br. 40 (G. 25 Beil. 1.) Z. 3 f.: ut quod. Zuerst von Schück, dann von G. aus Unkenntnis des Mutianischen Sprachgebrauches getilgt. Das scheinbar pleonastische ut qui damals sehr beliebt. Vgl Br. 174 (G. 197) Z. 2: Favet latinis studiis ut qui maxime etc., wo es dreimal hinter einander steht. Ähnliche Stellen giebt es bei M. eine Menge.

13. Br. 43 (G. 25 Beil. 3): eique debere fateor; me kann fehlen. Vgl. Br. 208 (G. 236) Z. 5: fatetur deliquisse.

14. Br. 45 (G. 35) S. 50 Z. 1: Luna Lucina, nicht: Luna, Lucina. Vgl. Juno Lucina.

15. Br. 48 (G. 96) S. 53 Z. 1 f. v. u.: *κατὰ δόκησιν* i. e. secundum opinionem. Verkehrt: *καταδόκησις*, das ungriechisch ist. Die Erklärung durch id est ist beweisend.

16. Br. 52 (G. 103) S. 58 Z. 15: Gaufredus. Cod.: Gã-

fredus = Ganfredus. So zu lesen, obwohl auch jenes eine übliche Form. Vgl. Fabricius, Bibl. lat. Flor. 1858. III, 7.

17. Br. 54 (G. 89) Z. 1: parietes simul umzustellen. Cod.: b und a übergesetzt. — Z. 8 f.: videtur. So schon Tens. Cod.: rē, sonst = reliqua (etc.), darnach G.: rel., hier ohne allen Sinn und grammatisch wegen des voraufgegangenen enim, das ein verb. fin. verlangt, unmöglich. Wahrscheinlich ist rear (ich möchte glauben) zu lesen. Denn der Abschreiber gebraucht dieselbe Abkürzung für na, ua, tra, ra, ma z. B. mōchus = monachus; coñ = contra u. s. w.; auch freier: aliq̃ = aliquando Für ar findet sich allerdings kein Beispiel. *)

18. Br. 56 (G. 50) S. 63 Z. 1: Centimodium, Pseudonym, = hundertgestaltig, freigebildet. Die Veränderung Centinodium (einmal bei Marcell. Empir.) scheint nicht geboten. — 2 Z. später: pistor, der Klosterbäcker, kein Eigenname; noch öfter.

19. Br. 58 (G. 49) S. 64 Z. 6: Ptolomaeum, damals übliche Form. Vgl. Solomon. — 3 Z. später: virus, wohl mit G. in viri (Giftes) zu ändern. Cod.: vir9 (= virus), vielleicht entstanden aus virj. — A. E.: haec, nicht hoc. Cod.: hec deutlich (= haec).

20. Br. 61 (G. 63) Z. 1: corbulo Körbchenträger, Anrede an den Diener. G.: corbula (Körbchen)! Das Folgende beweist deutlich die Anrede an den Überbringer: „si cecideris, vapulabis“.

21. Br. 62 (G. 32) S. 67 Z. 4. Über i. e. vgl. Bem. 4. — A. E.: Bernardianae. Cod. Bernardinae. Doch jenes auch Br. 60 (G. 19).

22. Br. 63 (G. 48) Z. 2: fratribus (so Cod.), nicht fratri. — Z. 4: IV fl. G. im Nachtrage 3½ fl., richtig. Der Abschreiber zieht durch den vierten Strich eine Schleife: IIIJ (= 3½). IIj = 4. Ähnlich noch dreimal.

23. Br. 66 (G. 94) Z. 4: sit (Cod.) nach Cic. in fit zu ändern.

24. Br. 69 (G. 52) S. 73 Z. 15: ius legum malitiam. Jus steht dem legum malitiam entgegen: „wenn das Recht böswillige Gesetze aufstellt“. Ähnlicher Gegensatz im Folgenden: legitima disciplina und socia scelerum. Das Recht darf nicht dem Verbrechen dienen. Unglücklich ändert G. ius in vis, was den

*) An allen diesen Stellen wird die Abkürzung nicht durch den gewöhnlichen Bogen, sondern durch eine gebrochene Linie bezeichnet.

Gegensatz aufhebt. — Zu i. e. vgl. Bem. 4. — S. 75 Z. 6 Hinter Solonis im Cod. ein absichtlich unleserliches Wort aus 7 kleiner werdenden Strichen, mit gross M oder N beginnend, so dass man Mini, Nimi, Mmi lesen kann. Die Ergänzung durch Minois (K. und G.) entspricht weder dem Cod. noch dem Sinne, da von Minos keine Gesetze vorhanden sind. Mit Moses, Solon, Lycurg kann nur Numa zusammenstehen, wie denn in Br. 140 (G. 74) gegen E. alle vier nebeneinander genannt werden. Also zu lesen: Numae (im Cod. ursprünglich Nume). — Z. 8: Über i. e. vgl. Bem. 4. -- Z. 16: Avianum. Codexfehler st. aviam (G.). — A. E.: Gallum grandiorem. G.: gallum ohne Erklärung, ganz unverständlich.

25. Br. 70 (G. 53) Z. 14 v. u.: εὐσχημοσύνην, offenbar richtig von Tenz. ergänzt, als gleich lat. urbanitatem.

26. Br. 73 (G. 175) Z. 12. St. omnes l. omnis (Cod.)

27. Br. 74 (G. 99) Z. 5. Cod.: beneficium (gegen K.)

28. Br. 75 (G. 65) S. 81 Z. 12: Scriba (Vocat.). Verkehrt ändert G. in Scribam. — S. 82 Z. 16 v. u. Cod.: qui omnia (gegen K.).

29. Br. 76 (G. 59) S. 83 Z. 3 v. u.: in qua, nicht in quo.

30. Br. 77 (G. 54) Z. 10: eam in bestiolam. Cod. hat hinter eam ein durchstrichenes l oder angefangenes b. Der Abschreiber machte, wie das öfter vorkommt, einen unrichtigen Buchstaben und durchstrich ihn. Da der Buchstabe eher einem angefangenen b gleicht, so scheint der Abschreiber auf das folgende bestiolam abgeirrt zu sein. Ähnlich mehrfach z. B. Br. 144 (G. 164): non solum v (durchstrichen) mihi vestram. G. liest sinnwidrig: licet. — S. 85 Z. 5. Komma hinter bestiam, nicht hinter duplicem zu setzen.

31. Br. 78 (G. 58) Z. 5. Zur Ergänzung ψευδαδέλφους vgl. Br. 178 (G. 201) S. 228 Z. 9. Das mali fratres gleich darauf ist die Übersetzung. Die Erklärung der Lücke bei G. ist naiv.

32. Br. 82 (G. 56) S. 88 Z. 14: etenim, verlangt der Vers.

33. Br. 83 (G. 57) S. 89 Z. 2. Hinter Boemos keine Interpunktion, wie bei Tenz. und G. — Z. 9. Über i. e. vergl. Bem. 4.

34. Br. 84 (G. 42) S. 90 Z. 16 v. u. Die Änderung Aegyptius empfiehlt sich wegen der Personenbezeichnungen Judaeus

und Pythagoras. — S. 91 Z. 8: spirituale, braucht nicht aus spiritale geändert zu werden. — Z. 17: est wegen des Verses notwendig.

35. Br. 85 (G. 64) S. 92 Z. 3. Die Ausg. des Plin. von J. Sillig, Hamb. u. Gotha 1851 ff. hat Manilium, wie der Cod., führt aber Mamilium als Lesart auf. Zur Änderung also kein Grund. — S. 93 Z. 23. Das Komma hinter pie (G.) giebt einen unrichtigen Sinn.

36. Br. 89 (G. 66) S. 98 Z. 13 v. u. Sinnlos ist das Komma hinter mori bei G. — Z. 5 v. u.: Thelesinam, sonst Thelasinam. M. liebt es, in den Eigennamen frei zu wechseln. Vgl. Morus und Morius. — Z. 3 v. u. Das Fragezeichen hinter Seneca bei G. erledigt sich durch den Nachweis des Citates bei K. — S. 100 Z. 5: sunt. Cod.: sint.

37. Br. 90 (G. 100) S. 101 Z. 3. Über i. e. vgl. Bem. 4. — Z. 8, wie vor. Bem.

38. Br. 91 (G. 147) Z. 2: scenophegiae. So schrieb man damals st. scenopegiae. Vgl. Du Fresne, Glossar. — S. 104 Z. 6: pistore. Vgl. Bem. 18. — Z. 15: celebranda (Cod.), nicht celebrata. — S. 105 Z. 14 v. u.: Hieronymus noster. Irrig zieht G. noster ins Citat. Vgl. Hieronymus noster Br. 195 (G. 215), Bernardus noster in demselben Br. 91. Im Citate Decret. I. dist. 44 Anf. fehlt auch noster. — S. 106 Z. 14: aliis G. alius, wohl Druckfehler.

39. Br. 94 (G. 106) S. 110 Z. 1: fiet. Lies fit (Cod.). — Z. 10: videt (Cod.), nicht vidit.

40. Br. 95 (G. 107) Z. 1 f.: non defuisse, natürlichere Änderung als affuisse wegen des folgenden non defui.

41. Br. 96 (G. 60) S. 113 Z. 9 v. u.: non „gomorea sed gonorrhoea". G.'s Änderung: — gonorea — gonorhea widerspricht dem Zwecke der Stelle, vor sprachlichen, nicht orthographischen Fehlern zu warnen. Alle angeführten Beispiele sind Barbarismen. Die Auslassung eines h war damals kein Fehler (vgl. rethor). Auch gomorea, wie Cod. deutlich hat, ist wegen der Unform unmöglich. Wahrscheinlich muss goniorea gelesen werden, wie man allenfalls von γόνιος bilden konnte. m und ni werden im Cod. häufig nicht geschieden. — S. 114 Z. 3 f.: omittam — dicentes. Es muss wohl omittamus geändert werden, was der Abschreiber leicht verlesen konnte (omit-

tam9). — Z. 19: Itidem. Cod. Ibidem. Das ist aber kein Barbarismus. Itidem auch in Br. 250. — Z. 12 v. u.: Phrynem, nicht in Phrynen zu bessern, da man damals die Endungen em und en zu vertauschen pflegte. Cordus im Widmungsbr. Epigr. l. II 1517: Penelopem. Vgl. Ausg. von Krause, in den Lat. Literaturdenkm. d. 15 u. 16. Jh. Heft 5. Einl. S. XXXI. Vgl. auch Bem. 46.

42. Br. 97 (G. 111). Die Deutung von M9 (auch Mg geschrieben) als Magister bei G. unrichtig. Willkürlich die Beziehung auf Heltwinus sacerdos in Br. 313 (G. 110), der kein Magister ist. Auch wäre die absichtliche Abkürzung oder Verschweigung unverständlich, wenn kurz zuvor der Name ausgeschrieben wird. Im Cod. ist ausserdem magister entweder ausgeschrieben oder mgr̃ (dies gewöhnlich) abgekürzt. — S. 116 Z. 1: dicere. Lies elicere (Cod.).

43. Br. 98 (G. 108) Z. 1: facias wenige Worte hinter facias. Die Besserung bei G. faciam empfiehlt sich. — S. 118 Z. 4 v. u.: et firmum (Cod.), nicht ac firmum.

44. Br. 102 (G. 113) S. 122 Z. 18: sine occasu et inclinatione „ohne Fallen und Wanken". Der Anstoss G.'s an occasu grundlos. Vielleicht Anklang an eine Bibelstelle.

45. Br. 104 (G. 115) Z 6. Hinter gratum fehlt bei K. est. – S. 125 Z. 11 f.: Compilare. Lies Compilasse (Cod.). — S. 126 Z. 5: Platinae historiis. Im Cod. hinter Platinae eine deutsche 4, aber unleserlich und mit ganz nahe gerückten senkrechten Strichen. Für die Lesart 4 (G.) spricht die Erwähnung der vier Lebensbeschreibungen Gregors IX., Alexanders III., Innozenz' III., Honorius' III. S. 124.

46. Br. 106 (G 105) Z 4: clunatrum, unlat. Die Verbesserung G.'s clunaclum scheint richtig. — S. 128 Z. 4 v. E.: Hieroclen (Cod.). Vgl. Bem. 41 a. E.

47. Br. 109 (G. 117) Z. 11 v. u.: Ideo autem, nicht Ideo aut (Cod. aũt = autem). — S. 132 Z. 2: quod non liquet. Lies: quid „non liquet" (G.).

48. Br. 110 (G. 121) S. 133 Z. 4: conviviis (Cod.), nicht conviciis.

49. Br. 111 (G. 124) S. 137 Z. 17: et ubique, nicht ut ubique. Im Cod. ut (vt), aber in et verbessert, das allein dem Sinne entspricht.

50. Br. 112 (G. 76) S. 138 Z. 5: Silium. Im Cod. ursprünglich lilium, wie es scheint, und dann durch Anfügung eines schrägen Striches unten am l in Lilium geändert. Der Zug des L ist einem Z ähnlich geworden. M. aber vertauscht dies zuweilen mit s, z. B. Zazius, Zozinius. Die Lesart Lilium scheint richtig. — Z. 16: ab opibus. G. ändert: ab operibus, das dem Sinne entspricht und leicht aus der Abkürzung sich erklären würde (op̲ibus), doch scheint die Erklärung „von Seiten seiner Mittel" ausreichend.

51. Br. 115 (G. 122) Z. 8: amara. Die Änderung amaro wird durch ähnliche Wendungen hinfällig. Plin.: Iris gustu amarissima, wo ebenso gut amarissimo stehen könnte.

52. Br. 116 (G. 122 Beil.) Z. 19: principis. Lies principes (Cod.). – S. 144 Z 21: colluctationes. Die Änderung des Cod. empfiehlt sich wegen der übrigen pluralen Abstracta. — Z. 4 v. u.: requie (= requiei), nicht requiem (Cod.). Das Citat kannte G. nicht. Ältere Lesart: requies. — Z. 2 v. u.: Graio, nicht grato (Cod.) G. irrte aus demselben Grunde wie bei requie. — S. 145 Z. 16: Rosa virgo, nicht Rosa, virgo. — Z. 2 v. u.: acerrimus scheint zu tilgen. Vgl. Bem. 11.

53. Br. 117 (G. 126) S. 146 Z. 3 v. u. Das Ausrufungszeichen bei G. ist durch ein Fragezeichen zu ersetzen. — S. 147 Z. 4 f.: carmine Davidis. Das im Cod. darübergesetzte scti̅ (sancti) ist wohl vor Davidis einzuschalten.

54. Br. 118 (G. 133) S. 148 Z. 16 f.: Videtur — laborare. Die Änderung bei G. laborat unrichtig, denn laborare hängt von videtur ab und velut is qui steht wie sonst ut qui anscheinend pleonastisch. Vgl. Bem. 12. — Z. 8 v. E.: ingenio, nicht ingenuo. Der Cod. hat unter ingenio vier Punkte, als sollte das Wort getilgt werden. G. interpungiert sinnwidrig. — Z. 5 v. E.: „O miram" etc. G. hat die richtige Interpunktion.

55. Das Datum von Br. 118 und 119 (G. 134) undevigesimo (Cod.) darf nicht in duodevigesimo geändert werden. Vgl. die spätere Bem. II, 27.

56. Br. 120 (G. 135) Z. 3: casum. Die Lesart des Cod. casus (Genit. der Angehörigkeit) muss bleiben. Vgl. Br. 125 (G. 143) S. 158 Z. 11 und 23. Merkwürdigerweise hat G. in den Nachträgen bei Br. 120 sein ursprüngliches richtiges „casus" in „casum" geändert, dagegen in 125 zweimal „casus" stehen lassen.

— Z 9: Probe scis. G.: Probe. Scis. Ganz verfehlt. Probe scire öfter, z. B. Br. 356. 432; probe tenere Br. 357. — Z. 11: Sallustianam. Das Fragezeichen bei G. wegen Verkennung des Citates aus Prudentius, das eine Versifizierung eines Sallustischen Satzes ist. Vgl. K. Nachtrag. Das folgende aris (G. nach Cod.: ars!) trägt G. unter den Druckfehlern nach.

57. Br. 124 (G. 177) Z. 1: Casparo (Cod.), nicht Caspari, obwohl letztere Form in Br. 510 (G. 529). — S. 155 Z. 13 f.: incendium. Lies incentivum (Cod.). — S. 156 Z. 10: Davidis, von G. mit Unrecht gestrichen, da M. von dem Citate aus Plin. gleich die Anwendung auf den vorliegenden Fall macht. — Z. 10 v. u. Über i. e. vgl. Bem. 4. Dsgl. Z. 7 v. u.

58. Br. 125 (G. 143) Z. 14: et liberalitatem. Lies liberalitatemque (Cod.) — S. 157 Z. 7 v. u.: teruncos (Cod.). G. bessert richtig teruncios. — Z. 4 v. u.: Dices: scio. Lies: Dices scio: — S. 158 Z. 11 v. u : salse (Cod.), nicht false.

59. Br. 126 (G. 145) Z. 17: equi, bellatores. Komma zu tilgen. — S. 161 Z. 15. Über i. e. vgl. Bem. 4. — Z. 11 v. u.: Centinianum (Cod. deutlich durch Setzen der I-Punkte). M. citiert das unrichtige Wort aus Herbords Brief und verbessert es hernach durch Centimanum. Daher ist es verkehrt, die richtige Form gleich zum ersten Male zu setzen. — Z. 2 f. v. u.: Accursius — imperatorem. Der Satz bei G. unverständlich wegen des fehlenden Komma hinter caput und des missverstandenen i. e. hinter finem. Et vor finem = auch.

60. Br. 127 (G. 158) Z. 7: euthymiae democraticae. Die *εὐθυμία* oft bei M., wie Br. 178 (G. 201). G.: enthymiae ohne Sinn. Im Cod. kann hier das u nicht von n unterschieden werden. Democraticae (K. und G.) muss in Democriticae geändert werden. Demokrit war ein Hauptvertreter der Lehre von der *εὐθυμία*.

61. Br. 128 (G. 146) S. 165 Z. 6: cultura animi. Cod.: anĩ. G. liest unrichtig anni, das nicht so gut passt. Vgl. cultura animi Cic. Tusc. 2, 5, 13. Die Formen anni, anno etc. öfter im Cod., werden stets ãni, ãno etc. geschrieben. Ähnliche Abkürzungen: miẽ = minime, pulcherrĩs = pulcherrimis. Animo einmal aniõ geschrieben. In einem Drucke aus jener Zeit (Krause, E. Hessus I, 315 A. 1) finde ich magnanĩ = magnanimi, also beweisend für die Lesart bei K.

62. Br. 129 (G. 176) Z. 7: annum. Cod.: ānū (= annum). Undeutlichkeit entsteht dadurch, dass der erste Abkürzungsbogen gleich vom a links in die Höhe gezogen ist. G.: arvum, Lesefehler. Das Citat ist beweisend für annum. Vgl. vor. Bem.

63. Br. 130 (G. 153) Z. 1: amandum (K. und G.). Zu lesen: Amandum. Vgl. zu Br. 558 (G. 639). — S. 167 Z. 12: lupus, Wortspiel mit dem folg. Lupus, also klein.

64. Br. 133 (G. 155) S. 170 vorl. Z. Vor ridiculi ist bei K. prorsus ausgefallen.

65. Br. 134 (G. 165) S. 171 Z. 5. Hinter propitius ist bei K. ac ausgefallen.

66. Br. 135 (G. 166) Z. 3. Das Citat aus Seneca ist bei G. unrichtig angegeben. Vgl. K. Nachtrag. — Z. 11. Über i. e. vgl. Bem. 4. — S. 172 gegen E.: Quo — amores. Unrichtig das Fragezeichen bei G. Das Citat Catull. 94 (96), 3 weder bei K. noch bei G. nachgewiesen, ebenso das folgende, Verg. Aen. V, 495 f.

67. Br. 137 (G. 185) S. 174 Z. 7 v. u. Hinter XV ist ein Punkt zu setzen, Z. 5 das Semikolon hinter est nebst Anm. 4 zu streichen. — Z. 2 v. u. Hinter sensibus ist bei K. mente (im Cod. a. Rande) ausgefallen. Fehlt auch bei Tenz., was G. nicht anmerkt. — S. 175 Z. 6 f. v. u.: principem. Cod.: prem̄. Auch Tenz. las principem. G.: patrem, das nicht passt. Marsil. Ficinus ist Hauptvertreter, nicht „Vater" (Gründer) des Platonischen Dogmas. Vgl. „Livius historiarum princeps" in Br. 299 (G. 307) S. 370 Z. 7. Gegen patrem spricht weiter, dass dies im Cod. sonst prēm abgekürzt wird. Ähnliches Verhältnis wie āni und anī. Bem. 61.

68. Br. 139 (G. 142) S. 178 Z. 3 v. u.: flagellati. G. irrt mit dem Abschreiber aus Unkenntnis des Citates. — Z. 2: flexo, wie vor. Bem.

69. Br. 140 (G. 74) S. 182 Z. 19 v. u.: dubiumne. Der Abschreiber pflegt das Fragewort ne zu trennen. Unmöglich aber darf mit G. dubium, ne gedruckt werden. — S. 183 Z. 12 v. u.: Urbinia. Es lässt sich auch Urbima lesen. Es gab aber bei den Römern eine solche gens nicht. — S. 185 Z. 7. Über i. e. vgl. Bem. 4. — Z. 19: abbam (Cod.), nicht abbatem. — Z. 17 f. v. u.: Temerarius, Pseudonym, also gross; ebenso S. 186 Z. 3 und Br. 219 (G. 241), an welcher letzteren Stelle G.

gross druckt. — S. 186 Z. 6: an in exsilio (Cod.), nicht aut. — Z. 13. Über i. e. vgl. Bem. 4. — Z. 19 f. v. u.: Pilumnus, Picumnus. Cod: Pilũnus, Picũnus, das hier mit m gelesen werden muss.

70. Br. 141 (G. 73) Z. 9 ff. Die Citate bei G. unverständlich. S. 188 Z. 8: evanescet (Cod.), nicht evanescit.

71. Br. 142 (G. 170) S. 189 Z. 4: idiomate. Cod.: ideomate. Doch schwerlich von M. geschrieben. Umgekehrt Z. 4 v. u.: graveolentiam st. graviolentiam (Cod.). e und i werden leicht verwechselt. — S. 190 Z. 18: area (Cod.). G. ohne Sinn: arca. Nach dem erst nachträglich gefundenen Citate Prov. Sal. 25, 12 ist aurea (Stirnband) zu lesen.

72. Br. 143 (G. 178) S. 191 Z. 1: levitatem N. Der Name absichtlich verschwiegen wie nihili homines N. N. (Br. 211, G. 222). Also nicht Julii zu drucken.

73. Br. 146 (G. 171) S. 193 Z. 3 v. u.: vitiligatores (Cod.). So K. und G. Es muss vitilitigatores (Rabulisten) gelesen werden.

74. Br. 147 (G. 168) Z. 12: soloque deo (Dat.). G. bessert solique. Doch kommen soli (Gen.) und solae (Dat.) vor, und bei M. einmal nullo (Dat.) Br. 46 (G. 93) S. 53 Z 9 v. u.

75. Br. 148 (G. 173) S. 196 Z. 3 v. u.: nomine scheint zu tilgen. Vgl. Bem. 11.

76. Br. 152 (G. 154) S. 200 Z. 12: liberis. Lies libens (Cod.). — Z. 11 v. u.: oranti, irrig roganti (Cod.).

77. Br. 154 (G. 128) S. 202 Z. 1 v. u.: superant, Lesart Camerars, scheint vorzuziehen. Gegensatz: praetereant. — S. 203 Z. 4: tegis (Camer.) scheint besser als legis, Gegensatz: notas.

78. Br. 155 (G. 129) S. 204 Z. 1: At qui, nicht atqui. Qui = wie.

79. Br. 157 (G. 136) S. 206 Z. 16 f.: Trottus, unbekannter Kanoniker, verspottet wegen seines Kirchenlateins. Daher G. unglücklich ändert: Crotus, ein Name, der hundertmal im Codex vorkommt und nie verschrieben wird. Ausserdem redet Crotus nicht so abgeschmackt, oder er thut es zum Scherze, und dann würde M. ihn wohl verstehen.

80. Br. 160 (G. 140) Z. 9: rimamur. Vgl. Bem. 11.

81. Br. 163 (G. 193) S. 212 Z. 1: blate. Lies blace (Cod.).

— Z. 4 ff. Die Anführungsstriche richtig bei G. — Z. 17: Jussit adesse muss in Anführungszeichen gesetzt werden. — Z. 6 v. u.: auxilium (Cod.), nicht consilium.

82. Br. 168 (G. 190) Z. 3: fuit (K. und G.). Cod.: fu*l*t = fuerit. So zu lesen.

83. Br. 169 (G. 187) S. 219 Z. 4: Henricus. Cod. H9. Die Auflösung huius (G.) scheint besser.

84. Br. 170 (G. 194) Z. 8. Über i. e. vgl. Bem. 4. Ebenso S. 220 Z. 17.

85. Br. 171 (G. 195) Z. 6: nisi (Cod.), nicht ni.

86. Br. 176 (G. 208) Z. 5: equestrem. Schon Tenz. besserte sequestrem, auf den ersten Blick bestechend. Doch wird Urban auch Br. 525 (G. 545) eques und magister equitum genannt, und equester sagte man missbräuchlich für eques (Br. 96, G. 60). — S. 226 Z. 7: loquitur. Lies loquatur (Cod.).

87. Br. 177 (G. 198) S. 227 Z. 16: legis III Digestis. G. liest in st. III. Cod. 3 Striche in Form eines m, den letzten länger herabgezogen, das gewöhnliche Zeichen für III. Das Citat ist keine lex.

88. Br. 178 (G. 201) S. 228 Z. 3: elusit (Cod.), nicht clusit.

89. Br. 179 (G. 210) Z. 8 v. u.: elemosynam (Cod.), damals üblich st. eleemosynam. Später hat G. die Form stehen lassen.

90. Br. 180 (G. 188) Z. 15: Exspecta, te obsecro. Cod.: exspecta (Zeilenende) te o. Nicht exspectate zu lesen. Es wird nur einer angeredet (vorher tuus). Te obsecro auch in Br. 60.

91. Br. 181 (G. 207) Z. 7. Über i. e. vgl. Bem. 4. Dsgl. Z. 8 v. u. — S. 232 Z. 7: M. absichtlich nicht ausgeschrieben, wegen des beleidigenden „impostor“. Also auch nicht Musardus zu drucken.

92. Br. 182 (G. 204) Z. 7: sors. Ebenso in Br. 288 (G. 286), daher nicht fors wie bei Cic. zu setzen.

93. Br. 183 (G. 235) Z. 7. Der Punkt hinter herus bei G. ist fehlerhaft. — Z. 12: in hamula. G. sinnwidrig: hamitide (Edelstein). Das Fragezeichen bei G. hinter lotium zeigt die Verlegenheit. M. scherzt mit Anspielung auf seinen Gegner Lotius: „Alle sind gelehrt und klar wie der Urin (lotium) in der gläsernen Flasche.“ Also hamula zu lesen.

94. Br. 188 (G. 205) Z. 7. Hinter adiuvat muss eine Interpunktion stehen. Bei Memor ist sum zu denken. — Z. 15. Vor Quoniam Punkt, hinter Cotione Komma: „Weil es nichts Schlechteres giebt als ein Cotio, so soll S. (Sömmering) fortan so bezeichnet werden.“

95. Br. 192 (G. 212) vorl. Z.: indicio, nicht iudicio. Cod. undeutlich.

96. Br. 193 (G. 214) Z. 7: patientia. Lies patientiae (Cod.). — Z. 7 f. v. E.: Qui — auspicium. Irrig macht G. aus der zweiten Hälfte des Fragesatzes einen Vordersatz zum Folgenden. „Die Nähe des Michaelistermines macht die Austreibung des Mieters schwierig, weil die 6monatliche Kündigungsfrist fehlt.“

97. Br. 197 (G. 217) S. 250 Z. 3 v. u.: strepitumque, nach dem Citate. — S. 251 Z. 10 v. u.: ea. Lies eas (gegen Cod., nach Citat).

98. Br. 198 (G. 218) S. 253 Z. 8: gnaviter (Cod.), nicht graviter, obwohl auch dies eine Lesart im Apul.

99. Br. 199 (G. 220) S. 254 Z. 2: Quercentem. G.: quercentem. Und im Register ein Julius quercens neben Julius II!

100. Br. 200 (G. 219) S. 255 Z. 6: in dies, fehlt bei G.

101. Br. 201 (G. 223) Z. 3: Schog, Cod.: vschog, mit Strich durch v. Vgl. Bem. 30.

102. Br. 207 (G. 231) S. 262 Z. 18. Über i. e. vgl. Bem. 4.

103. Br. 213 (G. 232) S. 269 Z. 4 f. v. u.: Phil. Corneum. Cod.: Philcorneum, da man die Eigennamen oft klein schrieb und beide Namen in eins gelesen wurden. G. hat den „Philcorneus“ auch nicht nachweisen können, aber im Register die richtige Form stillschweigend eingesetzt.

104. Br. 214 (G. 221) Z. 12: fratris, fehlt bei G.

105. Br. 220 (G. 213) S. 276 Z. 1: appellativis. Cod.: optivis mit Strich links am t. Doch wohl kein Abkürzungszeichen. — Z. 6. Über i. e. vgl. Bem. 4.

106. Br. 222 (G. 289) Z. 11: verum (Cod.), nicht vero.

107. Br. 223 (G. 270) Z. 8: ut (Cod.). Scheint sich in dem Sinne von „z. B.“ halten zu lassen.

108. Br. 224 (G. 242) S. 280 Z. 11: Staieni et Autronii (Nachtrag). Cod. verderbte Lesart.

109. Br. 227 (G. 253) Z. 8: titilinitio. Vgl. Nachtrag. —

Z. 9. Hinter optimum ist ein Komma fehlerhaft, da der Satz unverständlich wird. — S. 283 Z. 7. Hinter campi ist kein Doppelpunkt zu setzen.

110. Br. 228 (G. 247) Z. 1. Über i. e. vgl. Bem. 4.

111. Br. 230 (G. 338) S. 286 Z. 1. Hinter bestia hat der Cod. ein durchstrichenes langes s, da der Abschreiber auf das zweitfolgende Wort abirrte. Vgl. Bem. 30. Daraus macht G. scilicet, das im Codex entweder ausgeschrieben oder sc3 verkürzt wird. Höchstens könnte .s. = scilicet gelesen werden.

112. Br. 232 (G. 233) S. 288 Z. 6. St. III lies 2½. Vgl. Bem. 22.

113. Br. 233 (G. 249) Z. 7. Über i. e. vgl. Bem. 4. — S. 290 Z. 7: sartae tectae, ohne Komma.

114. Br. 235 (G. 350) S. 293 Z. 12 f: observandus (Cod.), nicht servandus. — Z. 16: Distinet, nicht Detinet. Dasselbe Wort in Br. 71 gegen Anfang.

115. Br. 236 (G. 278) S. 294 Z. 11. Über i. e. vgl. Bem. 4.

116. Br. 237 (G. 351) S. 295 Z. 4: sunt, fehlt bei G.

117. Br. 242 (G. 255) Z. 14: quidam, nicht quidem. — Z. 16: Germanice, nicht Germanici. „Des Deutschen" müsste linguae Germanicae heissen. Vgl. graece nescire in Br. 227 (G. 253). — S. 299 Z. 16: Der Doppelpunkt vor esse tuus bei G. fehlerhaft.

118. Br. 244 (G. 258) Z. 15. 17. Über i. e. vgl. Bem. 4.

119. Br. 249 (G. 334) S. 307 Z. 15 f. Unrichtige Interpunktion bei G.

120. Br. 250 (G. 259) S. 309 Z. 16: iureconsultos. Cod.: iure consultos, iure undeutlich, aber nicht durchstrichen.

121. Br. 251 (G. 262) S. 310 Z. 21: ut, Lesart von Cod. 307 von G. übersehen. Vgl. Nachtrag.

122. Br. 252 (G. 263) Z. 1: auspicatissimae coronationis. Cod.: auspicatiss. Diese Abkürzungen werden allemal durch das zugehörige folgende Wort bestimmt.

123. Br. 253 (G. 263) S. 312 Z. 7: Hinter negotiis setzt G. tuis hinzu (gegen Cod.)

124. Br. 254 (G. 269) S. 313 Z. 13. Vgl. Bem. 1.

125. Br. 265 (G. 264) Z. 16: salagmate. Lies malagmate (G.). — 4 Z. weiter: parabit. Lies paravit (Cod.). — catapotia. Die Glosse darüber .·. pilulas nimmt G. in den Text. Nach

dem vorausgegangenen pilularius brauchte M. das Wort nicht zu erklären. — S. 315 Z. 2. 12. Über i. e. vgl. Bem. 4.

126. Br. 256 (G. 271) Z. 2: hunc solum, im Cod. durch b und a umgestellt. — S. 316 Z. 2. Über i. e. vgl. Bem. 4.

127. Br. 257 (G. 266) Z. 3. Wie vor. Bem. — S. 217 Z. 2: inermem. So las gewiss M. in seinem Horaz. Vgl. die Textlesarten der Stelle.

128. Br. 260 (G. 402) S. 320 Z. 3: dignationi oder dominationi? Cod.: D.

129. Br. 261 (G. 272) S. 321 Z. 10: et, fehlt bei G.

130. Br. 264 (G. 279) Z. 10: tibi, des Verses wegen notwendig.

131. Br. 265 (G. 280) S. 325 Z. 4: insignia laureae. G. ändert in laurea. M. gebraucht das Wort öfter substantivisch, so Br. 116. 142. — S. 326 Z. 3 v. u.: V. Cerberus, nicht U. Cerberus (G., ohne jede Erklärung). — S. 328 Z. 3: theoligen, scheint Wortspiel mit lügen.

132. Br. 269 (G. 418) Z. 4. Es ist zu interpungieren· nempe „quod etc.

133. Br. 270 (G. 245) S. 333 Z. 9 v. u.: levia. Lies levium (nach Citat). — Z. 2 v. u.: fastigiosus — fastuosus. G. ändert sehr geschmacklos, man sieht nicht weshalb. Das erste Wort frei gebildet, wird mit potius verbessert. Fastuosus = fastosus auch bei Cordus, Def. c. Thilon. Krause a. a. O. S. 95.) — S. 334 Z. 5 f.: cinctutis, ohne Zweifel in den Text zu setzen, vom Abschreiber nicht verstanden.

134. Br. 271 (G. 246) Z. 18, 272 (G. 274) S. 336 Z. 7. Über i. e. vgl. Bem. 4.

135. Br. 272 Z. 11. Die Interpunktion bei G. zeigt von schiefer Auffassung. M. lobt gerade des Petreius Stil als eleganten, den eignen bezeichnet er mit „plane et simpliciter".

136. Br. 277 (G. 284) Z. 5: auctarium (Cod.), nicht auctuarium. Br. 299 (G. 307) S. 370 Z. 2 hat G. es richtig.

137. Br. 280 (G. 291) S. 343 Z. 10. Vor exposui ist bei K. familiariter ausgefallen. — Z. 19: dei. Lies deo (Cod.). — Z. 24. Hinter fecisses Fragezeichen. Quare ist Fragewort.

138. Br. 281 (G. 290) S. 344 Z. 21: in Atticas noctes retulit, nicht in Atticis noctibus zu ändern. Vgl. in literas referre Br. 3 (G. 86). — Z. 10 v. u.: invalitiem, frei gebildet,

nicht zu beanstanden. Ebenso in Br. 270 (G. 245), wo G. keinen Anstoss nimmt. — Z. 8 v. u.: statuminatur, unlat. st. statuminat. Ein Irrtum Mutians ist nicht ausgeschlossen.

139. Br. 283 (G. 294) Z. 13: indicium, nicht iudicium. Schalbe hatte ein Anzeichen für die Compilation Thilonins gefunden. Im Codex nicht zu entscheiden.

140. Br. 286 (G. 250) S. 350 Z. 1 f.: deterior pars (Cod.), nicht pars deterior.

141. Br. 287 (G. 251) S. 351 Z. 13: effingere, nicht effugere (Cod.). Änderung wegen des Sinnes notwendig. — S. 352 Z. 3: consimilium (Cod.: consilium). — G. Nachtrag richtig. — Z. 7: devotiarium (Cod.). Lies devotionarium. — S. 353 Z. 1: et, gehört nicht zum Citate. — Z. 20: Julium st. Julianum. Ebenso Octavius st. Octavianus, Antonius st. Antoninus (Br. 184. 297, G. 203. 306). M. vertauscht also diese Formen. Bem. 210.

142. Br. 288 (G. 286) Z. 8: foro. Lies foco (Cod.). — Z. 6 v. u. Vgl. Bem. 92. — S. 355 Z. 4: tuis, aus tui zu ändern.

143. Br. 289 (G. 296) Z. 3: detinet (Cod.), nicht retinet. — Z. 11: Fellifluus. Da J. Femilius gemeint ist, der sich in seinen anonymen Spottgedichten gegen Thilonin Fellifluus nannte, so ist es gross zu drucken. Im Nachtrage und in Br. 489 (G. 502) verwandelt sich G.'s fellifluus stillschweigend in Fellifluus. — Z 6 v. u.: fluere mel. Cod.: hinter fluere ein langes s, ein Schreibfehler, von G. sinnwidrig für sicut gelesen.

144. Br. 291 Anhang (G. 310) S. 358 Z. 7 v. u. et (Cod.), nicht est. — Z. 5 v. u.: est hinter allusio, fehlt bei G.

145. Br. 292 (G. 301) Z. 14 f.: iurisconsultos, Objekt zu perviderunt. Die Änderung in iurisconsulti ohne Sinn. — Z. 12 v. u.: Tantum (Cod.: tm̄), nicht tamen (tn̄).

146. Br. 295 (G. 304) Z. 1 f. Ganz unrichtige Interpunktion bei G.

147. Br. 297 Z. 3: Antonium. Vgl. Bem. 141 a. E. — Z. 3 ff.: Das Citat bei G. ohne jede Interpunktion. — S. 366 Z. 7: Lindori (Cod. deutlich), nicht Linderi.

148. Br. 298 (G. 305) Z. 7 v. u.: disputans (Cod.), nicht zu ändern in disputantis, das den Sinn verschlechtert. — S. 367 Z. 4 f.: ne iactantibus dicam (Cod.), nicht ne dicam iactantibus.

— Z. 21 ff.: Das Citat muss in Klammern stehen, nicht in Doppelpunkten, die sinnverwirrend sind. — Z. 24: ut (Cod.), nicht et. — S. 368 Z. 14: sit (Cod.), nicht est. — Z. 19: Authentica „Si qua". G. kennt das Citat nicht, daher verkehrte Interpunktion. — S. 369 Z. 4. G. hat nicht die Lesart des Cod.: scrupolositas, die vielleicht von M. gesetzt ist, wie Dulcicolus neben Dulciculus (Br. 199, 323, G. 220. 331).

149. Br. 299 (G. 307) S. 370 Z. 7: princeps historiarum (Cod.). Die Änderung historicorum ist nicht geboten.

150. Br. 304 (G. 316) Z. 9: obsecrabo (Cod.), nicht observabo. — Z. 10: assenserint. Lies assenserunt (Cod.)

151. Br. 307 (G. 320) Z. 8: affectus (Cod.), nicht effectus.

152. Br. 308 (G. 267) Z. 4. G. vereinigt die Lesart zweier Briefe zu dem ungeheuerlichen Texte: perfectae perfecto perfuncti! — Z. 9: negaverit? G. lässt richtig das folgende quin von negaverit abhängen.

153. Br. 309 (G. 321) Z. 3 f. Die Lesart des Cod. Tyrregetae und hernach Tyrregeta ist in den Text zu setzen (G.).

154. Br. 310 (G. 260) S. 383 Z. 6: ut. Lies et (Cod.). — Z. 5. 2 v. E.: XI. Lies 10½. Vgl. Bem. 22.

155. Br. 311 (G. 261) S. 384 Z. 11 v. u.: quod vis (Cod.), nicht quid vis. — Z. 5 v. u.: regia (Cod.), nicht regio. — S. 385 Z. 5: illa, nicht ista illa. G. vereinigt zwei Lesarten in einem Text. Die Lesart illa in Codex 160 fehlt bei G.

156. Br. 318 (G. 327) S. 389 Z. 13. Über i. e. vgl. Bem. 4.

157. Br. 319 (G. 323) S. 390 Z. 15: praefatione. Lies praefationem (Cod.).

158. Br. 320 (G. 324) Z. 5 f. v. u. Multum — poterit ist mit G. in Anführungsstriche zu setzen.

159. Br. 321 (G. 328) Z. 13. Bei G. fehlt Mihi. Das Komma vor etsi ist gleichfalls unrichtig, da der Nachsatz mit eo tamen folgt. — S. 393 Z. 13: utcunque „allenfalls". Kein Komma dahinter.

160. Br. 323 (G. 331) S. 395 Z. 10 v. u.: enim, fehlt bei G. — S. 396 Z. 9: Dulciculus, nicht klein.

161. Br. 326 (G. 346) Z. 13: chartas, nicht chartam (Cod.) wegen des Verses. — S. 399. Die Unterschrift setzt G. in die Note, als gehöre sie nicht zum Briefe. G. versteht nicht, dass M. mit 'Αντιπελαργεῖν etc. sein Gedicht als „gratitudinis testi-

monium" (für den übersandten Kalender) bezeichnet. Vgl. antipelargia in Br. 426 (G. 448).

162. Br. 329 (G. 345). Das Datum „luce Prisciā" ist = luce Prisciana, nicht Priscina. Das Abkürzungszeichen ist hier eine gebrochene Linie. So kürzt der Abschreiber auch christiā = christiana. Der Doppelhaken dieser Abkürzung ist streng von der Schlangenlinie ~ = n zu unterscheiden. Vgl. Bem. 17. Im Worte prisciā ist das a etwas breit gezogen, daher K. es irrig für ae las. Auch nahm er luce = Lucae. G. richtig: Tag der Prisca.

163. Br. 330 (G. 352) S. 402 Z. 11 v. u.: ideo (Cod.), nicht ita.

164. Br. 335 (G. 356) Z. 19 f.: carmen zweimal (Cod.). Vgl. G. Nachtrag.

165. Br. 337 (G. 358). Adresse: Comilario (Cod.), nicht Comiliario.

166. Br. 340 (G. 360) Z. 7. Dixi zieht G. irrig zum Vorigen. — Z. 3 v. E.: romani. Cod.: rō = ratio (ro = romanus).

167. Br. 343 (G. 313) S. 415 Z. 6: praenomen (Cod.: prenomen), nicht pronomen. — Z. 13: trinomium, nicht zu beanstanden, da ähnliche Formen damals gebildet wurden. Vgl. multinomius bei Cordus, Def. c. Philon. 39. (Krause, Cordi Epigrammata. Berl. 1892. S. 102.)

168. Br. 348 (G. 415) Z. 6: rc (so Cod. deutlich), kann nicht ro (romani) gelesen werden.

169. Br. 349 (G. 365 Beilage) S. 420 Z. 6: concedere, nicht concredere (Cod.), nach dem Citate, das G. nicht kannte. — Z. 12 v. u.: dominico, im Nachtrage in divino berichtigt. Cod.: diuīo ohne I-punkte. Dagegen müsste dominico abgekürzt sein: dnīco.

170. Br. 351 (G. 367) S. 422 Z. 4 v. u.: appellandam (Cod.), nicht appellandum. — S. 423 Z. 5: es hinter factus (G.) nicht im Codex. — Z. 8: μάρτυρος, epische Form, kann stehen bleiben (Cod.).

171. Br. 352 (G. 369) S. 424 Z. 2: hoc. Lies haec (Cod.: hec).

172. Br. 353 (G. 368) Z. 4: qua — testudine (Cod.), nicht quo — testudo. — Z. 6: celebratur (Cod.), nicht celebratus.

173. Br. 355 (G. 371): tortus. Cod.: torsus. Doch distortus in Br. 350 (G. 365).

174. Br. 359 (G. 373) S. 429 Z. 3 v. u.: onus, nicht opus

(Cod.), das offenbar verschrieben. — S. 430: Die Unterschrift Ag. Agamestor, im Codex fast in die folgende Adresse hineingeschrieben, ist von K. irrig zu dieser gezogen worden.

175. Br. 363 (G. 378): Henrico (K. und G.). Cod.: Heinrico. — S. 435 Z. 7: ille. Richtig scheint die Änderung Tenz. illi (von G. nicht angemerkt).

176. Br. 365 (G. 379) Z. 6 f. v. E: oblatam. Lies obligatam (Cod.).

177. Br. 368 (G. 384) S. 438 Z. 8 v. u.: his (Cod.), nicht hic.

178. Br. 370 (G. 454) S. 440 Z. 1 v. u. Über i. e. vgl. Bem. 4.

179. Br. 372 (G. 388) S. 442 Z. 12 v. u.: vero (Cod.), nicht vere.

180. Br. 373 (G. 387) S. 445 Z. 7: celtem (Cod.). Vgl. Nachtrag bei G.

181. Br. 376 (G. 391) S. 447 Z. 9: *πάντων*, durch das Citat erwiesen. — Die direkte Rede Urbans, kenntlich an „Ulpianus tuus“ und „Mutiane“ geht bis accipere.

182. Br. 382 (G. 400) Z. 8: IV. Lies 3½. Vgl. Bem. 22. — Z. 11. Über i. e. vgl. Bem. 4.

183. Br. 383 (G. 254) S. 452 Z. 11: Herculem. Cod.: Herculi, das i nach unten bogenförmig gezogen, fast einer Abkürzung gleichend. Doch wohl Herculi zu lesen.

184. Br. 387 (G. 406) S. 456 Z. 15. 24. Über i. e. vgl. Bem. 4.

185. Br. 391 (G. 162). Die Auslassung des Abschnittes Tractatio resipiscentiae bei G. ist willkürlich. Der Ausdruck ist echt Mutianisch. (Vgl. „beata tranquillitas“.) Ebenso willkürlich ist die Verdächtigung mancher Überschriften, z. B. in Br. 138. 311 (G. 169. 261).

186. Br. 393 (G. 411) S. 462 Z. 16. Über i. e. vgl. Bem. 4.

187. Br. 394 (G. 414) Z. 8 ff. Fehlerhafte Interpunktion bei G. „Fiat“ ist die Antwort Nitharts, „Hem“ — „sero—“ die Entgegnung Sömmerings, die vielleicht schon mit fortasse schliesst.

188. Br. 396 (G. 446) Z. 11. Über i. e. vgl. Bem. 4.

189. Br. 397 (G. 416) Z. 7: dubitaret (Cod.). Die Lesart des Citates dubitarit braucht nicht eingesetzt zu werden.

190. Br. 398 (G. 409) S. 467 Z. 6 v. u.: θέσις.. Lies τάσις (Cod.).

191. Br. 404 (G. 427) S. 472 Z. 13. Über i. e. vgl. Bem. 4. — Z. 17: ἅγιος vor ἰσχυρός (Cod.) fehlt bei G.

192. Br. 406 (G. 443) S. 474 Z. 4: occupatissimum. Lies occupatissimo (Cod.: occupatiss.) — Z. 13: pedibus. Lies pedicis (Cod.)

193. Br. 408 (G. 407) S. 477 Z. 5: Audi, et (Cod.: Audi — Zeilenende — et), nicht Audiet. Vgl.: Vale et audi in Br. 409 (G. 428). Urban soll den zu ihm gesandten Publius anhören und dann seine Meinung sagen.

194. Br. 411 (G. 430) Z. 10: maiora (Cod.), nicht maiore.

195. Br. 416 (G. 434) Z. 6. Hinter praedicent darf kein Punkt stehen, da hier erst ein erster Vordersatz schliesst. — S. 483 Z. 11 f. v. u. G. hat hier die richtige Interpunktion. — Z. 4 v. E.: propter ea, nicht propterea.

196. Br. 417 (G. 425) S. 485 Z. 8: arripe (Cod.), nicht accipe.

197. Br. 420 (G. 438) Z. 8. Hinter sceleratum Fragezeichen.

198. Br. 421 (G. 439) S. 489 Z. 2. Über i. e. vgl. Bem. 4.

199. Br. 430 (G 452) Z. 3: Eidium (Cod.), wohl in Eiduum zu ändern. — S. 497 Z. 2: Ricius. Cod.: Ricinus, beabsichtigter Scherz, wie das unverständliche Varenus. Ähnlich Thilonin, Choleamynter. Erf. 1515. F 3 a: „helleborosi Ricini vel potius Ricii Cordi.“ — Z. 3: suae (Cod.), nicht esse.

200. Br. 431 (G. 441) S. 498 Z. 4. 5 und Br. 432 (G. 455) Z. 9. Über i. e. vgl. Bem. 4.

201. Br. 433 (G. 453) S. 500 Z. 11: item (Cod.), nicht idem. — Z 12—15: Ego — declarando. Worte Mutians, nicht Schilo's: „Ich habe meinen Dienern zuweilen in Schilo's Hause Mahlzeiten aus Ehrengaben der Freunde gegeben, und dabei ist noch vieles übriggeblieben.“ Schilo wollte Erfrischungen an die Diener auf die Rechnung setzen.

202. Br. 439 (G. 459) Adresse. Cod.: Fuld. et Hersfel. Abb. So auch Br. 446 (G. 470). In Br. 459 (G. 475) ist augustarum beigefügt. Also in 439 zu lesen: Fuldae et Hersfeldiae abbati. Vgl. Br. 468 (G. 484): sacrorum Fuldae et Hersfeldiae

(ausgeschrieben) praesidi. — S. 504 Z. 13: Hinter tecum einzuschalten: in legatione. (Cod. am Rande.)

203. Br. 433 (G. 461) S. 508 Z. 12: idem. Lies item (Cod.).

204. Br. 448 (G. 465) S. 511 Z. 4 v. u.: παντaγίους (Cod.). Lies πανaγίους. — S. 512 Z. 1: Ritium Codrum, nicht Ritium Cordum Codrum. Cordum ist im Codex fein durchstrichen, wäre auch überflüssig, weil es hernach folgt. — Z. 6: est (Cod.), nicht et.

205. Br. 451 (G. 471) S. 516 Z. 11: et cetera (Cod.), nicht et.

206. Br. 455 (G. 472) Z. 3: accipe epistolam. Umzustellen (Cod.).

207. Br. 456 (G. 473) S. 520 Z. 1: καθημερόσιοι. Lies καθημερόβιοι (Cod.). — Z. 2: et stulta (Cod.), nicht ut stulta.

208. Br. 458 (G. 480) S. 521 Z. 1 v. u.: famae nocent. Umzustellen (Cod.).

209. Br. 459 (G. 475). Adresse zu lesen: abbati Fuldae et Hersfeldiae augustarum. Das folgende archicancellario ist ein zweiter Titel, Kanzler des Erzbischofs von Mainz. Vgl.: legato archiepiscopi et primatis Germaniae augustae cancellario (Br. 439). G. liest die Abkürzung abb. (die auch in 439 = abbati) = abbatiarum wegen augustarum. Erzkanzler der F. und H. Abteien“ ist ohne Sinn. — Z. 8: Hessiaticam. Lies Hessiacam (Cod.). Die Form Hassiaticus in Br. 148 (G. 173). — S. 523 Z. 16 v. u.: Consimili (Cod.), nicht Consimilis. — S. 524 Z. 16: Maximinus (Cod.). nicht Maximus. Vgl. Bem. 141 a. E. 147. — Z. 8 v. E: sempiterna (Cod.). Eine Änderung nach dem Citate in sempiternae ist nicht unbedingt geboten.

210. Br. 462 (G. 478) S. 527 Z. 18: Octavii (Cod.), nicht Octaviani. In einem eignen Autographe Br. 536 (G. 598) setzt M.: Octavio Augusto. Vgl. Bem. 141. Ohne Konsequenz lässt es G. hier und in 184 (G. 203) stehen. — Z. 22: motu — in metu. Wortspiel: Alles, was im Frühjahre durch die Bewegung (motu) des humor bewegt wird, pflegt in Gefahr (in metu) zu stehen. Der Tod Wilhelms von Hessen, meint M., sei durch die Bewegung des humor, nicht durch Gift veranlasst. G.'s „Verbesserung“ in motu giebt eine witzlose Tautologie.

211. Br. 468 (G. 484). In der Adresse muss bei archiepiscopi durchaus das Wort legato oder cancellario ausgefallen

sein. Vgl. die Adressen von Br. 439. 370 (G. 459. 486). — Z. 10: faciunt (Cod.), nicht faciant. — S. 533 Z. 14: volventibus. Lies volentibus (Cod.).

212. Br. 473 (G. 495) S. 538 Z. 15 v. u.: Subsequor. Lies subsequar (Cod.) — S. 539 Z. 4. Über i. e. vgl. Bem. 4.

213. Br. 475 (G. 491 Beilage) S. 541 Z. 6: sum (Cod.), fehlt bei G. — Z 5 v. E. Am Rande: .·· largitores bonorum. Fehlt bei K. und G. Ebenda letzte Z. und Br. 477 (G. 499) Z. 9. Über i. e. vgl. Bem. 4.

214. Br. 480 (G. 498) S. 545 Z. 17: violent. Lies violant (Cod.). Bei G. ist das Komma hinter pennas fehlerhaft.

215. Br. 481 (G. 503) S. 547 Z. 4: diabolaria (Cod.), nicht diobolaria. Beide Formen waren in Gebrauch (Du Fresne). In Br. 298 (G. 305) lässt G. jene Form stehen. Die Form poscinummia als Plautin. b. Forcellini.

216. Br. 483 (G. 497) S. 548 Z. 5 v. u. Über i. e. vgl. Bem. 4.

217. Br. 487 (G. 500) S. 551 Z. 9 f. Quod = was betrifft. Hinter „machen“ also nur Komma.

218. Br. 488 (G. 504) S. 552 Z. 20 ff. Über i. e. vgl. Bem. 4.

219. Br. 489 (G. 502) Adresse: viro et. Lies viro (Cod.). — S. 553 Z. 6 v. u.: antiphonum (Cod.), nämlich libellum (vorher mordaci libello), von ἀντίφωνος antwortend. G. ohne Grund: antiphonam (= Gegengesang, Gegenchor).

220. Br. 492 (G. 508) S. 556 Z. 1 v. u.: instaurata (Cod.), fehlt bei G.

221. Br. 498 (G. 516) Adresse: venerando. Lies reverendo (Cod.). — Z. 6 f.: sive belli sive pacis otia. Bei belli wird negotia ausgefallen sein. Vgl. dieselbe Znsammenstellung Br. 16. 104 (G. 17. 115).

222. Br. 501 (G. 522) Z. 2 f.: mihi lis. Lies nubilis (Cod.).

223. Br. 504 (G. 523) Z. 9: Norinbergi. Vielleicht Norinbergae (Norinberge), da Norinberga die übliche Form. — S. 568 Z. 14: carere (Cod.), nicht carcere.

224. Br. 506 (G. 524) S. 570 Z. 5: cervisiae (Cod.), nicht cerevisiae. Beide Formen waren üblich.

225. Br. 508 (G. 526) S. 572 Z. 11. Über i. e. vgl. Bem. 4.

226. Br. 509 (G. 528) S. 573 a. E.: Respondebit — praeditus noch zur direkten Rede zu ziehen.

227. Br. 516 (G. 536) Schlussdatum MDXII.. Im Cod. ist noch ein halber Strich angefügt, als habe der Schreiber die Zahl vergessen. Der Scherz geht bei G. verloren.

228. Br. 517 (G. 539) S. 580 Z. 12: bruheim. Cod.: bruhenn. nn leicht mit im verwechselt. So bei Weissenborn, Akten der Erf. Univ. II, 182: Vindiseim st. Vindisenn = Findisen. Ähnlich Rennbote und Reinbote.

229. Br. 518 (G. 538) S. 581 Z. 5: sedulitas (Cod.), nicht sodalitas. — Z. 9. Über i. e. vgl. Bem. 4.

230. Br. 520 (G. 540) S. 582 Z. 11 f. G. richtige Interpunktion.

231. Br. 523 (G. 542) Z. 2: Constantinus (Cod.), nicht Constantius. Vgl. Bem. 209. — Z. 16: non modo retinendos — sed etiam pellendos (Cod.). Tenz. und G. non modo non. Doch scheint jenes zu halten: „dass nicht etwa bloss geduldet — sondern sogar vertrieben werden müssen.“ — Z. 7 v. E. G. richtige Interpunktion.

232. Br. 528 (G. 642) Z. 10: strictius. Lies severius (Cod.). Die von hier bis Nr. 235 verzeichneten Textfehler bei K. sind auf die Rechnung der ihm von der Baseler Bibliothek gelieferten, nicht sorgfältigen Abschriften zu setzen. Die von Prof. Crecelius genommenen Abschriften, die dem Texte bei G. zu Grunde liegen, sind korrekt. — Z. 11: offici. Lies officii. — Vorl. Z.: consolatus. Cod.: consoltatus (nicht consollatus), wahrscheinlich ein absichtlicher Barbarismus st. consolatus. Nach Du Fresne kommt consultatus st. consulatus vor.

233. Br. 529 (G. 643) Z. 3: scribendis. Lies scribundis. Z. 5: vindicem. Lies vendicem. — Z. 8: adhuc. Lies hucusque. — S. 592 Z. 2: officium. Lies officii. — Z. 13. 17: leviter. Lies leniter. — Z. 15: Haec nihili (Cod.), nicht hoc nihil. — S. 593 Z. 5: ipsis (Cod.), nicht ipse. — Z. 8: (si diis placet) facturus (Cod.), nicht (sit) diis placefacturus (Druckfehler). — Z. 9: votaque. Lies volaque. — Z. 17: Si non ipse vides. Lies Si non, ipse videris. — Z. 4 v. u.: sim. Lies sum. — Z. 3 v. u.: ut. Lies et. — Z. 2 v. u.: solum. Lies modo. — S. 594 Z. 1 f.: rectorem — paratas laudes. Lies

rectorum — peritos laudis. — Z. 13 v. u.: humanissimus. Lies charissimus. — Z. 8 v. u.: Invidet. Lies Invidit.

234. Br. 530 (G. 644) Z. 2: manum. Lies materiam (maῶ). — Z. 3: Legas. Lies Leges. — Z. 6: ut aiant. Cod.: ut aiunt. Doch nicht in den Text zu setzen. — Z. 9: locutus. Lies loquutus. — Omnia. Cod.: oῖn, die drei Striche hinter o undeutlich, der erste nach oben verlängert wie zum I-punkt. Am nächsten liegt die Deutung oĩa = omnia. — Z. 14: vinctum. Lies cinctum. — Z. 7 v. u.: vertente. Lies verrente.

235. Br. 532 (G. 408) S. 597 Z. 8. Hinter tandem ist nunc einzuschalten. — Z. 13: ut. Lies ot.

236. Br. 533 (G. 507) S. 598 Z. 11 v. u.: quum. Cod. qũ oder qñ (letzteres = quando). Zu priori anno passt quum besser. — Vorl. Z. des Briefes: Nescio quid. Cod. hat dazwischen ein langes s, das G. scilicet liest. Doch ist das Wort wenige Zeilen vorher ausgeschrieben und wird sonst stets scʒ abgekürzt. Bedenklich scheint auch die Einschiebung in das einen Begriff bildende nescio quid. Vgl. Bem. 30. 143.

237. Br. 534 (G. 563) S. 600 Z. 12 v. u.: colebatur (Cod.), nicht celebratur. — Z. 8 v. u.: ad agendum (Cod.), nicht ad agenda. — Z. 4 v. u.: cerimoniae (Cod.), nicht ceremoniae. — S. 601 Z. 8: sonitum. Lies sonitu (Cod.).

238. Br. 536 (G. 578) Z. 1: et (Cod.), nicht vel. — Z. 3: eucolpi (Cod.), nicht encolpi.

239. Br. 537 (G. 553) Z. 12: amici (Cod.), nicht animi. — S. 605 Z. 4: corruptione. Lies corruptrice (Cod.).

240. Br. 538 (G. 585). In der Adresse ist etc. ans Ende zu setzen. — S. 606 Z. 7: ἡμᾶς. Ob so oder ὑμᾶς im Cod. zu lesen, nicht zu erkennen.

241. Br. 539 (G. 559) Z. 5 v. u.: sursum (Cod.), nicht sorsum.

242. Br. 541 (G. 599) Z. 13: stadio (Cod.), nicht studio. — Z. 2 v. u. Über i. e. vgl. Bem. 4.

243. Br. 547 (G. 570) Z. 6: Navigandum (Cod.), nicht Navigandus. — S. 615 Z. 2: te (Cod.), nicht tamen. — Z. 6: ferme. Lies fere (Cod.). — Z. 9: Haec (Cod.), nicht Hoc. — Z. 10: non (Cod. ñ, ungewöhnliche Abkürzung), nicht vel.

244. Br. 548 (G. 574) Z. 9: Salvator. Cod. wahrscheinlicher Servator (erste Silbe abgekürzt). Beides üblich. — Z.

11: ista (Cod.), nicht ita. — S. 616 Z. 4: sonitumque (Cod.), nicht sonituque. — Z. 11: florens (Cod.). Lies Florens.

245. Br. 549 (G. 569) S. 617 Z. 12 v. u.: magnum (Cod.). Lies Magnum. — Z. 3 v. u.: officiose (Cod.), nicht officiosus. — Z. 1 v. u.: ornatissimus. G.: ovatissimus ohne Sinn. Vgl. das folgende laudat — ipse laudatissimus. — S. 618 Z. 3: disertissimo (Cod.: disertiss.), nicht disertissimus

246. Br. 550 (G. 575) S. 619 Z. 8: Orant ne (= Orantne). G: Erantne, scheint besser, obwohl im Autograph der erste Buchstabe weder O noch E ist.

247. Br. 553 (G. 586) Z. 2: nostrae (Cod.), nicht vestrae. — S. 622 Z. 1: solvendo (= zahlungsfähig), nicht zu beanstanden. — Z. 9 v. u.: Fucum et scenam non curo (Cod.), fehlt bei G.

248. Br. 554 (G. 591) S. 623 Z. 4 v. u.: asininum. Lies asinum (Cod.).

249. Br. 555 (G. 607) Z. 8: recuset. Lies recusat (Cod.). — Z. 11: illis. Lies illic (Cod.). — Z. 3 v. u.: Vale bis. Lies Valebis.

250. Br. 556 (G. 1) Z. 1: tot (Cod.), fehlt bei G. — Z. 7. Dahinter ist bei K. ausgefallen: Latrant — contionibus.

251. Br. 562 Regeste. G. 79 V. 16. St. tymbra (Cod.) ist Thymbra zu setzen. — V. 24: Elissa (Cod.), nicht Elyssa (Tenz.).

252. Br. 563 Reg. (G. 417). V. 4 von G. nicht verstanden. Verbinde gloria (V. 3) und honosque. — V. 7. G. ändert das richtige honos in honosque, da er nŏmen (!) las.

253. Br. 565 Reg. G. 47 S. 61 Z. 1 f.: inimitabilem. Zu lesen imitabilem. — Z. 17: putriligini. Cod.: putrilegine. Es müsste putrilagine heissen. — S. 62 Z. 11. Die Lesart crentae ist von Camerar in den Errata in crenatae verbessert, was sehr gut passt. G.'s Scharfsinn (creutae!) ist also verschwendet.

254. Br. 568 Reg. G. 46 Z. 3. Hinter praetextam fehlt donabant.

255. Br. 575 Reg. G. 636, Gedicht Beta V. 6: sanctum est, von Camer. in den Errata zu sanctumque verbessert. — V. 12. Die Lesart Camer. ist vitis satorem. — Letztes Ged. V. 4: Mellia (Camer.), ist wohl in mellea zu ändern.

256. Br. 582 Reg. G. 151 Z 4. Hinter penitus fehlt rudis.

257. Br. 583 Reg. G. 131 Adresse: meo; lies suo.

258. Br. 585 Reg. G. 127 vorl. Ged. V. 7: simplicem, nicht supplicem.

259. Br. 588 Reg. G. 633 Ged. 3 V. 2: fit, nicht sit.

260. Br. 593 Reg. G. 182 Z. 9. Hinter mittes fehlt curriculo.

261. Br. 594 f. Reg. G. 183. 630. Die Adresse Fla. = Flamini? M. wendet das Wort mehrfach für Priester an, aber es wird nie abgekürzt wie hier. Für eine solche Abkürzung läge hier kein Grund vor. — G. 183 S. 256 Z. 5 v. u. St. ac lies et. St. lectionem lies lectiones.

262. Br. 601 Reg. G. 303 Z. 2: iocondissimae. Lies iocundissimae. — S. 391 Z 10: iudicium. Lies indicium. — S. 393 Z. 9. Vor Mutiane fehlt amicissime.

263. Br. 604 Reg. G. 343 Da der G.'sche Text der Ausg. von 1535 entnommen ist, und Verf. so glücklich ist, die erste Ausgabe, vielleicht ein unicum, zu besitzen, so trägt er hier die zahlreichen Abweichungen des Textes nach. In der ersten Ausgabe hat das Gedicht 196 Verse, 60 Verse mehr als in der zweiten. V. 1 f. verändert:

Quam legis, hanc Hessus mittit tibi, Rufe, salutem,
Hinc, ubi in aequoreas Vistula fertur aquas. —

V. 3—18 in I = V. 9—24 in II, mit folgenden Abweichungen:
V. 4 (10): Est tamen et praesens contiguusque tibi.
V. 9 (15) derivatur statt se demittit. V. 10 (16) mobiliusque nihil statt quo nil mobilius. — V. 19 f. (hinter II, 24) fehlen in II:

Ut tamen accipias, nobis carissime Rufe,
Res nostrae quo sint ordine quove loco. —

V. 21—26 = 3—8 (in II), davon die drei ersten verändert:

Scito Lycaoniam nos processisse sub Arcton,
Maior in has etiam despicit ursa plagas:
Hic, ubi Prussiacum latus aequoris occupat orbem. —

V. 27 (25) certe st. igitur. — V. 31 f. (hinter II, 28) fehlen in II:

Barbara scilicet haec terrarum uberrima, vincit
Et Rhodon et Cretam, Lydia regna, Paphum. —

V. 35 (31) Rhussi st. Russi. — V. 40 (36) Lythuana. —
V. 42 (38): et durus. — V. 45 (41): Tam late, tam vasta patet Pruthenica tellus. — V. 49—58 (hinter II, 44) fehlen in II:

Caesarea sedit Fridericus in arce Secundus,
Prussia adhuc Stygia nocte sepulta fuit,

Cum Mahometigenae capta Ptholomaide Turcae
Teutonicam Syria destituere crucem.
Jam quod erat propior, quod adhuc Idola colebat,
Haec a Teutonicis terra petita fuit.
Annuit et summos summus cum rege sacerdos
Et titulum optati iussit habere soli.
Qaesitam obtinuit cruce munitissimus ordo,
Teutonicum subiit gens superata iugum. —

V. 60 (46) omnem. — V. 61 (47): terram hanc. — **V. 63 f.** (49 f.):

Hinc urbes positaeque altae victoribus arces
Firmaque ductilibus oppida cincta vadis. —

V. 65 (51): Hic etiam (ut noris, quo nunc sim fine quietus). — V. 66 (52): habundat. — V. 73 f. (59 f.):

Est mare nobilibus plenum atque insigne lapillis,
Electrum primae nomina laudis habet. —

V. 75 (61): Saepius hoc. — V. 76 (62); pes madefactus aqua. — V. 79 f. (hinter II, 64) fehlen in II:

Salmo, Lupus, Sturio, Murenae, Rhombus et Esox
Vix uno (quamvis sit gravis) asse venit. —

V. 82 (66): qualia non. — V. 83 (67): Non illis... esse probatum est. — V. 87 (71): Conferat huic. — V. 89—92 (hinter II, 72) fehlen in II:

Huc mihi si veniat pando Silenus asello,
Crabronum calva milia fronte feret,
Spicula sed nec apum calcemve timebit aselli,
Quin avido gratum devoret ore cibum. —

V. 93 (73): saltus, est multae gloria silvae. — V. 99—108 (hinter II, 78) fehlen in II:

Hic damae capreaeque leves cervique fugaces,
Hic cadit adversa cuspide fossus aper.
Hic sua dant canibus villosi terga bisontes,
Hic plenum est vastis alcibus omne nemus.
Sunt etiam immanes horrendis cornibus uri,
Regna quoque Hercinium contigit ista nemus.
Non plura Hyrcani novere cubilia saltus,
Non Pyrenaeus, non leporosus Athos,
Non Garamas, non fuscus Arabs, non decolor Indus,
Non Geta, non crudo Sarmata pastus equo. —

V. 115–118 (hinter II, 84) fehlen in II:

Argentum phialae, lances, cochlearia, disci.
Qui fecit, credo, non didicisse modum.
Vestibus argentum teritur vulgaribus, exit
Nulla nisi argento foemina plena foras. —

V. 121 f. (hinter II, 86) fehlen in II:

Vina Teraphnaeis non inferiora racemis
Hic aeris minimo pondere constat emi.

V. 129 (93): Istula flexu. — V. 131—34 (hinter II, 94) fehlen in II:

Urbs dominis ingrata suis nisi forte fuisset,
Fortunis certe visa beata suis,
Quae postquam sacro defecit ab ordine, summa
Excisa nigram propulit arce crucem. —

V. 135 f. (95 f.):

Classibus haec portus et mercibus inclyta magnis
Et minor est Venetis Noriciisque prior. —

V. 137–139 (97—99):

Altera divitiis Monsregius, hanc opulentam
Velifera ditat Bregela vastus aqua.
Quam nunc militiae sedem tenet archimagister. —

V. 143 (103): Illa quoque excisae. — V. 154 (114): Pinguia foecundi possidet arva soli. — V. 155—178 (hinter II, 114) fehlen in II:

Moenia parva quidem, sed quae nunc presul Jobus
Auget et aeternum nomen habere facit.
Hic quoque praeclaram merito laudaveris arcem
Aggeribus cinctam, turribus atque lacu.
Hactenus, unde legas properatam, Rufe, salutem,
Carminibus facta est Prussia nota meis,
Prussia Teutonicae merces data militiei,
Prussia Christiferae virginis hospitium.
Floruit et plures late dominata per annos
Deliciis tandem languit ipsa suis,
Atque ut cunctarum rerum est mutabilis ordo,
Fortunae instabilem sensit et illa rotam.
Sic illa, emerito cum iam polleret honore
Deflueretque opibus molliter ipsa suis,
Magnarum veteres rerum est imitata ruinas
Visa nec exemplo est interiisse novo.

Martia sic rerum cum Rhoma potita vigeret,
Lapsa est, Caecropiae sic cecidistis opes,
Sic Thebae, sic Troia potens, sic alta Corinthus,
Punica sic Tyria moenia structa manu.
Sic patrium amisit Judaea potentia sceptrum,
Non semel excisam sic Babilona ferunt.
Sic urbes, sic regna cadunt, sic omnia mutat
Haec dea, quae certum nescit habere locum. —

V. 179 (115): pauca videtis. — V. 180 (116): vix quoque sunt. — V. 183 f. (119 f.):

At tu, noster amor, consors patriaeque lyraeque,
Rufe, latinorum docte sonare tubam.

Nach V. 190 (126) sind V. 127—130 in II hinzugefügt. —

264. Br. 607 Reg. G. 426 Z. 4: χαμαιπετάς und κατά. Die Lesarten von Horawitz sind vorzuziehen. Der Ausdruck κακὰ ϑηρία malae bestiae ist sprichwörtlich (Erasmus' Adagien).

265. Br. 610 Reg. G. 490 S. 150 Z 9. Vor Wittenburgum fehlt ad.

266. Br. 615 Reg. G. 564. Die Unterschrift Moetianus fehlt.

267. Br. 617 Reg. G. 537. Die Unterschrift Mutianus fehlt.

268. Br. 619 Reg. G. 556 Z. 3: opportuit. Lies oportuit.

269. Br. 621 (G. 555) S. 644 Z. 12: suspectarum (Cod. ganz deutlich, obschon mit etwas schnörkelhaftem a), nicht suspectorum; für das erstere spricht schon der Titel der Articuli. Die von G. in der Note verworfene Lesart muss also in den Text gesetzt werden. — Z. 19: fieri. Lies fieri debere (Cod.).

270. Br. 622 Reg. G. 560. Enders, Lutherbriefe, Frankf. 1884 I, Nr. 14 hat folgende abweichende Lesarten: Jhesus, Jhesu, insalutato, Coridon, Lutherus, baccalaureus, Erfordiensis, favebis. Die dritte und letzte Lesart sind ohne Zweifel richtige Verbesserungen des Gothaer Textes. Die andern sind nach der vermutlichen Schreibweise Luthers aufgenommen, da das Apograph, dem G. folgt, für den ursprünglichen Text des Briefes nicht massgebend ist.

271. Br. 623 Reg. G. 565 S. 230 Z. 16: nobilitatem. Lies mobilitatem (Cod.).

272. Br. 624 (G. 568) Z. 4: Laudo factum (Cod.), fehlt bei G. — Z. 9: invocare (Cod.), nicht implorare,

273. Br. 627 Reg. G. 519 vorl. Z.: ipse. Lies ipsi (Cod.).

274. Br. 630 Reg. G. 584. Unterschrift G. Spalatinus (Cod.) fehlt.

275. Br. 631 (G. 587) S. 648 Z. 1: dicit (Cod.), nicht zu ändern in dico. In dieser Grussformel ist auch die dritte Person üblich. — Z. 12: congesturi. Cod.: questuri, darüber congesturi wahrscheinlich als Berichtigung. Im Original wird ꝯgesturi (= congesturi) gestanden haben, das anfangs falsch gelesen wurde. Sinn: „obwohl von einem Manne, der in tüchtiger Arbeit zusammentragen will.“ Questuri ohne Sinn. — Z. 13: praeriperet, unmöglich wegen des folgenden edet. Cod.: praereperit, wahrscheinlich verdorben aus praeceperit (vorweg davon gerafft haben wird). — Z. 14: cavillentur (Cod.), nicht cavillantur. Schlussdatum: Ei' (Cod. deutlich) = Eidibus. nicht Kal.

276. Br. 633 (G. 589) S. 650 Adresse: Lango. Lies Langio (Cod.). — Z. 1 f.: sed sincerus. Lies frater Suicerus. Cod.: fr̄ suicerus).

277. Br. 638 (G. 590) Z. 1: S. D. P. (Cod.), nicht S. — S. 651 Z. 10 v. u.: confregisset. Lies confixisset (Cod.). — Z. 2 f. v. u. Fragezeichen hinter Evangeliis zu setzen. — S. 652 Z. 16: tuus (Cod.), nicht tunc. — Z. 5 v. u.: Erasmici (Cod.), fehlt bei G. — St. des folg. velut lies veluti (Cod.).

278. Br. 636 (G. 594). Unterschrift Moetianus (Cod.), nicht Mutianus, trotz G.'s ausdrücklicher Bem.

279. Br. 637 Reg. G. 595 vorl. Z.: Mathaei. Lies Matthaei (Cod.).

280. Br. 644 (G. 605) S. 660 Z. 13: alii. Lies alio (Cod.).

281. Br. 645 (G. 606) vorl. Z.: stilum (Cod.: stil ...), unzweifelhaft richtig, da die erste Silbe, obschon sehr undeutlich, noch lesbar ist (gegen G.). Vgl.: Nox impedit stilum. Br. 234 (G. 311).

282. Br. 646 (G. 608) Unterschrift, steht bei Tenz. (gegen G.).

283. Br. 649 (G. 611) Z. 8: aliquando. Steht nicht im Cod. (gegen K.).

284. Br. 655 Reg. G. 617 S. 293 Z. 1 f.: esse coepit. Lies coepit esse (Cod.). — Z. 8: voluptarius. Lies voluptuarius (Cod.).

285. Br. 657 Reg. G. 619 Z. 7: subit. Lies sumit (Cod.).

286. Br. 658 (G. 620) S. 666 Z. 5: Cordus. Einfachste Änderung: Crotus (G.). M. muss noch nichts von dessen innerer Wandlung gewusst haben.

287. Br. 659 Reg. G. 621. Unterschrift Spalatinus fehlt bei G.

II.

Zur Chronologie.

1. Die meist undatierten Briefe der ersten Jahre (1505 ff.) lassen sich nach Ton und Inhalt vielfach bestimmten Jahren zuweisen. Da Urban erst kurz vor 1505 mit M. in Freundschaft trat, so deuten die Ermahnungen des Letzteren, auf dem eingeschlagenen Wege der besseren Studien zu beharren, die Freude über seinen „Abfall von den Barbaren", über sein Wohlwollen gegen M., das sich in kleinen Aufmerksamkeiten (Geschenk von Butter und Käse) äussert, bestimmt auf das Jahr 1505, zumal wenn andere Briefe ähnlichen Inhaltes aus besonderen Gründen in dies Jahr gesetzt werden müssen. Ein Merkzeichen ist der Eintritt Spalatins in Georgenthal Herbst 1505. Wenn M. glücklich darüber ist, sich über das „schöne Triumvirat" freut, Themata zur Bearbeitung vorlegt, Urban bittet, dem talentvollen Spalatin freundlich entgegen zu kommen („ama Spalatinum", öftere Bemerkung), so dürfen wir diese Briefe nicht weit von 1505 wegrücken, weil sonst diesen Äusserungen der ungezwungene Anlass fehlen würde. Ferner ist die jeweilige Stimmung Mutians gegen den Abt von Georgenthal ein Fingerzeig der Chronologie. Er wird anfangs sehr oft verehrungsvoll gegrüsst (als reverendus, mansuetissimus abba u. d. g.), aber seit 1507 hören die Grüsse auf, Tadel und Spott tritt an die Stelle der früheren Verehrung. Er begünstigt seine Zechbrüder, ist roh und ungebildet („δούριος et silvester" Br. 147, G. 168; „Silvanus" Br. 103, G. 114) und heisst seit 1508 stehend „Duronius" (Anklang an δούριος und durus; vgl. „si Duronius non fuit durus" Br. 100, G. 125). G. sucht mit Unrecht in letzterm Namen den Familiennamen, denn der Abt hiess von Spitznase (vgl. die spätere Bem. III, 1). Verkehrt

ist es daher auch, gleich von vornherein, wie G. thut, den Abt mit „Duronius" zu bezeichnen. Aus diesen Gründen sind folgende Briefe mit annähernder Sicherheit in das Jahr 1505 oder 6 zu stellen, nicht mit G. 1505—8: 1. 3. 5. 7. 19. 26. 28 f. 50 (G. 84. 86. 83. 97. 95. 87. 82. 92), und wohl auch 2. 48 f. 51 f. 54 (G. 85. 96. 93. 90. 103. 89). G. verfährt ungleich, wenn er Br. 4 (G. 23), der genau einigen der genannten gleicht, richtig ins Jahr 1505 setzt.

Im Einzelnen lassen sich hier und da Beweise finden. Br. 33 (G. 30) sicher aus 1505: „Promittis agrarium, sed gratum munus, butyri vasculum." Das klingt wie das erste Anerbieten. In Br. 3. 28 dankt M. dafür. Der Gothaische Bote Ilian in Br. 39. 45 (G. 25. 35), sicher aus 1505, wird nur noch in Br. 19 genannt. Bei dem Eintritte Spalatins in Georgenthal sagen die Feinde: „Coenobium Georgianum poetam assumit" (Br. 15, G. 22, sicher 1505), und in Br. 49 begegnen dieselben Verunglimpfungen Urbans, Spalatins, Mutians als „poetae". Nach Br. 18 (G. 11) fand im Sommer 1505 eine Unterredung Mutians mit dem Kurfürsten statt („me collocutum esse cum principe illustrissimo") und in Br. 48 deuten Urbans Worte „Promittit tibi Federichus ampla" eben darauf hin. Die Bemerkung in Br. 49, dass M. bereits 20 Jahre lang in der Fremde weile, führt von der Universitätszeit 1486 an gerechnet, in das Jahr 1506. Ganz unwiderleglich ist der Beweis bei der in K. als Regeste später folgenden Nr. 561 (G. 101), welche die Begleitverse zu Br. 60 (G. 19) — sicher 1505 — enthält, worüber vgl. Bem. 100. Br. 51 f. empfangen ihr sicheres Datum aus Br. 53 (G. 40) vom Januar 1506.

2. Br. 9 f. (G. ebenso) lassen sich aus dem Inhalte genauer in die Pfingstzeit setzen.

3. Br. 11 (G. 3) kann nicht an die Spitze der Briefe des Frankf. Cod. gestellt werden, da in ihm die Bekanntschaft Urbans mit Spalatin vorausgesetzt, in Br. 6 (G. 4) hingegen letzterer erst aufgefordert wird, mit jenem Freundschaft zu schliessen. Auch Br. 6 kann nicht „um 29. Juni" geschrieben sein, da sich M. darin nach Marschalks Tode erkundigt, das Gerücht davon aber schon im März verbreitet war.

4. Br. 20 (G. 39). Für die richtige Deutung von Mariana partio bei G. spricht das Datum „a partu Mariano" in Br. 24 (G. 14).

5. Br. 30 (G. 28)', aus August oder September, nicht November — December (G.), wegen Erwähnung der Gothaer Passionsspiele (vgl. Br. 139, G. 142) und der Ferienausflüge der Erfurter, insbesondere des Maternus (derselbe Besuch in Br. 32, G. 20). Da die hospites in Br. 33 (G. 30) wahrscheinlich dieselben Erfurter Gäste sind wie in Br. 30. 32, und sowohl in 32 als in 33 von dem langen Stillschweigen Urbans geredet wird, so ist auch 33 in September, nicht in December zu setzen.

6. Die Verse in Nr. 44 (G. 635) auf den Tod des Beroaldus († Juli 1505) und in 589 (G. 634) auf den Anker (das Druckerzeichen) des Aldus Manutius lassen sich nur in das Jahr 1505 oder 6 unterbringen, da Beroaldus Mutians Lehrer war und M. Ende 1505 mit Aldus in ein Büchergeschäft trat.

7. Br. 59 (G. 43) „die Mercurii in hebdomate paschali", Mittwoch der Osterwoche, also da Ostern 12. April fiel, 15. April. G: 8. April, fasst die vorangehende Woche als hebdomas paschalis (Leidenswoche?).

8. Br. 60 (G. 19) erwähnt einer Durchreise des Abtes Tritheim. Eine längere Mitteilung davon in Br. 32 (G. 20). Der Ausdruck in Br. 32: Tritemius mit Zufügung von abbas, dann Näheres über den Reisezweck, verglichen mit 60: bloss Tritemius, dann kurze Bemerkung über ein gegebenes Prandium, lässt jenes als die erste Mitteilung erscheinen, als Tritheim auf der Hinreise nach Berlin September 1505 bei M. einkehrte. Die zweite Mitteilung bezieht sich auf die Rückkehr Mai 1506. Beweis: Den Codrus Urceus will M. in Br. 60 den Fuhrleuten nicht mitgeben. Er bittet aber um das Buch erst im November 1505 (Br. 35, G. 24) und wieder im April 1506 (Br. 59, G. 43).

9. Br. 73 (G. 175), an Urban und Herbord von der Marthen zusammen, unmöglich 1509—10, da Urban 1508 bis Anfang 1510 in Leipzig studierte. Der frivole Ton stimmt auch nicht zu den frommen Anwandlungen der Briefe von 1510.

10. Br. 75 (G. 65). Das Citat aus Persius „Non sani esse hominis non sanus iuret Orestes", auch in dem erweisbar 1507 geschriebenen Br. 76 (G. 59), spricht für 1507, ebenso „silvestris abbas" und die bereits bis zur Abfassung einer solchen Satire vorgeschrittene gereizte Stimmung Mutians. Vgl. Bem. 1.

11. Br. 79. 84 (G. 41 f.) sind nach dem Registrum subsidii (von K. übersehen) 1506 zu stellen.

12. Br. 81 (G. 98). Die Wiederholung des Wortspiels zwischen ornare und onerare in Br. 85 (G. 64) spricht mehr für die Datierung bei K.

13. Br. 82 (G. 56), mit seinem Spotte über den Abt und seine combibones, frühestens 1507. Vgl. Bem. 1. Der Br. setzt Urbans Anwesenheit in Georgenthal voraus. Derselbe war aber im Dezember (Monatsdatum des Br.) 1508 bereits in Leipzig. Die absonderlich gelehrte Anziehung des Ismenias auch in Br. 96 (G. 60) vom Anfang Sommer 1508.

14. Br. 85 (G. 64), vom 13. April o. J. „Agitur his diebus perpessio dominica“, also kurz vor Charfreitag. Passt nur auf 1508, wo Ostern auf 23. April fiel. Der Druckfehler bei Brinckmeier, Chronol. 2. Aufl. Berl. 1882 S. 111, wo 13. April steht, hat G. irre geführt, daher sein Datum 1506—8.

15. Br. 86. 572 (G. 71 f.), letzterer vom 4. Juli 1508, erwähnen die Dichterkrönung des Herm. Trebelius in Wittenberg als bereits erfolgt. Man denkt zunächst an eine kürzlich erfolgte Krönung, daher setzten K. und G. sie in das Jahr 1508. Doch fällt sie in das Rektorat des Petrus Lupinus 1. Mai 1506—7. Es bestätigt sich diese mir von Herrn Dr. G. Bauch in Breslau zugegangene Mitteilung durch das Abschiedsgedicht, das M. aus diesem Anlasse an Trebelius richtete, Br. 562 (G. 79): „Effuge, suscipiat laurea serta caput.“ Zeit: „quo petis Erigones tempore, Phoebe, domum“, d. i. Ende August, wo die Sonne ins Zeichen der Jungfrau tritt. M. gab an Trebelius ohne Zweifel das Gedicht bei seinem Abschiedsbesuche in Gotha kurz vor 27. August 1506 (Br. 564, G. 80), bei welcher Gelegenheit Trebelius auch einen dichterischen Gruss an E. Hessus mit nach Erfurt nahm. Während nun Br. 572 trotzdem sein Datum 1508 behält, weil M. nur sagen will, E Hessus zwinge ihn fast zur Empfehlung für die Krönung, wie einst Trebelius: so muss hingegen Br. 86, weil die Krönung Trebels als erst kürzlich erfolgt vorausgesetzt wird, gegen K. und G. ins Jahr 1506 gesetzt werden. Ein besonderer Beweis lässt sich erbringen aus den „boni libri“, die Herbord geschickt hat. Das waren ohne Zweifel die in Br. 565 (G. 47) genannten drei Gedichte von E. Hessus und Bapt. Mantuanus, die eben in

Erfurt gedruckt und von Herbord als Neuigkeiten des Büchermarktes eingeschickt waren, wie sie denn M. auch weiter an Spalatin mitteilte.

16. Br. 91 (G. 147), Satire gegen die Schlemmerei der Mitkanoniker, nicht „1509 oder später", weil der Adressat sich 1508—10 in Leipzig befand und der Br. hiervon nicht die geringste Andeutung giebt. Zudem begegnet uns die „Thelesina", die Geliebte des Morus, auch Anfang 1508 (Br. 89, G. 66). Die Zeit von 1510 ab wird ausgeschlossen durch die Worte: „Vellem abstineret pater (der Abt) ab illa polluta contagione", denn später hatte M. die Hoffnung auf eine Änderung des Abtes aufgegeben.

17. Br. 92 (G. 75), der erste Brief an Urban nach Leipzig. Da Urban im Sommerhalbjahr 1508 daselbst immatrikuliert wurde, so muss der Brief etwa Mai 1508 geschrieben sein. Das Julidatum bei G. ist aus der irrigen Annahme entsprungen, dass Urban wegen Verführung einer Nonne, die nach Br. 140 (G. 74) um Juli 1510 aus dem Gothaischen Nonnenkloster verschwand, zur Verbannung nach Leipzig geschickt worden sei. Ohnehin verträgt sich der Juli schlechterdings nicht mit dem Matrikeleintrage. Vgl. Bem. 32.

18. Br. 96 (G. 60). M. fragt nach den Namen der beiden Grafen von Henneberg, deren Studien damals Venator (Crotus) leitete. Sie wurden Michaelis 1506 in die Erfurter Studentenliste eingetragen. Am 2. Juli 1508 schreibt M. an „Venator, comitum paedagogus" (Br. 571, G. 70), am 4. Juli 1508 werden ebenfalls „Venator und die Grafen" erwähnt (Br. 572, G. 72), und am 26. August 1508 wird Crotus (hier zuerst unter diesem Namen) neben dem Grafen Georg von Henneberg genannt. So wissen wir also bestimmt nur vom Jahre 1508, dass Crotus in demselben Erzieher der Grafen war, für 1507 ist es nicht so wahrscheinlich, weil keine Andeutung darüber vorliegt. Die Wiederholung des Citates „juxta Hismeniam" aus Br. 86 vom Dezember 1507 spricht für Br. 96 gleichfalls für 1508, denn in Br. 86 scheint es wegen der zugefügten Erläuterung zum ersten Male angezogen zu sein.

19. Br. 99 (G. 112). Im Datum bei K. ein Rechenfehler von einem Tag.

20. Br. 101 (G. 192). Die Angelegenheit, in welcher Her-

bord sich „nimium properans" zeigt, wird von K. auf seinen Eintritt als Lehrer in Georgenthal (1508), von G. auf seine Doktorwürde (1512) bezogen. Auch in dem genau datierten Br. 102 (G. 113) tadelt M. mit denselben Worten: „nimis properabas", und der Tadel über Herbords unordentliche Briefadressen in 101, der auch in Br. 105 (G. 116) von Ende 1508 vorkommt, nebst dem Umstande, dass im Cod. Br. 101 und 102 ganz nahe an einander liegen, ist gleichfalls dem Jahre 1508 günstig.

21. Br. 102 (G. 113) „post Larium publicas inferias", d. i. nach dem Gottesdienste am Allerseelentage (2. November), nicht etwa am 3. November. Solche Daten, bei M. häufig, bezeichnen stets denselben Tag (Abend), was durch Zusätze wie: „a cena post stata Viti sacra", „post officia matutina Laurentii", „post celebritatem Joannis abstemii" erwiesen wird. So in Br. 120. 158. 255. 290. 368. 515. 617 (G. 135. 138. 264. 297. 384. 535. 537). Nur in zwei Fällen (255. 515) hat G. den Tag des Heiligen gesetzt, in allen andern den folgenden. Wie M. den folgenden Tag ausdrückt, zeigt „Postridie Petri et Pauli" (Br. 635, G. 592).

22. Br. 107 (G. 118). Peter Eberbach, noch am 25. März 1509 Petrus genannt (Br. 110, G. 121), heisst hier Petreius, wie auch am 13. Juni 1509 in Br. 118 (G. 133). Br. 107 muss also zwischen 25. März und 13. Juni dieses Jahres geschrieben sein. Sehr gut passt dazu die Erwähnung von öffentlichen Vorlesungen des E. Hessus, die er nach der bestehenden akademischen Ordnung nur als Magister (er wurde es Februar 1509) gehalten haben kann.

23. Br. 112 (G. 76). Glückwunsch an Urban, dass der Abt ihm auf Mutians Fürsprache die Stelle eines Hausmeisters am Georgenthaler Hofe in Erfurt als Nachfolger des bisherigen alten Inhabers verliehen habe: „Habes, quod ego tibi petebam" etc., und in Br. 111 (G. 124): „Mandasti nobis, ut senecionis gradus in Erphordianis aedibus vestris tibi assignandos curarem." Da letzterer Brief Ostern 1509 geschrieben, so muss 112 kurz nachher fallen, und zwar vor der Ostermesse („Instant nundinae Lipsenses."). G. versteht den Zusammenhang nicht, hält den Georgenthaler Mönch „Stercutius", der auf die Erfurter Stellung Anspruch machte, für den bisherigen alten

Inhaber und den ganzen Brief für einen Glückwunsch „zum Leipziger (?) Aufenthalte“. Sein Fragezeichen hierzu und zum Datum „Juli 1508 (?)“ zeigen die Verworrenheit.

24. Br. 113 (G. 120) „coelo nivoso“. Urban will in aller Kürze Magister werden. Dies geschah am 23. Januar 1510; also Spätherbst 1509. K., bei der Bearbeitung des Briefes noch ohne Kenntnis des Promotionseintrags, datierte Anfang 1509 und hat übersehen, es in der Einl. VIII A. 3 zu berichtigen.

25. Br. 114 (G. 157), von G. unter die letzten Briefe des Jahres 1509 gesetzt, lässt sich genauer in den Sommer 1509 datieren, weil E. Hessus im Herbste Erfurt verliess.

26. Br. 117 (G. 126). M. sendet an Herbord nach Georgenthal seine „nugas triviales de carmine Davidis. Abba noster materiam obtulit“. Und in Br. 120 (G. 135) schreibt M. am 15. Juni, er habe die Verse an den Abt gegeben. Von diesen Gedichten über die Psalmen sagt Br. 585 (G. 127): „Solstitio nugas dum legis ipse meas.“ Also am 21. Juni hatte Herbord sie bereits, demnach muss Br. 117 kurz vor 21. Juni geschrieben sein. Nun sind aber an Br. 585 die Gedichte über die Psalmen angehängt: ein nur scheinbarer Widerspruch. M. sendet sie zum zweiten Male, aber mit Zusätzen: „Nihil commuto, nihil praeteritum est, addo quaedam.“ Camerar in seinem Libell. nov. hat nur die zweite vermehrte Fassung aufbehalten. G. setzt Br. 117 und 585 in Mai oder Anfang Juni und lässt sogar den vom 15. Juni (120) um 8 Nummern hinter 585 folgen. Dass 585 der späteste, etwa 21. Juni, zur Zeit des Solstitiums geschriebene Brief ist, ergeben die Worte: „Saepe salutatus quid agis? Cur non resalutas?“ Das bezieht sich auf die vier vorausgegangenen Briefe 117—120, von denen 118 f. vom 13. Juni datiert sind. Nach der Gillert'schen Ordnung geht nur ein und dazu nicht genau bestimmbarer Brief (576, G. 123) voraus.

27. Br. 118 f. (G. 133 f.) beide „undevigesimo Calendas Quintiles“ (die Zahl in Buchstaben), das wäre = Idibus Juniis (13. Juni). G. ändert daher beide Male: duodevigesimo (14. Juni). Doch ein doppeltes Versehen des Abschreibers in demselben Worte ist unwahrscheinlich. M. hat entweder zerstreut (er liebt es mehrfach, beim Datum den Träumer zu spielen)

oder absichtlich frei datiert. Beide Briefe an Herbord sind an demselben Tage geschrieben. Der erste berichtet, wie Petreius den M. neulich in Erfurt „salutavit" (besuchte) und wie sie sich da über wissenschaftliche Dinge unterhalten haben. Petreius wünschte Auskunft über „arulator", und da M. die Proverbien des Erasmus nicht besitzt, soll Herbord darin dem Petreius gefällig sein. Letzterer sei auch in seinem Streite mit E. Hessus versöhnlich. Im zweiten Briefe bittet M. „hanc epistolam de salutatione hominis" (118) an Petreius zu geben, „nam in amicitia retinendus est". So war jener erste Brief eigentlich an die Adresse des Petreius gerichtet. Im zweiten schreibt M. von der Erfurter Umwälzung, von der Gefangennahme H. Kelners (12. Juni 1509). „Celeri praedones — oppugnantur obsessi in curia." Letzteres ist ungenau. Die Nachricht kann nur unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes am 12. oder 13. Juni nach Gotha gelangt sein. Am 14. würde M. schon genauere Nachrichten gehabt und gewusst haben, dass sich am 12. die aufständige Menge bald verlief und die übrigen Ratsherren einstweilen auf freiem Fusse liess.

28. Br. 123 (G. 333). Eine Belehrung über die beiden Plinius, von G. ins Jahr 1513 gesetzt, wo Herbord bereits Dr. iur. und Anwalt war und sich um die Plinius wenig kümmern mochte. Der Brief gehört in die Georgenthaler Zeit, 1509, wie sich aus dem ungefähr gleichzeitigen Br. 124 (G. 177) ergiebt, in welchem Citate aus Plinius Maior und Junior vorkommen. Dies der einfache Schlüssel zu der des brieflichen Charakters ganz entkleideten Abhandlung über die Plinius, die ganz wie die Beantwortung einer gestellten Anfrage aussieht. Vgl. den unvermittelten Anfang: „huc ades, habitator fornicis. Plinii duo floruere" etc. Wir wissen, dass Herbord auch in Georgenthal nach den „Nymphae silvestres" auszuschauen liebte (Br. 122, G 141).

29. Br. 127 (G. 158) „Scripsi nuper audita morte Wilhelmi" (Wilhelm von Hessen † 11. Juli 1509). Herbord ist (wegen Verdachtes mainzfeindlicher Gesinnung) vor dem geistlichen Gerichte angeklagt, in Br. 128 (G. 146) aber wird er mit der Hoffnung auf baldige Freisprechung getröstet, 21. August 1509. So gehört 127 zwischen Mitte Juli und 21. August. G. bringt

128 nicht bloss 12 Nummern vor 127, sondern setzt letztern auch ganz ans Ende der Briefe 1509.

30. Br. 129. 131 (G. 176. 156), nach Urbans Rückkehr aus Leipzig Anfang 1510. Vgl. K. Einl. VIII A. 3, wo auch die Briefe 132 f. (G. 139. 155) hätten mitberichtigt werden sollen.

31. Br. 137 (G. 185), ersucht um Ankauf von Perottus' Cornu Copiae, das am 15. August 1510 (Br. 144, G. 164) zurückgesendet wird, also 25. Juni (1510).

32. Br. 139 (G. 142). Wegen der „deliramenta Jacobi“ (Streitschrift Wimphelings gegen Locher) aus 1510, von G. im Nachtrage in bedingter Form anerkannt. Starke Ausfälle gegen die Sittenlosigkeit und Scheinheiligkeit der Gothaischen Nonnen, insbesondere der „rapta Penelope“ und über deren Schändung, worüber sich die bösen Zungen allerhand (gegen Urban als angeblichen Verführer) zuflüstern. Von dieser verführten und entführten Nonne handeln auch Br. 140 f. (G. 74. 73), in denen M. nach nunmehr genaueren Mitteilungen, auch von Seiten des Abtes am 11. Juli, ernst mahnende und dann wieder tröstende Worte an Urban richtet. In Br. 140 heisst die Nonne „γλαφυρὰ λευκόροδον“ (zarte weisse Rose), in 141 „rapta Glaphyra“, natürlich die „rapta Penelope“ von Br. 139. Letzterer Brief ist vom 1. Juli (o. J.) datiert, und das stimmt vortrefflich zum 11. Juli, wo M. nach 140 die Unterredung mit dem Abte hatte. So sind alle drei Briefe ohne den geringsten Zweifel Juli 1510 zu setzen, da sie sich auf denselben Vorfall beziehen. G. hat zwar für den ersten Brief sein unrichtiges Datum im Nachtrage aufgegeben, lässt es aber für die beiden andern in der Einleitung mit ausdrücklicher Bekämpfung der K.'schen Zeitbestimmung bestehen, allerdings ohne Versuch eines Beweises. Entweder hat G. die „rapta Penelope“ gänzlich übersehen, oder er scheint es für möglich zu halten, dass von einem um zwei Jahre zurückliegenden Ereignisse die Rede ist. Letzteres ist durch deutliche Beziehung auf die Gegenwart ausgeschlossen. Vgl. Bem. 17. Auch die Umstellung von Br. 140 und 141 bei G. ist verkehrt, da der Eingang von Br. 141 deutlich auf den vorangehenden Br. 140 Bezug nimmt.

33. Br. 143 (G. 178). M. verzweifelt an den menschlichen Dingen und will nur noch auf Gott bauen, so schrecklich sind die Wirren in Thüringen und Hessen, der Wankelmut des Pap-

stes Julius II. (Hinrichtung Kelners in Erfurt 28. Juli 1510, innere Kämpfe in Hessen nach Wilhelms II. Tode, Ligue von Cambray 1508—10). Eine ähnliche Stimmung herrscht in den Briefen des Jahres 1510: 142. 146. 148 (G. 170 f. 173), in letzterem werden gleichfalls Thüringen und Hessen als Schauplätze der Zerrüttung genannt. So ist ohne Zweifel Br. 143 aus 1510, und zwar einige Zeit vor 10. November, denn die Aufforderung an Urban vom 10. November, Mutians Brief an den schreibfaulen Herbord zu verbrennen, bezieht sich auf 143. Urban, damals Hausmeister in Erfurt, besorgte die Briefe nach Georgenthal, wo Herbord noch war.

34. Br. 144 (G. 164) „festo die virginis puerperae" 1510, nicht Mariä Lichtmess (2. Februar), sondern Mariä Himmelfahrt (15. August). Vgl. Brinckmeier, Chronologie S. 189. Ein Beweis für die Angabe Brinckmeiers, dass unter Marienfest gewöhnlich Mariä Himmelfahrt verstanden werde, ist die in Br. 144 mitgeteilte Rücksendung des Cornu Copiae, das am 25. Juni erbeten war. (Br. 137, G. 185). Vgl. Bem. 31.

35. Br. 147 (G. 168). Herbord hat endlich sein hartnäckiges Schweigen gebrochen. Am 21. August (Br. 145, G. 172) klagt M.: „Ab ea die, qua — plebeius ordo — Henr. Cellarium — strangulavit, nihil omnino literarum ad me dedisti." So muss also 147 nach 21. August geschrieben sein. Das Schweigen Herbords dauerte also vom 28. Juni bis nach 21. August. Er entschuldigte sich mit dem Schmerze über das Unglück seiner Vaterstadt. Wenn nun in Br. 147 nicht ausdrücklich Kelners gedacht wird, so ist dies, da schon zwei Monate darüber vergangen, nicht auffallend. Aber es ist von „factiosi Scariotes" (herrschsüchtigen Ischarioten) die Rede, welche im Tullianum auf die gerechte Strafe warten. Von Einkerkerungen nach Kelners Tode ist aber nichts bekannt. So setzt denn G. Br. 143 kurz vor 28. Juni und nimmt also noch eine zweite frühere Periode von Herbords Stillschweigen an, die kurz vor 28. Juni ihr Ende gefunden hätte. Das stimmt aber nicht mit der ausdrücklichen Angabe, Herbord habe seit 28. Juni nicht geschrieben. Man darf die Worte über die „factiosi Scariotes" nicht pressen. Es ist nur eine allgemeine Wendung: „Mögen die Ischariote im Gefängnisse liegen, was ficht das uns Musenjünger an?" Jedenfalls hatte der Schmerz

Herbords erst mit dem Eintritte des Schreckensereignisses seine volle Berechtigung. Und ausserdem sassen auch „kurz vor 28. Juni“ keine Mitschuldigen Kelners mehr im Kerker. Vgl. Falkenstein, Hist. v. Erf. S. 480.

36. Br. 150. 152. 154 f. (G. 152. 154. 128 f.) sind wegen des Magistertitels Urbans (vgl. Bem. 24) frühestens 1510 zu setzen, was G. in der Einleitung XXXI nur für die beiden letzten Briefe berichtigend nachgetragen hat.

37. Br. 151 (G. 332). Klage über Herbords Rücksichtslosigkeit, der eine juristische Anfrage nicht beantwortet. Wegen ähnlicher Klagen 1513 setzt G. den Brief in dieses Jahr. Doch die Worte: „modestia mea submisit se consilio iuvenis studiosi“ passen nicht auf einen in Amt und Würden stehenden Juristen, und der Schluss an Urban, „honore et eruditione pollenti viro“, scheint anzudeuten, dass derselbe seine ehrenvolle Stellung als Hausmeister (s. 1510) noch nicht lange bekleidete.

38. Br. 153 (G. 337). M. will den grossprahlerischen Hausverwalter Friedrich von Reinhardsbrunn wegen eines „dictum in poetas etiam bonos“ züchtigen. Das thut er in Br. 154 (G. 128) mit Spottversen „in eum qui dixit poetas corrumpere scholas omnes“. Der Mönch hatte nämlich gesagt: „Poeten verderben die Universitäten.“ G. bezieht Br. 153 auf einen Vorfall von 1513, den Br. 221 (G. 336) erzählt: Oekonomus Friedrich habe am Mainzer Hofe den Mutian „eyn poeten geschulten“, worüber dieser ihn zur Rede setzen will. Das soll also ein „dictum in poetas etiam bonos“ sein. M. erklärte sich stets für einen schlechten Poeten! Die Ungereimtheit der Zusammenstellung ergiebt sich noch aus der Bemerkung über eine stilistische Ausarbeitung Urbans, von der auch in Br. 152 (G. 154) die Rede ist, und aus dem ersten Auftauchen des Andreas orbus, eines verwaisten Neffen Urbans, der in den Jahren 1512 und 13 stehend Nepotianus heisst. Br. 153 gehört ins Jahr 1510.

39. Br. 156 (G. 144). Von einem Streifzuge, den die Erfurter „secunda noctis vigilia“ nach Gotha hin unternommen haben. M. fürchtet auch für das sächsisch gesinnte, mainzfeindliche Georgenthal. Bei Tagesanbruch sind die Erfurter verschwunden. Solche Streifzüge gehörten in den Jahren 1510—11, wo Erfurt sich im Kriegszustande mit Sachsen befand, zu

den gewöhnlichen Vorfällen. Vgl. Burkhardt, Gesch. des tollen Jahres. Im Archiv f. sächs. Gesch. XII Lpz. 1874 S. 376. G. bezieht das Ereignis auf den Überfall der Mainzischen Gesandten durch den sächsischen Hauptmann Friedrich von Thun bei Georgenthal am Abend des 14. Juli 1509 (Vgl. Burkhardt a. a. O. S. 354). Hierbei ist aber von einem Streifzuge der Erfurter mit keiner Silbe die Rede; es werden bloss einige Erfurter, die Begleiter der Mainzischen Gesandten, gefangen genommen. Die Bewohner Erfurts erfuhren von dem Vorfalle, der grosses Entsetzen hervorrief, erst am folgenden Morgen. Zu einem Rachezuge aber konnten sie, da die Stadt noch nicht kriegerisch gerüstet war, nicht schreiten. Mutians Bericht betrifft ein Ereignis von 1510—11, das im Einzelnen nicht weiter bekannt ist. Nach G. müsste der Brief an Urban nach Leipzig gerichtet sein, was ganz unmöglich ist.

40. Br. 157 f. (G. 136. 138), von der Bewerbung Spalatins um ein Altenburger Kanonikat. Da der zweite Brief vom 24. Juni MDIX datiert und an Urban und Herbord zugleich gerichtet ist, so muss im Jahre ein Schreib- oder Lesefehler st. MDXI stecken. Denn Juni 1509 befand sich Urban in Leipzig. Auch kann sich Spalatin nach kaum sechs Monaten seines Hofdienstes unmöglich schon um ein Kanonikat beworben haben. Endlich wissen wir aus anderen Quellen, dass Spalatin in der That 1511 das Altenburger Kanonikat erhalten hat. Vgl. Ad. Seelheim, G. Spal. Halle 1876 S. 19. Wenn der Student H. Rotenburg in Erfurt erzählt (Br. 158), Spalatins Bewerbung sei erfolglos gewesen, so braucht das nicht der Wahrheit zu entsprechen. Verstärkt werden diese Beweise für 1511 durch die Erwähnung des Buches „Sextus“ in 158, das auch in 160 (vgl. Bem. 42) vorkommt, sowie dadurch, dass schon ein Brief Mutians an Herbord vom 24. Juni 1509 vorhanden ist: Br. 121 (G. 137). Und merkwürdig: mit diesem sendet M. einen Brief Spalatins! Und an demselben Tage soll M. an Herbord und Urban melden, „nuper“ habe Rotenburg in Erfurt von Spalatins Zurückweisung erzählt.

41. Br. 159 (G. 179). Die Schlussbemerkung über Wittenberg spricht gegen die Datierung bei G.

42. Br. 160 (G. 140). Wäre er „nicht lange nach 24. Juni 1509“ geschrieben, so würde man wenigstens eine Andeutung

der schrecklichen Erfurter Vorfälle (Einkerkerung Kelners 12. Juni) erwarten. Dagegen wird Johannes von der Sachsen, von dem wir wissen, dass er kurz vor 14. Juli aus Erfurt entwich (Burkhardt a. a. O. S. 353), als „municeps tuus, legatus Ducis" erwähnt. Den „Sextus" (vgl. Bem 40) will M. nicht zurückgeben, „es genügt nicht te egisse cum Urbano", woraus hervorgeht, dass Urban und Herbord an demselben Orte vorausgesetzt werden. Endlich fand der als hospes genannte Bruder Spalatins (Stephan) seit 1511 ein Unterkommen beim Kloster Georgenthal.

43. Br. 162 (G. 174). Pyrrhus erscheint erst in den Briefen von 1512 als Notarius in Diensten Dudo's, daher ist die Zeitbestimmung 1809 – 10 willkürlich.

44. Br. 167 (G. 216). Richtig auf 7. Oktober, Tag Bacchus, zu setzen (G.).

45. Br. 173. 181 (G. 206 f.) nennen Sömmering noch achtungsvoll „herus, patronus noster", seit 31. August 1512 aber wird er als „herus futilis" und „Cotio" verspottet (Br. 188, G. 205). Deshalb müssen jene Briefe letzterem vorausgehen, nicht umgekehrt, wie bei G. Ausserdem gehört Br. 181 schon deshalb vor 24. August, weil M. darin eine Empfehlung Urbans beim Abte verspricht und am 24. August von der erfolgten Empfehlung berichtet (Br. 185, G. 202). G. setzt die Ausführung vor das Versprechen. Weiter spricht für August, nicht September, dass von einem anberaumten Termine in Sachen Lotius die Rede ist. Diesen Termin soll patronus Sömmering auf den Oktober verschieben, um Zeit zu gewinnen. „Reiciantur in mensem proximum, i. e. Octobrem, quia September romano servit pontifici." Das „i. e." soll ein Missverständnis abwehren, als meine der Briefschreiber etwa den thatsächlich folgenden Monat September, auf den der Termin ursprünglich angesetzt war. Also ist der Brief im August geschrieben.

46. Br. 183 (G. 235), aus August, nicht Ende 1512. Die hier nahe bevorstehende Beförderung der 18 Kandidaten des Bakulariats fand im September statt. (Vgl. auch Br. 184, G. 203: „XVIII numerantur iuris bacularii".) Irre gemacht wurde G. durch den Dezemberbrief 212 (G. 234): „Nunc allicit Hillum et Morum et promittit baculum iuris." Die Worte geben keine Zeitbestimmung, wie es auf den ersten Blick scheint, sondern eine Charakteristik des von Sömmering eingeschlagenen Ver-

fahrens. Das „nunc“ ist also hier von der Vergangenheit zu verstehen.

47. Br. 194 (G. 200). Eine ganze Reihe von Aufträgen an Urban, für deren Erledigung M. in Br. 195 (G. 215) unter 30. September 1512 dankt. Dieser Dankbrief geht die Aufträge im Einzelnen durch und lobt es, dass Urban „octonis versibus“ d. i. in 8 Zeilen (nach G. in 8 Versen!) die Erledigung meldet. So fällt also 194 kurz vor 30. September, und zwar, da M. an einem Sonntage schreibt, auf den 26. September. G. trennt die Briefe um 15 Nummern und setzt den erstern kurz nach 24. August.

48. Br. 201 (G. 223), nach Biermost's Tod († kurz vor 18. Oktober 1512), aber vor 22. Oktober, weil ein Brief von diesem Datum (202, G. 224) sich auf ihn bezieht: „quanquam nuper“ — d. i. in Br. 201 — „neomeniam timuerim!“ G.: „Kurz nach dem 22. Oktober“, und dann lässt er den vom 22. Oktober folgen.

49. Br. 203 (G. 228) dankt für die Zusendung der Kölner Articuli, der Streitschrift gegen Reuchlin, von Arnold von Tungern. In Br. 204 (G. 226) vom 26. Oktober: „Ego necdum perlegi axiomata Arnoldi zelosi.“ M. hatte das Buch bereits, aber er hatte es noch nicht durchgelesen; er hatte auf dem Titel das lächerliche „zelosi“ gelesen. G. stellt die Briefe verkehrt. Das „necdum perlegi“ soll ihm also eine erste Bitte um das Buch bedeuten. Aber das „zelosi. Ita salutatur voce ridicula. Ex Tungris est“! Man vergleiche die Titelworte der Articuli: „venerabilis ac zelosi viri magistri nostri de Tungeri“ (Geiger, Reuchlin S. 266). Das Datum bei K: 25. Oktober ist ein Versehen st. 26.

50. Br. 211 (G. 222). Herbord führt ein lockeres Leben, „ac si titulo non esset insignis“, also nach der Doktorpromotion 8. November 1512. Dazu passt, dass ein schon am 11. November (Br. 206, G. 230) zurückgewünschtes „Regestum“ (auch „tituli librorum“, Bücherkatalog) dringender verlangt und die Erwählung Andreas (Tuchhafters) zum Erfurter Vierherren für 1513 berichtet wird. G. datiert nach Biermosts Tode „nach 18. Oktober“. Wenn G. die Briefe umstellt, so hat er auf die deutliche Steigerung der Bitte um das Regestum nicht geachtet.

51. Br. 214 (G. 221) setzt gleichfalls Herbords Promotion

voraus („Vellem nihil omitteret Herebordus in tuenda gloria"), verlangt das schon zweimal, zuletzt 11. November erbetene Regestum noch viel dringender („Regestum quoque, si me amas, tandem exhibe". G. erkennt auch hier die Steigerung nicht) und redet von „proximis brumae diebus", also unmöglich „kurz nach 18. Oktober" (G.).

52. Br. 215 (G. 239), mit G. als gleichzeitig mit Br. 217 (G. 238) und vom 5. Januar 1513 zu datieren.

53. Br. 220 (G. 213). „Hodie – legimus" (nämlich in der Frühandacht) — „triplicem etymologiam nominis Agnes." Also offenbar am 21. Januar, dem Tage der hl. Agnes, geschrieben. Das passt auch vortrefflich zum Inhalte: Die Zechereien des Abtes werden verspottet, ähnlich in einem Decemberbriefe des vorangehenden Jahres (Br. 211). M. schaltet vier Verse auf die Zechbrüder: den Abt, Bartholus, Morus und Cotilus ein. Diese Verse haben G. einen bösen Streich gespielt. Er hält sie nämlich für das in Br. 192 f. (G. 212. 214) erwähnte „non vulgare scomma — omni philosophico poeticoque sale concinnatum", das M. „una lucubratione" geschrieben, als ihm sein Handel mit Lotius (Cotilus) den Schlaf geraubt, und setzt demnach Br. 220 „um den 24. September 1512". Eine starke Zumutung an den gesunden Menschenverstand, in jenen vier harmlosen Verslein die nach Mutians Worten geistvolle und dichterische, ziemlich lange, aber „una lucubratione" niedergeschriebene Satire gegen Lotius wiederfinden zu wollen. Es war letztere offenbar ein Stück in Prosa, ähnlich dem satirischen Dialoge in Br. 75, das sich nicht erhalten hat.

54. Br. 221. 230 (G. 336. 338). Der jüdische Diener Herbords schied nach Br. 250 (G. 259) vom 28. Mai 1513 spätestens im Mai aus seinen Diensten („famulus hebraeus, quem habuit"), daher müssen die beiden erstgenannten Briefe, in denen der Hebräer noch in seinem Dienste erscheint, vor den Mai, nicht ans Ende des Jahres gestellt werden.

55. Br. 223 (G. 270), spätestens Mai 1513 wegen des „Fuldanus abbas", Johannes von Henneberg († 20. Mai 1513).

56. Br. 232 (G. 233). M. hat 2½ Gulden für den Cicero an Petreius gezahlt. Dieser hatte ihn November 1512 aus Leipzig geschickt (Br. 210 Urban an Petreius, fehlt bei G.). M. wollte, wie Urban schreibt, das Buch nach 1. Januar 1513

bezahlen. Am 5. Januar 1513 bat er den Petreius, ihm auch noch andere Bücher mitzuteilen (Br. 217, G. 238). Das muss geschehen sein, denn in Br. 232, worin er anzeigt, er habe den Cicero bezahlt, setzt er hinzu: „plura daturus pro ostensis codicibus, si licuisset ob defectum pecuniae." Also kann Br. 232 nur nach 5. Januar 1513, nicht nach G. Ende 1512 geschrieben sein. Vgl. auch die Worte: „Fui ante brumam non admodum firmus." Das passt weniger auf den Anfang als auf die Mitte des Winters. Die Bemerkungen über Spalatins Verschwendung an seinen thörichten Bruder giebt auch einen Anhalt zur Bestimmung von Br. 231 (G. 339), worin es heisst: „Si quid in arca tenet, id frater stulto stultior aufert. Imo uter sit stultior, ambiguum." Vgl. Br. 232: „Spalatini summam stultitiam accepi." Eine offenbare Beziehung. G. setzt beide Briefe um fast 100 Nummern auseinander.

57. Br. 234 (G. 311). Schwer zu bestimmen. M. dankt für einen Brief Urbans, worin eine Erfurter Verhandlung zwischen dem Mietsmanne Diethmar und den Vikaren so getreu abgeschildert wird, als sähe er es mit eignen Augen. („Vidi Titum Marium" etc.) Nach den Augustbriefen 1513 war Urban in dem Handel mit dem zahlungssäumigen Mieter mit der Vertretung Mutians betraut, letzterer aber billigte das getroffene Abkommen nicht ganz (Br. 301, G. 309). Anfang September führte auch die persönliche Verhandlung mit Diethmar zu keiner Einigung (Br. 302, G. 314). Zur Entscheidung der „controversia" sollte nötigenfalls Simon Voltzke, Erfurter Richter, angerufen werden. Im November: „Effice, ut Hallensis noster (ein Notar) officium iudicis introducat." (Br. 435, G. 329. Vgl. Bem. 94.) Vielleicht ist hierauf die Verhandlung in Br. 234 zu beziehen. Auch das hier mitgeteilte Skandalgeschichtchen über E. Hessus scheint mit den Worten in Br. 435: „Coactu amoris detexi Eobano totam fabulam" gemeint. Der Erfurter J. Lange, damals Lehrer in Wittenberg, hatte von der Sache geschrieben, ein vierzehn Tage vorher aber von Eoban eingelaufener Brief hatte nichts davon gemeldet. Eoban siedelte Herbst 1513 von Frankfurt a. O. nach Leipzig über und hielt sich auf der Reise einige Zeit in Wittenberg auf. So konnte also Lange die Geschichte zu Ohren gekommen sein. Die Datierung des Briefes bei G. (August 1513) erscheint etwas zu früh.

58. Br. 235. 237 (G. 350 f.) sind mit G. trotz des untergeschriebenen MDVIIXX ins Jahr 1514 zu setzen, dagegen ist in 235 „decimo Cal. Apr.“ in „octavo Cal. Apr.“ zu ändern (gegen G.)

59. Br. 239 (G. 252). Das scherzhafte Datum ist Mai, nicht April. Das schlechte Maiwetter passt nicht für den April. „Aliter coelum habet quam calendarium.“

60. Br. 240 (G. 265) kann wegen Erwähnung der Naumburger Messe (29. Juni) und der Verspottung des Abtes als Bibas (auch in Junibriefen) bis in die Mitte Juni gerückt werden.

61. Br. 241 (G. 354). Da Janus Urbicus seit 5. Mai 1513 bei M. in Diensten stand und seit 28. April 1514 in den Dienst Urbans übertrat, so kann die Bitte an Urban, dem Janus das Ränzchen (sarcinula) für die Botenwege zwischen Gotha und Erfurt zu schicken, nur bald nach 5. Mai 1513 ausgesprochen sein. Ähnlich schreibt der aus Urbans in Mutians Dienst übergetretene Publius 5. Mai 1514 (Br. 344, fehlt bei G.): „Non sibi gravem putet Janus Urbicus transmittendae sarcinulae provinciam“ etc.

62. Br. 246 (G. 366). Herbord, als Abgesandter der Juristen, verlangt vom akademischen Rektor auch für die juristischen Bakularien einen glänzenden Aufzug („honorifica pompa“). Auf die Weigerung des Rektors fährt er ihn an: „Perdat te deus, rector inclite.“ Darüber liest M. am 22. Mai (1513) Herbord den Text. Gleichzeitig schreibt er an Urban (Br. 247, G. 256): er müsse Herbord tadeln und würde zu ihm sagen: „Jupiter te male perdat“, wenn er gegen den übermütigen jungen Mann nicht so wohlwollend wäre. Er wolle ihn aber doch strafen, doch möge Urban den offenen Strafbrief erst lesen, um ihn dann nach Gutbefinden abzugeben. Es ist klar, dass auch der Brief an Urban kurz vor 22. Mai 1513 zu datieren ist, und dies Datum wird von Br. 250 (G. 259), der den gleichen Vorfall zwischen den Juristen und Philosophen bespricht und vom 28. Mai 1513 datiert ist, aufs schlagendste bestätigt; fast gleichzeitig mit 246 f. ist auch 248 („Herebordi — iactantiam castigamus“, nämlich Br. 246). G. hat 246 ins Jahr 1514, 248 in den August 1513 gesetzt. Für den letztern ergiebt sich die Verkehrtheit des Datums noch insbesondere aus dem Umstande, dass Petreius nach dem Briefe für M. Bücher besorgen

soll; er trat aber Mitte August seine italienische Reise an und M. schrieb ihm dazu am 9. August einen Empfehlungsbrief.

63. Br. 254 (G. 269) bittet die „exempla" des Marulus einbinden zu lassen. Br. 255 (G. 264): „Paucis ante diebus admonui, ut opus novum exemplorum investires." G. hat offenbar nicht verstanden, dass die Schrift des Marulus gemeint ist, welche den Titel führt: Religiose vivendi instituta per exempla etc. Da Br. 255 vom 15. Juni datiert ist, so muss 254 einige Tage zuvor geschrieben sein. G. kehrt die Reihenfolge um und setzt 254 um 5 Nummern später. Sein Datum „vor 29. Juni" ist nach dem erwähnten Peter-Paulstage bestimmt.

64. Br. 258 f. (G. 396 f.). Das Jahr von G. im Nachtrage berichtigt.

65. Br. 260 (G. 402). Das Jahr 1513 wird von G. ohne Grund in 1514 geändert. Der Brief ist aber sicher, wie er datiert ist, vom 4. Juli 1513. Auf die Worte des Agricola nämlich: „si vacat, effusissime rescribe" bezieht sich M. in Br. 336 (G. 319): „(Agricola) hortatur, — ut effusius scribam." Und letztern setzt G. mit sich selber in Widerspruch in September 1513. Übrigens war auch K. die Beziehung von effusissime und effusius entgangen und er hatte letztern Brief in April 1514 gesetzt. Er gehört kurz nach 4. Juli 1513.

66. Br. 261 (G. 272) vom 12. Juli 1513: „Vellem rediret (Ambrosius)". Br. 263 (G. 287): „Rediitne cum Ambrosio Someringus?" Letzterer Brief also nach 12. Juli. G. ungenau: „um die M. des J." Sömmering hatte mit seinem Puer Ambrosius eine Ferienreise nach Fulda gemacht und M. besucht. Auch Br. 267 (G. 281) setzt noch die Anwesenheit des Ambrosius in Fulda voraus. Br. 266 (G. 285) nimmt offenbar Bezug auf den Br. Peutingers an M. vom 25. Juli 1513. In beiden werden L. Valla und Faber Stapulensis genannt, auch Reuchlin zu den guten Theologen gerechnet, im Gegensatze zu den Sophisten. Daher kann der Brief genauer nach 25. Juli 1513 gesetzt werden.

67. Br. 269 (G. 418). Genaueres Datum ist unmöglich. G. willkürlich und ohne Angabe eines Grundes.

68. Br. 270 f. (G. 245 f.). Petreius hat M. gebeten, für den Freund Hallensis eine Rede anzufertigen, die dieser, wie

es scheint, in einer geistlichen Versammlung zu halten hat. Weil dieser Hallensis nach Br. 233 (G. 249) vom 18. März 1513, von Petreius empfohlen, in Mutians Erfurter Haus einziehen wollte, so bestimmt hiernach G. das Datum von 270 f., obwohl darin vom Hause mit keiner Silbe die Rede ist. Ein Fingerzeig dürfte Br. 281 (G. 290) vom 5. August 1513 sein, wo von einer ähnlichen Gefälligkeit Mutians die Rede ist, in Bezug auf ein von Hallensis vorzulegendes Brevis, das Petreius entwerfen, M. durchsehen will („ut officiali tuo Brevem faceres in synodo celebri sacerdotibus exhibendum"). Vgl. Bem. III, 68.

69. Br. 276 (G. 341) empfängt sein sicheres Datum aus dem „Gaudeamus" in Br. 277 (G. 284). M. wiederholt den Freudenruf über die gelungene Empfehlung Urbans beim Abte in Br. 276. In diesem Briefe ist auch von den „Taubenessern", einem Spottnamen der Erfurter Geistlichen, die Rede und ebenso in Br. 278 (G. 282), in welchem die Worte: „mea intercessione te in locum restitui" noch bestimmter auf den Zusammenhang hinweisen. Alle drei Briefe gehören zusammen und in den Juli 1513. G. hat den ersten ganz ans Ende 1513 gestellt.

70. Br. 286 (G. 250), vom vereitelten Messopfer des Musardus, das dieser nach Br. 272 (G. 274) am 21. August 1513 darbringen wollte. Das Natürlichste ist es, den Bericht von dem feierlichen Opfer, das schon begonnen hatte, aber dann plötzlich durch Gewissensbisse des Musardus unterbrochen ward, kurz nach 21. August zu setzen. G. aber rückt erstern Brief in den März und hält den 21. August für einen zweiten angesetzten Termin. Dem steht entgegen: die (indirekte) Aufforderung an Petreius in Br. 286, seine Reise zu „beschleunigen" (Petreius war schon um Mitte August abgereist), die Klage gegen die Reuchlinsfeinde, die am 9. Juli 1513 ein kaiserliches Edikt gegen Reuchlin ausgewirkt hatten, der Ausdruck „Peperiphrones" (nur noch in einem Augustbriefe, 291, G. 310), die Bemerkung über den Zorn des Crotus wegen des Verdammungsurteiles gegen Reuchlin, wovon er schon im Mai (Br. 239, G. 252) berichtet hatte. Gillerts Irrtum entspringt aus der unmöglichen Voraussetzung, dass mit der „Verdammung" Reuchlins das Verbot seines Augenspiegels 7. Oktober 1512 gemeint sei. S. folg. Bem.

71. Br. 287 (G. 251). Ausgehend von einer neuen Meldung des Crotus über die Verdammung Reuchlins giebt M. eine Geschichte des Reuchlinschen Handels, die mit der Besprechung der letzten Schrift Reuchlins, der Defensio, erschienen Ostern 1513, schliesst. G. setzt diesen Brief Ende März, da er die Verdammung Reuchlins für das Edikt vom 7. Oktober 1512 hält. Zunächst widerspricht er sich, indem er die Meldung des Crotus (Mai, nach G. April, vgl. Bem. 59) erst später, im April, folgen lässt. Sodann: Konnte M. Ende März überhaupt die Defensio schon gelesen haben? Ferner was hat ein längst vergessenes Edikt gegen den Verkauf des Augenspiegels mit der Ausführung über den bedenklichen Inhalt der Defensio, einer spätern Schrift, zu schaffen? Über jenes Edikt, das in den Akten vergraben lag, hätten sich Mutian und Crotus so ereifern sollen? Es betraf nur die Bücher und befahl: „libros J. Reuchlin — vendere aut emittere nequaquam permittatis." Vgl. den Text bei Böcking, Opp. Hutt. Suppl. I, 128. Das von M. besprochene Edikt aber betraf die Person. Er entwirft es in Gedanken, wie es etwa lauten könnte: der Kaiser entzieht Reuchlin alle bürgerlichen Rechte und Ehren. „Adimimus homini — humanae vitae commoda." Reuchlin wird wiederholt in den hierher gehörigen Briefen als „damnatus et proscriptus" bezeichnet. Daher denn die schrecklichen Wehklagen des Crotus und Mutian. Es kann gar kein Zweifel sein, dass das Juliedikt 1513 gemeint ist und dass Br. 287 in den August dieses Jahres gehört. Sogar an einzelnen Ausdrücken des Briefes, die noch einmal in dem Augustbriefe 291 vorkommen, lässt sich das erweisen, so: gens Apellea, Fumus (= Reuchlin, Thymiana 291), Scauri, impertinenter allegare.

72. Br. 288 (G. 286) kann nach Br. 272 und 601 (G. 274. 303) genauer zwischen 22. Juli und 22. August gesetzt werden.

73. Br. 310 (G. 260), ziemlich gleichzeitig mit 309 (G. 321) wegen des in beiden vorkommenden Scherzes über die Namen Jäger und Crotus. Crotus hat geschrieben: „Eram Jeger, nunc sum Crotus" (309), und M. antwortet: „Facete Crotus meus. Tunc enim prudens et sanctus tibi videbare, cum adhuc Jeger et Dornheim esses" (310). Offenbar ist von demselben Briefe des Crotus die Rede. Beide Briefe sind aus Oktober 1513, G. setzt den zweiten „kurz vor 13. Juni 1513".

Ebenso unrichtig datiert G. Br. 311 (G. 261). Das verbietet schon der Ausdruck: „Caesar damnat Fumum". Das Wort „Arnoldistae" kommt auch in dem Augustbriefe 287 und in Br. 328 (G. 277) vom Herbst 1513 vor, wo sich noch weitere Scherzworte: Arnobardistae, Capnobatae, wie sie der Reuchlinsche Streit erzeugte, in Oktoberbriefen (309. 315—17, G. 321. 325 f.) finden.

74. Br. 312 (G. 161), unmöglich 1509, wo Urban in Leipzig war.

75. Br. 313 (G. 110), unmöglich Oktober 1508, weil Urban sich damals in Leipzig befand.

76. Br. 319 f. (G. 323 f.), wegen des Kathrinzinses (25. November) noch aus November. Beweis Br. 317 (G. 326) vom 2. November: „Quid attulit Campegus? Hilarius placet." Diese Bücherbesorgung erfuhr M. bald durch Urban genauer und war über die schlechte Ausführung seines Auftrages empört (Br. 319). Den Hilarius bat er zu „veranschlagen" (320). So können unmöglich 319 f. „Anfang Oktober" fallen, noch viel weniger vor 317 gestellt werden.

77. Br. 325 (G. 150), wie Bem. 74.

78. Br. 328 (G. 277). Die Erfurter Sophisten entschuldigen sich bei M., „dass Reuchlin damnirt sei". Bezieht sich auf das Erfurter Gutachten gegen Reuchlin vom 3. September 1513, also nach dieser Zeit geschrieben. Über Arnoldistae (hier kommt noch Reuchliastri hinzu) vgl. Bem. 73.

79. Br. 329 (G. 345). Das Datum ist zu lesen: Luce Prisciana (am Tage der Prisca, 18. Januar), nicht luce Priscina (G.). Die Abkürzung des Cod.: Prisciã; vgl. christiã = christiana, mõchus = monachus. Vgl. Bem. I, 162 S. 29.

80. Br. 330 (G. 352). Der Diener Janus ist noch nicht von seiner Reise zurück. Seine Abwesenheit betrug nach Br. 333 (G. 353) 31 Tage. Da letzterer Brief vor 9. März geschrieben ist, so kann Janus spätestens am 7. Februar von Gotha weggegangen sein. Daher Brief 330 Ende Februar.

81. Br. 333 (G. 353). „Quis suffectus est in locum Urielis?" also vor der Wahl Albrechts von Brandenburg 9. März 1514.

82. Br. 335 (G. 356). Datum: „Sitientes" = 1. April. Verbessert von Kawerau, Rezension über K. in Theol. Literaturbl. 1885 Nr. 15. Hiernach auch G. erst im Nachtrag.

83. Br. 346 (G. 382). Aus der Bitte um das Psalterium hier und in 367 (G. 383) vom 15. Juni ist nicht „kurz vor 15. Juni 1514“ zu datieren, denn es wird schon im August 1513 gewünscht (Br. 297, G. 306). Besserer Anhalt ist die Entschuldigung über die Unterredung mit dem Gothaischen Stadtrate, die auch in 340 (G. 360) berührt wird („Mihi senatus — deo sit gloria — suffragabitur“).

84. Br. 348 (G. 415). Aus „mitte Cotionem“ erhellt der enge Zusammenhang mit Br. 394 (G. 414). Bei G. richtig datiert.

85. Br. 355 (G. 371) vom 25. Mai, nach Bobezans Hinrichtung 24. Mai (Burkhardt S. 412). Falkenstein S. 517 nennt Mittwoch vor Pfingsten“, d. i. 31. Mai, als Tag der Hinrichtung. Deshalb möchte G. trotz des klaren Datums den Brief etwas später setzen. Falkensteins Angabe erklärt sich wahrscheinlich so, dass er in seiner Quelle hatte: „2. Mittwoch vor Pfingsten“ (24. Mai). An dem Plural „viros — nocentes“ mäkelt G. mit Unrecht, da M. verallgemeinert.

86. Br. 359 (G. 373) scheint gleichzei ig mit 360 (G. 376), da das an Herbord gesandte Spottgedicht im Brief an Urban erklärt wird. Jedenfalls sind beide Briefe nicht zu trennen.

87. Br. 374 (G. 386) „post temulentam epistolam“ d. i. nach 373 (G. 387), den M. potus schrieb. Bei G. verkehrte Folge.

88. Br. 390 (G. 276), nicht aus 1513, wo von Schilos Saumseligkeit im Bezahlen noch nichts verlautet. Vgl. Br. 385. 387 (G. 398. 406).

89. Br. 391 (G. 162). Vgl. Bem. 74. Beweis für K. noch die Ausdrücke: odoramentum, magmate, amuleto odorifero, vgl. odorifero magmate in Br. 393 (G. 411).

90. Br. 396 (G. 446). Die Übersendung des Palliums an Albrecht von Brandenburg 1. September ergiebt das Datum.

91. Br. 407 (G. 419), mit G. richtig in August st. September zu setzen.

92. Br. 408 (G. 407), mit G. richtig vor 393 (G. 411) zu stellen. Dagegen übersieht G. die Beziehung der Schlussworte: „Audi et — dicito“ auf: „Vale et audi“ in Br. 409, den G. um 21 Nummern zu spät stellt.

93. Br. 417 (G. 425). „Admonui — Herebordum“ weist

auf den Ermahnungsbrief 416 (G. 434), daher nach diesen und in September zu setzen.

94. Br. 435 (G. 329). Mit G. 1513, nicht 1514.

95. Br. 498 (G. 516). Am 30. Juni wusste M. noch nichts vom Tode Eitelwolfs (Br. 496, G. 514), also 498 nicht aus Juni (G. und Geiger), sondern Juli.

96. Br. 525 (G. 545). K. hat sich um einen Tag verrechnet.

97. Br. 538 (G. 585). „Caput confabulationis erit bibliotheca". Vgl. die Anfrage bei Reuchlin über Anlage einer Bibliothek 13. September 1516 (Br. 623, G. 565). Spricht für 1516. Die Worte χαῖρε, ἐπιστάτα τῶν μοναστῶν, setzen gleichfalls die erst kürzlich erfolgte Beförderung zum Prior voraus.

98. Br. 541 (G. 599). Wegen des fehlenden Doctori theol. in der Adresse und des Boten Elvetius 1516. Vgl. Br. 624 (G. 568).

99. Br. 546 (G. 554), vom 26. Januar 1517, nicht 1516, weil der berichtete Triumph Reuchlins um April 1516 erst erhofft wird. Vgl. Br. 621 (G. 555).

100. Br. 561 (G. 101 und 631). Das erste Gedicht gleichzeitig mit Br. 60, in welchem die „carmina nostra" auf das Gedicht in 561 hinweisen. M. sendet den Valla und Codrus nach Georgenthal in Versen, behält aber in Prosa aus Vorsicht die kostbaren Bücher zurück. Vgl. Bem. 1 und 8. Für die Zeit des zweiten Gedichtes in 561 giebt es keinen Anhalt.

101. Br. 562 (G. 79), mit unbedingter Sicherheit aus August 1506. Erster dichterischer Gruss an den jungen E Hessus: „Hesse puer, sacri gloria fontis eris." Über das Gedicht an Trebelius vgl. Bem. 15.

102. Br. 563 (G. 417). Antwort Eobans auf Mutians Gruss (vor. Nr.) Das Gedicht Eobans ahmt die Wendungen Mutians absichtlich nach. Vgl. Mutian V. 24: „nunc tua Elissa suo te fovet alma sinu", mit Eoban V. 20: „nunc fovet electo Thuria terra sinu". Ebenso antwortet Eoban auf den Vers „Hesse puer" etc. V. 36: „O ego, si sacri gloria fontis ero." Andere Anspielungen ergeben sich auf den ersten Blick. Weitere Beweise für das Jahr 1506: Mutians Brief vom Tage Rufi (27. August) 1506 (Br. 564, G. 80), in welchem er die „ingeniosos, faciles, venustos versiculos" (Br. 563) lobt und sich auf sein

eignes Gedicht (562) bezieht; ferner der jugendliche Charakter der Eobanischen Verse, deren grosser Abstand von der späteren Vollendung zur Zeit der Heroiden (1514) sofort in die Augen fällt, endlich die Unterschrift: Eob. Hessus Francobergius, deren sich Eoban nur bis 1509 bediente, indem er sich von da ab E. Hessus magister Erphurdiensis und seit 1513 Helius Eobanus Hessus auf den Titeln seiner Gedichte nannte. Es ist demnach ein Zeichen grosser Urteilslosigkeit, wenn G. Nr. 563 in August 1514 setzt, irregeführt durch einen Brief Mutians an Eoban von August 1514 (Nr. 397, G. 563), worin er für die eingesandten Heroiden dankt und seine Freude ausspricht, dass Eoban in der Heroide an die Nachwelt so geschickt „versiculum quendam meum“ eingeflochten habe: „Hesse puer, sacri gloria fontis eris.“ Auf diesen Brief, meint G., habe Eoban in Nr. 563 geantwortet. Wie 562, so wird auch 564 von G. irrig 1506—8 gesetzt.

103. Br. 578 (G. 148). Hirtengedicht Eobans an M., schon Ende 1508 gedichtet, nicht 29. September 1509, wie G. datiert, weil es in den Michaelis 1509 erschienenen Bucolica gedruckt wurde. Auch das Mutianische Hirtengedicht 15. Oktober (Br. 579, G. 149) setzt G. irrig 1509, und doch rät M. darin dem Eoban, seine Bucolica (September 1509 schon gedruckt!) dem Kanzler Englender zu widmen. Auch daran nimmt G. keinen Anstoss, dass M. sich am 17. Januar 1509 über das schöne Widmungsgedicht an Englender freut (Br. 580, G. 119), wozu nach Gillerts Datierung der Rat erst im Oktober 1509 erteilt wurde!

104. Br. 581 (G. 130), an Eoban „den Kandidaten der Philosophie.“ Die Magisterbeförderung Eobans (von K. Eob. Hess. I, 77 Sommer 1509 angegeben) lässt sich durch die Baseler Briefe (Nr. 529 f., G. 643 f.) genauer in den Februar 1509 setzen. Am 4. März schreibt nämlich Eoban, er sei „undeviginti candidatis nupera dispensatione praepositus“. Eoban kaufte zum Magisterschmause einen Teil Zuckers in der Eberbachschen Apotheke, wurde dafür von Peter Eberbach zum Essen geladen, und bei dieser Gelegenheit kam es zufällig zu dem erbitterten Streite der beiden Freunde, der bis zu Thätlichkeiten ausartete. Der Magisterschmaus fand am 7. März statt, denn Crotus schreibt am 8., er habe „heri apud recentius-

culos magistros" neben Petreius bei Tische gesessen. Somit kann 581 nur Januar oder Februar 1509 geschrieben sein. Am 4. März meldet Eoban an Mutian von seinem Streite (529), ebenso M. an Herbord (583, G. 131), aber nur von Hörensagen: „Pulsatus a Petro par pari retulisse dicitur." Also kurz vor 4. März. Am 8. März schreibt auch Crotus über den Vorfall an M. Dieser suchte alsbald zu vermitteln und hielt dem Petreius in einem längern Briefe sein Unrecht vor (584, G. 132). Auch dieser Brief muss noch in den März fallen. Doch erst am 13. Juni konnte M. an Herbord melden, dass sich Petreius versöhnlich zeige (Br. 118, G. 133). Dieser letztere Brief des Frankf. Cod. ist für G. der Anlass geworden, auch 581. 583 f. in den Juni zu verweisen. Erst nach Abschluss seiner Bearbeitung erhielt er von den Baseler Briefen Kenntnis. Eine kurze Berichtigung im Nachtrage giebt G. nur zu 581.

105. Br. 591 (G. 181). K. hat sich im Datum um einen Tag geirrt.

106. Br. 592. (G. 62). G. richtig nach 18. März.

107. Br. 596 (G. 163), unmöglich 1509, denn Rufinus schied erst 1512 aus Mutians Dienst („Abiens Rufinus — hunc in eius locum substitui"). Die Bemerkung, dass Petreius von seinem Bruder Heinrich, dem trefflichen Arzte, wisse, was die Weisen Italiens thäten, deutet auf die Zeit 1512, wo H. Eberbach in Siena die medizinische Doktorwürde erwarb. Vgl. K. S. 171 A. 1. Auch muss der Wiener Aufenthalt des Petreius (1510) vorausgesetzt werden.

108. Br. 599 f. (G. 298. 275). Der Brief M. an Peutinger muss XVI. Kal. Sextilis, nicht XVI. Sext., wie die Quellen haben, datiert werden, da der Brief Peutingers offenbar die Antwort darauf ist. G. stellt aber die Antwort 23 Nummern vorher und bringt erst zu Br. 248 eine kurze Berichtigung, in welcher die richtige Chronologie als „wahrscheinlich" bezeichnet wird.

109. Br. 620 (G. 588), unmöglich 1519—20. „Die Feinde der Wissenschaften richten nichts aus. Sie mögen wollen oder nicht, die Gebildeten werden immer zahlreicher. Hoc volui ne nescires." Passt nur in frühere Zeit. 1519 war der Sieg des Humanismus längst entschieden. Auch die Empfehlung Dracos würde 1519 etwas verspätet kommen. Der „akade-

mische Rektor" ist ohne Zweifel Herbord (Rektor Oktober 1515 bis April 1516). Darauf führt der kurze, vertrauliche Ton und der Datumscherz. Das Datum richtig bei G. (gegen K.).

110. Br. 631 (G. 587). Über das unrichtige Datum bei G. vgl. Bem. I, 275.

111. Br. 632 (G. 593), „die Valeriani" (15. Dezember) 1520. Ankunft des Crotus in Deutschland. Dieser kam aber schon März 1520 zurück. K. und G. haben den Widerspruch nicht gelöst. Es ist ohne Zweifel Valerianae (Valeriane) 31. März zu lesen. Das passt sehr gut, und e und i werden öfter verwechselt.

112. Br. 635 (G. 592). „Postridie Petri et Pauli." G. übersieht postridie. Vgl. Bem. 21.

Um nun kurz das Ergebnis der vorstehenden Besprechung zu ziehen, so geht daraus hervor, dass K. in etwa 24, G. in etwa 130 Fällen gegen die Chronologie verstossen hat.

III.

Zur Erklärung.

1. Br. 4 (G. 23). Der Name des Abtes Johannes von Georgenthal ist mir nachträglich durch eine freundliche Mitteilung des Herrn Pfarrers F. Perthes in Hörselgau bekannt geworden. Er hiess von Spitznase. Vgl. Brückner, Kirchen- und Schulenstaat des Herzogtums Gotha I, Stück 3, S. 227: „Der Abt zu Georgenthal hatte den Tambuchshof an Heinrichen von Spitznasen zu Mühlberg verkauft, welcher solchen vor seinen Bruder erachtete." Heinrich Spitznase, in Br. 169 (G. 187) als Henricus, abbae germanus, erwähnt, war 1520 Probst des Nonnenklosters zu Ichtershausen. Thur. sacra I, 33. 183. Auch letzteres kommt im Briefwechsel vor. Spalatin an Mutian 1523: „cura ut Vestalibus Vchtershusensibus libellus reddatur" (Br. 656, G. 618). „Johann Spitznase aus dem Kloster St. Georg", eben der Abt von Georgenthal, wurde 1491 an der Universität Leipzig immatrikuliert. Frz. Winter, die Cisterzienser u. s. w., Gotha 1868—71 III, 68. Die Quellen nennen die Familie bald Spitznase, bald von Spitznase. Nach Mutian (Br. 24) gehörte

sie zu den „nobiles equites“. Ein Albertus Spicenassus in Br. 448 (G. 465), dessen „Bücher“ ins Kloster gebracht werden sollen, gewiss ein Verwandter des Abtes. Noch ist im Briefwechsel von zwei Neffen des Abtes die Rede, von denen der 1505 in Erfurt immatrikulierte Johannes Spitznase einer sein mag. Weissenborn, Akten d. Erf. Un. II, 240. Ausserdem weist die Matrikel einen Anthonius Spicznass de Saltza 1500, und einen Andreas Spictznase (ohne Zusatz) 1494 auf. Weissenborn II, 214. 184.

2. Br. 6 (G. 9). „Otho meus“, ein Gothaischer Bote, ohne Zweifel der Oddo Casparus in Br. 124 (G. 177). Die Vermutung G.'s, dass er vielleicht kurze Zeit Famulus Mutians gewesen, ist müssig.

3. Ebenda. Bei „Phagensis“ (Balth. Fach) an Hutten (Phagigena) zu denken, ist rein unmöglich, denn er muss nach dem Zusammenhange ein Wittenberger sein. Im Jahre 1505 wusste Mutian von Hutten noch nichts.

4. Br. 9 (G. 9). Jakob Wimpheling von Schlettstadt weilte auf kurze Zeit 1468 in Erfurt, sein Name steht aber nicht in der Matrikel, wahrscheinlich weil er gleich den Plan fasste, nach Heidelberg zu gehen. Der Jacobus Coci de Sleczstadt, der Ostern 1468 in Erfurt immatrikuliert wurde, soll nun nach G. „höchst wahrscheinlich“ Wimpheling sein! Wo aber der in den Quellen bezeugte Familienname Wimpheling hingeraten ist, erklärt G. weiter nicht. Von dieser Sucht nach Namenentdeckung werden wir bei G. noch mehr Beispiele besprechen.

5. Br. 11 (G. 3). Den Namen des zweiten Bruders Mutians, des hessischen Kanzlers, gleichfalls Johannes wie der des Küchenmeisters, nennt G. nicht, auch in der ergänzenden Einleitung erfährt man ihn erst indirekt aus den Universitätseintragungen in der Note. Das Altersverhältnis lässt sich nicht bestimmen. Dass der Kanzler jünger als Mutian war, scheint daraus hervorzugehen, dass er an zweiter Stelle immatrikuliert wurde. Der Küchenmeister kann nicht wohl erst 1503 gestorben sein, denn das Testament desselben stammte nach Mutians eigner Angabe (Br. 492, G. 508) aus 1494 oder 95, und sein Nachfolger Engelmann trat das Amt 1495 an. Dessen erste Thätigkeit war, über das ihm von den Testamentsexekutoren seines „verstorbenen“ Vorgängers überlieferte Inventarium genaue

Register zu führen. Michelsen, der Mainzer Hof, S. 12. Auch würde wohl Mutian im Briefe an Reuchlin vom 1. Oktober 1503, wo er des Bruders Kanzler gedenkt, auch den Küchenmeister erwähnt haben, wäre dieser kurz vorher gestorben oder noch am Leben gewesen. Die Angabe des E. Hessus in dem Inhalte des 8. Idylls, dass der Küchenmeister seinem Bruder zum Gothaer Kanonikat (1503) verholfen, muss als eine ungenaue betrachtet werden.

6. Br. 23 (G. 13). Der Diener Paulus heisst mit seinem vollen Namen Paulus Aquilius (Br. 233, G. 249), was man bei G. erst aus dem Register erfährt.

7. Br. 24 (G. 14). Bacillarius Hombergius. Erst in Br. 35 (G. 24) erkennt ihn G. als Erfurter Buchhändler, seinen Namen Dulcis (aus Homberg), der aus dem Scherze „Dulciculus librarius" in Br. 323 (G. 331) erhellt, hat er nicht gefunden.

8. Br. 45 (G. 35). Die Erwähnung der sancta Lucia erklärt sich aus dem Datum, 13. Dezember, dem Tage dieser Heiligen (von K. und G. übersehen).

9. Br. 52 (G. 103). Der „Chaldaer in Tambach", von G. für den Pfarrer Reynber (doch mit einem Zweifel im Nachtrage) gehalten, war ein Wahrsager und Astrolog, von dem auch andere Quellen berichten. Vgl. F. Perthes, Erläuterung zu der Persönlichkeit des „warsagers" in Tambach. Ztschr. f. Thür. Gesch. u. s. w. N. F. V, 330—34.

10. Br. 54 (G. 89). Der hier zum ersten Male und später noch oft genannte Matthaeus ist der Geschäftsführer des Fuggerschen Hüttenwerkes bei Hohenkirchen, Matth. Lachenbeck (Langenbeck), auch in Tenz. (Sagittar.) histor. Goth. p. 384 und in einem Briefe Urbans an Spalatin 1526 (Gillert Nr. 625) aufgeführt. An den in Br. 451 (G. 471) mit vollem Namen genannten Kanoniker Matth. Wagner ist wohl an allen Stellen, die den blossen Vornamen enthalten, nicht zu denken. Vgl. Krause, Zur Erklär. einiger Stellen der Mutian. Br., in der Vierteljahrsschr. f. Kultur u. s. w. von L. Geiger I. Jahrg. 4. Heft. Lpz. 1886, S. 519 f.

11. Br. 56 (G. 50). Im Gothaischen Nonnenkloster hat die Gegenpartei einen neuen Scriba (Centimodius) befördert, der alte scheint dafür mit der Aufsicht über den Chor betraut worden zu sein. M. dagegen will den alten Schreiber behalten

wissen. „Chorum pistor visitet.“ Den Chor soll der Klosterbäcker besorgen. Der pistor gehörte, wie der oeconomus, scriba, ianitor u. s. w. zum stehenden Klosterpersonale; er wird in Br. 91 (G. 147) neben dem oeconomus genannt. Also kein Eigenname, wie G. meint.

12. Der in demselben Briefe erwähnte Cotilus, meist Lotius genannt, ist von G. richtig als L. Köteling, Gothaischer Domherr, erkannt worden. Lotius ist wohl zunächst aus Anklang an Lutz (Ludwig), dann mit Anspielung auf lotium (Urin) gebildet. Vgl. „quavis sentina lotioque sordidior“ (Br. 197, G. 217), und die Zusammenstellung lotium et excrementa (Br. 472, G. 488). Demnach scheint Cotilus auch auf „Kot“ anzuspielen. Unverständlich ist es, wenn G. in Lotius „eine Übersetzung von Kötel, Köteling“ findet.

13. Br. 57 (G. 51). Aus den Worten „Innocentius, quem his oculis vidi“ auf einen ersten Aufenthalt Mutians in Italien (1492) drei Jahre vor dem uns bekannten (1495—1502) schliessen zu wollen, verbietet sich durch zahlreiche Gründe. Auch die Erklärung, M. meine den im Sarkophage erblickten Innozens, erscheint gezwungen und passt nicht in den Zusammenhang. Natürlicher ist es, an die päpstliche Bulle zu denken, die er mit eignen Augen gesehen hat. Das vorangehende und folgende „vidimus“ weist auf einen Scherz. Daher hernach „extra iocum“.

14. Br. 63 (G. 48). M. sendet nach Georgenthal Geld, wovon der Abt ½ Gl. „fratribus in congregatione pro vinaria recreatione“ geben soll, d. h. den Mönchen, welche für die Erquickung der Mutianischen Boten durch Wein sorgen, als „Trinkgeld“. Auch in Erfurt werden die Famuli Mutians mit „Brot und Wein“ bewirtet (Br. 433, G. 453). G. erklärt: „M. scheint das Gewächs seines Weinberges dem Kloster Georgenthal zur einstweiligen Aufbewahrung und sachgemässen Behandlung übergeben zu haben. wofür er hier nun den Entgelt an den Vinarius entrichtet“. Diesem Scharfsinne steht leider das lateinische Lexikon im Wege.

15. Br. 69 (G. 52). Über den „gallus grandior“, wie G. druckt, bleibt er jede Erklärung schuldig. Herbord pflegte M. das Neueste vom Büchermarkte zu schicken und besass selber eine ansehnliche Bibliothek, um die ihn M. einmal beneidete („bibliophagus“).

16. Br. 78 (G. 58). „Nescio cuius poetae“. Dass dieser „unbekannte Poet“ Euricius Cordus war, damals noch H. Solde genannt, zeigt Krause, Euric. Cordus Epigrammata. Berl. 1892 Einl. X f. An Thilonin kann man mit G. schon deshalb nicht denken, weil M. ihn sehr wohl bereits als Schriftsteller kennt (Br. 76, G. 59).

17. Br. 91 (G. 147). Die Note G.'s zu dem Citate aus Porphyrius giebt die erst 1548 gedruckte Schrift desselben an, natürlich ohne Nachweis der Stelle. Die Schwierigkeit wird verschwiegen. Ebenso in Br. 126 (G. 145).

18. Br. 92 (G. 75). Ein für seine Chronologie verhängnisvoll gewordener Irrtum G.'s ist seine Meinung, dass Urban zur Strafe für die Verführung einer Nonne nach Leipzig geschickt worden sei. Die Ermahnungen M.'s über seine Vorbereitungen zur Bakulariats- und Magisterwürde beweisen zur Genüge, dass der Abt ihn lediglich zu diesem Zwecke entsandt und dass die Entsendung eher eine Ehre als eine Verbannung war, wie sie der argwöhnische M. allerdings im Anfange auffasste. Doch zeigen seine Worte: „Publice videtur ista legatio plurimum honestatis habere“, dass er über den Zweck unterrichtet war. G. meint, Urban habe sich in Leipzig nur zu seinem Privatvergnügen, um die Zeit nützlich hinzubringen, mit den Studien beschäftigt; selbst nachdem ihm die Mitteilungen aus den Leipziger Matrikel- und Promotionslisten bekannt geworden waren, hat er seine Ansicht aufrecht zu erhalten gesucht (Einl. XXXII). Wir wissen auch aus andern Quellen, dass von Zeit zu Zeit begabtere Mönche von Georgenthal auf die Leipziger Universität der Studien halber entsandt wurden. Winter, die Cistersienser u. s. w. III, 68 führt aus den Jahren 1428—1522 deren 12 auf, unter denen sich der Abt selber, H. Urban und ein in Br. 403 (von G. nicht abgedruckt) genannter H. Lantz befanden. Dass die Nonnenverführung erst 1510 stattfand, ist in Bem. II, 32 gezeigt worden.

19. Br. 96 (G. 60). „Prognosticon“ = astrologischer Kalender, wie sie damals von den Mathematikern angefertigt zu werden pflegten. Vgl. Br. 326 (G. 346), wo ein solcher vom Erfurter Professor H. Leo erwähnt wird. Schon Cic. ad Att. 15, 16 gebraucht das Wort im Sinne von Wetterregeln. Die Deutung G.'s auf Prophezeiungen aus einer zufällig aufgeschla-

genen Bibelstelle (Sortes sanctorum bei Du Fresne) würde dem Philosophen M. einen kindischen Aberglauben zutrauen und auch für die Aufklärung des frivolen Spötters Crotus, den M. als Mitarbeiter an dem Prognosticon lobt, eine schlechte Empfehlung sein.

20. Br. 100 (G. 125). Der in den Briefen so häufig erwähnte „stultus frater" Spalatins hiess Stephan (Br. 163, G. 193). Irrig hat K. ihn für eine vom Bruder Spalatins verschiedene Person gehalten, da die Mutianischen Briefe sich nur unbestimmt über ihn ausdrücken und der Brief Urbans an Spalatin (G. 605, 2. Beil.) mit den Worten „frater tuus Steffanus" zuerst von G. aus einer Baseler Handschrift veröffentlicht worden ist. Schon 1509 missbrauchten „fraterculus et uxorcula et filiola" Spalatins Gutmütigkeit (Br. 100, G. 125). Auf Mutians Bitte erhielt daher Stephan um 1511—12 ein Unterkommen beim Kloster als janitor (163). Später unterschlug er Gelder, die für Spalatin in Wittenberg bestimmt waren (Br. 489, G. 502). Er muss wieder nach Spalt zurückgekehrt sein. Vgl. „frater in Spalt" in 489 und die Bemerkung Urbans (aus Erfurt) an Spalatin 1521: Soeben habe sein Bruder geschrieben, ob er nach Wittenberg kommen solle (G. 605). Zuletzt scheint er wieder in Erfurt in einer bescheidenen Stellung gelebt zu haben. Eob. Hessus schreibt aus Nürnberg an Magister Gröningen 1532, man möchte zu den Unterhandlungen den Stephanus Spalatinus schicken, „quem vobis fidelem esse existimo". (Camer. Narr. de E. Hess. R. 4a). G. spricht sich über die etwas dunkeln Lebensverhältnisse Stephans an keiner Stelle aus.

21. Br. 101 (G. 192). Frater Biermosti, in Br. 214 (G. 221) Hartungus, frater patruelis (Neffe) Biermosti, ähnlich Br. 172 (G. 196): Hartungus, Biermosti frater. Offenbar dieselbe Person, da im Lateinischen frater auch ohne Zusatz Neffe bedeuten kann. Es war Joh. Hartung, 1507 Bürgermeister in Gotha. G. fasst frater als Bruder, dessen Vorname Hartung gewesen sei, er weist aber keinen Hartung Biermost aus Quellen nach. Von ihm unterscheidet er im Register den Johann Hartung.

22. Br. 105 (G. 116). Der „gregarius papa" ist von G. richtig als Gregor IX. gedeutet (gegen K.). Beliebtes Wortspiel.

23. Br. 106 (G. 105). In der schwierigen Stelle: „Probant — et mihi credunt — puerum“ will G. am Ende ein tradunt vermissen. Doch ist credunt noch einmal in veränderter Bedeutung „anvertrauen“ hinzuzudenken.

24. Br. 109 (G. 117). Der bekannte Martin von der Marthen wird von G. als ein Bruder des Vicedoms Gerlach angesehen, obwohl die Quellen nichts darüber melden. Denn der gegen Ende des Briefes genannte Oheim Martin war den Worten nach („tuus olim patruus“) bereits tot. Vgl. den ähnlichen Ausdruck Mutians von seinem verstorbenen Bruder: „frater olim meus“ Br. 27 (G. 29).

25. Br. 110 (G. 121). Der Streit zwischen E. Hessus und Peter Eberbach wird auch in Br. 118. 583 f. (G. 131—33) berührt. G. sagt zu 131: Man wisse über diesen Streit nur etwas aus diesem und den beiden folgenden Briefen. Bei der Bearbeitung dieser Briefe waren ihm die beiden Baseler Briefe, die er im Nachtrage bringt, noch unbekannt: Br. 529 f. (G. 643 f.), und gerade diese geben genauere Auskunft. Der Leser bleibt also bis zu den beiden vorletzten Nummern im Dunkeln, ein Übelstand, der durch den kurzen Hinweis auf die Nummern 131—33 nicht gehoben wird. Ein Zurückweisen auf 121 (G.) ist unterlassen.

26. Br. 112 (G. 76). Über die missverständliche Auffassung G.'s vgl. Bem. II, 23. Der Erfurter Vorgänger Urbans im Amte eines Oekonomus ist, wie G. aus einer Urkunde entnommen hat, der „Hofmeister Johannes“, bejahrt und abständig, daher „senecio“, aber nicht der „Stercutius“ in 112. Letzterer, ein Georgenthaler Mönch, ist vielleicht der pistor des Klosters gewesen, da Stercutius bei den alten Römern der Gott der Bäcker war. Er trachtete nach der Stellung eines Oekonomus, die Urban erhielt.

27. Ebenda: „Emmanuelem salutabis.“ Da Adressat in Leipzig, so liegt es nahe, ihn für einen Leipziger Freund zu halten, zumal da M. fortfährt: „Praeterea dicas salutem H. Aperbaccho et fratri per literas.“ Nach andern Stellen nimmt er am Mainzer Hofe eine einflussreiche Stellung ein. Im August 1513 ist er in Rom, und Petreius wird von M. aufgefordert, seine italienische Reise zu beschleunigen, um durch Emanuels Gunst emporzukommen. „Nam noster est Emanuel“ (Br. 286,

G. 250). An die Stelle der wunderlichen Deutung Kampschultes auf Hutten setzt G. (Einl. LXI) eine andere, nicht minder wunderliche auf Ludwig Londergut von Rain, seit 1520 Mainzischer Vicedom in Erfurt. Derselbe tritt in den Epp. obsc. viror. als „Mistotheus" (eigentlich Misthotheus, Lohn-Gott) auf, und allem Anschein nach ist die Namenspielerei aus Mutians Kreise hervorgegangen, denn er sagt einmal: „Gut und Gott sind dasselbe Wort, o wird zuweilen für u gesetzt." (Br. 250, G. 259). Nun meint G.: „Wer aus Londergut einen Londergott machte, konnte auch den Londergott einem „Gott mit dir", hebräisch Emanuel gleich erachten." Abgesehen von dem Irrtume in der Übersetzung von Emanuel (es heisst: Gott mit uns), spricht gegen diese Deutung der Umstand, dass Londergut in den Briefen sehr oft als Rainensis bezeichnet wird und man gar nicht absieht, warum er an drei Stellen als Emanuel auftreten sollte, dass ferner Rainensis damals ein junger, lebenslustiger Mann ohne grossen Einfluss war, der erst 1520 in die Stellung eines Vicedominus aufrückte, dass wir von einer römischen Reise desselben nichts wissen und dass M. ihn in Br. 286 (G. 250) dem Urban kurz charakterisiert, wie man es nur bei einem verhältnismässig Unbekannten, nicht bei einem wohlbekannten Freunde zu thun pflegt („Homo est sanctissimus et integer.") Neuerdings ist aus G. Oergel, Beiträge z. Gesch. des Erf. Humanism., in den Mitteilungen des Vereins für die Gesch. u. Altertumsk. v. Erf. Heft XV S. 41 f. über Rainensis noch bekannt geworden, dass derselbe in Wittenberg zum Dr. jur. promovierte, in Erfurt die Wittwe des Arztes G. Eberbach (Mutter des Petreius) heiratete (M. scherzt darüber, ohne den Namen Rainensis zu nennen, November 1512, Br. 206. 208, G. 230. 236) und im Januar 1520 (nicht nach bisheriger Annahme schon 1504) die Stellung eines Vicedominus erhielt. Letzteres erhellt aus dem noch vorhandenen Bestallungsbriefe (Erf. Stadtarchiv) und aus den Worten der Matrikel: „iam anno vicesimo Vicedominus Rev^{mi} Moguntinensis in Erffurdia" (Weissenborn II, 218, wo statt Vicedominus der Lesefehler „in Cwburg" steht — ich vermutete, dass es aus uicari9 = vicarius entstellt sei).

28. Br. 120 (G. 135). „Bentivolus — fraterculus Francisci", ein Franziskanermönch Bentivolus. Vgl. frater Bernardi

= Bernhardiner oder Cisterziensermönch (Br. 141). G. nimmt fraterculus im eigentlichen Sinne und findet in den Worten zwei Persönlichkeiten, die ihm unbekannt sind.

29. Br. 125 (G. 143). Den Joh. Adelphus kennt G. erst im Nachtrage; er findet aber das, was unbedingt sicher und zweifellos ist, nur „wahrscheinlich", um sein Versehen abzuschwächen; er erkennt auch nicht den „concionator" Kaisersberg und den „mulus Mulingorum", sondern geht stillschweigend über beide hinweg.

30. Br. 133 (G. 155). Valentin (Jungermann) weiss G. nicht zu bestimmen. Es war ein Erfurter Jurist aus Zerbst (schlechtweg Zerbst genannt), daher von M. später als Cerberus verspottet. Auch letztere Bezeichnung kann G. nicht deuten; er bringt aber die Sache, wieder bloss als „wahrscheinlich", im Nachtrage. Die Bemerkung über Valentin (eine „Wittenberger Persönlichkeit") wird nicht berichtigt.

31. Br. 136 (G. 167). Herbord „habet consulem" als Gönner. G. zu consulem: „Rudolf v. d. Marthen (?)". Kein Wort zur Erklärung, keine Quelle. Der Name kommt im Briefwechsel nicht vor. Das Merkwürdigste ist, dass G. Recht hat, nur ohne Fragezeichen. Er scheint hier schon aus K. geschöpft zu haben. Rudolf von der Marthen ist in Erfurt immatrikulirt Michaelis 1485.

32. Br. 137 (G. 185). Das Citat aus Cyprian: „Multi — eodem", von K. und G. nicht nachgewiesen, steht Pseudo-Cyprian 56—58. Opp. ed. Hertel, Wien 1871 III, 307.

33. Br. 138 (G. 169). „Philomusi Saturnalia". G. verweist auf Jakob Lochers Biographie von Hehle, aber man wird darin von einer Schrift „Saturnalia" nichts finden. Also ein Scheincitat.

34. Br. 139 (G. 142). „Deliramenta Jacobi". G. kennt die Schrift nicht und bezieht sich im Nachtrag auf K. Hierbei stellt er aber durch die hypothetische Form seines Satzes das über allen Zweifel erhabene Ergebnis als fraglich hin. Der Zusatz Mutians: „Facit Musas meretriculas" schliesst jeden Zweifel aus. Aus dem Citate folgt auch sicher das Jahr 1510 und damit, dass die Geschichte von der verführten und entführten Nonne, der „rapta Penelope", die im Briefe erwähnt wird, im Jahre 1510 spielt, nicht 1508. (Vgl. Bem. II, 32.) G. muss von der „rapta Penelope" nichts bemerkt haben, denn

sonst hätte er den Brief 1508, nicht 1509 ansetzen müssen, weil nach seiner Annahme die Nonne im Jahre 1508 entführt wurde.

35. Br. 150 (G. 152). „Coeli terraeque filius". Nach G. Herbord. Unmöglich, da Herbord 1510 noch in Georgenthal war. Der Hinweis G.'s auf seine Nr. 168 ist unverständlich.

36. Br. 161 (G. 549). Adresse: „Patrono suo", ohne Namen. Da Urban sehr häufig, auch in Adressen so bezeichnet wird (vgl. Br. 27, G. 29), so ist dieser zweifellos der Adressat. Dafür spricht auch der vertrauliche Ton.

37. Br. 162 (G. 174). Pyrrhus Tubero, auch Janus Burrhus Campegus genannt (Br. 167, G. 216), bloss Burrhus Br. 256 (G. 271), Purrhus Br. 254 (G. 269). Die gelegentliche Bemerkung Mutians, die Alten hätten öfter u und i vertauscht, daher Amphutruo, Illurius, Purrhus gesagt, macht wahrscheinlich, dass der ursprüngliche Name Bur oder Bure gelautet hat. M. lässt seine klassischen Namen meist an den wirklichen anklingen (Volscus = Voltzke, Cerberus = Zerbster). Tubero und Campegus erklärt G., der Mann habe einen Höcker gehabt (tuber, καμπή)! Sehr scharfsinnig, aber ganz aus der Luft gegriffen. Das griechische καμπή heisst auch nicht Höcker, sondern Biegung. Der Name Pyrrhus ist nach G. = Roth (πυρρός). So findet er, dass Pyrrhus „wahrscheinlich identisch" sei mit dem 1500 immatrikulierten Johannes Roth de Scheslitz, der auch 1502 in der Wittenberger Matrikel begegnet. Ein Meisterstück von G.'s Namenfindigkeit, von der wir schon in Bem. 4 und 27 Proben kennen gelernt haben. Mit demselben Rechte könnte man auch den 1496 immatrikulierten Joh. Roet de Lubeck für Pyrrhus erklären. Zudem heisst der Name in der Erfurter Matrikel Joa. Roit (Weissenborn II, 215). Will man einmal um jeden Preis einen Matrikelnamen suchen, so dürfte eher der Ostern 1498 immatrikulierte Johannes Bour de Norenberga (Weissenborn II, 204) aufzugreifen sein. Tubero und Campegus entzieht sich der Erklärung. Gegen die Gillert'sche Annahme spricht vor allem die enge und unmittelbare Verbindung der beiden Namen, denn in einem Atem pflegt man dieselbe Sache nicht lateinisch und griechisch zugleich zu bezeichnen.

38. In der Auffindung des Schreibers Dudo in demselben Briefe ist G. glücklicher gewesen. (Nachtrag.) Ich füge hinzu, dass er als Hermannus Tüdde de Badelborn Ostern 1490 in Erfurt immatrikuliert wurde (Weissenborn I, 430).

39. Br. 163 (G. 193). Heinr. Musardus, von G. vergeblich in der Erf. Matr. gesucht, ist der 1503 eingetragene Heinricus Mushart de Hersfeldia (Weissenborn II, 230), also ein Landsmann Mutians, der ihn als solchen (πατριώτης) bezeichnet in Br. 216 (G. 237).

40. Br. 164 (von G. nicht abgedruckt). Sebastianus Morostadius ist Michaelis 1495 in Erfurt als Sebastianus Theyn de Morstadt immatrikuliert (Weissenborn II, 190). — Der am Ende erwähnte Joannes Urbanus coenobita primarius von Georgenthal ist nicht der Abt (K.), sondern der Praepositus, vielleicht Joannes Steffani de Orba, 1495 in Erfurt immatrikuliert, demnach ein Landsmann Urbans.

41. Br. 173 (G. 206). Das Citat am Schlusse Verg. Aen. III, 395.

42. Br. 180 (G. 188) „auctore G.“, absichtlich nicht ausgeschrieben. Dass Goede gemeint ist, beweist Br. 181 (G. 207), wo von den „Godiani“ (Anhängern Goedes) in ähnlicher Weise die Rede ist.

43. Br. 181 (G. 207). „Herus noster“, Sömmering, nicht Gerhard Marschalk. Vergl. herus (185), herus S. (188), herus futilis 183.

44. Ebenda: Hillus. Der Vorname Binchard st. Burchard beruht auf einem Lesefehler Weissenborns. Wenn es der 1468 immatrikulierte Burkardus Hil de Franckenhusen (Weissenborn I, 330) ist, so müsste er damals etwa 60 Jahre alt gewesen sein.

45. Br. 187 (G. 191). Herbord will den Dr. iur. auf dem Rechtswege erstreiten, nicht erbitten „Colligit consilium. Non colligitur consilium, sed ab amicis petitur.“ — „Itaque — alia via quaerat honoris praerogativam.“ Der Nebenbuhler, gegen den Herbord durch eine Vorstellung oder Beschwerde vorgehen wollte, war Joh. Emmerich, der einige Monate später zum Dr. jur. befördert wurde. G's. Auffassung des Consilium von einem juristischen Gutachten über einen Handel zwischen Gemeinde und Patriziat verbietet sich durch die Unwahrschein-

lichkeit, dass man einem noch nicht graduierten Juristen einen solchen Auftrag erteilt haben sollte. Wie könnte auch M. von der Ausführung eines so ehrenvollen Auftrages abraten?

46. Br. 188 (G. 205). Fronto, ein Erfurter Notarius, unmöglich Dr. Simon Voltzke, der in Br. 233 (G. 249) neben ihm genannt wird.

47. Br. 191 (G. 211). Die Citate aus der Alexandreis und die Bedeutung des Akrostichons Guillermus hat G. nicht erkannt, daher auch im Drucke unverständlich. Statt Hieremias (S. 244 Z. 5) muss wohl Jeremias gelesen werden. — Über Drusus schweigt G.

48. Br. 194 (G. 200). „Paulus noster", der alte Diener Paulus Aquilius, wie G. im Nachtrage berichtigt. Er wurde Priester (oravit ut sacerdos Br. 239, G. 252) und erhielt ein „altare" d. i. Pfründe (als Altersversorgung) „in xenodochio nostro". Der Streit G.'s über die Bedeutung von „dare altare" (Einleitung L A. 2) ist müssig, da die Verleihung einer Pfründe im Xenodochium thatsächlich die Beschaffung eines Ruhesitzes ist. Dass das Xenodochium in Gotha lag, hatte G. (wie K.) im Briefwechsel angenommen, aber in der Einleitung verlegt er es nach Homberg. Letzteres erscheint nach den Worten in 194: „quinque aureos Fridislariam misi" und nach dem Briefe Spalatins (637 G. 595) als das Richtige. Der in den spätern Briefen auftretende Paulus vernaculus sacerdos aus Homberg ist demnach derselbe wie Paulus Aquilius. Freilich bleibt der „Paulus pater", der nach Br. 326 (G. 346) 1514 im Hause Mutians erscheint, unaufgeklärt; das Einfachste ist wohl, sich ihn als Besuch zu denken, denn er kam öfter aus Homberg nach Gotha, um dem M. Geld zu überbringen.

49. Br. 212 (G. 234). Heinrich Rhanis, ein Gothaer, soll Mutians Cicero einbinden („ornandum tradidi — ornatum toga"). Ein Rhanis erscheint auch als Bote, als presbyter notarius, Fuldaer Oekonomus. Mit einem „Rhaniculus" trinkt sich M. einmal ein Räuschchen an — offenbar alles ein und dieselbe Person. Niedere Geistliche gaben sich auch wohl mit Büchereinbinden ab. Die Vermutung G.'s, Rhanis sei „vielleicht" der Ostern 1497 immatrikulierte „Heinrich Bosse de Ranis nobilis", findet in nichts als in der Namensähnlichkeit eine Stütze.

50. Br. 224 (G. 242). „Hallensis Chloridos hostioli prae-

tor". Schwer verständlich. G. Osmund aus Halle, ein Erfurter Official, wollte auf des Petreius Empfehlung in M.'s Erfurter Haus ziehen. Es wohnte aber bereits ein anderer Official darin, der das Haus als „ianitor" zu beaufsichtigen und in Stand zu erhalten hatte. Da derselbe aber für die Erhaltung des baufälligen Hauses nichts that, so war M. ein neuer Mieter willkommen, „qui volebat aedificare et gratis incolere". Das Haus war ein geistliches Lehen, und die Erfurter Vikare drangen auf bauliche Standerhaltung. Der alte „inquilinus" erscheint als Schützling Voltzkes, wie der in Aussicht genommene neue, Hallensis, des Sömmering; sie mögen also wohl in den Kanzleien derselben beschäftigt gewesen sein. Mit „Chloridos hostioli praetor" scheint der amtliche Charakter als Offizial bezeichnet zu werden, denn Osmund wird noch einmal als praetor in Br. 270 (G. 245) bezeichnet. Petreius warnt da scherzhaft M., seinem „praetor" (Osmund) eine Gefälligkeit abzuschlagen, damit er es nicht mit den Rabulisten zu thun bekomme, worauf M. entgegnet, er achte den Hallensis höher als den Official, d. h. den Menschen höher als sein Amt. Osmund sei ein wohlwollender Freund und nicht so ränkevoll, „ut fere sunt illius ianuae praesides". Letzterer Ausdruck erinnert wieder an hostioli praetor. G. ist der richtigen Erklärung ziemlich nahe gekommen, wenn er sagt, von der Existenz eines „Gerichtshauses zur grünen Pforte" sei ihm nichts bekannt. Die Existenz eines solchen ist allerdings nicht zu erweisen, wohl aber eines Gemaches, welches die „Grünetür" hiess und im Severihofe lag. In demselben wurden die erzbischöflichen Zinsen erhoben, und somit war Osmund als erzbischöflicher Official in dieser Steuerkanzlei beschäftigt. Vgl. v. Tettau, Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt, in den Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. u. Altertumsk. v. Erf., XII. Erf. 1885, S. 174 f. Ein ähnliches Steuergemach befand sich in der Nähe beim Dome, die „Rotetür", welche zur Erhebung der dem Domstifte gehörigen Freizinsen diente. Die„ Grünetür" lag nicht weit von Mutians Haus in der „Lauengasse" und deshalb mochte letzteres Osmund als geeignet für seine Privatwohnung erscheinen. Indess kam es zu einem Einzuge Osmunds in Mutians Haus nicht. Im August 1513 erscheint ein gewisser Diethmar als Mieter, gleichfalls wie der alte ein

Schützling Voltzkes, und wahrscheinlich kein anderer als eben der alte inquilinus, weil er bei seiner ersten Einführung (Br. 282, G. 292) als bekannt vorausgesetzt und nirgends von ihm als einem erst neuerdings in das Haus aufgenommenen Mieter die Rede ist. Zu obigen Ausführungen, die bei G. nirgends in klarem Zusammenhange gegeben werden, vgl. Br. 193. 225. 227. 233 (G. 214. 243. 253. 249).

51. Br. 227 (G. 253). Der Küchenmeister Joh. Mut hat durch das Testament von 1495 den Vikaren die Verpflichtung auferlegt, Seelmessen für die verstorbenen Brüder Mut zu lesen. Dagegen können sie nichts machen. „Oder werden sie etwa Aeacum cum infernis iudicibus erweichen können, da sie kein Griechisch verstehen u. s. w.?“ Da die eine Partei (Brüder Mut) in der Unterwelt ist, so muss natürlich auch der Richter der Unterwelt im Rechtshandel entscheiden. G. versteht aber unter Aeacus „den Vorsitzenden des geistlichen Gerichtshofes zu Erfurt“, also Sömmering!

52. Br. 243 (G. 257). Der adresselose Brief ist eine Einlage zu einem Gratulationsbriefe Urbans an den Nachfolger des verstorbenen Abtes, Hartmann. Vgl. Br. 244 (G. 258): „Scribe gratulationem et include nugas meas.“ Diese nugae sind die beiden Gedichte in 243 mit Vor- und Nachwort, daher auch, weil Einlage, ohne besondere Adresse. G., diesen Zusammenhang verkennend, lässt 243 an einige Erfurter Freunde gerichtet sein, Urban, Petreius u. s. w. Es ist aber sinnlos, die Erfurter Freunde über den Tod des vorigen Abtes trösten zu wollen, dazu hat das erste Gedicht die Überschrift „Ad successorem elogium.“ Hartmann, Crotus sind in erster Linie die Adressaten. — Der chronologische Zweifel bei G. zu 244 erledigt sich durch die Nachricht der besseren Quelle (Schannat, Hist. Fuld.), wonach Johannes von Henneberg am 20. (nicht 22.) Mai starb.

53. Br. 246 (G. 366). Da in Bem. II, 62 nachgewiesen ist, dass der Br. 1513, nicht 1514 zu setzen, so kann mit den schweren Geschicken Erfurts auch nicht die Hinrichtung Bobezans gemeint sein. Die ganze Revolutionszeit seit 1509 war für Erfurt eine gefahrvolle.

54. Br. 250 (G. 259). „Vidi Marulum tuum“, zuerst von Kampschulte, nach ihm von K. auf eine angebliche Schrift

Urbans gedeutet: M. Maruli carmen etc. Erf. 1514. Da Kampschulte letzteren Titel, ohne irgend ein Bedenken daran zu knüpfen, citierte, so glaubte K. ihm folgen zu dürfen, berief sich ausdrücklich auf ihn als Quelle („Nach Kampschulte I, 91") und berührte einen Zweifel, der sich aus der Zeit des Druckes 1514 ergab, indem Br. 250 schon im Mai 1513 geschrieben ist. Er glaubte nun, M. könne das Manuscript meinen, obwohl allerdings die Briefe von einem Einbinden des Buches Marulus reden. Kampschulte, dessen Angaben sich neuerdings mehrfach als unzuverlässig erwiesen haben, hat offenbar die Schrift nicht vor sich gehabt, sondern nur nach einem bibliographischen Verzeichnisse citiert. Sein Irrtum ist um so leichter zu entschuldigen, als er die Briefe Mutians nur nach den noch ungeordneten Manuskripten benutzen konnte und es ihm unmöglich war, überall die Chronologie derselben festzustellen. G. glaubt nun, seine Vorgänger verbessern zu können, indem er die Schrift des Marulus für die Hymni et Epigrammata des bekannten Michael Tarchaniota Marullus erklärt, von denen Ausgaben 1504, 1529 u. ö. erschienen sind. Dabei sagt er: „Kampschulte und wer ihn ausgeschrieben, sind in einen merkwürdigen Irrtum verfallen" u. s. w. Der Ton dieser Polemik muss um so anstössiger erscheinen, als G. nur in dem einen Punkte, dass der Marulus keine Schrift Urbans sei, Recht hat, darin aber, dass er ihn für die Gedichte des M. Marullus erklärt, einen neuen Fehler, nicht kleiner als es der seiner Vorgänger ist, hinzufügt. Er verweist bei seiner Angabe einfach auf die Ausgaben des Marullus bei Hain und überlässt es dem gläubigen Leser, sich dabei zu beruhigen, auch sich über die Namensverschiedenheit des Marullus und Marulus weiter nicht den Kopf zu zerbrechen, so wenig wie über die Unmöglichkeit, die Charakteristik, die M. von Marulus entwirft, mit den Gedichten des Marullus in Einklang zu bringen: M. nennt die Schrift „exempla Maruli", sagt, sie strotze von zahlreichen frommen Fabeln, von denen Urban bei seinen Klosterpredigten Gebrauch machen könne, alte Weiblein erzählten beim Spinnrocken dergleichen den jungen Mädchen, sie sei in klassischem Latein geschrieben, „totus est christianus". Wie passt dies alles auf den freisinnigen, nichts weniger als fromm-gläubigen Dichter Marullus? Das von M. besprochene Werk ist Marci Maruli

Spalatensis Bene vivendi instituta typo sanctorum salutariumque doctrinarum congesta etc. Basil. M.D.XIII. 4°. (Ein Exemplar auf der Kgl. Bibl. zu Berlin.) Am Schlusse wird gesagt, dass es am 6. März 1513 die Presse verliess. Nach den vorausgeschickten Briefen und Indices folgt ein zweiter Titel (a 1 a): M. Maruli opus De religiose vivendi institutione per exempla, ex veteri novoque testamento collecta, ex auctoribus quoque divo Hieronymo presbytero, beato Gregorio pont. max., Eusebio caesariensi epo, Joanne Cassiano heremita nonnullisque aliis, qui vitas conscripsere sanctorum. Das Werk, in Prosa, besteht aus sechs Büchern, deren Abschnitte erbauliche christliche Themata behandeln, z. B. De terrenis bonis contemnendis; de elemosynis faciendis u. s. w. Über den Inhalt spricht sich Marulus selber aus: — „mihi venit in mentem vitas lectitanti sanctorum, ut scilicet inde exempla traherem virtutum imitandaque proponerem" etc. Hieraus und aus den Titelworten „per exempla" ergiebt sich, warum Mutian das Buch kurz „exempla Maruli" bezeichnet. Sein Urteil über die Latinität („Marulus latine scit") stimmt mit dem des Daniel Agricola, der in dem vorausgeschickten Briefe an die Wiener Buchhändler den stilus Maruli als Tulliana facundia redolens bezeichnet, und die Heiligenlegenden konnte M. sehr wohl mit den Altweibergeschichten vergleichen. Auch die Angabe Kampschultes über das Carmen Maruli Erf. 1514, das er irrig für den angeblichen Marulus Urbans hielt, klärt sich nun auf. Am Ende des Buchs steht nämlich ein elegisches Gedicht von 39 Distichen: M. Maruli (verdruckt MARMLI) carmen De doctrina domini nostri Jesu Christi pendentis in cruce. Christianus interrogat. Christus respondet. Ohne Zweifel hat Urban dies Gedicht in Erfurt 1514 besonders abdrucken lassen. Das Exemplar des Marulus, das sich Urban gekauft hatte, war jedenfalls die Baseler Ausgabe vom März 1513. Dazu passt gut das Datum des Briefes, der zuerst den Marulus erwähnt, 28. Mai 1513. — Man sieht, dass Gillerts Behauptung über den Marullus lediglich aus dem Buchtitel geschöpft ist, und dass die anscheinende Bestimmtheit derselben nur aus einer leichtfertigen Überhebung entsprungen ist. Sie zeigt schlagend, wie berechtigt unser Misstrauen gegen seine sogenannten Forschungen sein muss.

55. Br. 261 (G. 272). „Tilo, Tilonini discipulus“, in Br. 270 (G. 245) Tilo Eisenaceus, wohl der Jo. Tylus in Eisenach in der Wittenberger Matrikel 1508 (G.), der aber nach Erfurt übergesiedelt und 1513 Famulus Thilonins daselbst gewesen sein muss. Er hatte schon 1506 in Erfurt studiert und damals hatte ihm sein Landsmann Herm. Trebel ein Gedicht gewidmet (Kampschulte I, 71). Auch Herm. Trebel war bis Sommer 1506 in Erfurt, verkehrte mit Mutian und den andern Poeten und ging dann nach Wittenberg, um sich zum Dichter krönen zu lassen (vgl. Bem. II, 15), dahin wäre ihm dann Tylus 1508 gefolgt, um später wieder nach Erfurt zurückzukehren. Auffallenderweise ist der Name des Joh. Tylus de Eisenach nicht in der Erfurter Matrikel zu finden, und deshalb hält ihn G. für „vielleicht identisch“ mit einem der 1502 und 3 in Erfurt immatrikulierten Joh. Rastorff de Isenach und Joh. Schotzmeister de Isenach. Eine neue Probe von der Leichtfertigkeit G.'s in der Benutzung der Matrikelnamen. Lediglich weil die beiden Johannes heissen und aus Eisenach stammen, sind sie „vielleicht identisch“ mit Joh. Tylus! Und warum sollte sich letzterer in Tylus umgetauft haben? Etwa nach seinem Lehrer Thilonin? Aber der kam erst nachweislich 1513 nach Erfurt zurück. Viel einfacher ist die Annahme, dass Joh. Tylus de Eisenach der Ostern 1506 in Erfurt immatrikulierte Joh. Tile de Gotha ist (Weissenborn II, 244), das würde vortrefflich zu der Mitteilung Kampschultes passen. Der Heimatsname Gotha könnte ein Schreibfehler st. Eisenach sein — solche Versehen kommen zuweilen in der Matrikel vor —, oder die Eltern könnten ihren Wohnsitz gewechselt haben.

56. Br. 264 (G. 276). Über die Spottverse M.'s auf Cordus erhalten wir von Thilonin in seinem Choleamynterium (1515) F 1 a f. eine ergänzende Nachricht: Thilonin will von des Cordus Auftreten eine „iusta censura“ beibringen. „Fecit hanc doctissimus homo Mutianus Ruffus, merito multiiuga rerum eruditione nostrae aetatis Varro adpellatus, quem praeceptorem parentis loco exosculor. Is quum Aeclogam Cordinam vel potius Invectivam legeret, mox versum hunc Venusinae lucernae in frontem damnatae chartae subscripsit: ‚Delphinum sylvis adpingis, fluctibus aprum‘. Huic carmini aliud ex propria penu adiecit, quod memoria nostra ut semel visum lectumque (non

sine animi amarore) decidit. Ego cum hoc iudicium iusti Aristarchi a nostro Aesticampiano Hercinefurdiam ex peregrinatione suscepta redeunte oblatum et domini manu scriptum legissem, multum est quam sim gaudio affectus quamque exsultarim. Non quod Cordi ignorantiam viderem solum condemnatam, sed quia ab homine extra ingenii aleam posito sententiam cum omni iustitiae aequamento uno nobiscum animo progressam. Concinnavit praeterea versiculos quosdam scitulos poetica niteda adeo purpurissatos, ut ex Musarum ingenuatis labellis atque grippaei (?) inter sua numina currus conlapsos crederes, quibus praeclariter spurcatam Cordi maledicentiam ignorantiae suae testem vellicabat: quatinus in eius aegloga petulanter nimis, solo criminandi animo vel invidentiae uredine impulsus reprehenderet ab harundine usque oreque nobis dependere Graeca quaedam philosophorum *ἀποφθέγματα*: *γνῶθι σεαυτόν*, *μέτρον ἄριστον*, *οὐδὲν ἄγαν* et id genus alia non sine acerbo tanquam frivola ridicularia fracescantia. — Carmina Mutiani Ruffi in errorem futiotini et helleborosi Ricini vel Ricii Cordi numero sex octove, si perbene memini, conscripti solum argumenti reliquias in memoria reliquerunt, quas utique, si non datur ultra, bona ingenia propter acrimoniam credo minus celandas. Sensus argumentumque versuum est, satius et longe frugiferum esse veterum philosophorum dicteria et praegnantes sententias quam contortuplicatas vanae dialectices deliritates et dividia certamina vix tippulam papposve faciendas teneris imbibi auribus. — Carminum Archetypus hodie extat apud Heinricum Urbanum Cisterciensis ordinis sacerdotem Hercinefurdiae, hominem comem et urbanum."

57. Br. 267 (G. 281). Crotus schreibt aus Fulda nicht, vielleicht weil er dem Ambrosius einen Brief mitgeben wollte. Ambrosius, Famulus Sömmerings, war kurz vor 12. Juli in Gotha eingekehrt. Er befand sich noch auf einer Ferienreise mit seinem Herrn in Fulda, und M. hoffte, dass er einen Brief von Crotus mitbringen werde. Vgl. Bem. II, 66. G. kennt den Zusammenhang nicht und sagt zu Ambrosius nichts. Dagegen zu Br. 261 (G. 272): „Vielleicht der in Br. 236 erwähnte Ambrosius." In letzterem Br. (K. 208) aus 1512 steht aber nur Ambrosius als Randglosse, was G. nicht zu erklären vermag. Dieser Famulus Sömmerings begleitete den Petreius

schon Ende 1512 auf einer Reise nach Leipzig, von der G. gleichfalls nichts weiss, da er die beiden Briefe 209f. (Urban an Sonfeld und an Petreius) nicht abdruckt und, wie es scheint, aus diesem Grunde nicht beachtet.

58. Br. 270 (G. 245). M. von sich Sommer 1513: „saltat senex, si XLII annus senem facit.“ Daraus folgt nach natürlichster Auslegung das Jahr 1471 als Geburtsjahr. So zuerst Kampschulte, dann K., G. Letzterer erhebt aber in der Einl. einen Zweifel, weil M. 1492 Magister wurde und nach den Statuten der Magistrand „ad minus viginti duorum annorum“ sein musste. So könne M. schon 1470 geboren sein. Ob aber die Statuten so genau ausgelegt wurden? Und das zugegeben, so hätte G. doch Unrecht, da M. 1492 (Anfang) etwa 21¼ Jahr alt war (geb. 15. Oktober): also müsste G. auf das Jahr 1469 kommen. Die obige Briefstelle will G. mit dem Jahre 1470 dadurch in Einklang bringen, dass M. das vollendete 42. Jahr meine und also zur Zeit, wo er das schrieb, 42¾ Jahr alt gewesen sei. Ebenfalls gezwungen.

59. In demselben Br.: „Rufi cito canescunt.“ Am natürlichsten erklärt man Rufi = Rothaarige. Vgl. Br. 645 (G. 606): Nonne rufi vulgo vulpes appellantur? Doch ist die Erklärung an der ersteren Stelle nicht ausgeschlossen: Die Glieder der Familie Rufus, die Mute. So Kampschulte, der deshalb den Ursprung des Beinamens für ungewiss erklärt. Darnach Krause, Eob. Hessus I, 33 (1879). Doch hat er später in der Einleitung zum Mutian-Briefwechsel die erstere Erklärung vorgezogen („Conr. Mutianus Rufus — letzteres mit Beziehung auf sein rötliches Haar“). Die Polemik G.'s gegen Krause, Eob. Hess. (zu obiger Briefstelle) ist also gegenstandslos, ebenso wie sich der „beiläufige“ Vorwurf unrichtiger Datierung des Briefes in Krause, E. Hess. I, 158 A. 2 durch das richtige Datum in K. Mut. Briefw. erledigt.

60. In demselben Br. verweist M. bei der „lex futuaria“ auf Crinitus. G. citiert nach Jöcher: Criniti opuscula 1505. Unter diesem Titel erschienen die Werke des Crinitus überhaupt nicht, vielmehr: De honesta disciplina l. XXV. Flor. 1504. De poetis latinis l. V et Poematum l. II. Flor. 1505. Zusammen Par. 1508. Ich besitze eine Ausgabe Par. 1513. Das Citat findet sich in De hon. discipl. l. XI cp. 8 Fol·

XLIIII a: „Ad hunc igitur modum sacra lex de re futuaria lecta est.“

61. Br. 281 (G. 290). Von einem grammatischen Sonderlinge aus Bologna, „quem ob affectatum sermonem quidam scholastici appellabant deridicula voce Physiculanti“. Eob. Hessus erwähnt denselben Grammatiker Narr. de E. Hesso H 8a: „Ego volebam, si liber ad manum fuisset, ex Visiculanti respondere.“ Näheres erfährt man allerdings daraus über den Namen des Grammatikers und den Titel seines Buches nicht.

62. Ebenda. Petreius soll für seinen Freund, Official Osmund, ein „Brevem — in synodo celebri sacerdotibus exhibendum“ anfertigen, das M. dann durchsehen will: eine Zusammenstellung kirchlicher Riten („tu velim capita digere et latine ritus indica“). G. verweist kurz auf Br. 270 f. (G. 245 f.), in denen von einer für Osmund ausgearbeiteten Rede gehandelt wird. M. hat dieselbe (G. nennt sie eine „juristische Ausarbeitung“) statt des Petreius aufgeschrieben, entschuldigt seinen freimütigen Ton und erinnert daran, dass auch ein guter mündlicher Vortrag dazu gehöre. Es ist eine völlige Begriffs- und Zeitverwirrung, wenn G. diese Rede für das Brevis halten will. Wahrscheinlich ist nur, dass beides für dieselbe „kirchliche Synode“ bestimmt war. Osmund hatte als officialis und scriba eine Art von Tabelle oder Kalender vorzulegen und bei dieser Gelegenheit auch eine Rede an die Versammlung zu halten. Die Ausarbeitung der letztern übernahm schon einige Zeit vorher M., der mehrfach um die Anfertigung ähnlicher Schriftstücke ersucht ward. Vgl. die Promotionsrede Br. 349 (G. 365).

63. Br. 283 (G. 294). Aus den Worten „alteram quoque scenam“ geht klar hervor, dass mit Speculum Selestanum nur Spiegels Kommentar zu den Progymnasmata Reuchlins gemeint sein kann.

64. Br. 288 (G. 286). „Tuis Lichonibus“. Vgl. Krause, Zur Erklärung einiger Stellen der Mutianischen Briefe, a. a. O. S. 520.

65. Br. 289 (G. 296). „Quis est ille Fellifluus?“ Vgl. Bem. I, 143. Die Erklärung, welche G. hier zu seinem „fellifluus“ nicht geben konnte, bringt er erst in Br. 489 (G. 502): „Qui olim Fellifluus fuerat, nunc Femilius est.“ Doch findet

er da nur, dass „wahrscheinlich“ von Angriffen Thilonins gegen Femel im Choleamynterium die Rede ist. Schon der volle Titel der Streitschrift: „Thilonini Philymni Choleamynterium in Fellifluum Philymnomastiga Hercinefurdensem“ (sie befindet sich auf der Hof- und Staatsbibliothek in München) beweist, dass die Schrift zunächst gegen Femilius und in zweiter Linie gegen Cordus gerichtet ist. Vgl. Krause, Cordi Epigrammata, Berl. 1892 Einl. V ff. Doch kann in Br. 289 vom August 1513 natürlich noch nicht auf das erst 1515 erschienene Choleamynterium Bezug genommen sein. Es geht aus den Worten „Quis est ille Fellifluus?“ verglichen mit den aus Br. 489 angeführten hervor, dass Femel sich schon 1513, wo der Streit zuerst entbrannte, selber Fellifluus genannt haben muss. Und das sagt auch Thilonin in dem 2. Buche des Choleamynterium ganz bestimmt. Er berichtet da, dass Femel Spottverse, eine „merdosa Invectiva“, 1513 gegen ihn losgelassen habe, unter dem Titel: Magister Joannes Fellifluus in Thiloninum. Erst hierdurch empfangen jene Auslassungen M.'s über Fellifluus ihre volle Erklärung, die auch von K. zu jenen Stellen nicht gegeben ist.

66. Ebenda. „Labyrinthus“. Dasselbe Wort in Br. 328 (G. 277) und zweimal in 462 (G. 478). An allen Stellen bezeichnet es die barbarische Scholastik mit ihren Irrgängen und Spitzfindigkeiten, im Gegensatze zu den Studien der Alten. So bedauert M. den Eob. Hessus 1515, dass er noch keinen Lehrstuhl der Humaniora bekommen neben den praeceptores Labyrinthi et loquacis dialecticae. „Utinam istum rimosum Labyrinthum cum philosophico commutasses“, d. h. den philosophischen Lehrstuhl mit dem Labyrinthe der Ehe. Ähnlich, wenn der Parvulus (mittelalterliches Lehrbuch zu Aristoteles) ein „Kind“ des „Laborint“ genannt wird. Zur Wahl des Ausdruckes mag M. allerdings durch das bekannte Gedicht des Eberhardus Bethuniensis, Labyrinthus, bestimmt worden sein (Böcking, Hutt. Opp. Suppl. II, 360), das in den Epp. obsc. vir. I, 38 genannt wird. Der kurze Hinweis G.'s bei dem Mutianischen Labyrinthus auf Böcking ist also nur irreführend und erklärt nichts.

67. Ebenda. Die Vermutung G.'s, dass „Philippus Perusinus“ aus Baldus P. verschrieben sein möge, erledigt sich durch den Nachweis bei K.

68. Br. 291 (nur der Anhang In peperiphronas bei G. als No. 310). Die Deklamation G.'s gegen den Irrtum „aller neuern Forscher“ ist hinfällig durch die Bemerkung K. S. 358 A. 1. Auch in Krause, E. Hess. I, 170 war nicht behauptet, dass Urban der Verfasser des Anhanges sei.

69. Br. 292 (G. 301). „Quod autem Biermosti usus sis speculo“, von G. nicht erklärt, wird am natürlichsten gefasst: „Dass du aber mit der Brille Biermosts gesehen“, d. h. dich auf seinen Standpunkt bei der Beurteilung der Frage über die Güter der Erfurter Verbannten gestellt hast. Biermost hatte die Partei der verbannten Patrizier ergriffen.

70. Br. 293 (G. 302). „Cretissantes“. Der Hinweis auf das Sprichwort Cretes mendaces genügt nicht zur Erklärung. Cretissantes ist nicht = Cretes, sondern = κρητίζοντες d. i. welche nach Kreter Art lügen und trügen. M. meint die Erfurter Vikare, die ihn um sein Haus bringen wollen. Doch die Wahl des Ausdruckes bleibt immer auffallend, und man muss annehmen, dass die Erfurter Geistlichen in der That mit wirklichen Kretensern, die sich damals in Erfurt aufhielten, in einer nähern Beziehung gestanden haben. In dem Choleamynterium Thilonins steht ein Brief des Kretensers Agetus Heraeus „Erphurt peregrino hospitio 1514 April.“ Etwas später (1517) ist in Briefen Mutians an J. Lange von Klerikern „Cretensis dioeceseos“ die Rede, bei denen sich Lange nach der Aussprache des Griechischen erkundigen soll.

71. Br. 295 (G. 304). Der Notarius Rufus, erst von jetzt ab öfter erwähnt, soll nach G. der Janus Pyrrhus sein (vgl. Bem. 37). Aber zunächst ist der Name Rot für jenen Pyrrhus gar nicht erwiesen, sodann wird der alte Name Pyrrhus Campegus in den Briefen auch nach dem Auftreten des Rufus noch fortgeführt, und man sieht zu einem Wechsel in der Bezeichnung derselben Person gar keinen Grund. Ausserdem möchten doch die vier Namen Pyrrhus Tubero Campegus Rufus des Guten etwas zu viel sein. Rufus scheint ein gewöhnlicher Schreiber, auch Bote (tabellio) gewesen zu sein. Vgl. Br. 376 (G. 391): „quando Publius cum Rufo venit“. So würde neben dem Famulus Mutians der Freund Pyrrhus nicht genannt sein. In Br. 412 (G. 431) werden beide von einander unterschieden: „Fecit mihi Campegus pergratum —. Ego adductus illius Rufi

tabellionis benevolentia —". Gerade diese Stelle scheint G. irre geführt zu haben. Warum aber illius und der Zusatz tabellionis, wenn der eben genannte Campegus (ohne Zusatz) gemeint wäre? Es hätte einfach eius stehen müssen. In demselben Briefe wird hernach wieder Campegus erwähnt. Besonders beweisend ist die Stelle in Br. 510 (G. 519) an H. Eberbach: „Currat Rufus ille vester etc.", der Bote Rufus soll dem Petreius Geld nach Rom bringen. Der Zusatz von ille weist ähnlich wie in 412 auf eine bekannte Persönlichkeit Erfurts hin, die man zu Besorgungen verwendete. An dieser Stelle soll nun freilich nach G. der Rufus nicht der früher sogenannte Notarius sein, sondern ein Bote — die reine Willkür, welche das ganze Namengebäude umwirft. Man könnte aus den Worten in 510 schliessen, dass Rufus ein besonderer Diener des Eberbachschen Hauses gewesen sei, zumal M. in Br. 425 (G. 445) schreibt, er habe sich „pilulas Rufi" gekauft. Möglicherweise waren diese Pillen auch von dem alten Arzte Rufus genannt, der *περὶ φαρμάκων καθαρτικῶν* geschrieben hat, denn in Br. 255 (G. 264) redet M. von „iura cathartica", die zur „purgatio" dienen sollen. Zu den pilulas Rufi macht G. keine Bemerkung.

72. Br. 310 (G. 260). Zu dem G. unbekannten Hentz von gaw verweise ich noch auf Fabricius, bibl. lat. III, 201. Aus den Worten: „Pontanum, qui ex stultis prudentes facit" und denen des folgenden Briefes: „Quid fers hospes?" „Phronesim" erhellt klar die G. unbekannt gebliebene Beziehung auf die Schrift des Pontanus De prudentia.

73. Br 319 (G. 323). Der Schulmeister Rhodius, in Br. 330 (G. 352) Sebastianus Rhodius, schon nach dem Zusammenhange dieselbe Person, nach G. „vielleicht der Michaelis 1507 in Erfurt immatrikulierte Landsmann Mutians Henricus Rode de Homberc oder der später erwähnte Sebastianus Rhodius". Wieder eine Probe, zu welchen Ungereimtheiten die Namenfindersucht G. verleitet.

74. Br. 320 (G. 324). Zu der „Wittenberger Hochzeit", über die K. keinen vollen Aufschluss giebt, trage ich nach, dass dieselbe auch von Euricius Cordus in seiner 5. Ekloge (Opp. s. l. et a. 18^{b}) besungen wird, mit der Randglosse: Epithalamium Ducis Joannis et Elisabetae.

75. Br. 323 (G. 331). Es wird der Tod zweier Erfurter Buchhändler, des Dulciculus (= Dulciş) und des Leonartus berichtet, die bereits in Br. 35 (G. 24) als bacillarius Hombergius (Dulcis stammte aus Homberg) und Leonardus neben einander genannt werden. Gleichwohl hat G. in den Worten: „interiisse Dulciculum librarium, occubuisse Leonartum" nur eine Person herausgelesen, denn er druckt: „interiisse dulciculum librarium: occubuisse Leonartum" und giebt nur eine Bemerkung über Leonartus. Diese Auslegung verbietet sich schon durch das hinzugefügte occubuisse. Neben dem Buchhändler Dulcis, der 1513 starb, erwähnen die Briefe einen zweiten des Namens, Konrad Dulcis aus Homberg, Mag. und Dr. iur., der im Oktober 1512 starb. Die Immatrikulation desselben 1485 in Erfurt („Conradus Dulcis de Homburg ex Hassia") ist Stölzel, Verzeichnis der Studierenden a. Hessen u. s. w. Kassel 1875, entgangen. Der Vorname des Buchhändlers wird im Briefwechsel nicht genannt, und es ist also nicht zu erkennen, ob der in Wittenberg 1508 eingetragene Conradus Dulcis de Hoberg (Fehler st. Hõberg = Homberg) der Buchhändler oder der Magister ist. Die Homberger Familie Süss hat manchen Gelehrten geliefert: Johannes Suessze de Hombergia, Erf. 1473, Johannes Dulcis de Hombergh 1477, von denen einer der Buchhändler sein könnte; Nicolaus Sussze (so richtig Stölzel, nicht Fuszse, Weissenborn II, 253) de Homberg, 1507.

76. Br. 324 (G. 340) „vffloschilling", wohl nicht = Auf lage- (Straf-) Schilling, worauf die Worte remisit und multam nobis remisit et culpam condonavit (Br. 323, G. 331) hindeuten, sondern = „vfflasschilling" (Auflassschilling), der vom Verkäufer bezahlt werden musste. Michelsen, Der Mainz. Hof S. 21. Die Äusserungen über Verkauf und Kauf („Syngrapham venditionis prioris remitte" Br. 324; „Si — hospes emit — Vide, quid emerit" Br. 300, G. 308) scheinen sich auf das Erfurter Haus zu beziehen.

77. Br. 330 (G. 352). „Schalbonem accepi". G. nimmt unrichtig Schalbo = Schalbus. M. bezeichnet aber kurz und scherzhaft so ein Buch des Schalbe.

78. Br. 333 (G. 353). „Abba et Crotus sua desiderabunt." Die Erklärung kommt bei G. erst bei dem Worte formulas in Br. 343 (G. 363).

79. Br. 350 (G. 365). „Legi perditorum nomina.“ G. übersieht den einen, der bei Burkhardt im Texte steht, und nennt nur die drei aus der Note.

80. Br. 387 (G. 406). Placentinus ist mit G. als Petrus Valla zu verstehen.

81. Br. 532 (G. 408). Die von G. gerügte Ungenauigkeit in Krause, Eob. Hess. I, 131 über das Datum von Eobans Rückkehr nach Erfurt erledigt sich durch die Angaben in K. Mut. Briefw. S. 460 A. 1. Gillerts Art, die Krausesche Schrift Eob. Hessus zu citieren, erweckt bei dem Leser leicht den Irrtum, als sei der Mutian. Briefw. gemeint, z. B. G. II S. 67 A. 7. 8: „Krause (I, 131)“; „Krause (I, 108)“. Die Note 8 beruht ausserdem auf einer böswilligen Verdrehung des Krauseschen Ausdruckes, dem ein ungereimter und auf wohlfeile Art zu widerlegender Sinn untergeschoben wird. Das lehrt ein Blick auf die als Quelle angeführten Worte Camerars. Ähnlich ist es, wenn G. I, 365 A. 5 Krause, E. Hess., einen Fehler andichtet, der in der Stelle nicht liegt und zwei Seiten vorher unzweideutig ausgeschlossen wird.

82. Br. 393 (G. 411). K. hat den Ausdruck sapiens in der Adresse von Br. 532 (G. 408) übersehen.

83. Br. 403 (fehlt bei G.). Über den Henricus Lantz vgl. Bem. 18. Der Eintrag lautet: frater Henricus lantz ex Cenobio Vallis Georgianae.

84. Br. 407 (G. 419). Fabianus quaestor. Der Name ist von G. richtig entdeckt.

85. Br. 414 (G. 433). Zu dem unerklärten „Collegium Eisenachorum“ vgl. den Ausdruck „Collegium Schalbense“, eine Stiftung der Familie Schalbe aus Eisenach, ein Minoritenkloster daselbst. Etwas Ähnliches könnte in Erfurt bestanden haben. Vgl. Burkhardt, Luth. Briew. Lpz. 1866 S. 1. Cöstlin, Luther, 3. Aufl. Elberf. 1883, I, 38.

86. Br. 448 (G. 465). Die Anspielung mit Codrus auf Juven. III, 203 f. ist sicher. Vgl. Cordus Ex Nosematostichis Elegiae duae (Erf. 1516) II, 27, wieder abgedruckt in der Ztschr. Hessenland, Kassel 1891, Nr. 9 S. 114—117: Sic re paene miser veluti sum nomine Codrus.

87. Br. 455 (G. 472). Die Deutung des „Ceratinus“ auf den bekannten Erfurter Gelehrten ist unmöglich.

88. Br. 472 (G. 458). „Dacas et Gothas". Warum nicht Dacos et Gothos? Vgl. Br. 490 (G. 505) Gothi mei, wo die Gothaischen Geistlichen mit Anspielung auf die barbarischen Gothen verstanden werden. Die hieraus hergenommene Erklärung bei G. ist gewiss unrichtig, weil weder die Dacier noch die Femininformen einleuchten.

89. Br. 480 (G. 498). „Festus Pyrrhus ab iniuria se vindicat", Überschrift zu dem zweiten Gedichte, bei G. als Brieftext gedruckt. Die vorangehenden Worte werden am besten wiedergegeben: — cui si „Festus Pyrrhus" accesserit —, denn mit Festus Pyrrhus ist eben das folgende Gedicht gemeint. Dieses und die beiden folgenden Gedichte sind von Cordus (vgl. Schluss: Talia cum Euritio nostro ludebam). Ein ganz ähnliches in Cordi Defensio contra maledicum Thiloninum, Erf. 1515, Nr. 24 (Krause, Cordi Epigrammata S. 98), und zwei ganz ähnliche oder gleiche Verse: „Quis ferat indocti temeraria facta poetae" — „Vae tibi, qui sacra luxuriaris ope" in Cordi Def. 50, 11 und 23, 8 (Kr. S. 108. 98).

90. Br. 489 (G. 502). „Mordaci libello". Thilonins Choleamynterium, dessen Widmungsbrief 5. Januar 1515 datiert ist und das um April bis Mai die Presse verlassen haben wird (Br. 474, G. 496). Vgl. Bem. 65.

91. Br. 491 (G. 506). Matthaeus ist Lachenbeck, wie in 347 (G. 364). Vgl. Bem. 10.

92. Br. 514 (G. 533). Die „generosi heroes" sind die Heroiden, die M. hier scherzhaft von den Namen der Adressaten benennt. Ganz verkehrt deutet es G. auf neue, noch zu besingende Helden.

93. Br. 568 (G. 46). „Syngambri — Cimbri". Der Witz liegt in Syngambri (Mitschwager) mit Anspielung auf die Sigambri, daher ein zweiter germanischer Volksname hinzutritt. K. geht unrichtig von einer falschen Lesart Tenzels aus.

94. Br. 573 (G. 77). „Pomponii nescio cuius poemation." Offenbar ein unbekannter damaliger Poet. Nach G. soll Pomponius = Epigrammendichter sein, da der Italiener Pomponius Laetus als Epigrammendichter allgemein bekannt gewesen sei. Woher G. diese Angabe geschöpft hat, ist unerfindlich. Pomponius Laetus ist als gelehrter Herausgeber alter Schriftsteller, aber nicht als Dichter bekannt. G. verbrämt seine Fabel mit

einer Berufung auf Voigt, Wiederbeleb. des klass. Altert. II, 239 ff., wo aber von seiner Behauptung nicht das Mindeste zu finden ist.

95. Br. 576 (G. 123). „Senis abitum Benedicto nuntiante.“ Vgl. Br. 78 (G. 58): „Rufino senem adesse nuntiante.“ Beide Briefe sind aus 1507—9. Gemeint ist ein alter Pfründner, der in Mutians Hause ein- und ausging, nämlich der Erfurter Priester Joh. Holtmann (den Vornamen hat G. entdeckt II, 86 A. 11), von welchem M. Einkünfte zu beziehen hatte — vgl. Br. 404. 436 (G. 427. 457) — und den er bei seinem Tode, November 1514, vergeblich zu beerben hoffte. Schon 1512 erwartete man seinen Tod (Br. 188, G. 205: senex tabidus). Die Worte in 436: „Nonne saepius ad te scripsi parcendum esse seni —?“ machen die Beziehung ziemlich gewiss. Darnach ist K. S. 86 A. 2 zu berichtigen. Die Deutung bei G. ist ganz aus der Luft gegriffen und wird schon durch die Zeit des Br. 78 (1507), wo noch Niemand an den Senex des kurfürstlichen Hofes dachte, widerlegt, ganz davon zu schweigen, wie dieser bei M. ein öfterer Gast sein konnte. Richtig hat G. den „semivivus“ in 432 (G. 455) für Holtmann genommen. (Gegen K.)

96. Br. 591 (G. 181). „Nostri ordinis hospitem.“ Nicht Vigilantius (K.), sondern J. Aesticampianus, der im Oktober 1511 von der Universität Leipzig vertrieben nach Italien reiste und auch bei seiner Rückkehr Sommer 1513 wieder in Gotha und Erfurt vorsprach. Vgl. G. Bauch, Die Vertreibung des Rhagius Aesticampianus u. s. w., im Archiv f. Litteraturgesch. XIII, 26 f. Der Gönner Aesticampians ist Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus und erster Kanzler der Universität Frankfurt a. O.

97. Br. 596 (G. 163). „Protospatarius“ d. i. der Kurfürst von Mainz als Kurerzkanzler und Vorsitzender des Kurfürsten-Kollegiums.

98. Br. 616 (G. 572). „Erasmi bibliothecula.“ Unmöglich mit G. von dem „Novum instrumentum“ (Neuen Test.) des Erasmus zu verstehen.

99. Ebenda: „gloriosi amici“. d. i. des E. Hessus, wie G. richtig vermutet. Vgl. Br. 618 (G. 571), wo gloriosus und glorior dreimal nahe bei einander vorkommen.

100. Br. 638 (G. 596). „Bernhard der Hebräer“, ein Wittenberger Briefbote. Vgl. De Wette, Luthers Briefe II, 310. Corp. Ref. III, 91. 773 f. Kolde, Analecta Luther. S. 236. Kawerau, Briefw. des J. Jonas. Halle 1884 I, 229 A. 1. Früher irrig für den Professor Bernh. Ziegler von Leipzig gehalten.

Berichtigungen.

S. 26 Z. 18 v. o. statt interpungieren lies interpungieren:
» 32 » 18 v. u. » Erzkanzler lies „Erzkanzler.
» » » 10 » eignen ist zu streichen.
» 49 » 13 v. o. statt Celeri lies Ceteri.
» 51 » 1 » » 28. Juli lies 28. Juni.
» 60 » 10 » » III, 68 lies III, 62.

Über

den deutschen Volkscharakter.

Vortrag

gehalten am 26. Januar 1892

in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

Prof. Dr. Heinzelmann.



Hochgeehrte Festversammlung!

Durch Gottes Gnade feiert Seine Majestät der Kaiser und König morgen seinen 34. Geburtstag. Nach altem Brauch haben sich die Mitglieder der unter dem Protektorate Seiner Majestät stehenden Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften hierselbst bereits am heutigen Abend zu einer öffentlichen Sitzung vereinigt, um eine Vorfeier dieses Landesfesttages in ihrem Kreise zu veranstalten.

Da drängt es uns zuvörderst, bevor wir zu unserm Vortrage übergehen, den Empfindungen der Ehrfurcht und Treue, der begeisterten Hingebung und Verehrung, die uns beseelen, einen herzlichen Ausdruck zu geben. Ich darf Sie zu dem Ende, hochverehrte Festgenossen, an jene grossen Septemberfesttage des vergangenen Jahres erinnern. Es war uns vergönnt, in den Mauern dieser altehrwürdigen Stadt unsern erhabenen, allverehrten Kaiser an der Seite Seiner erlauchten Gemahlin von Angesicht zu Angesicht zu sehen und Ihm mit dem ganzen getreuen Thüringer Volksstamme unsre begeisterten Huldigungen darzubringen. Wir haben unsern Kaiser schauen dürfen, wie er an der Spitze der deutschen Fürsten und umgeben von den Würdenträgern des Reiches seines hohen Amtes als oberster Kriegsherr waltete, und eine Fülle von gewaltigen Eindrücken hat sich tief und unauslöschlich in unsre Seele geprägt.

Lassen Sie mich unter allen diesen reichen und nachhaltigen Eindrücken den, wie mir scheint, erhabensten und den lieblichsten hervorheben. Erhebend vor allen und einzig in seiner Art erschien uns allen wohl der Augenblick, als am Abend des Zapfenstreiches nach Beendigung der militärischen Fanfare und des Feuerwerks vom majestätischen Dome herab der gepriesenen Glocke eherner Mund zum Gebet rief und dann

der volle Musikchor mit jener schlichten und so ergreifenden Volksweise einfiel, welche die Seele mächtig nach oben zieht, so dass sich Fürst und Volk aufs schönste in der Anbetung des Herrn aller Herren, des Königs aller Könige einigten. Und über alles lieblich war wohl der Augenblick, als am Abend des Fackelzuges nach Beendigung des Festmahles das erlauchte Kaiserpaar zum dankenden Gruss auf dem Balkon des Rathauses vor der unten versammelten jubelnden Volksmenge erschien. Er, der Kaiser, ernst, würdevoll, in strammer, militärischer Haltung, jeder Zoll ein König, dem man es anmerkte, dass sein zielbewusst und unentwegt auf das Wohl des Volkes und auf die Sicherung der Grenzen des Reiches gerichteter Wille einen festen Grund hat in dem ernsten Gefühl der Verantwortlichkeit und in dem lebendigen Gottvertrauen. Und sie, die stattliche Kaiserin, hold, mild, anmutig wie ein Engel des Friedens ihm zur Seite lehnend, eine rechte Gehülfin auf dem Thron, die glückliche und zärtlich liebende Mutter seiner Kinder, die echte Landesmutter, die fromme Christin. Beide, so ganz deutsch in ihrer Sinnesart und in ihrem Charakter, in ihrem selbstlosen Schaffen und Wirken für das Heil des Vaterlandes! —

Wohl dem Volke, dem Gott solche erhabene Vorbilder auf den Thron gesetzt hat, zumal in trüber, schwerer Zeit. Wohl dem Volk, dessen König in solchen Zeiten sich nicht als ein schwankendes Rohr zeigt, sondern als ein Mann im vollen Sinne des Wortes, als ein Charakter, der unbeirrt vom Geschrei der Parteien rechts und links mit weiser Umsicht und sicherer Hand die als recht und heilsam erkannten Grundsätze und Massnahmen durchzuführen entschlossen ist.

Gott schenke Ihm und seinem ganzen Hause Friede, Heil und Segen! Gott stärke Ihn und verleihe Ihm Weisheit, Geduld und Stärke, seine Ratschlüsse auszuführen. Mit diesem Gebetswunsch im Herzen bringen wir Ihm heute aufs neue die Gelübde unsrer Treue und Verehrung dar. Ich bitte Sie, Sich von Ihren Plätzen zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf:

Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm der Zweite, unser allergnädigster Landesherr, er lebe Hoch! Hoch! Hoch!

Hochgeehrte Festversammlung!

Es giebt Augenblicke im Leben der Völker, wo auch die Wissenschaft durch einen gewaltigen Umschwung der Dinge einen neuen Anstoss zur Richtung auf die höchsten Ziele des Lebens und Denkens empfängt, wo sie sich verpflichtet fühlt, ein wenig aus der behaglichen Ruhe des Innenlebens herauszutreten, um teilzunehmen an den grossen Bewegungen des Völkerlebens; wo sie genötigt ist, Partei zu nehmen für oder wider die neuen Ideeen, welche bestimmt sind, das einzelne Volk, die Völker, die Menschheit einer höheren Stufe ihrer Entwickelung entgegenzuführen, wo sie im Falle des Für ihre Aufgabe als dienendes Glied am Ganzen des Volkes, der Menschheit aufs schönste erfüllt, oder im Falle des Wider mit dem Fluche der Vereinzelung, Verödung und Vereinsamung behaftet, in dem schmerzlichen Bewusstsein, ihren Beruf verfehlt zu haben, vom Schauplatze des Lebens abtritt.

Ein solcher Augenblick war für unser Volk die Zeit des Humanismus und der Reformation am Anfang des 16. Jahrhunderts, als ein Luther und Melanchthon in rechter Erkenntnis der Zeichen der Zeit sich die Hand zum Bunde reichten zur gemeinsamen Arbeit des Glaubens und der Wissenschaft am Leibe unsres Volkes, wie am Reiche Gottes, wo der deutsche Volksgeist sich aufschwang zu jener religiös-sittlichen Geistesthat, auf deren Nachwirkungen der gesamte Kulturstand der Gegenwart beruht. Ein solcher Augenblick war für unser Volk jene Zeit, da ein Lessing und Herder, ein Goethe und Schiller sich verbündeten zur Erneuerung des geistigen Lebens unseres Volkes in Kunst und Wissenschaft, und dem deutschen Volke eine zweite Blüteperiode ihrer Nationalliteratur geschenkt ward. Ein solcher Augenblick war gekommen, als zur Zeit der Fremdherrschaft am Anfang unseres Jahrhunderts ein Fichte und Schleiermacher, ein Arndt und Stein sich zusammenschlossen, um auf ihre Weise auch mit den Mitteln der Wissenschaft an der sittlichen und politischen Wiedergeburt unsres Volkslebens zu arbeiten, und der deutsche Volksgeist den Grund legte zur künftigen politischen Einigung seiner Stämme, als

auch die Wissenschaft, mit neuen Ideeen bereichert und verjüngt aus dem Quell nationaler Begeisterung, sich zu mustergültigen Werken von allgemeiner Bedeutung erhob, welche bis in die Gegenwart erziehend und bildend auf den Geist der Zeit eingewirkt haben.

Mit Bewunderung blicken wir zurück auf die grossartige Entfaltung geistiger Kräfte, auf den hohen sittlichen Schwung jener epochemachenden Zeiten, in denen der Geist unseres Volkes in hervorragenden Vertretern seiner Eigenart auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen und des privaten Lebens, der Wissenschaft und der Kunst einen klassischen Ausdruck gab. Aber an die Stelle unfruchtbaren Erstaunens wird die klare Erkenntnis einer auch uns gesetzten Aufgabe treten müssen. Denn zu keiner Zeit war es unserm Volke weniger angemessen, dem Genusse erworbener Güter zu leben, als in der heutigen Zeit, welche nach der beispiellosen politischen Erhebung unseres Volkes Anforderungen an die geistige Entwicklung, an die sittliche Bewahrung und Stärkung unsrer Volkskraft stellt wie kaum eine andre.

Auch die Wissenschaft ist berufen, an ihrem Teile an der Lösung dieser Aufgabe mitzuwirken. Sei es nun, dass sie ihres Priesteramtes in der Stille wartet, indem sie sich mit treuem Fleiss tiefer versenkt in die Kulturschätze einer grossen Vergangenheit, um sie der Mitwelt und Nachwelt recht überliefern zu können; sei es, dass sie, emportauchend aus dem Schachte der Vergangenheit, mit königlicher Freiheit den Forderungen der Gegenwart ins Angesicht sieht, um sie auf ihre Berechtigung hin zu prüfen und an der Hand der reichen Erfahrungen vergangener Zeiten das Beste zu wählen; sei es, dass sie mit prophetischem Blick in dem geheimnisvollen Weben still wirkender Kräfte der Gegenwart den Anbruch einer besseren Zukunft erschaut und in das Zukunftsbild vollkommneren Daseins die Gegenwart zu gestalten sucht, um, wenn auch nur vorbereitend, jene bessere Zeit heraufzuführen.

Drei grosse Fragen haben nach der Gründung des neuen deutschen Reiches die Geister und Gemüter in unserm Vaterlande mächtig bewegt, die kirchenpolitische, die wirtschaftliche und die soziale Frage. Die kirchenpolitische

Frage nach den Grenzen der Staatsgewalt gegenüber einer weltlich organisierten Kirche ward durch das möglichst weite Entgegenkommen des Staates notdürftig beigelegt; die wirtschaftliche Frage nach den der Natur unseres Landes entsprechenden Bedingungen einer gesicherten materiellen Existenz des Reiches fand durch die Anwendung und konsequente Durchführung des Grundsatzes von dem Schutze der nationalen Arbeit eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende befriedigende Lösung. Die soziale Frage dagegen harrt noch ihrer Lösung. Und doch ist es die wichtigste und brennendste. Denn von ihr hängt die Zukunft des sittlichen und materiellen Wohles in einem bedeutenden Teile unseres Volkes ab. Wir wissen es dankbar zu schätzen, was der Staat nach dem thatkräftigen Vorgehen unseres erhabenen Kaisers zur Hebung des materiellen Wohlstandes der Arbeiterkreise bereits gethan hat. Aber der neueste, in die Rechtspflege unseres Landes wohlthätig eingreifende Erlass unsres rührigen Kaisers beweist zur Genüge, dass die Frage, um die es sich hier handelt, weitaus nicht allein eine lediglich materielle, eine Wohnungs- und Magenfrage, dass es in erster Hinsicht eine sittliche Frage ist. Die sozialen Schäden unserer Zeit sind nichts als ein Symptom einer tieferliegenden, weitgreifenden sittlichen Fäulnis unseres Volkslebens. Wir befinden uns im Zustande der Entartung nicht bloss unsrer Sprache, sondern auch unsrer Sitte und Religion. Und es ist der erste Schritt zur Besserung unseres Volkslebens, dass diese Thatsache, so beschämend sie auch sein mag, in allen Kreisen unseres Volkes unumwunden anerkannt und zugegeben wird. Es ist der zweite Schritt, dass wir uns auf unsre wahre Gestalt besinnen, indem wir uns den Spiegel der Geschichte unseres Volkes vorhalten, damit wir sehen, wo die Wurzeln unserer Kraft liegen, dass wir den Sitz des Übels erkennen und so auf dem Wege der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis einen weiteren Schritt zur Besserung thun.

Freilich sind die Dienste, welche die Wissenschaft in dieser Hinsicht leisten kann, nur untergeordneter Art. Der Gedanke ist ihr Element, nicht die That. • Letztere nur lebt selbständig fort in der Zukunft. Aber die That wurzelt, wie

Moltke sagt, im Gedanken. Und der Gedanke kann, wie es denn auch zu allen Zeiten grosser geistiger und politischer Veränderungen der Fall gewesen ist, der That die Wege bahnen und dann die Ausführung beschleunigen, indem sie das Ziel der That deutlich und klar vor Augen stellt und auf die rechten Mittel der Ausführung hinweist.

Lassen Sie mich versuchen, einen kleinen Beitrag zu geben zu der oben genannten Selbsterkenntnis im höheren Stil, indem ich zu Ihnen rede:

Über den deutschen Volkscharakter.

Ich beginne mit einer allgemeinen Betrachtung über den Begriff und das Wesen des Charakters überhaupt, insbesondere des Volkscharakters, werfe dann einen Blick auf die Entstehung und geschichtliche Entwickelung des deutschen Volkscharakters und versuche es, an der Hand der Kulturgeschichte die Grundzüge desselben, wie er sich im Laufe der Zeiten in bedeutenden Persönlichkeiten verkörpert und auf den verschiedenen Gebieten des Lebens und Wissens ausgeprägt hat, aufzuweisen.

I.

Das Wort Charakter bedeutet Gepräge, eigentümliches Wesen, Eigenart und hat einen weiten Umfang. Es gestattet eine Anwendung auf alle Gebiete der Natur und des Menschenlebens und bezeichnet im weiteren Sinne den Inbegriff der wesentlichen Merkmale, durch welche sich ein Ding von dem andern, ein Wesen von dem andern, eine Person von der andern bestimmt unterscheidet. Im engeren Sinne und mit besonderem Nachdruck wird er gebraucht in Beziehung auf die geistige und sittliche Eigenart eines einzelnen persönlichen Wesens, insoweit dieselbe sich als ein freies Erzeugnis des Willens darstellt, sich in dem ganzen Umkreis der Äusserungen des geistigen wie des leiblichen Lebens, in Wort und That, Mienen, Gebärden, Haltung und Ton der Sprache ausprägt und die Kraft verrät, sich mit einer gewissen Festigkeit zu behaupten und mit einer gewissen Entschiedenheit geltend zu machen. Im engsten Sinne beziehen wir das Wort auf den Inbegriff der sittlichen und zwar der sitt-

lich guten Eigenschaften eines einzelnen Menschen und fassen es im vollen Sinne gebraucht gleichbedeutend mit sittlicher Persönlichkeit. Die Mannigfaltigkeit der sittlichen Eigenschaften und Zustände, Thätigkeiten und Äusserungsweisen stellt sich hier dar als eine geschlossene Einheit, welche im Willen wurzelt und zwar in einem sittlich durchgebildeten Willen, der nach festen, in den Kämpfen des Lebens gewonnenen und erprobten Grundsätzen handelt und uns durch die Art seines Handelns die Überzeugung verschafft, dass er, wenn es darauf ankommt, fähig ist, sich gegen jeden Widerstand zu behaupten, sich trotz aller widerstrebenden Mächte durchzusetzen und allen Hindernissen zum Trotz seinen Zweck zu erreichen.

Wenn wir von einem Menschen behaupten, dass er einen Charakter hat, so sagen wir damit noch nichts Besonderes aus über die Beschaffenheit seines Innern oder über die Richtung seines Willens. Man wird uns unwillkürlich fragen: Was für einen Charakter? Dagegen schliesst es einerseits einen schweren Vorwurf ein, wenn wir jemandem das Prädikat charakterlos erteilen; denn wir bezeichnen ihn damit als ein schwankendes Rohr, als einen Menschen ohne feste Grundsätze und ohne sittlichen Willen, wir sprechen ihm also damit die sittliche Bildung ab. Andererseits enthält es das höchste Lob, wenn wir von einem Menschen sagen: Er ist ein Charakter. In dieser Verbindung gebrauchen wir das Wort im vollen, absoluten Sinne einer durchgebildeten, bewährten sittlichen Persönlichkeit.

Die Prädikate, welche wir da dem sittlichen Willen eines Menschen zuschreiben werden, sind vor allem Reinheit, Festigkeit, Energie und Entschlossenheit. Reinheit in Ansehung der sittlichen Beweggründe seines Handelns im Gegensatz zu dem unlauteren Charakter, welcher sich von selbstsüchtigen Triebfedern leiten lässt. Festigkeit in Beziehung auf die Behauptung der sittlichen Grundsätze, falls dieselben angefochten werden, im Gegensatz zu der Charakterschwäche, welche ihre Grundsätze um des äusseren Vorteils willen oder aus Furcht vor Nachteilen preisgiebt, oder im Gegensatz zu der Charakterlosigkeit, welche gar keine sittlichen Grundsätze hat, weil es ihr an sittlicher Überzeugung fehlt, oder nur

schwankende sittliche Ansichten kennt und daher meist den zufälligen Eingebungen der augenblicklichen Laune oder den wechselnden Eindrücken der äussern Umgebung folgt. Dem sittlich durchgebildeten Charakter eignet ferner Leichtigkeit in der Fassung der Entschlüsse, Initiative, wo es gilt, etwas als richtig, als sittlich geboten Erkanntes auszuführen, wie Energie und Ausdauer in der Durchführung des Entschlusses gegenüber der Unentschiedenheit und dem Schwanken des Zweifelmütigen, der gar nicht zum festen Entschluss kommt vor lauter Bedenklichkeiten, oder der Mutlosigkeit und Weichlichkeit des leichtfertigen Schwächlings, der nach Fassung des Entschlusses und nach Beginn der That auf halbem Wege stehen bleibt oder umkehrt im Angesicht der sich entgegen stellenden Hindernisse. Endlich paart sich in der sittlichen Persönlichkeit die Klarheit in der Erkenntnis der Grundsätze und Ziele mit der Weisheit, Besonnenheit, Umsicht, Ruhe und Geduld bei der Ausführung, sowie eine grosse Elastizität, Schmiegsamkeit und Beweglichkeit hinsichtlich der Art der Ausführung und in der Benutzung der Umstände mit dem grössten persönlichen Mut, mit Entschlossenheit, sobald es sich um die Sache handelt. Entschieden in der Sache, mild in der Form ist der Grundsatz des durchgebildeten Charakters in seinem Verkehr mit andern; aber wenn es sein muss, wenn wichtige Grundsätze auf dem Spiel stehen, zögert er keinen Augenblick, die ganze Kraft und Energie seiner Persönlichkeit in die Wagschale zu legen, ja, wenn es nötig ist, sein Leben einzusetzen.

Ein in dieser Weise konsequent, energisch und zielbewusst handelnder, auf hohe sittliche Ziele gerichteter Wille, solch ein grosser Charakter macht, zumal wenn er für die öffentlichen Güter eintritt und Opfer an Ehre, Leib und Leben bringt, vorzugsweise den Eindruck des Erhabenen. Aber die Erhabenheit des Charakters zeigt sich nicht bloss im Handeln, sondern auch in der Geduld und Fassung im Leiden, und neben der Grösse des männlichen Charakters, der sich im Kampf und in der Arbeit des öffentlichen Lebens bewährt, gebührt auch der bescheidenen, äusserlich unscheinbaren, aber darum nicht minder beachtenswerten Grösse des

weiblichen Charakters ihre Stelle, welche sich in dem selbstverleugnenden Dienen, in der heldenmütigen Entsagung, in der unentwegten Treue und Hingebung im engen Kreise des häuslichen Lebens bewährt. Das Strenge und Harte des männlichen Charakters hat sich zu ergänzen durch das Milde und Zarte des weiblichen, und so erst giebt es einen guten Klang. Der erhabene Ernst und die Würde des männlichen Charakters soll sich paaren mit der Lieblichkeit, Anmut und seelenvollen Gemütstiefe der durchgebildeten weiblichen Natur. Erst wenn Anmut und Würde sich in dieser Weise die Hand reichen zum Bunde, erhalten wir den wahren Menschen, den in sich harmonisch abgeschlossenen, in seiner Art vollendeten Charakter, in welchem die ganze Tiefe mit dem ganzen Reichtum der sittlichen Natur des Menschen im Einklang des Denkens, Fühlens und Wollens als ein lebendiges Kunstwerk sich darstellt.

Aber solch ein fertiger und in sich abgeschlossener Charakter, das höchste Ziel der sittlichen Selbsterziehung und Bildung, ist unter den gegebenen irdischen Verhältnissen nur denkbar als das Ergebnis eines stufenmässig fortschreitenden sittlichen Entwicklungsprozesses, in welchem der einzelne auf dem Wege freier Selbstbestimmung sich an, in und mit einer bestimmten Gemeinschaft entfaltet. Das führt uns auf den innern Zusammenhang, der besteht zwischen dem Charakter des einzelnen Menschen und dem Charakter des Volkes, welchem er angehört.

Geheimnisvoll ist das Band, welches den einzelnen an die Gemeinschaft knüpft. Der einzelne Mensch findet sich abhängig von einem grösseren Ganzen, dem er angehört, wie das Glied dem Leibe, und in organischer Einheit, in bewusstem, freiem Zusammenschlusse mit diesem grösseren Ganzen hat er seine sittliche Aufgabe hier auf Erden zu erfüllen. Wohl hat der einzelne, wenn er zur Selbständigkeit herangereift ist, die Macht und den Beruf, auf die Gemeinschaft, die ihn erzog und bildete, wieder stärkend, belebend, veredelnd, ja auch umbildend und umgestaltend zurückzuwirken, denn er ist berufen als freies Wesen seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen in bestimmten, ihm gewiesenen Schran-

ken. Aber immer zieht es ihn mit unwiderstehlicher Macht zurück zu dem Volk, dessen Glied er ist, zu der Heimat seiner Lieben, zu dem Ort, da er geboren und erzogen ward und den seligen Traum der Kindheit träumte, und kein Wort klingt dem Menschen trauter ins Ohr, spricht vernehmlicher zu seinem Herzen als das Wort Vaterland.

Es besteht ein fester, von Gott gesetzter Zusammenhang zwischen dem einzelnen Menschen und der Gemeinschaft der Familie, des Stammes, des Volkes, dessen Glied er ist; aber auch zwischen dem einzelnen Volke und dem Lande, das es bewohnt. Jedes Volk trägt die Art und Eigentümlichkeit, den Charakter des Landes an sich, das ihm als Schauplatz seines Wirkens angewiesen ist, und so nimmt auch der einzelne teil an dem Gepräge seines Landes wie an dem seines Volkes.

Durch die unendliche Verzweigung der Familien hat sich das menschliche Geschlecht über die ganze Erde verbreitet, und jedem einzelnen Volke ist als Schauplatz seines Wirkens ein bestimmtes Land zugewiesen, damit es sich in Wechselwirkung mit ihm entwickeln, seine Kräfte üben und entfalten und in der grossen Gemeinschaft der Völker seine besondere Aufgabe, seinen Beruf erfüllen sollte.

Der Unterschied der Völker ist zunächst ein Unterschied der körperlichen Bildung, der äusseren Gestalt des Leibes. Diese aber ist nur der Spiegel und Ausdruck eines tiefer liegenden Unterschiedes der geistigen Organisation, welche wiederum durch die Verschiedenheit des Temperaments bedingt ist. Diese besondere geistig-leibliche Organisation ist die Grundlage des besonderen Naturells, d. h. der Form, in welcher sämtliche Anlagen geistiger und körperlicher Art zu eigentümlicher Einheit verbunden sind, und giebt jedem Volke den ihm eigenen Naturton. Alle Bewegungen der Gestalt, wie der Klang der Stimme, die Sprache und sämtliche Formen des sittlichen Lebens sind ein Ausdruck dieser ursprünglichen Naturbestimmtheit des Volkes.

Aus den vielfach verschlungenen Wurzeln dieses Bodens, aus dieser Naturgrundlage wächst das Individuum, der einzelne Mensch hervor. Von der einen Seite fasst sich in ihm die Naturseite dieses ganzen Bodens, nämlich die leib-

liche Bildung und die Seelenanlage des Volkes, des Stammes, der Familie zu der Eigenheit einer angeborenen Körperbildung und Sinnesweise zusammen. Auf der Unterlage des Volkstemperaments entwickeln sich nunmehr bei jedem einzelnen die vier verschiedenen Temperamente und verbinden sich zu einem eigenartigen Ganzen, in welchem meist eines derselben besonders hervortritt. Auf der andern Seite schliessen sich die allgemeinen und besonderen geistig-sittlichen Anlagen zu einer besonderen erblichen Bestimmtheit zusammen in der Weise, dass das sittliche Volksleben im Zusammenhange mit dem sittlichen Zustande der Menschheit die jeweilige Entwicklungsstufe, auf der ein Volk steht, und sodann die besondere sittliche Bestimmtheit des Standes und der Familie von dem einzelnen nicht als ein lediglich ausser ihm bestehendes, sondern als ein Teil seines eigenen Wesens, als ein Element seiner eigenen Natur empfunden und erkannt wird.

So hängt alles mit allem zusammen und scheint kein Raum mehr zu bleiben für die Bethätigung der freien Persönlichkeit, da alles Folgende in der Entwicklung der Menschheit durch den festen Anschluss an die Natur und an die vergangene Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts sich nicht anders wie die Wirkung zur Ursache verhält. Aber es scheint nur so. Über den dunklen Naturgrund des angeerbten Naturells und der besonderen gottgegebenen geistig-sittlichen Anlage erhebt sich der mit Vernunft und freiem Willen begabte einzelne Mensch, ohne sich indes von diesen Mächten loszulösen. Vielmehr eignet er sich durch freie Thätigkeit in einem sittlichen Bildungsprozess, in welchem Erkenntnis und sittliches Handeln sich wechselseitig bedingen, das seiner Natur Gemässe von diesem ihm von aussen und von oben gegebenen Kräften und Anlagen in der Weise zu, dass das Angeborene zum Gewollten, das geistig Allgemeine zum Eigenen, Persönlichen, zum freien Mittelpunkt seines Lebens wird. So gestaltet sich der Mensch, bei aller Beschränkung frei, wie der Künstler aus dem ihm gegebenen Stoffe nach dem ihm vorschwebenden Urbild sein Kunstwerk formt, aus der Mannigfaltigkeit der durch Natur und Kultur, durch Vererbung und von oben ihm

verliehenen leiblichen und geistigen Gaben und Kräfte auf dem Wege eines doppelten sittlichen Prozesses, dem der Umbildung und dem der Anbildung, das eigentümliche Gepräge seines besonderen Wesens, den Charakter, der sich als eine feste und doch zugleich lebendig bewegte Einheit, als eine zweite, höhere Natur, als eine selbständige sittliche Schöpfung innerhalb der ersten, gegebenen Natur, als eine Welt für sich, ein Abbild der grossen Welt im Kleinen, als einen Mikrokosmus, einen Spiegel des Universums darstellt.

In dieser freien und bewussten Schöpfung des sittlichen Willens sind nun Natur und Geist zur lebendigen Einheit verknüpft, stehen Denken, Fühlen und Wollen im schönsten Einklang. Was durch Umbildung der ersten Natur auf dem Wege des sittlichen Prozesses erkämpft ist, wird in dieser zweiten, höheren Natur in die Wärme der unmittelbaren Lebendigkeit zurückverwandelt. Das vernünftige Denken, welches den Willen in der Bildung des Charakters leitet, hallt in Gefühlstiefe wieder, wird Gesinnung, die Gesinnung bewegt mächtig die Welt der Triebe und Leidenschaften und hält sie zugleich zur Einheit des geistigen Gesetzes zusammen. Mit dieser geistigen Wärme die Welt in sich und sich in der Welt vernehmend heisst der Charakter Gemüt, und dies giebt zu der Schneide die Innigkeit.

Aber das, was wir Gemüt nennen, darf nicht verwechselt werden mit Gemütlichkeit, ebensowenig wie der Charakter mit dem Sonderling. Auch ist Charakter im vollen Sinne nicht zu denken ohne ein gehobenes sittliches Gefühl und einen auf hohe sittliche Zwecke gerichteten Willen. Der böse Charakter ist nur der Schein eines Charakters. Denn die Richtung des Bösewichts ist eine sittlich verkehrte und verwerfliche, ein Widerspruch mit der wahren Natur und Bestimmung des Menschen, und dieses ist die Sittlichkeit. Die Konsequenz und Energie des Bösewichts aber hat keinen sittlichen Wert. Der böse Charakter fällt dem Gericht der Verwerfung anheim, und die bloss formale Einheit, welche er eine Zeitlang behauptet, hebt sich mit der Zeit selbst auf, sie löst sich als Schein auf oder verkehrt sich in ihr wahres

Bild, die Disharmonie. Der Sonderling aber kann sittliche Zwecke verfolgen, aber er hat es versäumt, die angeborene Eigenheit vernünftig umzubilden. Dagegen bringt er sie mit einer Hartnäckigkeit zur Geltung, die den guten Zweck selbst trübt, zur Grille macht und ihn der Einsamkeit überantwortet. Neben dem erhabenen Charakter aber steht der Ehrenmann von gewöhnlicher Rechtschaffenheit. Er unterscheidet sich von jenem dadurch, dass der sittliche Zweck, der ihm Lebensgesetz ist, untergeordneter Art ist, und dass er in der Verwirklichung desselben nicht selbständig hervorbringend sich verhält, ihm keine neue Gestalt giebt, sondern trivial bleibt, d. h. das Durchschnittsmass des Gewöhnlichen nicht übersteigt. Der echte Charakter aber erhebt sich stets über das Gewöhnliche und besitzt bei aller seiner auf das Gute gerichteten Energie stets zugleich Gemüt, Herz, als Einheit von Gefühl und Wille im Einklang mit der umgebenden Welt gedacht; ja das Gemüt ist recht eigentlich das verborgene Lebenselement, aus dem er seine unendliche Kraft schöpft. Dagegen darf er getrost verzichten auf die sogenannte Gemütlichkeit der Alltagsmenschen. Dieses Element einer halbsinnlich wohligen Behaglichkeit hat nichts gemein mit jener im Kampf errungenen Umbildung, jener geistig-sittlichen Liebe, um die es sich hier handelt. Vielmehr steckt dahinter meist nur das oberflächliche, ungebildete Herz, das sogenannte gute Herz, das gutmütig ist, so lange es nicht boshaft, aufgeräumt, so lange es nicht launisch ist. Das Gemüt dagegen ist tief, fest und treu. Denn es gründet im sittlichen Willen. Diese echte Innigkeit ist es, durch die wir im Anblick eines rechten Charakters den Eindruck haben zu Hause zu sein; denn er ist seine eigene Welt und hat in diese seine Welt die Welt aufgenommen und ans Herz geschlossen, ist also eine Angel der Welt, und der Zuschauer ruht an ihm aus, weil er die Unendlichkeit findet. Gemütlichkeit gerät bei der nächsten Gelegenheit ausser sich, Gemüt bleibt in sich, ist seiner und der Welt Bürge, seine Milde ist stark, seine Stärke mild; da ist Sicherheit, da ist man wohl aufgehoben. Sein Grundton giebt den wechselnden Stimmungen ihren Halt und Takt. Diese dürfen unter der Einheit nicht verkümmern.

Blicken wir zurück. Wir sahen, wie das Wort Charakter zunächst von dem einzelnen Menschen ausgesagt wird, und zeichneten vorläufig das Ideal eines sittlich durchgebildeten Charakters, wir sahen dann weiter, wie der Charakter des einzelnen an, in und mit der Gemeinschaft einer bestimmten Familie, eines Stammes, eines Volkes sich entwickelt, und wie diejenige Eigenschaft, welche dem Charakter den höchsten Wert verleiht, nämlich das Gemüt, eine geheime Wechselwirkung zwischen Natur und Geist, Gegebenem und Gewolltem in den Tiefen der menschlichen Seele voraussetzt und den einzelnen aus dem Reiche des reinen Geistes und der sittlichen Freiheit, welchem der Charakter in seiner Vollendung angehört und zustrebt, wieder zurückführt zu der holden, trauten Nähe der Mutter Natur, dem der Mensch nach der psychisch-organischen Seite seines Wesens angehört.

Aber einen wichtigen Faktor hatten wir bis jetzt ausser acht gelassen oder doch nur leise angedeutet, das ist der religiöse Faktor. Der Mensch hat nicht bloss ein Verhältnis zu sich selbst und seines gleichen, wie zur Natur an ihm und ausser ihm, er hat auch ein Verhältnis zum Reiche des Übersinnlichen und Ewigen, aus dem sein Geist entsprungen ist und zu dem er durch die ganze innere Anlage und Organisation seines Wesens hinzustreben sich gedrungen sieht; er hat auch ein Verhältnis zu Gott. Der Mensch ist auf Religion angelegt, auf eine innige vollkommene und persönliche Gemeinschaft mit seinem und der ganzen Welt Schöpfer. Zwar sind die Vorstellungen von der Gottheit bei der durch die Sünde verkehrten Beschaffenheit des menschlichen Willens, welche verdunkelnd auf seine Erkenntnis eingewirkt hat, bei den heidnischen Völkern zum Teil äusserst verworren und verkehrt. Aber der Drang zur Gemeinschaft mit Gott ist allen Völkern und Menschen eigen und stellt den mächtigsten und durchgreifendsten Faktor in der gesamten Kulturentwicklung des Menschengeschlechts dar, mithin das wichtigste Element der sittlichen Bildung, der Charakterbildung. Ja es giebt Völker, in denen die Religion die vornehmste Quelle aller Kultur und Bildung ist, in denen ohne Religion fast nichts Grosses, Schönes, Herrliches geschaffen wird.

Zu diesen Völkern gehören die beiden grossen Kulturvölker des Altertums, die Griechen und die Römer. Welch einen hervorragenden Anteil an ihren unsterblichen Schöpfungen die religiöse Begeisterung hatte, das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des politischen und geistigen Lebens und auf die hervorragenden Persönlichkeiten, in denen sich die Blüte ihrer Macht und Weisheit in typischer Weise verkörpert hat. Noch mehr aber ein Blick auf den Verfall des geistigen und sittlichen Lebens, welcher mit zwingender Notwendigkeit dem Verfall der väterlichen Religion und der schwindenden Gottesfurcht auf dem Fusse nachfolgt.

So lange die Blüte dieser Völker währt, ist das Leben des ganzen Volkes wie des einzelnen von der festen Sitte der Religion umschlossen, sie hebt und trägt den einzelnen wie die Gemeinschaft und schliesst die Glieder des Volkes zu innerer Einheit zusammen. Die Religion war im Volke wie in den einzelnen die höchste charakterbildende Macht. Alle wahrhaft grossen Redner bei den Athenern rüsten sich vor ihrem öffentlichen Auftreten durch Gebet; die bedeutendsten Philosophen, ein Sokrates, Plato und Aristoteles, treten uns als im hohen Grade sittlich ernste und in ihrer Weise fromme Männer in ihren Schriften entgegen, und in Rom geschieht im Staats- und Familienleben nichts von Bedeutung ohne Gebet und Opfer. Dagegen der Atheismus, die theoretische Gottesleugnung — übrigens in der Blütezeit der Griechen und Römer nur als verschwindende Ausnahme vorkommend und ein Zeichen einer entarteten und verkehrten Reflexion, meist auch eine Folge der Unsittlichkeit — galt als schändlich und verwerflich. Mit Recht. Denn er verdirbt wie keine andere Denkweise den Charakter, indem er ihm die Seele raubt, den allbelebenden und erwärmenden Hauch des Gemüts, und dem Menschen den Verjüngungsquell des innern Lebens verschliesst, die religiöse Begeisterung, indem er ihm endlich mit dem erhabenen Schwung des Glaubens auch das sittliche Pathos nimmt.

Doch wir sind weit entfernt zu behaupten, dass die Kultur und Bildung der Griechen und Römer die schlechthin höchste und vollkommenste gewesen sei. Trotz aller ihrer formalen Vollkommenheit konnte doch die Ideeen- und Gemütswelt der

antiken Welt auf die Dauer keine Befriedigung gewähren. Denn die sittlichen Anschauungen und Überzeugungen selbst eines Plato und Aristoteles sind unvereinbar mit den Grundsätzen der allgemeinen Menschenliebe, wie sie zuerst das Christentum der Welt verkündigte und einprägte. Die Reinheit der sittlichen Motive, die Selbstlosigkeit der sittlichen Gesinnung, welche das Christentum fordert, diese wesentlichen Forderungen und Voraussetzungen eines sittlich guten Charakters, finden wir im ganzen Altertum nicht, und der in sich abgeschlossene Charakter des Stoikers, selbst in der edlen Gestalt eines Mark Aurel, stellt nicht die wahre sittliche Einheit dar, sondern nur die falsche Einheit eines mehr individuellen oder mehr nationalen Egoismus unter dem trügerischen Schein einer angeblich höchsten Tugend und Sittlichkeit.

Diesen Schein löste das Christentum auf und versetzte damit der ganzen römisch-griechischen Kulturwelt und ihrem unzureichendeu und verkehrten Bildungsideal den Todesstoss. Die christliche Religion als die allein wahre und vollkommene Religion ward von nun an die grosse Erzieherin und Bildnerin der Völker. Sie trat an die Stelle der falschen, verkehrten, übrigens damals bereits völlig entarteten und kraftlosen heidnischen Religionen und brachte der Welt zwei Tugenden, die das ganze Altertum gar nicht als solche kannte, die Liebe nach den beiden Richtungen der völligen Liebe zu Gott und zu allen Menschen ohne Unterschied der Nation, des Standes, Geschlechtes, Alters, der Kultur und Religion, und die Demut, als die unveräusserlichen Grundlagen eines christlichen Charakters, als diejenigen sittlichen Faktoren, welche, als Früchte des weltüberwindenden Glaubens an den gekreuzigten und auferstandenen Weltheiland, bestimmt waren, die sozialen Schäden der entarteten Gesellschaft zu heilen und dem einzelnen wie der Gemeinschaft die Mittel zu einer wahrhaft heilsamen und gesunden Entwicklung des persönlichen wie des allgemeinen Lebens an die Hand zu geben.

Ungeahnte Kräfte und Tiefen des Gemütslebens sind damit den Völkern der Erde erschlossen, ein neuer Lebensstrom des heiligen, die Gesellschaft und den ein-

seinen umwandelnden Geistes Christi ergiesst sich seit dem Pfingstfest durch die sittlich bereits ihrem Untergang entgegeneilende Kulturwelt, und in Kraft des neuen, gottgegebenen Lebens, das ihr zugeführt wird, fristet der bereits absterbende ungefüge Völkerkoloss des römischen Weltreiches noch einige Jahrhunderte sein Dasein, bis er durch die heranflutenden urkräftigen germanischen Völker zertrümmert wird.

Aber dieselben Völker, welche die künstliche Staatseinheit der alten Völkerwelt zerstören sollten, waren auch berufen, die bleibenden und wertvollen Kulturelemente der alten Welt in ihrem Schosse zu retten und sie weiter selbständig zu entwickeln, nachdem sie zum Christentum bekehrt und durch das Christentum aus Naturvölkern zu Kulturvölkern geworden waren. Aus der Mitte aber der weitverzweigten germanischen Völkerwelt, welche sich mit den romanischen Völkern vermischen und im Mittelalter unter der Leitung und Erziehung der abendländisch-katholischen Kirche die Schöpfer einer neuen Kultur werden sollen, ist das deutsche Volk, seit Heinrich I zu einem selbständigen politischen Ganzen organisiert und gegen die romanischen Völker abgegrenzt, gegen die von Osten herandringenden slavischen Völker sich siegreich behauptend und seine Selbständigkeit erkämpfend, berufen und befähigt, die göttlichen Kräfte des Christentums sich am vollständigsten und innigsten anzueignen und sie selbständig verarbeitet der Völkerwelt Europas mitzuteilen. Schon die äussere, geographische Lage Deutschlands weist auf diesen hohen Kulturberuf hin. Das deutsche Volk im Herzen Europas, mit der ganzen übrigen Welt in enger Berührung und in Wechselwirkung stehend, empfängt die Aufgabe der Blutbereitung, d. h. die christlichen Ideeen in seinem Schosse durch innere Vertiefung des Gemüts und geistige Sammlung zu erarbeiten, sie auf den gesamten Kulturbereich des sittlichen, geistigen, politischen und kommerziellen Lebens anzuwenden und sie in dieser Gestalt, praktisch verwertet wie theoretisch gesichert, der übrigen Welt zu vermitteln.

Diese Kulturarbeit des deutschen Volkes ist durch das Mittelalter vorbereitet und mit der Geistesthat der Reformation grundsätzlich vollzogen. An, in

und mit dieser Glaubensthat des christlichen Gewissens und des deutschen Gemüts hat die deutsche Nation sich ihre Selbständigkeit erkämpft gegenüber den unter der Zucht des römischen Katholizismus verbleibenden romanischen Völkern, es hat sich arbeitend, kämpfend und ringend dadurch selbst seinen Charakter gegeben. Es trägt nunmehr erst ein von den romanischen Völkern des europäischen Südens und Westens verschiedenes Gepräge, eine besondere sittliche und geistige Eigenart, wie sie bestimmt ist auf religiös-kirchlichem Gebiete durch jene That der Befreiung vom Joche Roms, auf geistigem Gebiete durch die in der zweiten Blüteperiode unserer Dichtung vollzogene That der Befreiung von der geistigen Fremdherrschaft der Ausländer, endlich durch die am Anfang unseres Jahrhunderts vollbrachte That der Befreiung vom politischen Joche der Franzosen, deren Abschluss in unserer Zeit die Stiftung des neuen Deutschen Reiches bildet.

Alle drei wichtigen Epochen der Entwicklung des deutschnationalen Lebens in der Neuzeit sind begleitet durch neue Vertiefungen und Erweiterungen des nationalen Geistes. Die Zeit der Reformation war die grundlegende Zeit der religiös-sittlichen Erneuerung unseres Volkslebens mittelst der Stiftung einer auf das Wort Gottes in der h. Schrift gegründeten Kirche. Die Zeit der zweiten Blüte unserer Litteratur war die Zeit der geistigen Vertiefung der Nation behufs Schaffung eines neuen Bildungs- und Erziehungsideals mit Hülfe der alten Klassiker. Die Zeit der Befreiungskriege war eine Zeit vorzugsweise sittlich-nationaler Erhebung und Besinnung auf die eigentümlichen überlieferten Naturgrundlagen unseres Volksgeistes in Sage und Geschichte, Sprache, Sitte, Recht und Religion. Die beiden letzten Epochen stehen im Gegensatz zu einander. Die zweite Blüteperiode unserer Dichtung hat eine mehr universelle und kosmopolitische Richtung; die Zeit der Wiedererweckung des nationalen Geistes in der Zeit der Befreiungskriege einen individuell-nationalen Charakter; die Reformation steht vermittelnd im Hintergrunde, sie ist eine zugleich nationale und universelle That, eine That des Volksgeistes und des christlichen Geistes. Die Reformation bildet die positiv-

christliche Ergänzung und Grundlage zu der religiös-sittlichen Erhebung der Befreiungskriege. Andrerseits hat sie bereits den Grund gelegt zu dem neuen litterarischen Aufschwung unseres Volkes in der Schaffung eines bedeutenden neuhochdeutschen Sprachdenkmals, in der deutschen Bibelübersetzung Luthers, deren Sprache das Band der geistigen Einheit aller Gebildeten unseres Volkes selbst in in der Zeit des tiefsten politischen und wirtschaftlichen Niedergangs unserer Nation während des dreissigjährigen Krieges bleibt. Endlich hat die Reformation den auf die Erneuerung unseres geistigen Lebens mit Hülfe der Alten abzielenden Humanismus in Melanchthon, dem Hauptbegründer der deutschen Schulen, in seinen Dienst genommen und für die Hebung der Volksbildung in Kirche, Schule und Haus verwertet, und diese Bestrebungen bilden die Voraussetzungen für die zweite Blüteperiode unserer Litteratur. So hat der deutsche Volksgeist sich seit der Reformation eine neue Bildung mit eignem Gepräge geschaffen, deren Gehalt und Tiefe durch den in der Reformation erschlossenen Lebensgeist des Christentums gegeben ist, dessen geistige Form und künstlerische Gestalt durch die neueren Vertreter des klassischen Humanismus in unserem Volke bestimmt ist. Beide Seiten in ungetrennter Einheit gedacht auf dem Grunde der sittlichen Naturbestimmtheit unseres Volkes machen erst die deutsche Bildung aus und geben dem deutschen Volkscharakter der Neuzeit sein eigentümliches Gepräge.

II.

Versuchen wir es nun, die wichtigsten Grundzüge dieses Charakters an der Hand der Kulturgeschichte aufzuweisen. Selbstverständlich müssen wir uns hier mit flüchtigen Andeutungen begnügen.

Die Grundzüge der Neuzeit finden sich zum Teil schon in der Urzeit. Doch mit einem grossen Unterschiede. Zu Tacitus Zeit waren wir ein Naturvolk, jetzt sind wir ein Kulturvolk. Lockend ist das Bild, welches Tacitus von den alten Germanen entwirft. Jene Tapferkeit und Treue, jene kindliche Arglosigkeit und jenes urkräftige Behagen, der Fa-

miliensinn und die Achtung, ja heilige Scheu vor der Frau und die Gottesfurcht. Wer hätte sich nicht schon an diesem Bilde erfreut? Und doch fehlen dem Bilde, das uns Tacitus zeichnet, auch die tiefen Schatten nicht. Da tritt der heldenmütigen Tapferkeit und Kriegslust, jenem rastlosen Thatendrang zur Seite der schon von Tacitus als ein wundersamer Widerspruch der Natur empfundene Hang zum süssen Nichtsthun, und die böse Gelegenheit des Müssiggangs öffnet den verborgenen sittlichen Abgrund der gewaltigen, aber masslosen Naturkraft dieses Volkes in gefährlichen Lastern der Rauflust und Trunksucht. Der Treue tritt zur Seite die Untreue. Neben einem Hermann erscheint früh am Anfang der Geschichte unseres Volkes ein Segest, und Treue im Privatleben paart sich oft mit Treulosigkeit im öffentlichen Leben. Die kindliche Arglosigkeit und harmlose Selbsthingabe des unbefangenen Naturmenschen aber schlägt um in heimtückisches Misstrauen, dumpfes Hinbrüten, und in der Tiefe lauert lang verhaltene Rachsucht und Bosheit, welche dann plötzlich in wilden Flammen des Jähzorns ausbricht. Freiheitsliebe und Gemütstiefe erinnern an den hohen Beruf unseres Volkes zur Idealität und Innerlichkeit des persönlichen Lebens bei aller äusserlichen Formlosigkeit, Ungefügigkeit und Roheit; aber dieser Freiheitstrieb und dieser Hang zur persönlichen Unabhängigkeit birgt grosse Gefahren für die Gemeinschaft in sich. Falls er nicht in Zucht genommen ist, führt er zur völligen Isolierung und sittlichen Verkümmerung des einzelnen, zur verkehrten Rechthaberei, zur Ränke- und Parteisucht, zum völligen Abfall von der Heimat und angestammten Sitte, zur Ausländerei und zum Verrat am Vaterlande, zum halt- und ziellosen Streben ins Weite und Unbestimmte, zur gänzlichen Auflösung aller geschichtlich gegebenen Ordnungen.

So liegen bei unserem Volke, wie in der Urzeit, so noch heute unsere Vorzüge und Fehler hart bei einander. Wo viel Licht ist, da ist auch starker Schatten. Aber beide, die Fehler und die Tugenden, sind kräftig entwickelt aus der Tiefe eines reich und gross angelegten Gemütslebens. Kein Volk bedarf so sehr der leitenden, mässigenden, erziehenden Hand. Das Christentum hat dieses Volk in die

Schule genommen, hat es zu sanfteren Sitten gewöhnt und es zum Kulturvolk gemacht. Die mittelalterliche Litteratur auf ihrem Höhenpunkte der ersten Blüteperiode unserer Dichtung trägt die deutlichen Spuren dieser gewaltigen und umwandelnden Einwirkung an sich. Die Nationalepen unseres Volkes, das Nibelungenlied und die Gudrun, geben uns Zeugnis von der Gemütsart und Sitte unseres Volkes, wie sie sich unter der Zucht des Christentums in der mittelalterlichen Kirche eigentümlich weiter entfaltet hat.

Welch ein Fortschritt gegen die Roheit und Ungeschlachtheit der alten Germanen! Zwar fehlt es auch hier nicht an tiefen Schatten. Dem edlen Siegfried tritt die Heimtücke des rachsüchtigen Hagen zur Seite, und die anmutige Kriemhild wandelt sich in das Teufelsweib, das Tausende und Abertausende edler Männer ihrer masslosen Rachsucht opfert und dann selbst ihr Geschick erfüllt. Aber wir werden mit diesen grauenerregenden Äusserungen einer wilden heidnischen Naturkraft, wenn auch nur einigermassen, versöhnt durch die Motivierung dieser leidenschaftlichen Ausbrüche in der deutschen Nationaltugend der Treue, die uns in den verschiedenen Formen des Gemeinschaftslebens als Mannen-, Königs- und Freundestreue entgegentritt, die in der tragischen Gestalt des Rüdiger und in seinem Seelenkampfe die ganze sittliche Tiefe des deutschen Gemüts offenbart.

Endlich tritt neben der vielgepriesenen Tapferkeit und Treue die erst durch den Einfluss des Christentums entwickelte Sangesfreudigkeit und Liederlust als eine der schönsten Eigenschaften des deutschen Volkscharakters uns entgegen. Welch ein Fortschritt von dem Bardengeheul und Schlachtengebrüll der alten Deutschen bis zu dem lieblichen und hinreissenden Gesang eines Horant! Und der edle Kriegsheld und Spielmann Volker, welcher die Fidel und das Schwert gleich meisterlich zu führen versteht, ist eine der anmutigsten Gestalten des Nibelungenliedes. Die Sangeslust und Liederfreude der Deutschen offenbart sich am anziehendsten in dem deutschen Minneliede, sie wirkt nach im späteren deutschen Volksliede und im Meistergesang.

Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, die beiden Hauptvertreter der ersten Blüte-

periode unserer Dichtung, stellen in der Reinheit, Tiefe und Innigkeit ihres Gefühlslebens die schönste Vereinigung des christlichen und deutschen Volksgeistes in der Form der mittelalterlich-katholischen Frömmigkeit dar. Aber beide weisen schon über das Mittelalter hinaus und sind Propheten einer vollkommeneren Weltanschauung der Neuzeit. Sie sind Vorboten der durch die Namen Luther und Goethe bezeichneten höheren Kultur- und Bildungsstufe. Walter, mehr individuell-national und lyrisch, erhebt sich in den gegen die Doppelzüngigkeit der Politik des Papstes geschleuderten Kaisersprüchen zu dramatischer Höhe und erinnert an Luther. Wolfram, mehr universell-christlich und mehr episch angelegt, weist durch die tiefen sittlichen Probleme seines Parcival auf Goethes Faust und Wilhelm Meister. Beide Männer verkörpern den polarischen Gegensatz der deutschen Volksnatur auf dem geistigen Gebiete. Beide stehen fest auf dem Grunde des Christentums, der einzigen Lebensmacht, welche imstande ist, die gewaltigen, überall hervorbrechenden Gegensätze dieser reich und tief angelegten Volksnatur zu bändigen, zu veredeln, zu versöhnen und damit für die höchsten Zwecke der Menschheit, für das Reich Gottes, dienstbar zu machen.

Aber die einseitig gesetzliche Form, in der das deutsche Volk das Christentum von Rom aus überliefert erhalten hatte, konnte der Innigkeit und Gemütstiefe des deutschen Volkscharakters auf die Dauer nicht genügen. Der Meister kam, welcher die Form zerbrechen sollte mit weiser Hand, zur rechten Zeit und in der Predigt von der rechten Freiheit eines Christenmenschen den Drang der deutschen Volksseele nach unmittelbarer, persönlicher Erfassung der christlichen Heilswahrheit in der unbedingten und ausschliesslichen Hingabe des Herzens, im Glauben an die Persönlichkeit Christi, des Gottmenschen und Weltheilandes, voll und ganz befriedigte. In der gewaltigen That wie in dem Beruf, in der einzigen und echt deutschen Persönlichkeit Luthers fand der germanische Volksgeist sich selbst wieder. Daher die gewaltige Wirkung der Reformation, durch deren Folgen die germanische Völkergruppe Europas das geistige und sittliche Übergewicht erhalten hat über die romanischen Völker.

Luther war in der That, wie Döllinger sagt, der Prophet der Deutschen. Im Spiegel seiner Persönlichkeit schaute das deutsche Volk sein eigenes Wesen an, darum folgte es unbedingt seiner Führung. Hier tritt uns die von uns bereits erwähnte echt deutsche Vereinigung der schärfsten und klaffendsten Gegensätze auf dem Grunde einer unerschöpflichen Gemütstiefe in klassischer Verkörperung entgegen. Die ganze Idealität und der Schwung eines Walter paart sich mit dem tiefen Gewissensernst eines Rüdiger in dem schweren Seelenkampfe Luthers in der Klosterzelle zu Erfurt, die unverwüstliche Kraft und der reckenhafte Heldenmut, die Ausdauer und Zähigkeit eines Hagen und Siegfried, hier ins Geistige gewandt, offenbart sich in dem mutigen und opferfreudigen Eintreten Luthers für die lang ersehnten und tief entbehrten, in heissem Kampfe gefundenen, errungenen, persönlich angeeigneten, als unumstösslich wahr und gewiss erkannten, weil selbsterlebten höchsten Güter des Reiches Gottes. Es ist etwas Gewaltiges um die unbedingte Hingabe dieses Gottesmannes und Gotteskämpfers für die heilige Sache des Evangeliums, ein unerschöpflicher Born der Erhebung, der Nacheiferung für das deutsche Volk auf allen Gebieten des Lebens. Denn die Universalität dieses wunderbaren Mannes umfasst die ganze Tiefe der Hölle, welche auf dem Abgrund der menschlichen Natur schlummert, und dringt bis in den höchsten Gipfel himmlischer Begeisterung, und was das Wunderbare ist, er verzückt und verhimmelt nicht, wie die Frommen des Mittelalters, er bleibt besonnen und verständig bei sich selbst und mustert mit der grössten Ruhe, Geduld und Pflichttreue den ganzen Umkreis des weltlichen Lebens, der weltlichen Kultur bis auf die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Äusserlichkeiten, um ihnen allen vom Standpunkte des frei gewordenen, begnadigten Kindes Gottes den Stempel der Weihe des christlichen Geistes aufzudrücken. Luther ist nicht bloss der Neuschöpfer und Neubegründer der deutschen christlichen Frömmigkeit, auch die gesamte Sittlichkeit der Deutschen stellt er auf eine neue Grundlage. Und neben den bei dieser aufreibenden Arbeit für das Reich Gottes bewiesenen wahrhaft männlichen Charaktereigenschaften — welch eine weibliche Zartheit, Innigkeit, Empfänglichkeit, welche Sinnigkeit

des deutschen Gemüts, welch aufgeschlossener, freier Sinn für alles Grosse und Herrliche in Natur und Geschichte, welche kindliche Einfalt, Schlichtheit und Treue, welch ein Respekt vor jeder mit dem Worte Gottes nicht in Widerspruch stehenden geschichtlich überlieferten Sitte und Lebensordnung, in denen sich der deutsche Volksgeist einen eigentümlichen Ausdruck giebt! Aber diese grossen, fast, wie es scheint, unvereinbaren Gegensätze wurzeln in der Tiefe eines echt christlichen Charakters, der sich in der Liebe und Demut bewährt, wie sie aus dem Glauben kommt. Und dieser Glaube stützt sich nicht oberflächlich auf die Güte Gottes im Allgemeinen, sondern auf die in den Tiefen des Gemütes erfahrene Gnade Gottes in Christo, und diese Demut zeigt sich nicht bloss als Bewusstsein des Abstandes des Geschöpfes von dem Schöpfer, sondern ruht auf der tiefen, innerlichen Erfahrung der Sündhaftigkeit des unheiligen Menschenherzens gegenüber dem heiligen Gott. Und seine Liebe ist keine schwächliche Nachsicht und Gemütlichkeit, Gleichgültigkeit gegen die Sünde der Welt, sondern sie ist eine schlechthin sittliche, eine kräftige Abweisung ihres Gegensatzes, des Unheiligen und Gemeinen, sie ist Liebe zur höchsten Wahrheit und zur vollkommenen sittlichen Freiheit und kehrt die Spitze ihrer Flamme mit verzehrender Kraft gegen den wälschen Lug und Trug, welcher das liebe deutsche Volk um seine höchsten Güter zu betrügen sucht. Luthers Derbheit ist sprichwörtlich geworden, und wir wollen sie nicht beschönigen, es ist ein Mangel, eine gewisse Schranke seiner Bildung, die hier vorliegt. Aber wir wollen sie auch recht verstehen. Sie ist nichts als der etwas handgreifliche, ehrlich deutsche Ausdruck, den sich die Liebe zur Wahrheit giebt.

In der grossen epochemachenden Schrift von der rechten Freiheit eines Christenmenschen hat Luther den Kern der christlichen Heilswahrheit in erschöpfender Einfachheit, Schlichtheit und Tiefe an der Hand des neuen Testaments dargelegt und zugleich dem deutschen Volksgeist wie der ganzen Neuzeit die feste Richtung auf das höchste Ziel der christlichen Bildung gegeben. Es ist nichts anderes als die Herausarbeitung der in Gott und seinem Wort gegründeten, aber zugleich geschichtlich und darum echt volkstümlich bestimmten

sittlichen Persönlichkeit, d. h. die wahre Freiheit. Die ganze Kulturgeschichte der Neuzeit mit ihrem klaffenden Gegensatz eines würdelosen, unpersönlichen Autoritätsglaubens und einer ehrlosen, auf seine vermeintlichen Rechte trotzenden, pflichtvergessenen Unglaubens, wie er besonders innerhalb der romanischen, dem Geiste des Protestantismus entfremdeten Völkerwelt hervorgetreten ist und jetzt auch die germanische Völkergruppe zu beherrschen droht, ringt nach diesem Ziel. Sie wird es nicht erreichen, wenn sie sich lossagt von den religiös-sittlichen Mächten des Christentums und des Protestantismus. Kein Christentum ohne Protestantismus, kein Protestantismus ohne Christentum. Ein Protestantismus ohne Christentum ist ein hölzernes Eisen, er führt zu einer Sittlichkeit ohne Frömmigkeit, die des rechten Grundes und Haltes entbehrt und im gesetzlosen Radikalismus endet. Ein Christentum ohne Protestantismus ist eine taube Nuss, es führt zu einer geistlosen und steifleinenen, rein gesetzlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit, die im blinden Autoritätsglauben sich selbst verliert, schliesslich aber nach dem Grundsatz „les extrêmes se touchent“ dem nackten Unglauben in die Arme sinkt.

Das deutsche Volk ist angelegt auf das Christentum, das lehrt uns ein Blick auf die Kulturgeschichte des Mittelalters; aber es ist auch eben so sehr angelegt auf den Protestantismus, das zeigt uns die Kulturgeschichte der Neuzeit. Die freie Liebesthat der persönlichen Selbsthingabe des Sohnes Gottes für die in Sünden verlorene Welt, der Kern und Stern des Evangeliums nach seiner objektiven, geschichtlichen Seite, erwies sich als das wirksame Mittel, den hartnäckigen und eigenwilligen, störrischen und unbeugsamen Sinn der alten Germanen zu brechen und ihre Herzen von Jähzorn, Rachsucht, Argwohn und Misstrauen zu reinigen, sie zu sanfteren Sitten, zu den Tugenden der sich selbst verleugnenden Hingabe, der Liebe und Demut, zu gewöhnen und ihnen einen festen Platz im Konzert der Kulturvölker anzuweisen. Die Verkündigung von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes im Glauben an die sündenvergebende Gnade Gottes in Christo, der Kern und Stern des Protestantismus, d. h. des Evangeliums, nach seiner subjek-

tiven, persönlichen Seite, gab der deutschen christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit erst das rechte Rückgrat, die Kraft zur charaktervollen, männlichen Selbstbehauptung, sie erwies sich als wirksam, die willkürlichen Fesseln der angemassten Autorität des Papsttums zu brechen und damit dem deutschen Volke die Richtung auf die Herrschaft über die Völker Europas zu geben.

Seitdem ist der deutsche Volkscharakter in seiner Eigenart und Tiefe, in seiner Weite und Freiheit durch den Geist des Protestantismus bestimmt, wie er sich in der typischen Persönlichkeit des grossen Reformators in klassischer und einziger Weise ausgeprägt findet. Luthers echt natürliche und freie Art zu leben und zu denken, ein Ausdruck seines echt christlichen und deutschen Charakters, ist vorbildlich und massgebend geworden für die innere Gestaltung des deutschen Volkscharakters in der Neuzeit und für die Art, wie er sich auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und des Lebens in selbständiger und eigentümlicher Weise geoffenbart hat.

Luther verband zuerst den freien, weiten Blick des Kindes Gottes für die grossen, die Natur und die Geschichte der Menschheit umfassenden Zwecke des Reiches Gottes mit der gemütvollen, sinnigen und sorgfältigen Betrachtung der einzelnen Werke Gottes in der Nähe, in Wald und Wiese, Feld und Flur, in Haus und Hof, Heim und Herd, in der Familie und Freundschaft, in Volk und Vaterland. Diese einzigartige Verbindung der individuell-persönlichen, das einzelne im ganzen würdigenden mit der freien, universellen, das ganze im einzelnen, erfassenden und anschauenden Denkweise, dieser zugleich echt philosophische und echt künstlerische Blick ist es, welcher die deutsche Wissenschaft kennzeichnet in ihren hervorragendsten Vertretern von Leibniz bis Schleiermacher und Hegel, Leopold von Ranke und Alexander von Humboldt.

Es ist einseitig und falsch, wie der geistreiche, aber im Urteil wenig abgeklärte Verfasser des weitverbreiteten und vielgelesenen Werkes „Rembrandt als Erzieher“ thut, den Individualismus als den eigentlichen Kern der deutschen Denkweise zu bezeichnen. Das heisst, die in der Tiefe

des deutschen Genius schlummernden Gegensätze übersehen, ihm eine einseitige Bestimmung für die Kunst geben und seinen Beruf für die Wissenschaft verkennen. Der Verfasser jenes Buches verwechselt die Begriffe individuell und persönlich. Beides ist nicht ein und dasselbe. Die deutsche Bildung, nach ihrer Bestimmung aufgefasst, ist allerdings individuell, aber sie ist zugleich universell; beides aber ruht in der Tiefe der Persönlichkeit, welche berufen ist, den Gegensatz des Individuellen und des Universellen, des Subjektiven und des Objektiven, des einzelnen und der Gemeinschaft, des Individuell-nationalen und des Allgemeinmenschlichen durch Berührung mit der gesamten modernen Kulturwelt herauszubilden und ihn von innen, kraft der Tiefe des Gemütes, zu überwinden.

Diesem Ziel strebt die deutsche Bildung seit dem Beginn der zweiten Blüteperiode unserer Litteratur zu. Geistige Freiheit im wissenschaftlichen und ästhetischen Sinne, wie sie zu erzielen ist durch die Beherrschung und Durchdringung des gesamten, von der ausländischen und einheimischen Kultur überkommenen Bildungsstoffes, ist zunächst ihre Aufgabe. Aber die Art, wie sie diese ihre Aufgabe löst, ist durchaus bestimmt von dem Geiste der Reformation und des Protestantismus. Die Reformation schloss in Luther und Melanchthon den unauflöslichen Bund des christlichen Glaubens mit der humanistischen, auf die Werke der Alten zurückgreifenden Wissenschaft. Lessing hat die Engländer und Franzosen gründlich studiert; aber die höchsten Normen der Kunst entnimmt er den Griechen Homer, Sophokles und Aristoteles. Seitdem ist die deutsche Wissenschaft und Kunst unzertrennlich mit dem Studium der Griechen verknüpft. In Goethe findet die weltliche Bildung der Deutschen ihre vollendetste persönliche Darstellung.

Der Name Goethe bedeutet eine Welt im Kleinen, einen Mikrokosmus, eine in ihrer Art einzige Persönlichkeit, in der Leib und Seele, Geist und Gemüt, Verstand und Sinnlichkeit, Vernunft und Phantasie, Herz und Wille in einem nie gesehenen Einklang stehen, eine Persönlichkeit, in welcher die grössten Gegensätze der menschlichen Natur und des menschlichen Strebens wunderbar vereinigt und in der Tiefe des Gemüts

gebunden sind. Hier hat der moderne deutsche Volksgeist sein Ziel erreicht, hier hat er sich in klassischer Weise verkörpert. Schiller steht staunend vor diesem Geheimnis und hat es uns in seiner Weise zu dolmetschen versucht. Die Kant'sche Philosophie ist ihm dabei behülflich gewesen. Man hat häufig Schiller als den deutschesten unter den deutschen Dichtern bezeichnet. Dem edlen Denker und Dichter alle Ehre! Aber diesen Ruhm darf er nicht für sich in Anspruch nehmen; dazu war er zu sehr reflektiert, zu wenig unmittelbar in seinem Denken und Dichten. Goethe spricht sich darüber gegen Eckermann in treffender Weise aus. Schiller ist durch Rousseau und die Engländer früh verdorben. Dass er trotzdem so Grosses geleistet hat, verdankt er nächst seinem hervorragenden Talent, seiner bewunderungswürdigen sittlichen Energie und dem hohen Flug seiner Gedanken nicht zum wenigsten seinem Freunde Goethe, an dem er mit vollem Rechte als Dichter wie zu seinem Lehrer und Meister bescheiden hinaufblickte. Und sie steht ihm wohl, diese echt deutsche Tugend, und macht ihn uns als Charakter um so werter. Aber der eigentlich tonangebende, schöpferische Genius der Deutschen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ist kein anderer als Goethe. Seine Jugendwerke Götz und Werther bilden den Ausgangspunkt für eine neue Weltlitteratur, wie für die gesamte neuere deutsche Bildung, in seinen lyrischen Gedichten, vorab in seinen Oden, besonders in seinen Meisterdramen Iphigenie, Egmont und Tasso, endlich und vor allen in seinem Faust und seinem nationalen Epos „Hermann und Dorothea" feiert diese ihren Triumph. Schillers gesamte Dichtung ist durch den Goetheschen Genius befruchtet und ist aus dessen Werken selbständig herausgewachsen. Goethe dagegen war — und seine anfechtbare Stellung zu Napoleon und zu den Hauptvertretern der Befreiungskriege ändert daran nichts — nicht bloss der zu seiner Zeit universellste Mensch, sondern auch der deutscheste Dichter. Die beiden entgegengesetzten Richtungen des deutschen Geisteslebens, die wir kurz als die klassische und als die romantische bezeichnen können, sind in ihm und in ihm allein zur persönlichen Einheit verbunden.

Und was ists denn, was ihm diesen echt deutschen Stempel aufdrückt? Es ist zunächst das urkräftige Behagen seines Schaffens, jene Unmittelbarkeit des Anschauens, jene ursprüngliche Tiefe des Gemüts, die uns an unsern Luther gemahnt. Da ist kein Federzug, kein Strich in seinen Werken, der nicht selbst erlebt wäre. Daher die volle Natur, Wahrheit und Treue, wie sie auf dem völligen Einklang des Erkennens und Empfindens, des Denkens und Wollens in der Tiefe des persönlichen Lebens beruht. Aber bei allem umfassenden Wissen und künstlerischen Schaffen, bei seiner erstaunlichen Welt- und Menschenkenntnis, bei der rastlosen Thätigkeit sittlicher und geistiger Art — welch edle Bescheidenheit, Schlichtheit und Selbstlosigkeit in diesem grossen Mann! Welch eine Höhe der sittlichen Bildung und gereiften Lebenserfahrung spricht uns aus den Werken seiner dritten, völlig abgeklärten Periode an! Und wenden wir uns zu seiner ersten Schaffensperiode zurück, nirgends war in der lyrischen Dichtung der frische Naturton mit dem vollen Brustton der aus den innersten Gemütstiefen quellenden Empfindung mit einer so meisterhaften Beherrschung der Sprache und einer solchen Gedankenfülle verbunden. Was der Geist des Mittelalters, was der Geist der Neuzeit, ein jeder in seiner Weise, suchten, hier ist es erfüllt, hier tritt es uns persönlich verkörpert entgegen als Leben und Wahrheit.

Aber von dem Höhenpunkte unserer weltlichen deutschen Bildung wendet sich notgedrungen unser Blick wieder zurück zu ihrer festen, tieferen Grundlage, dem geheimen Quell aller geistlichen und weltlichen Bildung. Goethes weltliche Lyrik weist auf Luthers Kirchenlied, der deutsche Sprachgenius der Neuzeit auf den noch grösseren Verfasser der deutschen Bibelübersetzung, zu dessen Füssen er gesessen hat. Und noch eins. Ihr allein verdankt Goethe zugleich, wie er selbst bekennt, seine gesamte sittliche Bildung. Der Kern aber dieser Bildung ist der sittliche Ernst, der seit Luther einen Grundzug der gesamten deutschen Bildung ausmacht. Es ist der gut deutsche und gut protestantische Geist der Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, der Wahrhaftigkeit und Treue. Es ist der

sittliche Geist des Christentums, der sich auch im Gebiete weltlichen Schaffens, Dichtens und Denkens, oft den schaffenden Genien selbst unbewusst, offenbart. Bei allen kräftigen deutschen Denkern tritt uns dieser sittliche Ernst entgegen, besonders bei Leibniz und Lessing, bei Kant und Fichte, bei Herder und Schiller, aber nicht zum wenigsten wiederum auch bei Goethe. „Ernst habe ich es stets genommen", durfte er gegen das Ende seines Lebens von sich sagen. Und das Wort: „ein Mensch sein heisst ein Kämpfer sein" findet auf ihn volle Anwendung.

Dieser ehrliche deutsche und protestantische Ernst offenbart sich aber nicht bloss auf dem idealen Lebensgebiet des Denkens und künstlerischen Schaffens, sondern auch auf dem realen Gebiete des politischen Lebens. Die Hohenzollernfürsten darf man hier zuerst nennen als diejenigen, welche sich mit protestantischer Gewissenhaftigkeit als die berufenen Führer und Erzieher ihres Volkes ansahen und durch ihr sittliches Vorbild wie ihr energisches persönliches Regiment seit dem Grossen Kurfürsten den preussischen Staat zum Vorkämpfer der protestantischen Kultur und zugleich Deutschlands erhoben, die in der Folge der Zeiten den politischen Schwerpunkt des deutschen Reiches von dem Süden in den Norden verlegt haben. Hoch steht in dieser sittlich-persönlichen Auffassung seines Herrscherberufes auch der oft verkannte Friedrich Wilhelm I da. Es ist doch etwas Grosses und Charakteristisches, ein Stück deutscher Gewissenhaftigkeit bei aller Derbheit, wenn dieser echt deutsche und protestantische, übrigens unter einer rauhen Schale ein warmes christliches Herz bergende Fürst den pflichtvergessenen Thorschreiber von Potsdam eigenhändig aus dem Bette prügelt; das ist ja freilich sehr wenig „gemütlich" und sehr wenig modern; aber es steckt ein Charakter dahinter, und es wirkt mehr als die schönsten Gesetzesparagraphen. Und Friedrich der Grosse, dieser eingefleischte kategorische Imperativ auf dem Thron, er ist und bleibt trotz seiner vielfach recht unsympathischen persönlichen Erscheinung doch ein echt deutscher Held. Welche Herzhaftigkeit und sittliche Thatkraft entwickelt doch dieser Held, wenn er den niederträchtigen Gesandten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation kurzer Hand

zur Treppe hinunterwirft. Das ist nicht gerade höflich und modern, aber es klingt uns wie politische Zukunftsmusik, es ist bezeichnend und ausdrucksvoll wie die Wagner'sche Musik, wenn auch sehr wenig klassisch, und wirkt erfrischend und luftreinigend. Und der alte Fritz hat doch auch ein warmes deutsches Herz im Busen trotz seiner verschrieenen Freigeisterei, wenn er da nach dem Hubertsburger Frieden so einsam in der Kapelle zu Charlottenburg sitzt und das Te deum hört. Auch lässt er sich von seinem alten Ziethen, auf den er hohe Stücke hält, weil er als frommer Mann das Herz auf dem rechten Fleck hat, auf seinen Herrgott weisen. Das ist auch ein Stück deutscher Treue, echter Mannentreue. Und was soll ich von Bismarcks Politik sagen und ihrer bisweilen so handgreiflichen und nachdrücklichen Tapferkeit und Ehrlichkeit? Was vollends von des deutschesten Kaiser Wilhelms Pietät und Treue, von Kaiser Friedrichs Humanität und Ritterlichkeit?

Wenden wir zum Schluss den Blick von einer grossen Vergangenheit auf die Gegenwart. Man sagt, der deutsche Volkscharakter der Gegenwart befinde sich, wie die deutsche Sprache, im Zustande der Entartung. Wir wollen dieser an und für sich recht wohlfeilen Behauptung weder unbedingt zustimmen noch ihr widersprechen, da wir weder Schönfärber noch Schwarzseher sein möchten und keine Lust haben, als Lobredner der guten alten Zeit das Amt eines Strafpredigers gegenüber der Gegenwart zu übernehmen. Aber auf eins dürfen wir hinweisen. Unser Jahrhundert steht unter dem Zeichen der Geschichte und scheidet sich dadurch scharf von dem 18. Jahrhundert. Die charakteristischen Kennzeichen geschichtlicher Bildung sind der geschichtliche Sinn und das geschichtliche Urteil, und ihre schönsten Früchte sind edle Unparteilichkeit und Bescheidenheit, Gerechtigkeit und Treue. Wie der geschichtliche Sinn vor einer Überschätzung der Vergangenheit und vor einer Unterschätzung der Gegenwart bewahrt, so hält das geschichtliche Urteil die besonnene Mitte zwischen den Gegensätzen einer unklaren, romantischen Vergötterung vergangener Kulturperioden und einer selbstgefälligen aufklärerischen Verherrlichung des gegenwärtigen Kulturfortschritts. Aber doch ist die Geschichte

auch das Gewissen der Menschheit nicht bloss, vor allem auch des einzelnen Menschen, des besonderen Volkes. Sie legt den Massstab sittlicher Beurteilung an das Leben der Völker und der einzelnen. Haben wir nun das Ideal des deutschen Volkscharakters, wie er sich in typischen Persönlichkeiten vorbildlich ausprägt, an der Hand der Kulturgeschichte in den Hauptzügen richtig gezeichnet, so nötigt uns schon die deutsche Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, wenn sie anders ein echt deutscher Zug ist, jenes Ideal als kritisches Richtmass an die wirklichen Zustände und Erscheinnngen der Gegenwart zu legen. Und da wäre es denn recht undeutsch, wenn wir uns in chauvinistischer Selbstgerechtigkeit und Verblendung gegen die tiefen Schatten, die uns auf den verschiedenen Gebieten des Lebens unseres Volkes in unserer Zeit entgegentreten, selbstgefällig verschliessen wollten.

Es ist wahr und schwerlich zu leugnen — das Erbe des Protestantismus, der sittliche Ernst, ist vielfach mit dem religiösen Glauben aus den Massen unseres Volkes gewichen; Treue und Redlichkeit drohen immer mehr mit der überlieferten festen Sitte und Ordnung früherer Zeiten aus dem bürgerlichen Verkehr zu schwinden, und die rücksichtslose Konkurrenz, der Kampf ums Dasein, d. h. die Moral des Egoismus, ist an die Stelle von Treue und Glauben getreten. Die deutsche Wissenschaft ferner ist längst von der schöpferischen Höhe herabgesunken und droht sich zu verlieren in mikroskopischen Spezialismus und unfruchtbaren Kritizismus. Es fehlt bei all den riesigen aufgehäuften Wissensschätzen das lebendige philosophische Band. Wagner und Faust, das pedantische, kleinmeisterliche Philistertum, und der an allem festen Wahrheitsbesitz verzweifelnde Skeptizismus ringen um die Herrschaft. Ohne Zweifel thut unserer Wissenschaft wie dem sittlichen Leben unseres Volkes eine Erneuerung not. Und sie kann nicht aus der Wissenschaft und dem sittlichen Handeln selbst kommen. Sie kann sich nicht anders vollziehen als in den Tiefen des Gemüts. Sammlung und Einkehr, Rückkehr in die Wurzeln unserer Kraft, eine Versenkung in den lebendig machenden Geist des Christentums, in die Tiefe

des göttlichen Wortes, aber auch eine Versenkung in die Schätze unseres Volkstums, ein treues Festhalten an dem Rest christlicher und evangelischer Sitte und Lebensordnung, dessen unser Volk sich noch erfreut, ein innerliches Interesse an dem Wohl und Wehe unseres Volkes, das ist der Weg, auf dem wir uns selbst, ein jeder in seiner Weise, zu echt deutschen Charakteren wieder heranzubilden haben. Die Mittel dazu sind uns gegeben, wir brauchen nur zuzugreifen.

Ein Hauptmittel aber dürfen wir nicht geringschätzen. Es ist der Schatz, den wir in der Geschichte unseres Volkes besitzen. Aber nicht bloss in der politischen Geschichte, sondern auch und vor allem in der Kultur- und Kirchengeschichte. Und nicht bloss in der Geschichte, auch in der Dichtung, in dem weltlichen und geistlichen Volksliede, wie in den grossen Schöpfungen unserer Denker und Dichter, wie endlich auch in der bildenden Kunst und in der Tonkunst. Reichlich, fast zu reichlich fliessen die Mittel, welche einen wichtigen Beitrag geben können zur sittlichen Erneuerung unseres Volkslebens, zur Schaffung eines ausgeprägten Volkscharakters in Sitte, Sprache, Denkweise und Handeln; aber es bedarf einer sorgfältigen Auswahl des Besten aus der unendlichen Fülle des Stoffes und einer strengen, unerbittlichen Ausscheidung alles Mittelmässigen und Gewöhnlichen.

Hier haben die höheren Klassen der Gesellschaft einen Beruf an die niederen, die heilige Pflicht des Dienens, des Mitteilens dessen, was sie selbst erarbeitet und empfangen haben. In erster Linie sind hier die Geistlichen in der Kirche und die Lehrer von der Hochschule bis zur Volksschule, als die amtlichen Vertreter der idealen Interessen des Volkes, berufen, Hand anzulegen, und wir erkennen es mit Dank, man rührt sich an vielen Orten wacker. Aber hier ist jeder Gebildete ohne Unterschied zum Mitarbeiter bestimmt, der Verständnis, Lust und Liebe zur Sache besitzt, der sein Volk aufrichtig lieb hat. Doch hier fehlt es eben besonders in unserem Volke. Unser Hauptfeind liegt in uns, es ist die epikureische Bequemlichkeit und Trägheit, die elende Tadelsucht und pharisäische Kleinmeisterei, welche die Hände ruhig in den Schoss legt, gern

über die Schwächen anderer zu Gericht sitzt, ohne selbst den Finger rühren zu wollen.

Freilich der deutsche Michel, der deutsche Philister, der deutsche Einfaltspinsel und Sonderling, diese interessanten Früchte am weitverzweigten Baume der deutschen Gemütlichkeit, der schalen Mittelmässigkeit unseres Volkes, werden nicht aussterben, sie stellen harmlose Schwächen unseres Volkscharakters dar, die wir tragen müssen, da sie meist nicht schädlich sind und daher mehr erheiternd wirken, wie Goethes Apotheker in Hermann und Dorothea. Schlimmer aber steht es, wenn die Besiegten den Siegern Gesetze geben, wenn wälsche Unsitte unser deutsches Volksleben vergiftet, wenn die Zucht und gute Sitte aus den Familien weicht, wenn das deutsche Haus, sonst eine Pflegestätte der Gottseligkeit, eine Brutstätte des Lasters und der Unsittlichkeit wird, oder wenn Treue und Glauben aus dem Verkehr weicht und Lug und Trug an seine Stelle tritt, oder wenn der nackte Atheismus ungescheut in der Presse und in den öffentlichen Versammlungen sich breit machen darf, um die Einfältigen zu täuschen. Da gilt es, energisch Hand anzulegen, da darf auch der Staat nicht zögern, durch Recht und Gesetz den heiligen Herd des Hauses zu schirmen, damit sich auf dem Grunde des in Kirche, Schule und Haus verkündigten und gepflegten Wortes Gottes echt volkstümliche Sitte und Ordnung, Zucht und Ehre aufs neue bauen können, und das deutsche Haus auf gut protestantisch und christlich wieder die Pflanzschule werde für den deutschen Charakter.

Unser edles Kaiserpaar geht uns hier mit dem besten Vorbild voran. Wir freuen uns und danken Gott, dass wir einen deutschen Kaiser haben, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat und selbst ein Charakter ist, der sein Volk lieb hat und dafür einsteht Gott gegenüber, der aber auch zugreift, wo es not thut, und imstande ist, seinen Willen durchzusetzen, wo es gilt, durchgreifend zu bessern. Wir freuen uns und danken Gott, dass wir eine echt deutsche Frau als Kaiserin haben, die ihren thatkräftigen hohen Gemahl in so vortrefflicher Weise ergänzt durch das stille Walten christlicher Liebe zum Aufbau des Reiches Gottes in unserm Volke. Wir freuen uns insbesondere, dass

unser erlauchtes Kaiserpaar in einem Punkte als Muster dasteht für unser Volk, nämlich im Punkte der gewissenhaften Erziehung ihrer Kinder.

Möchte unser Volk diesem schönen Beispiele folgen, damit aus unsern Familien dereinst echt deutsche Männer hervorgehen, die aus voller persönlicher Überzeugung unserm grossen Reichskanzler das charaktervolle Wort nachsprechen können: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt!

Über

vorbeugende Hygiene.

Eine Skizze

von

Dr. C. Axmann,

Königl. Preuss. Geheimer Sanitäts-Rat

und Direktor der Provinzial-Hebammen-Lehr- und Entbindungs-Anstalt in Erfurt.

I.

Infektion, Prophylaxis und die v. Pettenkofersche Formel x, y, z.

Bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts war es den Ärzten unmöglich, einen sichern Blick in das innere Wesen der Infektionen zu thun. Es fehlte ihnen die Hülfe der mikroskopischen Anatomie und der organischen Chemie. Nur auf Grund der Kranken-Beobachtung wussten sie, dass Ansteckungsstoffe die Ursachen der epidemischen Krankheiten seien, dass diese Stoffe für jede Krankheits-Art andere seien und dass dieselben lebend sein müssten, denn sie konnten sich vermehren.

Diese Ansteckungsstoffe waren von Mensch zu Mensch durch den Verkehr übertragbar und wurden mit dem Namen Contagium bezeichnet. Ausser diesen wurden noch andere Einflüsse, welche hauptsächlich aus dem Boden entstammen sollten, angenommen und mit dem Namen Miasma belegt.

Da Contagium und Miasma nicht greifbar waren, wogte mancher Streit, ob eine Krankheit kontagiös, miasmatisch oder beides zugleich sei und woher diese Ansteckungsstoffe, welche oft unerwartet und plötzlich ihre schädliche Wirkung äusserten, stammten?

Die damals noch geltende aristotelische Lehre von der Selbsterzeugung der kleinsten Wesen lieferte hier die scheinbare Aufklärung, und als der Jesuitenpater Athanasius Krüger zu Fulda 1659 bekannt gab: er habe mit seinem Mikroskop die kleinen Tierchen, welche die ansteckenden Krankheiten erzeugten, gesehen, wurde der Glaube, dass kleinste unsichtbare Tierchen die Ursache der Infektion seien, ziemlich allgemein. Eine wesentlich neue Stütze erhielt dieser Glaube, als 1722 Lowenhok mitteilte: er habe in seinem Munde mehr solch kleiner Lebewesen gefunden, als Menschen in Holland

seien. Ende des vorigen und anfangs dieses Jahrhunderts wurde durch die Entdeckung der sogenannten Infusionstierchen die Lehre von der freiwilligen Entstehung dieser Tierchen und ihr Einfluss auf die Entstehung der Krankheiten aufs neue gekräftigt.

Als nach den Befreiungskriegen mehr Ruhe zum Studium, namentlich der Naturwissenschaften eintrat, wurden diesem Teil der Naturkunde die systematische Forschung mittelst sehr verbesserter Mikroskope zugewendet und war es vor allen Ehrenberg, welcher auf Grund seiner Forschungen entschieden gegen die Lehre der „Generatio spontania" auftrat. Ehrenberg zeigte, dass selbst die kleinsten, nur einzelligen Wesen durch Teilung oder Knospung sich vermehrten und dass diese Vermehrungsart unter günstigen Bedingungen in kurzer Zeit eine ausserordentlich grosse sein könne. Er wies nach, dass die Keime dieser kleinsten Lebewesen eine ausserordentliche Widerstandsfähigkeit besassen, dass sie monatelang an trockenen Stellen schlummern konnten, um dann, günstigen Bedingungen wieder ausgesetzt, zu erwachen und ihre Lebensfunktionen zu üben.

Jetzt war es leicht erklärlich, wie im Regenwasser oder in einem Aufguss neues Leben sich entwickeln konnte.

Ehrenberg beschrieb den anatomischen Bau dieser kleinen Wesen, er zeigte durch Färbung, dass selbst die kleinsten Monaden wenigstens Mund und Magen haben, dass die grösseren ausser dem Verdauungsapparat Muskeln, Nerven und Geschlechtswerkzeuge besassen und dass diese grösseren Infusorien sich nicht durch Teilung und Knospung, sondern durch Eier vermehrten.

Ehrenberg entdeckte die Keimung der Sporen verschiedener mikroskopischer Pilze und stellte fest, dass viele dieser kleinsten Wesen nicht tierischer, sondern pflanzlicher Natur seien.

Der Kampf um die alte Lehre der Generatio spontanea wurde Jahrzehnte hartnäckig geführt und erst im Jahre 1857 beendete Pasteur durch Versuche diesen Streit.

Mitscherlich und Pasteur hatten in den 30er Jahren die Gährungstheorie begründet und durch Pasteur wurde erwiesen, dass auch die Fäulnis und alle Zersetzungsvorgänge

der Gährung ähnlich und gleich ihr durch die Einwirkung kleinster, sich durch Spaltung und Sprossung vermehrender Pilze bedingt würden.

In diesen Jahrzehnten waren Botaniker und Zoologen gleich fleissig gewesen. Pflanzen- und Tierbau war mit dem Mikroskop systematisch durchforscht. Kölliker, Henle, Reihardt, Joh. Müller schufen die mikroskopische Anatomie des Menschen, Joh. Müller legte den ersten Grund zur pathologischen Histologie und der pathologischen Zellenlehre. 1837 hatte Schwan durch seine Lehre: „dass die organische Zelle die Grundlage alles Lebens sei, dass alles Organische nur aus Zellen entstehe und bestehe und dass die Zelle, vermöge der ihr angeerbten Kraft, ihre eigene Vermehrung bedinge“, allen Forschungen die Richtung vorgezeichnet, welche bis jetzt befolgt wird.

Es folgten nun Entdeckung auf Entdeckung. Pasteur entdeckte die Pilze der verschiedenen Zersetzungsvorgänge, Pilze, welche das Befallen der Pflanzen erzeugten, und waren es in dieser Richtung namentlich Botaniker, unter ihnen Hallier, welche das Leben der Spaltpilze bei den Krankheiten der Pflanzen und niederen Tiere studierten. Es bedurfte nach diesen Entdeckungen nur eines kleinen Schrittes, um als Ursachen der epidemischen Krankheiten bei Tieren und Menschen, die Spaltpilze zu beschuldigen und zu erforschen.

Pasteur war der erste, welcher von diesen Entdeckungen den praktischen Nutzen zog. Es gelang ihm, als Ursachen der epidemischen Krankheiten der Seidenraupen nicht nur die Pilze zu finden, sondern, durch das Studium der Lebensbedingungen dieser Pilze, die Gegenmittel anzugeben und so die Seidenkulturen Frankreichs, Italiens, Österreichs vor dem Untergange zu retten. Er erntete nicht bloss wissenschaftlichen Ruhm, sondern von sämtlichen Regierungen auch einen ganz bedeutenden pekuniären Lohn!

Er entdeckte ferner den Bacillus des Milzbrandes, der Hühnercholera, des Rauschbrandes, des Schweinrotlaufes und wies die **Abschwächbarkeit der Virulenz dieser Bacillen nach.** Er begründete darauf seine Lehre der Schutzimpfungen. Ein gleich fleissiger, aber

jüngerer Forscher auf dem Gebiete der die Infektionen bedingenden Ursachen, der pathogenen Pilze, ist Prof. R. Koch. Dieser vervollkommnete die schon von Ehrenberg geübte Färbungsmethoden, ersann ein sehr vervollkommnendes Kulturverfahren, er verstand es sehr bald, mittelst Reinkulturen die einzelnen Pilzarten zu züchten und durch Tierversuche den exakten Beweis zu liefern: dass zur Erzeugung einer bestimmten Infektion ein ganz bestimmter Mikroorganismus nötig sei.

So war denn nun das lebende Contagium der alten Ärzte als ein kleiner Spaltpilz erkannt. —

Gleichzeitig war auch erkannt, dass diese kleinen Pilze ein wichtiges Mittelglied im Kreislauf des Stoffes sind und dass ohne sie eine Rückführung der organischen Gebilde in die unorganische Natur nicht möglich ist. Sie erfüllen ihren Beruf, wenn sie durch Infektion das organische Leben zerstören. Während die chlorophylhaltigen Pflanzen die hochkomponierten Eiweissverbindungen und Fette zu unserer Nahrung liefern, wir aus ihnen unsern Körper aufbauen, sind wir wieder die Nahrung für diese kleinsten, nicht chlorophylhaltigen Pflänzchen. Sie führen die zu organischen Gebilden benutzten unorganischen Stoffe der unorganischen Natur wieder zu.

Das ganze Erdenrund, Luft, Boden, Flüsse, Eis, Schnee, Meer u. s. w. sind mit Mikroben zu obigem Zweck erfüllt. Ein Theil derselben, weil er Krankheiten erzeugen kann, nennen wir pathogen. Es ist, mit Ausnahme der akuten Hautkrankheiten, fast für jede Infektion ein spezifischer Pilz aufgefunden, gezüchtet und sind mit ihnen erfolgreiche Infektionsversuche ausgeführt.

Trotz der massenhaften Bestätigungen der Koch'schen Entdeckungen, trotz der allgemein anerkannten Kultur- und Versuchs-Resultate, gab es und giebt es noch Zweifler. An ihrer Spitze befand sich bis noch vor ganz kurzer Zeit v. Pettenkofer. Derselbe hatte vor langer Zeit für die Cholera-Epidemieen die Formel x, y, z aufgestellt und verstand damals unter x und y zwei unbekannte Grössen, durch deren Vereinigung das z, das Choleragift, entstehen sollte. x war das Contagium und y ein geheimnisvolles Etwas, was namentlich

durch Grundwasserschwankungen in der Erde entstehen und derselben entsteigen sollte. Das war das Miasma der Alten.

Jetzt hat v. Pettenkofer den Bacillus Kochs als das x seiner Formel endlich anerkannt, aber über das y schwebt noch ein geheimnisvolles Dunkel. Trotz Winterfrost und Schneedecke soll es immer noch aus der Erde aufsteigen und seine Wirkung äussern können. v. Pettenkofer führt in seiner neuesten Choleraschrift, zum Verständnis seiner Ansicht, das Beispiel der Hefenzellen an. Diese könnten ohne Vorhandensein des Zuckers den Alkohol nicht erzeugen und ebenso könnte der Bacillus der Cholera ohne das y das Choleragift nicht hervorbringen. Das y soll von örtlichen und zeitlichen Verhältnissen bedingt sein.

Ein solcher Einfluss des Ortes und der Zeit wird weder von den Ärzten, den Epidemiologen und den Bakteriologen bestritten, sondern voll anerkannt.

Professor Koch hat wiederholt auf diese begünstigenden Einflüsse, welche die Epidemieen erzeugen, hingewiesen. Die begünstigenden Einflüsse sind aber nichts Geheimnisvolles, sondern sie sind längst klar erkannt und hängen von Zeit und Ort ab, auch das wird von v. Pettenkofer gerne zugestanden.

Es ist demnach unnütz, nach dem geheimnisvollen y zu suchen, halten wir uns an die Thatsachen: dass die Lebensverhältnisse der Menschen, ihre Nahrung, das Wasser, ihre Genüsse, die natürliche Beschaffenheit des Bodens, seine Feuchtigkeitsgrade, seine Unreinlichkeit, die Wohnstätten in ihrer Zusammenwirkung auf ganze Menschengruppen die Empfänglichkeit zu Erkrankungen im allgemeinen erzeugen und dass die vorbeugende Hygiene die Bevölkerung vor dieser Empfänglichkeit zu schützen hat, also das y beseitigen kann.

Zu dieser vorbeugenden Hygiene rechne ich frühzeitige Beschaffung guten Trink- und Gebrauchswassers (es ist falsch, wenn man zum Gebrauchs- und Wirtschaftswasser eine geringere Sorte verwendet); ferner Kanalisation und wo es nötig, Drainage, Reinlichkeit des Grund und Bodens, der Strassen, Wohnungen, der Luft; keine Übervölkerung der Wohnungen. Ferner Impfzwang gegen die Pocken, Einrichtung gut geleiteter Schlachthäuser mit Schlachtzwang, Abkochen des Freibankfleisches, Einrichtung von Volksbädern, guter Kranken-

häuser; die Antisepsis, sichere Abfuhr aller Abfallstoffe und gute, geräumige Wohnungen.

Die Vernachlässigung der soeben genannten Einrichtung ist nach meiner Meinung das y der v. Pettenkoferschen Formel.

v. Pettenkofer sagt auf S. 26 seiner neuesten Choleraschrift: „Hamburg macht seit Jahren im wachsenden Zustande ein „eigentümliches Experiment im grossen Massstabe, es glaubt, „sich mit einem höchst unreinen Wasser rein waschen zu kön„nen. Die Hamburger Wasserkunst verteilt unfiltrirtes Elb„wasser in der ganzen Stadt und darüber hinaus. In den „Leitungsrohren findet man grosse Rasen von Pilzen pflanz„lichen und tierischen Ursprunges, hie und da einen Wasser„hahn durch den Kopf eines Aales verstopft. Wem so ein „Wasser nicht gefiel, der konnte sich ein sogenanntes Haus„filter einrichten, und wem auch das hausfiltrirte Wasser nicht „schmeckte, der konnte seinen Durst mit Wein oder Bier oder „mit Selterswasser stillen. Für den Hausgebrauch, als soge„nanntes Nutzwasser zum Reinigen der Zimmer und Wohnun„gen, der Höfe und Strassen u. s. w. diente aber nur das un„filtrirte Elbwasser. Mit diesem Schmutzwasser brachte „man seit dem Bestehen der Wasserkunst einen Teil des Un„rates, welchen man mit Hülfe der sehr guten Kanalisation in „die Elbe abschlemmte, immer wieder in die Stadt und über „die ganze Stadt zurück, denn derselbe fliesst in Hamburg „nicht immer flussabwärts und so weit, dass er auf seinem „Wege durch die Selbstreinigung des Flusses aufgezehrt werden „könnte, sondern er fliesst zweimal im Tage bei eintretender „Flut stromaufwärts und gewissermassen von seiner Haupt„ausmündungsstelle bis über die Wasserschöpfstelle der Ham„burger Wasserkunst hinauf. Ein solches Nutzwasser muss zu „einer allmählichen Bodenverunreinigung beitragen und der „reinigenden Wirkung der Kanalisation zuwider arbeiten."

Auch die Wohnungsverhältnisse waren in Hamburg höchst ungünstige. Diese Verhältnisse waren 1866 in Erfurt nicht besser. Luft und Wasser waren unrein. Die Pumpbrunnen hatten oft faulen Geschmack, die chemische und mikroskopische Untersuchung bestätigte die sehr schlechte Beschaffenheit. Da das Wasser hart war, wurde zum Kochen und Reinigen der Geschirre Gera, Hirschlache und selbst das

Wasser der schmutzigen Kanäle, welche mit geringem Gefälle fast sämtliche Strassen durchzogen, benutzt. In diese und die Flussläufe wurden alle Abgänge der Metzger, Gerber etc. geworfen. Die Aborte der an den Geraarmen liegenden Häuser waren über diesen Flussläufen angebracht. Die Kanäle und Flussläufe verbreiteten eine schlechte Luft und zu Sommerszeiten einen wahrhaft mephitischen Gestank. Auf den schlecht gepflasterten Strassen — es reihte sich oft Loch an Loch — fehlte die Reinlichkeit. Die Ökonomen durften beim Fahren des Düngers so viel verlieren, als bei dem unordentlichen Laden herunterfallen wollte etc. etc. Kurz, Erfurt war für Cholera, Typhus, Ruhr etc. sehr wohl vorbereitet. Es besass das y der v. Pettenkoferschen Formel in reichem Masse. Es starben von 57000 Einwohnern 1080 an Cholera. In der Weitergasse starb die Bevölkerung eines ganzen Hauses innerhalb 8 Tagen aus. Bei dem später erfolgenden Umbau wurde nachgewiesen, dass seit vielen Monaten Blut und Jauche des Nachbarfleischers Schmöger unter die Fussböden des Parterres gedrungen. Die 12 von der Cholera 1866 in Erfurt am stärksten heimgesuchten Häuser habe ich selbst besucht und ausgemessen, sie boten folgende Zustände: Der Schmutz war aufs höchste gestiegen und eine bis an die alleräusserste Grenze gehende Übervölkerung vorhanden. Eine Kammer war z. B. so mit 7 Betten vollgepfropft, dass ich, um zu dem im letzten Bett liegenden Cholerakranken zu gelangen, über die fast schwarz von Schmutz aussehenden Betten in gebückter Stellung hinweg klettern musste. Es kamen in diesen 12 Häusern auf einen Bewohner 0,3 - 1,6 Quadratfuss, sage Quadratfuss der Hausgrundfläche und starben bis zu 27,27 Prozent. Dabei trat in demjenigen Hause, welches am stärksten übervölkert war, 116 Einwohner beherbergte und nur 0,3 Quadratfuss der Hausgrundfläche gewährte, doch nur 9 Prozent Sterblichkeit auf, weil das Haus nach Süd und Südwesten frei lag, den Winden und der Sonne zugänglich war. Kleinere Häuser mit nur 50 Einwohnern und welche fünfmal grössere Grundflächen (1,6 Quadratfuss) auf die Person gewährten, aber von grossen Häusern umschlossen, dem Einfluss der Winde und der Sonne entzogen waren, lieferten 27,27 Procent Tote.

Aber in allen Häusern waren die Erkrankungen innerhalb 6—8 Tagen vorüber. Wer diese Zeit überstanden hatte, blieb gesund, er hatte offenbar keine persönliche Disposition, das z der v. Pettenkoferschen Formel.

Das Gegenstück zu diesen Häusern bildete eine grosse Mietskaserne, mässig durch eine Webergesellschaft bevölkert. Dieses Haus lag mitten in dem Choleraviertel, im vollen Verkehr mit der verseuchten Umgegend, und trotzdem in allen früheren Epidemieen Typhus wie Cholera reiche Ernten in ihm gehalten hatten, blieb dieses Haus 1866 von Cholera vollkommen frei. Ein neuer, wohlwollender Besitzer, Herr Treitschke, hatte 1½ Jahre vorher diese Kaserne gründlich gereinigt, einen neuen Brunnen angelegt, vorzügliche Abortsverhältnisse geschaffen und grösste Ordnung und Reinlichkeit allen seinen Mietern zur strengsten Pflicht gemacht. Sie waren gefeit!

Von 309 Typhuskranken hatten 244 ihre Schlaf- und Arbeitsräume dicht neben den Aborten, die übrigen schliefen meist in nicht lüftbaren Verschlägen.

Durch Vernachlässigung der vorbeugenden Hygiene wird ein Zustand in unserm Körper erzeugt, welcher die Widerstandsfähigkeit der lebendigen Thätigkeit der Gewebe und des Blutes vermindert. Diejenigen Völker, welche frühzeitig die Arbeitskraft des Menschen achteten, durch weise Hygiene die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung stärkten und für strenge Durchführung der einmal als gut erkannten Vorschriften sorgten, haben reichen Lohn geerntet.

Ein allbekanntes Beispiel ist die Langlebigkeit der Juden. In Preussen verdoppelt sich die jüdische Bevölkerung in 41 Jahren, die christliche erst in 51. Während der vierte Teil der Juden das 71ste Lebensjahr erlebt, erreichen die Christen nur das 60ste. Die mittlere Lebensdauer der Juden ist 49 Jahre, die der Christen 37. Während in London von den christlichen Neugeborenen 14 Prozent zu Grunde gehen, stirbt erst 1 Prozent der Judenkinder. Das sind die Errungenschaften sorgfältiger Beachtung hygienischer Regeln und des streng geordneten Familienlebens der Juden.

In England war es gelungen, durch die vorbeugende Hygiene die frühere Sterbeziffer von 42 auf 21,2 herabzusetzen und durch neue, verschärfte Sanitäts-Ordnung von 1873 ab

sogar auf 17,19 für 1000 Einwohner. An fieberhaften Infektionen starben im Jahrzehnt 1860: 8,85, 1870: 4,89, 1880: 2,39.

Auch in Indien, dem Lande der Seuchen, ist es der englischen Sanitätsbehörde gelungen, durch grösste Reinlichkeit, Beschaffung guten Trinkwassers, Kanalisation, Drainagen etc. die Sterblichkeit der europäischen Soldaten von 89,6 auf 16,27 herabzumindern, und erklärten 1887, auf Grund ihrer Erfahrungen, englisch-ostindische Militärärzte die Cholera sogar im eigenen Vaterlande durch gute, vorbeugende Hygiene vermeidbar.

Im deutschen Heere sind seit Einführung der vorbeugenden Hygiene die Belegungs-Verhältnisse der Lazarette von 67,0 auf 40 für 1000 Soldaten gesunken. Nach einem Bericht des General-Arztes der Armee Dr. von Coler waren 1887 über 2 Millionen Behandlungstage weniger nötig. Die Sterbeziffer im deutschen Heere ist die niedrigste aller europäischen Staaten, sie beträgt nur 3,2 für 1000 Mann. Es wurden 1887 durch die vorbeugende Hygiene 1539 Mann mehr am Leben erhalten.

Diese Ersparnis wiederholt sich jedes Jahr! Welcher Segen für Familie, Gemeinde und Staat!

Die vorbeugende Hygiene kann nicht genug gepflegt werden, ihre Vernachlässigung ist das y der v. Pettenkoferschen Formel.

Es giebt nun viele, welche glauben, dass schon Wasserleitung, Kanalisation, Schlachtzwang genügten, aber Erfurt giebt uns den Beweis vom Gegenteil; denn trotzdem Tuberkulose und Typhus wesentlich zurückgegangen, so ist doch die allgemeine Sterbeziffer in den letzten 4 Jahren wieder gestiegen. 1889 war sie bis zu 20,35 herabgedrückt, 1890 stieg sie auf 22,80, 1891 auf 21,70 und 1892 auf 22,27. Ein Vergleich zweier, 30 Jahre von einander liegender Jahrzehnte giebt uns einen Einblick in die Erfolge der Sanierung Erfurts.

Bis 1866 war in Erfurt so gut wie nichts in sanitärer Beziehung geschehen. Das Jahrzehnt 1852—61 zeigt uns die alten traurigen Zustände, dagegen besitzt das Jahrzehnt 1882—91 Wasserleitung mit vorzüglichem Wasser, Kanalisation, Abfuhr, Schlachthaus, vorzügliche Schulen und Krankenhaus.

1852—61 starben von 1000 Einwohnern 10,10 an Tuberculosis, 1882—91 5,15. Die Tuberculosis des Rindviehes hat

durch das strenge Verwerfen des perlsüchtigen Viehes in unserm Schlachthause, durch belehrende Vorträge des Schlachthaus-Direktors Kleinschmidt in den um Erfurt herum liegenden Ortschaften und Vereinen, durch die Beseitigung ganzer verseuchter Rindviehstämme wesentlich abgenommen, so dass der frühere Prozentsatz von 19—20 auf 11,12 für 100 Stück Rindvieh gesunken ist.

Im Leipziger Schlachthaus beträgt dieser Satz jetzt noch 20. Die Eutertuberkulose hat so abgenommen, dass unter 649 Kühen nur 13 daran litten.

Nun ist die Tuberkulose unter den Menschen sehr verbreitet; statistische Zusammenstellungen haben erwiesen, dass circa 40 Prozent der Leichen schlummernde oder im Rückgang befindliche Tuberkelherde enthalten. Es ist nun ferner eine längst erkannte Thatsache, dass schlummernde Tuberkelherde durch neue Infektion geweckt werden. Das haben die Tuberkulin-Injektionen leider wieder aufs neue bestätigt. Wenn daher durch strenge Schlachthausordnung, durch Milchkontrolle Neuinfektionen verhütet werden, so bekommen die im Körper schlummernden kleinen Herde keine Anregung, die Ausbrüche der Tuberkulose werden verhütet. Es wird gewiss durch fortgesetzte Strenge die Tuberkulose noch mehr vermindert werden.

Sie fordert mehr Opfer als die Cholera. In den zum Vergleich benutzten 20 Jahren starben an tuberkulösen Krankheiten 5889 Menschen, und innerhalb 44 Jahren an Cholera 1745, das giebt auf das Jahr 294 Tuberkeltote und nur 40 an Cholera Verstorbene.

Ausserordentlich ermutigend, die Sanierung Erfurts immer mehr zu vervollkommnen, sind die Rückgänge des Typhus. In den Jahren 1849—1868 waren unter 1000 Toten 56,8, in dem Jahrzehnt 1882—91: 8,8. Während das Jahrzent 1852—61 auf 1000 Lebende 1,71 Typhustote nachwies, beträgt die Sterblichkeit 1882—91 nur 0,35. Ja in den letzten 4 Jahren ist dieselbe, trotzdem durch das typhusverseuchte Dorf Hochheim reiche Gelegenheit zur Einschleppung gegeben war, auf 0,17 gefallen. Wenn man nun bedenkt, dass unter den Gestorbenen mancher Sachsengänger der Eisenbahn- und landwirtschaftlichen Arbeiter sich befindet, wenn man bedenkt, dass die um Erfurt herum liegenden weimarischen, gothaischen

und sondershäuser Krankenkassen ihre schweren Typhuskranken den Erfurter Krankenhäusern zusenden, so schrumpft die Typhussterblichkeit für Erfurts Bewohner fast auf Nichts zusammen.

Erfurt ist frei von Typhus und Typhusdisposition.

Da der erste Angriffspunkt des Typhus, der Darm, dem der Cholera gleich ist und dieser gegen Typhus in Erfurt widerstandsfähig ist, so können wir uns der Hoffnung hingeben, dass eine ernste Cholera-Epidemie Erfurt nicht heimsuchen wird.

Trotz dieser grossen Errungenschaften der vorbeugenden Hygiene hört man selbst aus dem Munde Gebildeter, dass viel zu viel Geld für Sanitäts-Einrichtungen ausgegeben worden und dass es Zeit sei, endlich damit aufzuhören. Es ist daher gewiss sehr nützlich, mittelst einer Wahrscheinlichkeits-Rechnung am Typhus durch Zahlen die Vorteile der vorbeugenden Hygiene nachzuweisen. Der Typhus eignet sich am besten dazu, denn er befällt das arbeitsfähige Alter.

Auf einen Typhustoten muss man 20 Typhuskranke rechnen. Erfurt würde demnach im Jahrzehnt 1852—61 bei 343617 Einwohnern mit 599 Typhustoten 11980 Typhuskranke beherbergt haben. Da nun in Erfurt im Jahrzehnt 1882—91 617153 Einwohner anwesend waren, so müssten nach demselben Verhältnis 21598 Typhuskranke in diesem zweiten Jahrzehnt vorhanden gewesen sein. Nun sind aber in diesem Jahrzehnt nur 156 am Typhus gestorben, folglich würden nur 3120 Typhuskranke anzunehmen sein und demgemäss würden innerhalb des zweiten Jahrzehnts 18478 Einwohner vor dem Typhus geschützt und arbeitsfähig erhalten worden sein. Ein Typhuskranker kostet im Minimum mit Arbeitsverlust 240 Mark, giebt für Erfurts Bevölkerung in 10 Jahren 4434700 Mark Ersparnis.

Diese ausserordentlich hohe Ersparnissumme erscheint dem Laien gewiss zu hoch, sie ist noch nicht hoch genug! Wenn man könnte die grossen Vorteile, welche die vorbeugende Hygiene auf den günstigen Verlauf aller andern Krankheiten übt, wenn man nur annähernd könnte die Stärkung der Arbeitskraft, die dadurch vermehrte Wohlhabenheit der Bevölkerung zahlenmässig nachweisen, es würde eine ausserordentlich höhere Summe erzielt werden. Diese Summe ist nun nicht einmal

als Kapital zu betrachten, sondern als die Zinsen der zu Sanierungszwecken ausgegebene viel geringere Summe.

Aus allem bisher Angeführten ist zu erkennen, dass ein y existiert, aber nicht ein geheimnisvolles, sondern ein klar erkanntes, das ist die Vernachlässigung der vorbeugenden Hygiene.

Wäre Deutschland durch ein Sanitäts-Reichsgesetz bereits im Besitz allgemeiner Sanierung, wären prophylaktische Massregeln im Zwangswege durchgeführt, wäre die Überzeugung von ihrem Vorteil dem gesamten Volke ins Blut übergegangen, wie dies in England der Fall, wir könnten grossartige Sperrmassregeln ganz entbehren. Die Bevölkerung könnte ohne Furcht eine drohende Epidemie in ihrer Nachbarschaft ruhig mit ansehen. Jetzt kann eine kleine Republik von Kaufleuten ein grosses, mächtiges Reich um Milliarden ungestraft schädigen, ja der gute Deutsche sammelt noch in seiner Naivität und belohnt die reiche Stadt für den Schaden, welchen sie Deutschland zugefügt hat.

Es ist zwar jetzt ein Reichs-Seuchengesetz geplant, was aber darüber bekannt ist, giebt wenig Hoffnung, dass die Prophylaxis besonders beachtet und gepflegt werden wird. Es ist mehr vom bakteriologischen Standpunkt verfasst, dessen volle Berechtigung ich zwar anerkenne, es will aber den anrückenden und eingerückten Feind hauptsächlich bekämpfen, während es durch vorbeugende Hygiene ihm die Nahrung entziehen und das Anrücken unmöglich machen sollte.

Betrachten wir nun von Pettenkofers z, die persönliche Disposition. Sie ist zu allen Zeiten, von allen Ärzten, für alle Krankheiten anerkannt. Hier sei ihrer in besonderer Rücksicht auf die Infektionen gedacht. Die Disposition ist entweder angeerbt oder durch den Lebenswandel erworben. Ererbt wird sie entweder im Augenblick der Befruchtung, germinative Vererbung, oder sie wird durch das Blut der Mutter im Laufe der Gravidität übertragen, uterine Vererbung.

Die germinative Vererbung. In dem Augenblick, wo der männliche Samenkern in den weiblichen Kern des Eies eindringt und beide zu einem Kern werden, erhält dieser

neue Kern die lebendige Kraft aus aufgenommener Nahrung, alle die verschiedenen Organe, und aus ihnen ein dem Elternpaare gleiches Individuum zu bilden. Dieser Kern muss in der angeerbten Ernährungsrichtung arbeiten, er muss die Formen und Fähigkeiten entwickeln, welche ihm vom Elternpaar übertragen sind.

So werden naturgemäss auch fehlerhafte Ernährungsrichtungen, welche zu Krankheiten disponieren, mit übertragen und mit entwickelt. Ist es eine Disposition zu einer Infektionskrankheit, so erkrankt der Mensch trotz Disposition nicht, wenn er nicht den Ansteckungsstoff erwirbt. Es kann auch durch ein verständiges, durch den Arzt geleitetes Regiem, durch verständige Heiraten nach und nach eine in der Familie vorhandene Disposition gemindert, ja in seltnen Fällen ganz beseitigt werden.

Ausser dieser germinativen Übertragung der persönlichen Disposition giebt es noch im Augenblick der Befruchtung eine direkte Vererbung des Giftes selbst. Im männlichen Samen wie im weiblichen Ei sind Tuberkelbacillen, Rotzbacillen und Milzbrandbacillen gefunden und es wäre wohl kaum erklärlich, wie es sonst möglich ist, dass bei den Vorfahren von 753 an Tuberculosis Verstorbenen 181 mal Lungentuberkulose, 71 mal Knochentuberkulose und 83 mal Geistes- und Nervenkrankheiten nachgewiesen werden konnten. Ausserdem noch 28 mal Krebs.

Bei der Syphilis ist eine germinative Übertragung des Giftes unzweifelhaft erwiesen. Von 209 Kindern, welche von Frauen geboren, die erst nach der Conception die Syphilis erworben hatten, wurden nur 8 totgeboren, es überlebten 102 das erste Lebensjahr. Von 153 Kindern, welche von Frauen geboren wurden, die vor der Conception die Syphilis erworben hatten, wurden 120 totfaul geboren und überlebten nur 8 das erste Lebensjahr.

Die Syphilis kann gleich der Tuberkulose lange latent sein. Es bedarf der Körper zu seiner Befreiung wiederholt antisyphilitischer Kuren bis zu 2 Jahren und länger. Will eine syphilitisch gewesene Person heiraten, so muss sie mindestens 2 Jahre vollkommen Recidiv frei gewesen sein und durch eine normale Ernährung des Körpers erkennen lassen, dass sie sy-

philisfrei geworden ist. Nicht selten, viele Ärzte behaupten sogar, es sei die Regel, wird die Syphilis durch die erste antisyphilitische Kur nur latent gemacht und es ist darum ärztlicherseits der Vorschlag gemacht worden, syphilitisch gewesene und aus dem Krankenhause als geheilt entlassene Dirnen noch 2 Jahre in einem Quarantänehaus vom Verkehr abzuschliessen, sie zu beobachten und Nachkuren zu unterwerfen. Hierdurch würde auch eine moralische Besserung erzielt. Abgesehen aber davon, dass eine solche Freiheitsberaubung vor dem Gesetze nicht gerechtfertigt sein würde, würden die Kosten ausserordentlich grosse werden, und darum dürfte dieser Vorschlag nicht ausführbar sein.

Wie lange latent angeborene Syphilis bleiben kann, das beweisen einige Erkrankungen sonst gesunder Kinder an tertiären Formen noch bis ins 14. Lebensjahr und eine Anzahl von Nerven- und Gehirnkrankheiten, welche, nach Jahre lang vorhergegangener syphilitischer Infektion ausbrechen und durch antisyphilitische Kuren nicht nur gemässigt, sondern selbst geheilt wurden.

Welch ausserordentliche Ausbreitung eine infektiöse Krankheit durch Erbschaft und mangelhafte Trennung der Geschlechter erhalten kann, lehrt uns die Lepra in Indien. Nach amtlichem Bericht der ostindischen Sanitätsbehörde wurden 131 618 Leprakranke in den ostindischen Provinzen gezählt. Es steht der Lepra die Sanitätsbehörde Indiens vollkommen machtlos gegenüber. Nur durch Trennung der Geschlechter und Isolierung bis zum Tode kann die Lepra ausgerottet werden.

Für Lepra sind charakteristische Zeichen das Verschwinden der Tastempfindung, die Atrophie und Parese der oberflächlichen Gesichtsmuskeln, die Verdickung der Nerven durch knotige Anschwellungen, das Vorhandensein von Flecken auf der Haut des Körpers, insbesondere wenn diese Stellen unempfindlich geworden sind, spontaner Schwund der Phalangen, bedeutende Veränderungen der Nägel, vollständiger oder partieller Ausfall der Haare. Bei Applikation eines Vesicans können im Blaseninhalt nach 3—4 Tagen die Leprabacillen nachgewiesen werden.

Die persönliche Disposition zu Infektionen kann, gleichwie zu andern Krankheiten, erworben werden. Meist

ist es aber nicht eine spezielle Disposition zu besonderen Krankheiten, sondern eine Verminderung der Widerstandskraft des Körpers oder einzelner Organe. Lüderliches Leben, Ausschweifung in den Genüssen, aber auch Überarbeitung körperlicher wie geistiger Natur, niederdrückende Gemütserregungen, frühzeitiger Verbrauch der Lebenskraft, Not und Sorgen. Der Hungertyphus ist ein Beispiel der letztern Art.

Unter 336 Choleratoten waren 195 Trunkenbolde, 58 Prozent, und 131 mässige Gewohnheitstrinker, 39 Prozent, und die Thatsache, welche in allen Epidemieen festgestellt worden, dass der Montag und Dienstag die meisten Cholera-Erkrankungen bringt, beweist, wie leicht auch vorübergehende persönliche Disposition erworben wird.

Auf Grund der bisherigen Mitteilungen besteht der schon in alten Zeiten geltende Satz:

ohne Contagium, jetzt Mikroorganismus, keine Infektion, ohne persönliche Disposition keine Erkrankung und durch rechtzeitige Übung der vorbeugenden Hygiene keine Epidemie!

noch heute zu Recht.

II.

Einige besondere Eigenschaften pathogener Mikroorganismen.

Wie bereits oben erwiesen, bedürfen die Mikroben organisch vorgebildeter Nahrung und hat fast jeder Pilz eine specifische Nahrung nötig. Injiciert man Tieren ein Gemenge verschiedener Arten Spaltpilze, so entwickelt sich nur diejenige Art, welche in der betreffenden Tierspezies ihren günstigen Nährboden findet, die andern gehen zu Grunde.

R. Koch entdeckte schon 1878, dass die eine Spaltpilzart, welche unfehlbar der einen Mäuseart den sichern Tod brachte, einer andern Mäuseart vollständig unschädlich war. Mäuseblut ist fast ohne Unterschied günstiger Nährboden für Milzbrandbacillus, das Rattenblut nicht, in ihm geht er rasch unter. Ratten sind gegen Milzbrand so lange immun, als nicht durch besonderes Futter die ihnen eigentümliche Alcalescenz des Blutes genommen ist. Der Vollblutneger ist immun gegen das gelbe Fieber, der Weisse ist hoch disponiert.

Der Faulfieber-Bacillus tötet Kaninchen, Hasen, Mäuse mit absoluter Sicherheit, Meerschweinchen und Ratten nicht. Junge Hunde erliegen dem Milzbrand, alte sind immun. Der Typhusbacillus findet im 2. und 3. Lebensjahrzehnt des Menschen das günstigste Entwicklungsfeld, der der Cholera verschont kein Alter. Diese beiden letzten Arten wählen zu ihren Angriffspunkten den Darm des Menschen, der Bacillus der Influenz., des Milzbrandes, die Plasmoidien der Malaria das Blut, und während der Milzbrandbacillus im Blute sich meist frei bewegt, dringt der Bacillus der Influenz vielfach in die weissen, die Plasmoidien der Malaria dagegen in die roten Blutkörperchen ein.

R. Koch gelang die Übertragung der Cholera auf Tiere nicht eher, als bis er den sauren Magensaft, einen Feind des Kommabacillus, neutralisierte. In sauren Speisen geht der Cholerabacillus zu Grunde.

Die Lebensdauer der pathogenen Pilze ist verschieden und wird von den Lebensverhältnissen, in welche sie geraten, sehr modificiert. So kann der Cholerabacillus, so lange die Milch nicht säuert, in ihr gut gedeihen. Ist die Milch durch anhaltendes Kochen sterilisiert und dadurch vor der Säurebildung geschützt, so kann der Cholerabacillus, kommt er nachträglich hinein, bis zu 3 Wochen lebensfähig bleiben. In guter Butter bleibt er bis zu 32 Tagen entwickelungsfähig, in ranziger stirbt er rasch, desgleichen im Quark, in den Molken und im Käse innerhalb 24 Stunden. Im sterilisierten Paukewasser, weil durch die Sterilisation die Feinde des Cholerabacillus, die Fäulnisbakterien, getötet sind, lebte er bis zu 7 Monaten, während er im nicht sterilisierten Wasser durch die andern Wasserbakterien zerstört wurde und schon nach dem 2ten Tage nicht mehr zu finden war. Sterilisierte Kanaljauche ist für den Cholerabacillus eine sehr gute Nahrung. Im Bier stirbt er innerhalb 24 Stunden, Wein tötet ihn in circa 10—15 Minuten, der saure Magensaft in einer halben Stunde. Auch am Brot kann er bis zu 24 Stunden leben. Auf vor Austrocknen geschütztem Bratenfleisch wenigstens 8 Tage, auf Böklingen 4 Tage. Auf Obst 24—30 Stunden, befindet sich dieses unter einer Glasglocke, bis zu 4 Tagen, desgleichen auf frischen Gemüsen. Auf Druckpapier,

eines nach dem Antrocknen zugeklappten Buches, bleiben sie 17 Stunden, auf einem in Couvert eingeschlagenen Briefbogen bis 24 Stunden am Leben. Auf Münzen sterben sie durch Trocknen in 10—30 Minuten. Auf trocken sich anfühlenden Kleidungsstoffen können sie bis zu 4 Tagen leben. Auf feuchtbleibender Wäsche mindestens 14 Tage. Fliegen können wenigstens 2 Stunden lang, nachdem sie mit feuchtem Choleramaterial in Berührung gekommen waren, Fleisch und Milch nachweisbar inficieren.

Auf der trocknen menschlichen Hand hält sich der Cholerabacillus mindestens 1 Stunde, überlebt aber nicht 2 Stunden. In der Sonne, in der trocknen Luft unterliegt er in wenig Minuten bis zu 2 Stunden, je nach Intensität der trocknen Luft. In nicht sterilisiertem Kote sterben die Cholerabacillen nach höchstens 4 Tagen, im sterilisierten lebten sie bis zu 25 Tagen. Blut und das Blutserum vernichten ihn in kurzer Zeit.

Duclaux fand luftdicht abgeschlossene Spaltpilze, welche Pasteur 25 Jahre früher bei seinen Untersuchungen über die Selbsterzeugung eingeschlossen hatte, noch lebensfähig. In einem türkischen Lazarett bei Constantinopel, welches ¾ Jahre vorher zum Choleralazarette benutzt worden war, dann Monate lang leer gestanden und umgebaut worden war, brach bei neuer Belegung mit anderen Kranken, zu einer Zeit, wo die ganze Türkei frei von Cholera war, in einem Saal die Cholera aus. Die Untersuchung ergab, dass bei dem Neubau in diesem Saal die alten Dielen liegen geblieben waren und der Choleraschmutz in den breiten Dielenritzen die Bacillen lebenskräftig erhalten hatte. In dem Dorfe Bellinghausen bei Essen brach im Sommer 1868 eine Cholera-Epidemie aus. Es war damals ganz Europa cholerafrei, und man muss die Epidemie als einen Nachzügler der Essener Epidemie 1866 annehmen. 1866 im September brach die Cholera in einem isoliert gelegenen Dörfchen des Eichsfeldes aus. Es ergab sich, dass ein Soldat seine schmutzige Wäsche, kurz vor seinem in Böhmen durch Cholera erfolgten Tod, seinen Eltern geschickt. Durch diese Wäsche waren die Eltern inficiert worden.

Der Eintritt der Mikroben in den tierischen Körper geschieht entweder an einer der Oberhaut beraubten Stelle der

Haut, oder durch eine der vorhandenen Drüsenöffnungen. Ferner durch die Atmungsorgane, die Nase, den Mund, den Darmkanal, den Anus und die Genitalien. Die häufigste Art des Eintritts ist die durch den Mund und den Darmkanal; die schädlichste und am raschesten allgemein auf den Gesamtorganismus wirkende, ist der Eintritt durch die Atmungsorgane. Der erstere Eintritt ist weniger schädlich, weil die Verdauung einen grossen Teil der eingedrungenen Bakterien zerstört, während sie bei dem Eintritt durch die Lungen rasch in das Blut gelangen und einen allgemein schädigenden Einfluss leichter üben können. Das Blut besitzt nicht die hohe vernichtende Kraft, welche den lebendig chemischen Vorgängen der Verdauung eigen ist.

Milzbrandsporen und diejenigen der Influenz treten oft in das intakte Lungengewebe ohne jede Primärreizung und durch die Schleimhaut in das Blut, weil die Thätigkeit der Sporen erst dann zur Geltung kommt, wenn sie keimen. Die Rückwirkung auf die Organe und den Gesamtorganismus beginnt erst mit der Lebensthätigkeit, dem Keimen der Sporen und dem Wachstum und Vermehrung der aus ihnen hervorgegangenen Spaltpilze.

140 Tiere (Meerschweinchen, Kaninchen, Mäuse) setzte H. Buchner der nassen Zerstäubung von Hühnercholera- und Milzbrandbacillen aus; es erlagen 96 = 68,6 Prozent, innerhalb 2—4 Tagen; von 79 Tieren, mit entsprechenden Mengen der nämlichen pathogenen Pilze gefüttert, erlagen nur 7 = 8,9 Prozent. Die Lungeninfektion ist viel gefährlicher, es gehört eine viel geringere Quantität dazu. Buchner berechnete den Unterschied zwischen Milzbrandinhalation und Fütterung wie 1 : 30000. Sofort nach der Inhalation enthielten die Lungen reichlich Sporen, welche so keimten, dass nach 20 Stunden die Sporen zu Gruppen von 20 — 25 Stäbchen ausgewachsen waren. Sie lagerten zum Teil schon zwischen den Epithelien. 23½ Stunde nach der Inhalation bestanden diese Gruppen schon aus Hunderten von Bacillen. Das übrige Lungengewebe und der Gesamtorganismus waren noch frei. Im weiteren Verlauf traten die Bacillen in das Lungengewebe und in das Capillargefässnetz. Je weniger die Schleimhaut und das Gewebe der Lunge lokal gereizt war, desto mehr passierten Stäbchen dieselben, je grösser aber gleich im Anfang eine Reizung der Schleimhaut

des Lungengewebes eintrat, um so weniger konnten die Stäbchen in das Lungengewebe eindringen. Die Reizung verhindert durch den Widerstand der Gewebe die Infektion. Die Lokalreizung ist, wenn nur Sporen zuerst eindringen, oft kaum bemerkbar. Die Sporen haben anfangs noch ihr latentes Leben und üben noch keinen chemischen Reiz, diesen bedingen die entwickelten Stäbchen, sie erzeugen Katarrhe und Lungenentzündung.

Die Luftinfektion geschieht in den Lungen beim Menschen hauptsächlich durch die Blutpilze, d. h. diejenigen pathogenen Pilze, welche sich im Blute ernähren und vermehren. Dahin gehören die Kokken der Influenz, die Bacillen des Milzbrandes, die Spirillen der Febris recurrens, die Plasmoidien der Malaria.

Durch den Mund und den Darm gelangen hauptsächlich der Bacillus Coli, die Ursache vieler Kinderdiarrhoen, der Cholerabacillus, der Prior-Finkler-Bacillus, der Typhusbacillus, die Bacillen der Faulfieber.

Durch die vom Epithelium entblösste Haut dringen die Kokken der Rose, Streptokokken und Staphylokokken, die eigentlichen Eitererzeuger, ein. Diese gelangen auch in die Genitalien.

Die Einwanderung von Mikroorganismen in die unverletzte Haut erfolgt nur durch die Mündungen der Hautdrüsen, auch durch Stechfliegen. Hierher gehören noch die Bakterien der weiblichen Genitalien. Im Uterus und dessen Schleimhaut finden sich im gesunden Zustande keine Bacillen, nur in der Vagina, deren reich sich ablösenden Epithelienmassen günstigen Boden für die Bacillen bieten. Es ist regelmässig ein nicht pathogener Scheidenpilz vorhanden, welcher Milchsäure erzeugt und dadurch die Wirkung pathogener Pilze zu lähmen scheint.

Die Kokken der Rose können nur, wenn sie in das Gewebe der Haut eindringen, ihren pathogenen Einfluss üben, dieser ist mehr ein lokaler, und erscheint das die Rose begleitende Fieber als ein blosses Reaktionsfieber. Mikroskopisch zeigt die Rose drei Zonen, welche an ihren Enden in einander übergehen. Von der ersten Zone ist makroskopisch nichts wahrzunehmen. Mikroskopisch sieht man in den Gewebsräumen der Haut lebhaft in der Teilung begriffene Kokken, daran

schliesst sich die zweite Zone, welcher äusserlich die Röte und Schwellung entspricht; mikroskopisch findet man die entzündliche Reaktion, d. h. Erfüllung der Capillargefässe, Vermehrung der Exosmose und grössere Mengen weisser Blutzellen, welche die vorhandenen Kokken assimilieren und zum Zerfall zwingen, die dritte Zone ist dann wieder kokkenfrei, es ist nur eine starke kleinzellige Infiltration vorhanden, welche zum normalen Zustand wieder zurückführt. Die Bacilleninvasion hat ausgelebt, die Nahrung für sie ist verbraucht, sie selbst wurden durch die lebendig organische Thätigkeit der tierischen Zelle assimiliert.

Das ist ein Beispiel von der lokalen Einwirkung der Kokken auf die tierischen Gewebe, der Vorgang der Entzündung, wie er meist verläuft, wenn er mit der Vernichtung des eingedrungenen Feindes endet.

Metschikoff, welcher 1884 zuerst die Umzüngelung der eingedrungenen Pilze durch die weissen Blutzellen bei den erkrankten Daphniden beobachtete und durch weitere Forschungen wiederholt erkannte, begründete darauf seine Phagocyten-Lehre und nannte diese beobachteten Zellen „Fresszellen“, indessen haben die Untersuchungen der letzten Jahre erwiesen, dass nicht besondere Fresszellen existieren, sondern alle Zellen und auch das Blutserum die eingedrungenen Fremdlinge assimilieren und unschädlich machen können. Den lebendigen tierischen Zellen kommt die Assimilierung allgemein zu, doch scheinen die weissen Blutkörperchen vorzugsweise dieses Geschäft zu besorgen, da sie durch alle Organe verbreitet sind.

Auf dieser Eigenschaft der tierischen Zelle, der Assimilation oder Verdauung, beruht ein wesentlicher Schutz gegen Infektionen, es beginnt sofort eine Reaktion gegen die Eindringlinge und deren Auflösung durch Assimilation. Es ist daher leicht einzusehen, warum kräftig genährte, durch vorbeugende Hygiene reaktionsfähige tierische Zellen viel leichter die eingedrungenen Feinde bewältigen, als durch mangelnde Gesundheitspflege geschwächte Organe.

Interessant und lehrreich ist das Verhalten der tierischen Zellen gegen gleichzeitig eingespritzte lebende und tote Bakterien. Gegen die lebenden Bakterien wendet sich das Vernichtungsstreben der tierischen Zelle, und man erkennt hieran,

dass der reizende Einfluss der lebenden Bakterie, ihre Herausforderung zum Kampfe, die Ursache des Vernichtungsstrebens, die Ursache der Reaktion ist.

Ausser der lokalen Reizung bedingt nun die Vermehrung der Bacillen einen Verbrauch des Nährbodens und erzeugt neue Stoffwechselprodukte. Diese sind zum Teil giftiger Natur, sie bedingen die allgemeinen Krankheitserscheinungen. Es sind daher bei allen Infektionen zwei Stadien zu unterscheiden, das Stadium der örtlichen Reizung und örtlichen Reaktion und das Stadium der Vergiftung, der allgemeinen Reaktion.

Hier in diesem zweiten Stadium, in welchem das Gift seine Brutstätte verlässt und durch den Blutstrom im Körper kreist, tritt die chemische Wahlverwandtschaft in ihre Rechte. Die verschiedenen Bacillengifte üben auf die verschiedenen Systeme und Organe verschiedenen Einfluss. Sowie die Gifte der grünen Pflanzen bald das cerebrospinale, bald das Ganglien-Nervensystem, bald das Herz oder die Leber, die Nieren als ihren Ablagerungsort erwählen, so auch die durch die Concillen erzeugten schädlichen Stoffe. Die Widerstandsthätigkeit, die Reaktion gegen die andringenden Stoffe, erzeugen die Krankheitssymptome, wenn nicht Lähmung der Lebenserscheinung ein plötzliches Ende bereitet. Je nachdem nun das Mikrobengift einen erregenden Einfluss oder einen deprimierenden übt, je nachdem beobachten wir Reizzustände oder Lähmungen, öfter auch in verschiedenen Organen beides zugleich.

Die häufigsten krankhaften Zustände sind die Fieber, und auch diese zeichnen sich wieder unter einander durch die verschiedene Art der Temperaturbewegung innerhalb 24 Stunden aus, je nachdem das Bacillengift den Stoffwechsel in den Organen und in dem Blute beeinflusst.

Diese Temperaturkurven sind so charakteristisch, dass an ihnen die bestimmten Infektionskrankheiten zu erkennen sind.

Bei dem kalten Fieber, der Malaria, ist es gelungen, genau die Veränderungen unter dem Mikroskop zu studieren, welche die Lebensformen der Malaria-Amöben innerhalb eines Fieberanfalles durchlaufen. Es giebt verschiedene Amöbenspecies, je nachdem deren Lebenscyklus in 24, 2 × 24 und 3 × 24 Stunden abläuft. Innerhalb der roten Blutkörperchen finden sich

ein oder mehrere Amöben mit sehr lebhafter Amöboidbewegung oder auch unbeweglichen Teilen und Ringformen. Denselben Zustand sieht man in der Periode des Schweisses und in der ersten Zeit der Apyrexie. Während dieser letztern verändern sich die Amöben, sie pigmentieren sich, indem sie den Blutkörperchen den Farbestoff entziehen, ihre Beweglichkeit nimmt ab, sie verwandeln sich in Körperchen mit ganz feinen Pigmentkörnchen an ihrer Peripherie. Im weiteren Verlauf sammelt sich das peripherische Pigment in der Mitte des Körperchens zu einem Klümpchen oder in einem Häufchen von Körnern. Diese neu entstandenen Formen mit Pigment sind grösser als die vorhergehenden. Ihr Wirt, das Blutkörperchen, bekommt ein runzliches Aussehen, verliert die rote Farbe, wird messinggelb und es tritt an ihm akute Nekrose ein. Wenn sich diese letzt beschriebene Veränderung vollzogen hat, so steht unmittelbar danach ein neuer Fieberanfall bevor und mit ihm eine Multiplikation der oben beschriebenen Körperchen, es beginnt ein neuer Lebenscyklus. Während dieses Vorganges steigt die Temperatur, dieses Stadium ist in hohem Grade pyrogen.

Unter Anwendung des Chinin verschwinden die beschriebenen Formen, das Blut wird frei; bei Recidiven kommen die Amöben wieder zum Vorschein. Die regelmässige Entwicklung der Amöben kann sich beschleunigen oder auch verlangsamen, es entsteht dadurch ein Vorrücken oder ein Verschieben des Anfalles. Treten zwei verschiedene Arten Amöben im Blute auf, dann entwickeln sich oft die bösartigsten Formen des kalten Fiebers.

Diese geschilderten Vorgänge gewähren uns einen tiefen Blick in das Treiben der kleinsten Feinde unseres Lebens, geben einen ungefähren Begriff, wie wohl die andern kleinen Wesen in unsern Körpern wirtschaften, so dass die ganze Energie und Widerstandsfähigkeit des Blutlebens, des Serums des Blutes, der lebendigen tierischen Zellen und der aus ihnen zusammengesetzten Organe dazu gehören, um die eingedrungenen Feinde zu lähmen und zu töten.

Gelingt es der Reaktionskraft unserer Organe, die eingedrungenen Feinde zu bewältigen, so geht der krankhafte Zustand in Genesung über. Bei den akuten Infektionen ver-

läuft die Krankheit innerhalb bestimmter Tage und Wochen, welcher Verlauf von dem gemeinschaftlichen Verhalten des Lebenscyklus des Bacillus und der organisch lebendigen Thätigkeit des Blutes und der Zellen bedingt wird. Hierbei beobachten wir verschiedene Grade des Krankheitsverlaufes, welcher einesteils von der Virulenz des Bacillus, anderenteils von der Beschaffenheit des befallenen Individuums, der Disposition abhängt. Es kann uns daher gar nicht auffallen, wenn die eine Person zur Cholerazeit nur ein leichtes Kollern empfindet, oder eine leichte Choleradiarrhoe bekommt, ohne dass das zweite Stadium, die Vergiftung, eintritt; es kann uns nicht auffallen, wenn ein Typhuskranker so leicht befallen ist, dass er dabei spazieren gehen kann, und ein anderer der schwersten Form in kurzer Zeit erliegt. Es kann nicht auffallen, wenn Masern, Scharlach, Pocken in den leichtesten Formen und wieder in den schwersten zu verschiedenen Zeiten auftreten. Mögen die Krankheiten aber leicht oder schwer auftreten, immer wird es dieselbe Krankheit, die Cholera Cholera, der Typhus Typhus etc. bleiben. Es ist für den praktischen Arzt unerklärlich, wie v. Pettenkofer und Emmerich bei ihrem überkühnen Versuche *), Cholerabacillen zu verschlucken, die nachfolgende Choleradiarrhoe, welche alle charakteristischen Zeichen an sich trug, nicht für Choleradiarrhoe erklären, weil das zweite Stadium zu ihrem Glück nicht eingetreten ist und sie nicht gestorben sind.

Es ist erwiesen, dass in ausserordentlich kurzer Zeit künstliche Nährboden eine erhebliche Abschwächung der Bacillen-

---

*) Ich nenne diese Versuche überkühn, nicht weil v. Pettenkofer und Emmerich sich selbst der Gefahr aussetzten, das kann ja jeder halten wie er will, dass sie aber ihre Entleerungen, welche reichlich Cholerabacillen enthielten, beliebig dem freien Verkehr undesinficiert übergaben, während der Versuchszeit im freien Verkehr mit Freunden und Schülern blieben, das nenne ich überkühn, denn sie konnten nicht wissen, dass die Virulenz der Bacillenkultur abgeschwächt und eine Verbreitung der Cholera nicht möglich war. Sie waren verpflichtet, dafür zu sorgen, dass ihre Entleerungen unschädlich wurden. Wenn zur Entschuldigung behauptet wird, dass thatsächlich Weiterverbreitung nicht eingetreten sei, so ist das relativ, leichte Choleradiarrhoen, nach Art der v. Pettenkoferschen und Emmerichschen, können übersehen oder nicht als Cholera erkannt worden sein.

kulturen, vor allem deren Virulenz, erzielen, ja es verlieren zeitweise ganze Generationen ihre Virulenz. Je nach der Güte der Nahrung, je nach dem Wärmegrade tritt die Giftigkeit in mehr oder weniger grosser Heftigkeit auf. Gleiches Verhalten beobachten wir ja an den Produkten aller grünen Pflanzen, Opiumbereitung aus hier zu Lande erwachsenen Mohn bringt nicht die Fabrikationskosten.

So verliert der Bacillus des Schweinerotlaufes durch fortgesetzte Überimpfung von Kaninchen auf Kaninchen seine giftige Wirkung, erhält sie aber wieder, wenn zwischendurch Tauben geimpft werden. Werden pathogene Mikroben, welche in alkalischen Stoffen gedeihen, in starke alkalische Nährboden versetzt, so erhöht sich sofort ihre Virulenz und umgekehrt. Für den Cholerabacillus hat R. Koch schon vor Jahren die Möglichkeit einer zeitweisen Abschwächung der Virulenz nachgewiesen.

Die Milzbrandbacillen verlieren nach Kochs Angaben bei 43 ° C. in ungefähr 6 Tagen ihre Virulenz, aber nicht ihr Leben. Bei 42 ° C. erst in 30 Tagen. Hier genügt schon 1 ° C., um in der Virulenz einen Unterschied von 24 Tagen zu erreichen. Bei 55 ° C. verlieren sie in wenig Stunden ihre Giftigkeit, aber noch nicht das Leben. Diese Beispiele können auch für andere Arten Bacillen vermehrt werden, sie mögen genügen, um die Möglichkeit zu erweisen, dass im gewöhnlichen alltäglichen Leben Einwirkungen vorkommen können, welche schwächend oder stärkend auf die Bacillen wirken, ohne dass wir eine Ahnung von diesen Einwirkungen haben. Dazu kommt noch, dass die eigenen Produkte der Bacillen die Feinde der eigenen Erzeuger sind. Wenn die Produktion des Giftes erfolgt ist, ist nicht selten auch die Kraft der Erzeugung erschöpft, oder es ist die vorhandene Nahrung verbraucht, mittelst welcher das Gift erzeugt wurde. Nur auf diese Art können wir uns den Übergang in Genesung erklären, verlören die eingedrungenen Bacillen nicht die Fähigkeit, Gift zu erzeugen, würden die Krankheitserscheinungen nicht aufhören.

Diese Beobachtungen der Abschwächung der Virulenz hat denn sehr frühzeitig Pasteur zu Schutzimpfungen veranlasst, und ist es in der That gelungen, bei der Lungenseuche und dem Milzbrand Erfolg zu erzielen, es ist aber doch

geraten, nur in Gegenden, wo diese Krankheiten endemisch sind, diese Impfungen zu üben, sie bringen auch zuweilen Schaden; genau so wie das Impfen der echten Menschenpocken vor Einführung der Jennerschen Kuhpockenimpfung. Es brachen nicht selten bei mit Menschenpockengift geimpften die Pocken über den ganzen Körper und nicht nur an der Impfstelle aus.

Es behaupten Behring und Kirlasato mit dem Blutserum der immunisierten Tiere die Immunität unmittelbar auf andere Tiere übertragen zu haben. Mit der fortgesetzten Übertragung der Immunität soll sich auch die immunisierende Fähigkeit des Blutserums steigern. Klemperer will auf Grund dieser Erfahrung eine hohe Immunität gegen Lungenentzündungen erreicht haben, bei Diphtherie und Tetanus wollen Bering, Wernike und Schatz gleiche Resultate erzielt haben.

Auch die Produkte der Bacillen sind auf Vorschlag Pasteurs, Cumberlands und Roux zu Impfungen benutzt worden. Auch existieren mikroskopische Beobachtungen von R. Emmerig und Eugenio di Mattie, welche beweisen, dass die Rotlaufbacillen nach Schutzimpfung beim Schweinerotlauf innerhalb 15—20 Minuten vernichtet werden. Ihr Untergang erfolgte durch die Widerstandsfähigkeit und die Assimilation.

Der grossartigste Impfversuch, welcher durch den übertriebenen Enthusiasmus der Ärzte, gegen die Absicht Kochs, mit dem Produkt des Tuberkelbacillus geschah, war ohne Erfolg, ja er hat, wie bereits oben erwähnt, geschadet. Indessen werden die Versuche trotzdem fortgesetzt, denn gelingt es, auch noch durch Impfung und nicht nur durch vorbeugende Hygiene, die Menschheit immun zu machen, so wäre ja viel erreicht.

Leider sind die bisher erreichten Resultate für uns praktische Ärzte nicht verlockend. Prof. Klebs hat ein weiteres Produkt des Tuberkelbacillus, das Tuberkulocidin, dargestellt und zur Anwendung empfohlen. Allein die Ärzte sind kopfscheu geworden und überlassen dem Herrn Professor zunächst noch allein die Proben.

Auch gegen die Cholera hat Klebs nach Art des Tuberkulins ein Anticholerin dargestellt und dringend empfohlen.

Dasselbe ist unter Klebs Anleitung im neuen Hamburger Krankenhaus vergangenen Herbst bei 31 Kranken angewendet worden, *ohne günstigen* Erfolg. Von den 31 Kranken starben 21, das sind 67,7 Prozent. Die Gesamtmortalität der circa 18000 Erkrankten in Hamburg betrug 42, und die Mortalität der Cholera in den Hamburger Krankenhäusern schwankt zwischen 48 und 50 Prozent. Ist also immer noch um 17 Prozent geringer als die Anticholerin-Mortalität. Das Anticholerin scheint ähnliche nachteilige Wirkung gehabt zu haben, wie das Tuberkulin bei der Tuberkulose.

Interessant ist die den akuten Hautkrankheiten folgende Immunität. Hier ist aber die Ursache der Immunität die Krankheit selbst. Durch sie ist die Disposition verbraucht; doppelt interessant ist aber die Thatsache, dass für diese, gegen sich selbst immun machenden Krankheiten, trotz allen Suchens, trotzdem, dass die Produkte derselben für uns greifbar sind, die Krankheitserreger noch nicht gefunden wurden, während diejenigen Krankheiten, deren pathogene Lebewesen als Spaltpilze entdeckt sind, nicht vor Wiederkehr schützen.

So hoch interessant die Resultate der bakteriologischen Forschungen, so beachtenswert die Bestrebungen der Bakteriologen, uns Mittel zur Immunisierung der Menschen zu schaffen, sind, so angenehm es wäre, gegen jede Infektion ein specifisches Mittel zu besitzen, wie z. B. die China, das Spinnwebe und das Methylenblau gegen die Malaria, so wenig werden wir, selbst wenn die Bestrebungen der Bakteriologen auch vollständig mit Erfolg gekrönt sein werden, die vorbeugende Hygiene entbehren können. *Die rechtzeitig geübte Hygiene schützt im Grossen, während die chemische Immunisierung im Einzelnen wirkt. Die erstere verhindert nicht bloss die Infektionen, sondern sie fördert den allgemeinen Gesundheitszustand, sie erleichtert den günstigen Verlauf einer jeden Krankheit, stärkt die Arbeitskraft der Bevölkerung, hebt den Wohlstand, die Steuer- und Wehrkraft.*

Sie macht die schwer schädigenden Quarantänen unnötig, wie wir in England sehen. Mögen wir bald durch ein Hygienegesetz immun werden.

Die

Lebens- und Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters.

Vortrag

gehalten

in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

am 18. Mai 1892

von

Georg Oergel,
Pastor.

Die Universität Erfurt hat 424 Jahre bestanden, vom Jahre 1392 bis 1816. Dass eine Anstalt, deren Anfang ins 14. und deren Ende ins 19. Jahrhundert fällt, manche Wandlung erfahren hat, ist selbstverständlich. Der Wechsel der Zeit und der Umstände musste auch an ihr sich geltend machen und allerlei Umformung hervorbringen. Vier Perioden können wir im Leben unserer Hochschule unterscheiden.

Die erste Periode ist bis zum Jahre 1510 zu rechnen und umfasst also mehr als ein Jahrhundert. Es ist die Zeit, in der die Universität den Charakter einer mittelalterlichen Studienanstalt trug, zugleich die Periode ihrer grössten äusseren Blüte. Fast noch ohne Konkurrenz im mittleren und nördlichen Deutschland schwingt sich die junge Anstalt mächtig auf, und weil sie, was die damalige Zeit an Bildungsmitteln bot, in sich vereinigte, konnten die herbeieilenden wissensdurstigen Scharen hier manchen guten Trunk an der Quelle thun. Damals galt das Wort: „Wer recht studieren will, der ziehe nach Erfurt“, und diese Zeit hat Luther im Auge, wenn er später seinen Tischgenossen aus der Erinnerung seiner Studentenzeit von Erfurt erzählt, dessen Zustand damals so blühend gewesen, dass alle anderen Universitäten dagegen nur wie Schützenschulen anzusehen gewesen seien.

Aber bald nachdem dieser grösste Schüler Erfurts seine hiesigen Studien beendet hatte, trat ein Umschwung ein, von dem wir eine zweite Periode datieren, die als die der Schwankungen zu bezeichnen ist oder des Übergangs zur Neuzeit. Eingeleitet wurde diese Periode durch die städtischen Wirren des „tollen Jahres“ und die damit zusammenhängende Erstürmung des grossen Kollegiums durch die revoltierende Bürgerschaft (Michaelis 1510). Dazu traten aber bald die mächtigen geistigen Bewegungen der Zeit, die an der Zertrümmerung des veralteten Lehrgebäudes arbeiteten, in die Schranken, der Hu-

manismus und ihm auf dem Fusse folgend die Reformation. Beide traten mit rüstigen, von jugendfrischer Begeisterung erfüllten Kräften ins Feld, doch gelang es ihnen nicht, die feindlichen Mächte zu überwinden und eine dauernde und fundamentale Umgestaltung der Hochschule zu schaffen. Hinwiederum waren beide zu stark und lebenskräftig, um ganz unterdrückt werden zu können. So wogt der Kampf hin und her, zum entscheidenden Schlage kommt es nicht, die Schule aber sinkt derweil an den Rand des Abgrundes. Eine solche Periode des Schwankens hat jede mittelalterliche Universität beim Übergang zur Neuzeit bestehen müssen, — ich erinnere an Leipzig, Rostock, Greifswald, ja selbst Wittenberg ist davon nicht verschont geblieben, — aber bei keiner hat sie so lange gedauert, wie bei Erfurt. Hier umfasst sie ein halbes Jahrhundert, von 1510 bis etwa 1560.

Die dritte Periode ist die der Restaurationsversuche unter städtischem Patronat, von 1560 bis 1664. Infolge des Augsburger Religionsfriedens konsolidieren sich auch hier die Verhältnisse. Der Rat der Stadt, mit gewissen Landeshoheitsrechten ausgerüstet, erinnert sich seiner Pflicht gegen die lange vernachlässigte städtische Lehranstalt und fängt jetzt seine Patronatsrechte zu üben an. Die beiden feindlichen Konfessionen lernen sich in einander finden, die Evangelischen erhalten bestimmte Rechte an der katholisch gebliebenen und als solche anerkannten Anstalt, die Errungenschaften der Neuzeit finden allgemeinere Anerkennung, und so können beide Parteien einigermassen zum Besten der Hochschule zusammenwirken. Aber einerseits reichen die beschränkten Mittel der Stadtgemeinde nicht aus, den Forderungen der Zeit gerecht zu werden, andererseits hat die vorherige Periode des Schwankens unersetzlichen Schaden angerichtet. Die Universität Erfurt hat inzwischen ihren Vorrang verloren, Wittenberg hat sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung gestellt und repräsentiert jetzt den die Geister beherrschenden Fortschritt, Leipzig ist ihm nachgefolgt, — dazu sind zwei neue Hochschulen in der Nähe entstanden, die von Anfang an auf der neu errungenen wissenschaftlichen Grundlage ruhen, Marburg in Hessen und Jena im sächsischen Thüringen. Die Universität Erfurt, durch inneren konfessionellen Zwiespalt geschwächt, der Sympathien

der eigenen, jetzt fast ganz evangelischen Bürgerschaft beraubt, kann sich nur mit Mühe unter den bevorzugten Schwesteranstalten aufrecht erhalten, und das seit Ende des 16. Jahrhunderts erfolgende Eintreten der Jesuiten war eine Hilfe höchst zweifelhaften Wertes. Eine Umformung der Universität im einheitlich evangelischen Sinne wurde zwar durch das Eingreifen des Schwedenkönigs Gustav Adolf kurz vor seinem Hinscheiden im Jahre 1632 in Angriff genommen, aber als sein mächtiger Arm die Sache nicht mehr schützte, ward die Verwirrung um so grösser und sank das ganze Restaurationswerk in Trümmer, und die ganz verarmte Stadt konnte dem Verderben nicht mehr steuern.

Die vierte und letzte Periode der Universität begann 1664. Durch die in diesem Jahre vollzogene sogenannte Reduktion ward die bisher städtische Universität eine kurfürstlich Mainzische. Es ist die Periode der Restaurations-Versuche unter landesherrlichem Regiment, 1664—1816. Es lässt sich nicht leugnen, dass die neuen Landesherren mit Hilfe grösserer Aufwendungen, als sie dem Stadtrat möglich gewesen, manche zeitgemässe Umgestaltung durchgeführt haben, und die Namen der Kurfürsten Johann Philipp, Anselm und Emmerich Joseph, sowie die der Statthalter Philipp Wilhelm von Boyneburg und Karl Theodor von Dalberg haben sich in den Annalen der Hochschule einen ehrenvollen Platz erworben. Dennoch kann ein wesentlicher und dauernder Erfolg aller Restaurations-Versuche nicht verzeichnet werden. Das Interesse der Landesherren für Erfurt war schon darum nicht gross, weil sie in ihrem Territorium bereits eine Universität besassen, nämlich zu Mainz. Die Ausgaben für die Erfurter Hochschule wurden immer auf das geringste Mass beschränkt, so dass eine zeitgemässe Restauration nicht durchgeführt, und gute Lehrkräfte nicht gewonnen oder wenigstens nicht auf die Dauer festgehalten werden konnten. Das glänzende Elend unter kaiserlich Napoleonischem Scepter beschleunigte erst recht den Ruin, und da die königlich Preussische Regierung bei ihrer abermaligen Besitzergreifung hier nur noch Rudera fand, so war es ein in der Sachlage begründeter Schritt, wenn sie über die in den letzten Zügen liegende Hochschule die Todeserklärung aussprach (12. November 1816).

Eine Geschichte der Universität Erfurt giebt es noch nicht. Erhards fleissige Arbeit ist in seinem Pult liegen geblieben und im Manuskript der hiesigen Rats-Bibliothek als Erbe zugefallen; nur ein Auszug daraus ist veröffentlicht in Ersch' und Grubers Encyclopädie unter dem Artikel „Erfurt". Kampschulte in seinem bekannten und mit Recht berühmten Werke hat sich nur mit der zweiten Periode, der Zeit des Humanismus und der Reformation, beschäftigt.

Im folgenden erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die erste Periode zu lenken, und zwar, nachdem ich die Entstehung der Hochschule und ihre äussere Entwicklung im ersten Jahrhundert ihres Bestehens anderwärts geschildert habe *), will ich hier auf die innere Seite eingehen und die Lebens- und Studien-Ordnung, wie sie während des Mittelalters sich ausgestaltet hat, zu beleuchten suchen.

Das Material ist enthalten in den Statuten, die fast vollständig noch vorhanden und von Weissenborn in seinen „Akten der Erfurter Universität" Teil I und II (achter Band der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen) veröffentlicht worden sind.

Es sind zunächst die allgemeinen Universitäts-Statuten, die uns in verschiedenen Redaktionen vorliegen, in kürzerer Form aus dem ersten Lustrum der Hochschule, etwa vom Jahre 1396 oder 97 (Weissenborn II S. 1—8) und in ausgeführterer Gestalt vom Jahre 1447 (Weissenborn I, S. 5—31).

Sodann die Statuten der einzelnen Fakultäten: der artistischen vom Jahre 1412 resp. 1449 (Wssb. II S. 123—156), der theologischen vom Jahre 1412 (?) (ib. II S. 46—60) und der medizinischen vom Jahre 1412 (?) mit Ergänzungen aus späterer Zeit (ib. II S. 107—112). Die Statuten der juristischen Fakultät liegen wieder in doppelter Gestalt vor. Die ursprünglichen vom Jahre 1398 sind nur für die Fakultät des kanonischen Rechts bestimmt; da aber die anfangs geplante besondere Fakultät für das Civilrecht nicht zu stande kam,

*) In einem am 6. Mai 1892 im Verein für die Geschichte und Altertumskunde Erfurts gehaltenen Vortrage: „Zur Erinnerung an die Universität Erfurt", der im nächsten Heft der Mitteilungen dieses Vereins zum Abdruck gelangen wird.

so wurden die Civilisten mit den Kanonisten zu einer Fakultät vereinigt, der Facultas utriusque juris, wie das in der Redaktion der Statuten vom Jahre 1430 zu Tage tritt (ib. II. S. 79—97).

Dazu kommen noch die Statuten einzelner Collegien, sonderlich des Collegium Amplonianum vom Jahre 1433, welche ebenfalls von Weissenborn in Heft IX der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde Erfurts veröffentlicht worden sind. Auch das Fundations-Instrument des Collegium Beatae Mariae Virginis im Brühl oder der Schola juristarum vom Jahre 1448 ist hierher zu rechnen (abgedruckt bei Osann Erfordia literata III. Bd. 2. Stück, Erfurt 1753), sowie auch die Statuten des Collegium Saxonicum vom Jahre 1521 (ib. S. 59 ff.), welche letzteren zwar streng genommen über die von uns gesetzte Zeitgrenze hinausliegen, auch nicht mehr ganz den mittelalterlichen Geist atmen, aber doch in der Form die Bildungsweise jener Zeit festhalten.

Endlich ist noch zu erwähnen das Statutenbuch des Collegium majus vom Jahre 1427 nebst Nachträgen aus späterer Zeit. Es ist erst neuerdings aufgefunden in der Amplonianischen Handschriftensammlung (Cod. O. 95) und bisher noch nicht veröffentlicht worden, ein Fund, der um so wertvoller ist, als wir bis dahin über die ursprüngliche Einrichtung dieses ältesten und wichtigsten Gliedes am Körper unserer Studien-Anstalt fast gar nichts Sicheres wussten.

In allen diesen statutarischen Bestimmungen tritt uns ein einheitlicher Charakter entgegen, es ist ein und derselbe Geist, der uns daraus anweht, wir befinden uns ganz und gar auf mittelalterlichem Boden.

Schon der Begriff „Universität" ist ein eigentümlicher. Wir denken dabei an das Abstractum universitas literaria, die Gesamtheit aller wissenschaftlichen Geistesarbeit. Die Alten sahen darin ein Concretum, sie fassten die Personen ins Auge, die zu einem bestimmten Zweck, hier zum Studium, verbunden sind. Wie sie anderwärts von einer universitas civium reden und damit die Bürgerschaft als Gesamtheit, als Korporation bezeichnen, so tritt auch hier das korporative Moment in den Vordergrund. „Universitas studii Erffordensis" ist der offizielle Name, und gleich im ersten Paragraphen der ältesten Statuten

heisst es, die Universität solle einen unteilbaren Körper bilden unter einem Haupte (unum corpus indivisibile et unum tantum caput, scilicet rector). Dieser eine Körper hat Glieder (membra), die von dem einen Haupte regiert werden. Um diese Einheit zu wahren, lehnen die Gründer mit Bewusstsein die Einteilung in Nationen ab, wie sie in Prag, wo ja die meisten Lehrer der neuen Hochschule ihre Ausbildung genossen hatten, nach dem Vorbilde von Paris üblich war, ebenso in Wien, und wie sie die aus Prag ausgewanderten Deutschen in Leipzig 1409 einführten. Sie erklären: „haec universitas non distinguatur per nationes, sed per facultates.“ Nur die Unterscheidung, die in dem besonderen Bildungszweck der einzelnen Glieder beruht, liess man gelten, im übrigen sollte in der Körperschaft keine ausserhalb ihrer Bestimmung liegende Schranke geduldet werden. Eine solche Korporation beschränkte zwar den einzelnen in seinen Bewegungen, verlieh ihm dafür aber um so grössere Kraft, je fester er sich dem Ganzen eingliedern liess. Das Gefühl der akademischen Freiheit in unserm modernen Sinne eignete freilich dem Studenten des mittelalterlichen Erfurt nicht. Nicht einmal die Docenten konnten sich frei bewegen, sie waren durch Eid und Statuten dem Dekan ihrer Fakultät und dem Rektor als Oberhaupt des Ganzen zu Gehorsam verpflichtet. Und auch der Rektor magnificus, der für ein Semester das Scepter führte und die höchste Gerichtsbarkeit über alle Glieder der Universität, Lehrende und Lernende, ausübte, war kein freier Mann. Er hatte zwar als Haupt der Gelehrten-Republik überall, wo sie sich in corpore zeigte, den Vorrang, und kein Bischof oder Abt, Herzog oder Graf durfte ihm denselben streitig machen, aber er war für seine Person doch wieder an die Statuten gebunden, und durch die ihm zur Seite gesetzten Räte (das sog. Concilium secretum, aus den 4 Dekanen und 4 anderen Professoren bestehend), ohne deren Zustimmung er nichts von Belang ausüben durfte, beschränkt, musste auch nach seiner Amtsniederlegung vor dem neuen Rektor und dem Concil Rechenschaft über seine Amtsführung ablegen. An kleinlichen Bestimmungen fehlte es auch ihm gegenüber nicht. So z. B. durfte er zu seinem Rektorschmaus, für den eine bestimmte Summe aus dem Universitäts-Säckel ausgeworfen war, nicht mehr als 8 Gäste laden, widrigenfalls

er für jeden überzähligen 1/4 fl. Strafe zahlen musste. Überhaupt war der Unterschied von Lehrenden und Lernenden ein flüssiger. Auch die Docenten mussten sich gleich dem angehenden Schüler in die Matrikel eintragen lassen und dafür die vorschriftsmässigen Gebühren entrichten, wenn sie ihnen nicht honoris causa erlassen wurden, und kein auswärts Promovierter durfte es wagen, das Katheder zu besteigen, bevor er die eidlichen Gelübde des Gehorsams in die Hand des Rektors und des zuständigen Dekans abgelegt hatte. Viele waren Lehrende und Lernende zugleich, oder, mit den Statuten zu reden, zugleich membra und supposita studii. Wer z. B. die unterste Staffel in der artistischen Fakultät erklommen hatte und sich des Titels eines Bacularius art. erfreute, war nun für die gemeinen Studenten Respektsperson und nicht bloss berechtigt, sondern auch verpflichtet, bestimmte Vorlesungen zu übernehmen; er blieb aber Schüler, insofern er weiter studieren und sich für den Grad eines Magister vorbereiten musste. Und wer Magister art. geworden war, hatte zwar das Recht und die Pflicht, in allen Fächern des artistischen Gebiets zu docieren und zu disputieren, aber nun galt es, die Leiter weiter zu erklimmen und sich einer höheren Fakultät zuzuwenden, und bis er nach jahrelangem Studium zum Doktor dieser Fakultät kreiert war, blieb er immer noch zu den Doktoren im Verhältnis eines Schülers. Daher war es ein alltägliches Ereignis, dass, wer in der einen Stunde auf dem Katheder gestanden und dociert oder eine Disputation geleitet hatte, in der folgenden wieder auf der Bank der Schüler sass, um einem Docenten höheren Grades zuzuhören. So war also Abhängigkeit an allen Ecken und Enden, und dennoch oder vielmehr darum hatte der einzelne durch den Zusammenhang mit dem Ganzen grössere Kraft. Die Individualität wurde nicht gepflegt, aber wenn das Ganze sich wohl befand, hatte auch das einzelne Individuum davon seinen Vorteil.

Man würde aber sehr irren, wenn man aus der Gebundenheit des einzelnen Gliedes einen Schluss machen wollte auf die der Gesamtheit. So umschränkt das einzelne membrum war, so frei und ungebunden bewegte sich das corpus. Einmal durch die höchste Auktorität der Kirche anerkannt und mit Korporationsrechten versehen, regierte die Universität sich

selbst und war von niemandem abhängig. Zwar hatte der Papst, dem Herkommen gemäss, der Universität einen Kanzler gesetzt. Dieser sollte der Idee nach die Hoheitsrechte der Kirche vertreten und als Stellvertreter des Papstes die Oberaufsicht über die Universität, die ja als ein geistliches Institut angesehen wurde, führen. In der That war es nur ein Ehrenamt; die Rechte des Kanzlers beschränkten sich auf die Mitwirkung bei Promotionen in den höheren Graden (Erteilung der Licenz) und bestanden auch da in blossen Formalitäten, die zur Erhöhung des Glanzes bei diesen feierlichen Akten ausgenutzt wurden. Kanzler der Universität Erfurt war der mächtigste Kirchenfürst Deutschlands, der Erzbischof von Mainz, der ja zugleich landesherrliche Rechte in Erfurt ausübte. Aber die Universität wurde dadurch in ihren Bewegungen nicht im mindesten behindert; weder die von der Universität und den einzelnen Fakultäten festgestellten Statuten, noch die von ihr gewählten Rektoren und Dekane bedurften seiner Genehmigung, noch konnte jemand von der Entscheidung des Rektors und Conciliums an ihn appellieren, — kurz, die Universität übte alle gesetzgebenden, regierenden und richterlichen Akte auf ihrem Gebiete unumschränkt aus. So war die Universitas studii Erfordensis in der That eine unabhängige Republik. Und ein jeder, der nach geleistetem Eide und Eintragung in die Matrikel dieser Korporation eingegliedert war, hatte an all ihren Rechten und Privilegien teil.

Ein besonderer Vorzug war die Exemtion vom weltlichen Gericht. Wer der Universität angehörte, — und das ging herab bis zum Pedellen und zum Koch oder Aufwärter in einem Kollegium — stand unter der Universitäts-Gerichtsbarkeit, die von dem derzeitigen Rektor und seinen Räten gebildet wurde. Niemand durfte ihn anderswo belangen als hier, ja auch wenn er einen Fremden, Bürger oder Auswärtigen, verklagen wollte, musste der Verklagte sich vor diesem Gerichtshofe stellen. Weil es sich dabei oft um weitläufige und schwierige Prozesse handelte, so waren durch päpstliche Gunst eigene Richter bestellt, die sogenannten Conservatores studii, die solche Streitigkeiten zwischen Gliedern der Universität und Draussenstehenden in förmlichem Prozessverfahren unter Zuziehung von vereidetem Gerichtspersonale, Advokaten und Notaren, zu ent-

scheiden hatten. Bei unserer Hochschule war dies Amt eines Conservator meist in die Hand des Abts des Schottenklosters gelegt, der thatsächlich an zwei Tagen wöchentlich in Universitäts-Angelegenheiten zu Gericht sass. So gehörte jeder Angehörige der Universität zu den eximierten Personen und war darin dem Klerus gleichgestellt.

Ausserdem hatten die Studenten in Erfurt ein Vorrecht, wie es sich sonst an keiner deutschen Universität fand, nämlich Anteil an der Rektorwahl, und zwar aktives und passives Wahlrecht. Das aktive war zwar sehr verklausuliert, das Wahlverfahren sehr kompliziert *), aber es war doch die Möglichkeit vorhanden und ist thatsächlich häufig vorgekommen, dass einer der drei Wahlmänner, die im letzten Wahlgang den Rektor zu küren hatten (die Electores ultimi), ein simpler Student war. Das passive Wahlrecht war statutenmässig nur dadurch beschränkt, dass der zu Wählende ein Jahr lang der Universität angehört haben musste. Auch das ist oft vorgekommen, dass einfache Studenten zu Rektoren gewählt wurden, allerdings nur solche von hohem oder höchstem Adel. Die hier studierenden Grafen- und Fürstensöhne sind fast sämtlich zu der Ehre gelangt, die Fascen der Hochschule zu führen, oft ganz junge Herren, und sogar noch ehe sie ihr erstes Studienjahr beendet hatten; sie hatten die Würde, und für die Bürde trat dann in der Regel ein Prorektor ein. Das ist während des in Rede stehenden Abschnittes einige 20 mal vorgekommen. Dagegen finde ich nicht, dass ein Student bürgerlicher Herkunft zu dieser Ehre gelangt sei; das verbot sich schon von selbst, weil ein junger Mensch, dem nicht der Glanz hoher Geburt zur Seite stand, kaum im stande war, die Würde dieses Amts gebührend zu wahren und die Hochschule nach aussen zu vertreten. In der Regel wurden Graduierte aus den höheren Fakultäten gewählt, selten schon blosse Magister der artistischen Fakultät; von Nichtgraduierten kamen zu dieser Würde nur höhere Geistliche, so die Prälaten der hiesigen beiden Stifter, Beatae Mariae Virginis und S. Severi.

---

*) Über das Wahlverfahren s. Motschmann, Erfordia literata V. 622 fg. Vergleiche meine Beiträge zur Geschichte des Erfurter Humanismus S. 69.

Sehen wir uns nun das specielle studentische Leben etwas näher an. Wer als Beanus (so nannte man den jetzt sogenannten krassen Fuchs) die hiesige Universität bezog, hatte sich zuerst und vor allen Dingen nach einem Magister umzusehen, dessen Leitung er sich anvertraute, bei dem er wohnte und unter dessen Aufsicht er seine Studien betrieb. Eine solche von einer Anzahl Studenten besetzte Wohnung hiess bursa, und der sie leitende Magister Rector bursae, die Studenten aber wurden Bursales genannt, woraus unser „Bursch" entstanden ist. Die Bursen standen unter Oberaufsicht des Rektors und des Dekans der artistischen Fakultät, die verbunden waren, sie in jedem Quartal gründlich zu visitieren, um allen Ungehörigkeiten sowohl von Seiten des Bursenmeisters wie der Burschen zu wehren. Ausserhalb einer Burse zu wohnen war dem Studenten nur mit besonderer Genehmigung des Rektors gestattet, — eine Genehmigung, die nur ungern und nach genauer Prüfung aller Verhältnisse erteilt wurde, und von Semester zu Semester wieder nachgesucht werden musste. Aber auch dann durfte die specielle Aufsicht eines Magisters nicht fehlen, der von seinem Leben und seinen Studien Rechenschaft zu geben hatte. Regel war, dass, wer einen Grad in der artistischen Fakultät erlangen wollte, mindestens das Jahr vor seiner Promotion in einer Burse zugebracht haben und von seinem Bursenmeister ein Sitten- und Studien-Zeugnis beibringen musste. Über das Leben in den Bursen enthalten die allgemeinen Universitätsstatuten sowie die der philosophischen Fakultät, die ja hierbei besonders interessiert war, viele eingehende Bestimmungen. Der Bursenleiter hat seine Pflegebefohlenen zu ordentlichem Wandel anzuhalten und keinen lüderlichen Menschen (discolum vel immorieratum) in seiner Burse zu dulden. Etwaige Excesse hat er dem Rektor zu melden, widrigenfalls er selbst in eine Geldstrafe von $^1/_2$ fl. verfällt. Wer ungehorsam und widerspenstig ist oder in der Burse unanständige Dinge treibt, wird ohne Erbarmen aus der Burse entlassen, muss den ganzen Mietzins für das Semester zahlen und darf nur mit Genehmigung des Rektors von einem andern Bursenmeister wieder aufgenommen werden. Die Aufsicht des Bursenmeisters erstreckt sich auf die Gespräche seiner Burschen (z. B. müssen sie zu gewissen Stunden lateinisch

sprechen), auf ihr Essen und Trinken und auf ihre Kleidung. Letztere muss, wenn sie sich auf der Strasse oder im Kolleg zeigen, durchaus anständig und vorschriftsmässig sein. Alles Neumodische, Stutzermässige und Auffallende ist verboten, so z. B. werden genaue Vorschriften gegeben über die Länge der Ärmel, sowie über die Form und Farbe der Kopfbedeckung. Die Burse muss zu rechter Zeit, im Sommer „post campanam quinque solidorum“ (?) *), im Winter 3 Stunden nach Einbruch der Nacht geschlossen und der Schlüssel vom Rector bursae sorgfältig verwahrt werden. Dann darf kein Bursche das Haus mehr verlassen; geschieht es doch ausnahmsweise und aus triftigem Grunde, so darf er nur mit Laterne gehen und an anständige Orte. Die Nacht ausserhalb der Burse zuzubringen ist verboten, bei Strafe von 10 Groschen. Der Besuch öffentlicher Wirtshäuser ist dem Studenten überhaupt untersagt. Zu den verbotenen Dingen gehört auch das Würfelspiel, sonderlich um Geld und Geldeswert. Ebenso wird ihm eingeschärft, dass er sich gegen die Bürger und Bürgerinnen der Stadt ehrbar verhalten, z. B. nicht zu ihren Tanzbelustigungen gehen solle, es wäre denn, dass er speciell dazu eingeladen worden. So war das Leben des Studenten eingezwängt und von zum Teil kleinlichen und peinlichen Vorschriften umgeben. Und dieser Zwang hörte nicht etwa auf, sobald er den Grad eines Baccalarius artium erreicht hatte; auch noch als solcher unterlag er dem Bursenzwange, und erst, wenn er den Magisterhut erhalten hatte, war er davon entbunden, dann konnte er selber Bursenleiter werden.

Solcher Bursen gab es im alten Erfurt viele, und waren die meisten wohl private. Die eigentliche und offizielle Burse war im Collegium majus (ursprünglich Collegium universitatis genannt) und stand unter der Leitung von 8 besonders angestellten Magistern, den sogenannten Collegiaten. Es war eine grossartige Anstalt, bestehend aus 6 Häusern und 8 Kammern, die alle von Studenten gegen bescheidenen Mietszins bewohnt waren, und aus einem Paedagogium, wahrscheinlich für solche,

---

*) So schon in den ältesten Statuten der Universität. Weissenborn, Akten etc. II p. 7. Anderwärts heisst es auch: „circa primum pulsum cavete“.

die aus Mangel an Vorbildung oder wegen grosser Jugend für die eigentlichen gelehrten Studien noch nicht reif waren. Im Laufe der Zeit wurden die beiden benachbarten Häuser, die Arche Noäh und der Drache, noch dazu erworben und zu Studentenwohnungen eingerichtet. Trotzdem reichte die so erweiterte Anstalt nicht aus, so dass ein grosser Teil der zuziehenden Studenten in Privatbursen seinen Aufenthalt nehmen musste.

Einen näheren Einblick in das studentische Leben gewähren uns die Statuten desjenigen Kollegs, welches nächst dem Collegium majus das umfangreichste und bedeutendste war, das Collegium Amplonianum, auch Porta coeli genannt. Sie sind vom Stifter selbst abgefasst und geben bis ins einzelne Vorschriften, wie die Kollegiaten ihre Lebensweise und ihre Studien einzurichten haben. Amplonius geht in mancher Beziehung noch über die allgemeinen Statuten hinaus und giebt dem Leben seiner Kollegiaten einen geradezu mönchischen Anstrich. So wenn er gleich anfangs den Grundsatz aufstellt, dass das kirchliche mit dem Schulleben Hand in Hand gehen soll, und daher bestimmt, dass jeder Kollegiat, der dem geistlichen Stande angehört, täglich die kanonischen Horen halten, die anderen täglich so viel Psalmen beten sollen, dass sie den ganzen Psalter in je 15 Tagen absolvieren, abgesehen davon, dass alle täglich ein Miserere mit Gebet pro defunctis und ein zweites mit Gebet de Beata Virgine verrichten sollen. Oder wenn er bestimmt, dass während der gemeinsamen Mahlzeit abwechselnd einer der Kollegiaten einen Bibelabschnitt nebst Erklärung vorlesen solle, — ganz so, wie es in den Klöstern üblich war. Der Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht ist streng verpönt: keine Frauensperson darf das Kollegienhaus betreten; im Hause ist nur männliche Bedienung, ein Koch, ein Diener und ein Unterdiener, — die beiden letzteren sind übrigens arme Studenten, die umsonst Aufnahme finden, — ist etwas zu flicken oder zu waschen, so muss es der Diener zur Nähterin oder Wäscherin hintragen und später wieder abholen. Im öffentlichen Auftreten soll durchaus das Decorum gewahrt werden: paarweis, die jüngsten voran, der Dekan als Aufseher der ganzen Schaar zuletzt, sollen die Kollegiaten zum Gottesdienst in ihre Pfarrkirche (jedenfalls die Michaeliskirche) gehen

und so zurück, in gleicher Ordnung zu und von den feierlichen Akten der Universität. Aus anderen Bestimmungen erkennt man die väterliche Liebe des Stifters für seine Stiftung und deren Insassen, zugleich die Ratschläge des erfahrenen Arztes. Er giebt z. B. Vorschriften über Körperpflege: alle 4, im Winter alle 6 Wochen sollen alle gemeinsam ein Bad nehmen, an jedem Sonnabend aber nachmittags 3 Uhr sich einer Generalreinigung des Kopfes unterwerfen zur Erholung von den anstrengenden Studien („ut caput allevetur a dispendio studii frequentis"). Auch unterlässt er nicht, Verhaltungsmassregeln beim Eintritt einer Pest zu treffen. Überhaupt zeigt er, dass er auch dem Leibe die bei den Studien nötige Pflege gönnt; dreimal in der Woche soll es Braten geben, und dreimal Gemüse mit Speck. Auch die Vorschriften betreffend die Fasten sind mässig und atmen wohlwollende Milde. Auch einen guten Trunk Bier oder Wein gönnt er den Insassen seines Kollegs, sie dürfen ihn sich abends auf ihr Zimmer holen lassen, nur der Besuch der Kneipen ist untersagt. Abends um 8 Uhr wird das Kollegium geschlossen, dann muss jeder zu Bette gehen, aber um 4 Uhr morgens wieder heraus, ganz gleich, ob im Winter oder im Sommer *).

So streng geregelt war das Leben eines Erfurter Scholaren, und nur zeitweilig erlauben die Statuten eine Unterbrechung des einförmigen Lebens, etwa bei der Deposition eines neuen Ankömmlings oder der Promotion eines Kameraden. Aber auch da sind Vorkehrungen getroffen, dass der Übermut der Jugend gezügelt und die Ausgaben auf ein bescheidenes Mass beschränkt werden.

Fragen wir nun nach den Machtmitteln, die den Oberen zu Gebote standen zur Aufrechthaltung ihrer Ordnungen und Bestrafung von Excedenten, so müssen wir uns wundern, dass es so wenige waren und nach unseren Begriffen unzureichende. Einen Universitäts-Carcer kannte das mittelalterliche Erfurt nicht. Die Strafen waren teils Geld-, teils Ehrenstrafen. In

*) Eine weitere Inhaltsangabe der Statuten des Collegium Amplonianum findet sich bei Weissenborn in seiner Schrift: „Amplonius Ratingk de Berka" Erfurt 1878, S. 19 ff. Doch hat er offenbar mehrere Bestimmungen missverstanden. Völlig verkehrt ist, was er S. 24 von den am Feste des h. Remigius angezündeten Lichtern berichtet.

den allgemeinen Statuten vom Jahre 1447 ist eine besondere Rubrik „de penis delinquentium“ (rubr. XI). Hier heisst es z. B.: „Wer gegen einen anderen Injurien ausgesprochen hat, soll 2 Pfund Wachs an den Universitätsfiskus geben. Wer aber einen anderen mit Steinen geworfen oder mit Waffen angegriffen hat, soll 3 Pfund Wachs geben und die Waffen verlieren. Für thätliche Verletzung mit Faustschlägen wird 1 fl., mit Waffen oder einem Stock 2 fl. Strafe zudiktiert. Ist die Verletzung eine ernstlichere, so steht die Entscheidung beim Rektor und Concilium. Hat er sich aber gegen einen Magister oder Doktor vergangen, so soll er einer höheren Strafe unterliegen nach der Entscheidung des Rektors und vollen Concils der Universität.“ Wie nun aber, wenn der Verurteilte sich nicht fügte und die auferlegte Busse nicht zahlte? Dann galt die Bestimmung §. 1: „Ein widersetzlicher und ungehorsamer Student soll vom Schosse der Universität ausgeschlossen werden und nicht ferner Glied derselben sein.“ Sein Name wurde aus der Matrikel gestrichen und ihm der Anteil an den Privilegien entzogen, — damit verfiel er eo ipso dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit. So weit wir die Thatsachen aus dem Rechnungsbuch der Rektoren, dem liber computorum *), verfolgen können, ergiebt sich, dass zwar fast in jedem Semester mehr oder weniger Geldstrafen erhoben worden sind, dagegen scheint es nur in seltenen Fällen zur Relegation gekommen zu sein. Jedenfalls hat die Furcht vor dem härter zugreifenden weltlichen Arm die Excedenten meist bewogen, die so mild bemessene Busse, die die akademische Gerichtsbarkeit auflegte, zu erlegen. Andererseits dürfen wir behaupten, dass der stark ausgeprägte Gemeinsinn, das Zunftbewusstsein, das alle Glieder der Hochschule in einem Umfange, davon wir kaum eine Ahnung haben, beherrschte, die Gemüter in Schranken gehalten und vor gröberen Excessen bewahrt hat. Auch müssen wir den damals allgemein herrschenden religiösen Sinn, der auch von der Universität gebührend gepflegt wurde, mit in Anschlag bringen; jedes Glied der Anstalt, insonderheit jeder Bursenmeister mit seinen Scholaren war verpflichtet, den besonderen Universitäts- resp. Fakultäts-Gottesdiensten, bestehend aus

---

*) Handschriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Erfurt.

Messe und Predigt, beizuwohnen. Und wenn wir noch dazu bedenken, dass jedes Glied bei seiner Immatrikulation und bei jeder einzelnen Promotion dem Rektor resp. dem Dekan oder dem Kanzler mit starken Eiden verpflichtet ward, — es will uns fast des Schwörens zu viel werden, auch die Aufnahme in ein Kolleg z. B. die Porta Coeli geschah mit bestimmter Eidesformel vor Notar und Zeugen, — so wird es uns erklärlich, dass die akademische Strafgewalt mit so geringen Mitteln auskommen konnte.

Erwähnen will ich hier nur noch der Vollständigkeit halber, dass dem Rektor und Concil auch über die Graduierten bis zum Doktor hinauf volle Disciplinargewalt zustand. Hier wurde über den Schuldigen zeitweilige Suspension von seinen Ämtern und Würden, und wenn das nicht half, völliger Ausschluss verhängt („tanquam membrum putridum excludatur").

Wir wenden uns nun zum anderen Teile unseres Themas, zur Darlegung der Studienordnung, um diesen Gegenstand wenigstens im Umrisse zu erledigen.

Es ist bekannt und auch im Vorhergehenden wiederholt berührt, dass die artistischen Studien die Grundlage aller höheren Ausbildung abgaben. Das Studium generale zerfiel in jeder mittelalterlichen Universität in zwei Abteilungen, oder, um mich eines Gleichnisses zu bedienen, bestand aus einem Gebäude mit zwei Stockwerken. Das untere Stockwerk in seiner ganzen Ausdehnung nahmen die Artes ein, das obere aber war in drei Räume geteilt, nämlich für die Theologie, Rechtskunde und Medizin. Niemand konnte in einen der oberen Räume eintreten, ohne den unteren durchschritten zu haben, d. h. erst die Erlangung des höchsten Grades, den die philosophische Fakultät erteilte, des Magisterium, berechtigte dazu, sich dem Studium in einer der drei höheren Fakultäten zuzuwenden. Zwar scheint diese Studienordnung nicht immer in aller Strenge beobachtet und mitunter schon die Baculariatswürde als genügende Vorbildung für das Studium höherer Fächer angesehen worden zu sein. Dass das beim Studium der Medizin der Fall war, sprechen die Statuten dieser Fakultät offen aus. Gleiche Nachsicht übte man vielleicht in der juristischen Fakultät, um den jungen Adligen und Patriziern den Zutritt zu diesem Stu-

dium zu erleichtern *). Regel aber blieb der oben bezeichnete Weg. Der Magister artium wurde dann wieder Student, ein Cursor bibliae oder Juris Canonici etc.

Daraus erhellt die Wichtigkeit der philosophischen Fakultät. Sie hatte das eigentliche Hauptgebäude der Universität inne, das Collegium majus, und ihr Dekan, obwohl er der streng beobachteten Rangordnung nach erst die vierte Stelle einnahm, genoss doch die besondere Auszeichnung vor allen, dass ihm bei öffentlichen Aufzügen von zwei Pedellen die Scepter der Fakultät vorgetragen wurden. Während sonst die Dekanate ein Jahr dauerten, wurde er gleich dem Rektor für einen halbjährigen Zeitraum gewählt. Er war in der That nächst dem Rektor die wichtigste Person, wie denn auch die philosophische Fakultät die weitaus stärkste war. 23 Magister gehörten zu ihren ständigen Mitgliedern, die am Concilium der Fakultät teilnahmen: die 8 Kollegiaten des grossen Kollegs nebst 6 aus der Porta Coeli und 9 aus der Zahl der anderen Magister (de communi) hinzugewählten. Diese letzteren, die Magister „de communi“ nahmen die Stellung von Privatdocenten ein, sie bezogen kein Gehalt (stipendium), sondern waren auf das Kollegienhonorar (pastus) angewiesen; ihre Zahl war natürlich wechselnd, doch kann sie in der uns beschäftigenden Zeit, wo jährlich 10—20 zum Magister promovierten und dann verpflichtet waren, als „actu regentes“ in der philosophischen Fa-

*) Auffallen muss die grosse Zahl der Bacularіati im Verhältnis zu der der Magistrati. Die Zahl der ersteren betrug in der Regel das 3—4 fache, häufig auch das 8—10 fache der letzteren. Z. B. im Jahre 1434 wurden 44 Bacularii kreiert und 10 Magistri, im Jahre 1440 41 Bacularii und 15 Magistri, im Jahre 1441 85 Bacularii und 8 Magistri, im Jahre 1444 108 Bacularii und 20 Magistri, im Jahre 1454 140 Bacularii und 11 Magistri. Im Jahre 1466, wo die Zahl der Bacularii auf 210 stieg, betrug die der Magistri doch nur 12. Dies Verhältnis blieb bis zum Schluss des 15. Jahrhunderts und darüber hinaus bestehen. — Diese Erscheinung lässt sich meines Erachtens nur so erklären, dass man von der Forderung des Magistergrades Abstand nahm und schon den Bacularien den Zugang zu den höheren Fakultäten gestattete. Zu demselben Schluss führt die Beobachtung, dass es, wie für die Artisten, so auch eigne Bursen für die Juristen gab. In die letzteren wurden, so scheint es, junge Studenten aufgenommen, die ohne vollständige philosophische Ausbildung gleich in das juristische Studium eintraten.

kultät zu docieren, nicht gering gewesen sein. Und die Studenten, soweit sie noch keinen Grad in einem höheren Fache erreicht hatten, gehörten alle hierher und waren dem Dekan und Concil dieser Fakultät unterstellt.

Was wurde nun in dieser Fakultät gelehrt? Im wesentlichen das, was man damals unter den sieben freien Künsten verstand, nämlich Grammatik, Logik und Rhetorik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Ethik, von denen die drei ersten das sogenannte Trivium, die vier letzten das Quadrivium bildeten. Die Grammatik wurde sehr kurz abgemacht: die Formlehre las man nach einem Auszuge aus dem Werke des alten Grammatikers Priscian in 3 Monaten oder noch lieber nach dem kleinen Donat (de octo partibus orationis) in 1 Monat, die Syntax nach dem 2. Teil des Alexander de Villa Dei, dem damals allgemein beliebten, in Hexametern geschriebenen Lehrbuch, ebenfalls in 1 Monat. Latein war die einzige Sprache, die man trieb; um die Schüler in die Kenntnis der bei den lateinischen Schriftstellern vorkommenden griechischen Wörter einzuführen, verwandte man 2 Monate auf die Lektion des Labyrinthus oder Graecismus, so nannte man das Werk Eberhards von Bethun, worin griechische Wörter in lateinischen Hexametern erklärt wurden. Desto mehr Zeit und Kraft verwandte man auf die Logik. Hier wie in der Physik, Metaphysik und Ethik ward der Lieblingsphilosoph des Mittelalters, oder wie man vielmehr sagen muss, der einzige Philosoph, den das Mittelalter kannte und als solchen anerkannte, Aristoteles, in der überlieferten Form – nämlich der Übersetzung aus dem Arabischen, teils aber auch aus dem griechischen Grundtext (translatio nova) — zum Grunde gelegt und mit den überlieferten Glossen, die der arabische Philosoph Averrhoës und die christlichen Theologen Petrus Hispanus, Thomas Maulfeld u. A. dazu geschrieben, vorgetragen. Der zu absolvierende Lehrstoff dieser Disciplin (vetus ars, liber priorum, liber posteriorum, liber topicorum, liber elenchorum, die parva logicalia des Petrus Hispanus, die suppositiones ampliationes restrictiones et appellationes des Thomas Maulfeld etc.) nahm die grössere Hälfte der Studienzeit in Anspruch und wurde teils in Vorlesungen, teils — und darauf legte man ein grosses Gewicht — in Disputationen, den sogenannten Exercitien, be-

handelt. Daneben beanspruchten die Lektionen und Exercitien der Physik und Ethik des Aristoteles einen ziemlich breiten Raum. Kürzer wurde die Metaphysik behandelt. Die Rhethorik aber fiel fast ganz aus, und die Mathematik, wobei in der Geometrie Euclid zum Grunde gelegt, und wohinein auch noch die Astronomie und die Musik gerechnet wurden, wurde in einigen Lektionen von wenigen Monaten bewältigt. Wer nun die Baculariatsprüfung ablegen wollte, musste im wesentlichen das Trivium vollendet haben im Anhören der Lektionen und Teilnahme an den Disputationen. Sehr instruktiv ist in dieser Hinsicht eine Schrift des Magister Herbord Bakel von Lippe vom Jahre 1420, die sich in der amplonianischen Handschriftensammlung findet. Der Verfasser hat in einem Quartband von 400 Seiten alles zusammengestellt, was zur Baculariatsprüfung gefordert ward: er zählt 21 Lektionen resp. Exercitien auf, 2 über Grammatik, ebensoviel über Physik und 17 (!) über Logik und Dialektik. Die Lektions-Kataloge, die wir in den Fakultätsstatuten aus den Jahren 1412 und 1449 finden, stimmen im wesentlichen damit überein. Dies Pensum konnte ein fleissiger Student, der täglich 5 Stunden Kolleg hörte, etwa 3 davon auf Lektionen und 2 auf Exercitien verwandte, in 3 Semestern bewältigen, daher auch viele im 4. Semester, manche schon am Schluss des 3. die Baculariatsprüfung bestanden. Der junge Luther — um nur dies eine Beispiel anzuführen — erlangte die Baculariatswürde am Schluss des 3. Semesters, — inskribiert im Sommer-Semester 1501, ward er Bacularius im September 1502. Nachdem er nun determiniert war (das ist der Kunstausdruck für die Promotion zum Bacularius artium), lag ihm ob, die vorschriftsmässigen Bücher in Grammatik und Logik zu lesen und die vorschriftsmässigen zum Quadrivium gehörigen Bücher, sonderlich über Physik, Metaphysik und Ethik zu hören, resp. den Disputationen darüber beizuwohnen. Dann konnte er sich nach Verlauf von 2 Jahren, vorausgesetzt, dass er bis dahin das Alter von 22 Jahren erreicht hatte, zum Examen rigorosum pro gradu magisterii, welches nur einmal im Jahre — um Epiphanias — stattfand, melden. Luther z. B. trat Epiphanias 1505 ins Magister-Examen ein, in dem Jahre, wo er 22 Jahre alt wurde *).

*) Oder, wie ich lieber sagen möchte, nachdem er nach seiner

Die Prüfung, die wie bei der der Bacularien von einer Kommission von 5 Magistern abgenommen wurde, erstreckte sich jetzt auf das ganze Gebiet der Artes liberales, und wer sie bestanden, wurde nun in feierlichem Akte mit den Insignien der Magisterwürde geschmückt. Derselbe war aber verpflichtet, zwei Jahre lang als „actu regens" mit Lesen und Disputieren der artistischen Fakultät zu dienen, konnte sich aber daneben gleich einem höheren Fache zuwenden.

Die Prüfung für die verschiedenen Grade erstreckte sich übrigens nicht bloss auf die Kenntnisse, sondern auch auf das Leben und die Sitten. Niemand wurde zugelassen, der nicht aus legitimer Ehe entsprossen war oder nicht ein Zeugnis seines unanstössigen Lebenswandels beibringen konnte. Das galt auch für die Prüfungen in den höheren Fakultäten. Den Dekanen aller Fakultäten wurde eingeschärft, dass sie solche Scholaren nicht zulassen sollten, deren die Universität sich schämen müsste (de quibus universitas erubescit), da es ehrenvoller sei, wenige taugliche Glieder zu haben, als viele untaugliche.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die sogenannten höheren Fakultäten. Die Grade, die hier noch zu erklimmen waren, waren die des Bacularius, des Licentiaten und schliesslich des Doktors. Dass bei der Erteilung der Licenz der Kanzler resp. Vicekanzler der Universität mitwirkte, haben wir schon oben (S. 170) gelegentlich erwähnt.

In der medizinischen Fakultät konnte einer nach zweijährigem Fachstudium Bacularius werden, oder, wenn er kein Magister artium war, nach dreijährigem. Zur Erlangung der

---

Meinung das 22. Lebensjahr eben überschritten hatte. Luther hielt nämlich das Jahr 1482 für sein Geburtsjahr. Vergleiche Köstlin, Luthers Leben und Schriften, erster Band S. 25 und die Anmerkungen S. 776. Ähnlich liegt die Sache bei Eoban Hessus, der Epiphanias 1487 geboren zu sein behauptete und daher bei seiner Magisterpromotion Epiphanias 1509 nach seiner Meinung genau 22 Jahre alt war. Später erklärte er, sich geirrt zu haben, und gab auf Grund genauerer Information das Jahr 1488 als sein Geburtsjahr an. (Krause, Hessus' Leben und Werke, 1. Bd. S. 9 f.). Aber Luther änderte seine Ansicht nicht. 30 Jahre alt nach seiner Meinung nahm er am 18. Oktober 1512 die theologische Doktorwürde an, und noch 1542 sprach er aus: „Ich bin itzt 60 Jahr alt."

Licenz bedurfte es eines sechsjährigen Studiums, davon zwei Jahre der Praxis unter Anleitung eines Doktors gewidmet gewesen sein mussten. Eigene Beobachtung der Natur und ihrer Heilkräfte war fast völlig ausgeschlossen; der zu behandelnde Stoff lag auch in dieser Disciplin fertig vor, in den Büchern der Alten. Es waren die alten Griechen Hippocrates und Galenus und der arabische Philosoph und Arzt Avicenna. Wer 25 Jahre alt war, konnte unmittelbar nach erlangter Licenz die Doktorwürde annehmen. Doch kaum ein halbes Dutzend hier promovierter Doktoren der Medizin lässt sich für den uns beschäftigenden Zeitraum nachweisen *). Die hiesigen Docenten der medizinischen Fakultät zogen es vor, sich den Doktorhut in Padua oder Ferrara zu holen. Überhaupt hat die Wissenschaft der Medizin in dem mittelalterlichen Erfurt nie zur Blüte gelangen können.

Ähnlich waren die Bestimmungen für diejenigen, die das Studium der Rechte absolvieren wollten, nur dass hier entweder bloss das kanonische Recht, was anfangs das häufigere war, oder bloss das Civilrecht, was seltener vorkam, oder, wie es seit Mitte des 15. Jahrhunderts gewöhnlich gehalten wurde, beide Rechte vereint studiert werden konnten. Bacularius juris canonici oder civilis konnte man nach drei- resp. vierjährigem Studium werden, utriusque juris nach fünf- resp. sechsjährigem Der Stoff war auch hier vorgeschrieben: das Decretum Gratians, die Decretalien, der sogenannte liber sextus und die Clementinen für das Studium des kanonischen, und die Institutionen und Digesten für das des Civilrechts, — aber das nicht nur, sondern auch die Auslegung dieser Rechtsquellen lag in mustergültiger Form vor, für die Kanonisten in den Glossen des Bartholomaeus von Brescia, und für die Civilisten in denen des Accursius u. a. Auch hier war es möglich, mit 25 Jahren zur höchsten Würde aufzusteigen. Bei den Prüfungen und Promotionen, die sich auch durch ihre Kostspieligkeit auszeichneten, ging es besonders feierlich her, und die Statuten der Fakultät verweilen mit Vorliebe bei den Vorschriften über

*) Der erste hier promovierte Doktor der Medizin war der bekannte Amplonius Ratingk von Berka. Er nahm schon 1393, wie Schum nachgewiesen hat, die Doktorwürde an.

diese Festlichkeiten. Die grossen Kosten, die nur Wohlbegüterte erschwingen konnten, sind wohl mit ein Grund, dass nur verhältnismässig wenige hier die höchste Würde annahmen; die Zahl der hier während des Mittelalters promovierten Doktoren der Rechte beträgt kaum 50 *).

Am kompliziertesten war der Studiengang in der höchsten Fakultät, der theologischen. Hier konnte man erst mit 30 Jahren zur höchsten Würde, zu der eines Doktor, oder wie man mit Vorliebe sagte, Magister in Theologia aufsteigen. In der Theologie galt es, um mich moderner Technologie zu bedienen, erst die Exegese, dann die Dogmatik sowohl lernend als lehrend zu bewältigen. Daher war ein Student der Theologie zuerst Cursor biblicus, und erst nach fünfjährigem Studium der theologischen Disziplinen konnte er zum Bacularius biblicus aufrücken. Nun musste er zwei Jahre lang über biblische Bücher lesen, dann durfte er sich dem dogmatischen Fache, dem Hauptwerke mittelalterlicher Theologie, den Sentenzen des Petrus Lombardus zuwenden. So rückte er allmählich vom Bacularius biblicus zum Sententiarius, von da zum Bacularius formatus und zum Licentiaten der Theologie auf, welcher letztere Grad ihn berechtigte, die Doktorwürde anzunehmen. Bedingung aber dabei war, dass er im Besitze der Priesterweihen war. Hier in Erfurt ist diese Doktorwürde in dem in Rede stehenden Zeitraume am meisten von den Bettelmönchen, den Dominikanern, Franziskanern und Augustinern, angenommen worden, viel weniger von Weltgeistlichen, unter denen sich die Kanoniker beider Stifter auszeichnen **).

Auffallend ist uns, wenn wir diese Studienordnung überblicken, die Gebundenheit, die wir überall gewahren. Es

---

*) Siehe das Verzeichnis der hier promovierten Doktoren der Rechte bei Motschmann, Erfordia literata, zweite Fortsetzung S. 163 ff. Über die Kostspieligkeit der juristischen Promotionen verweise ich auf meinen oben S. 166 erwähnten Vortrag.

**) Motschmann, l. c. erste Forts. S. 20 ff. — Von den 120 Promovierten der Theologie in dem Zeitraum von 1392—1520 waren 70 Bettelmönche, 49 Weltgeistliche und 1 Benediktiner (aus Mantua). Die Doktoren aus den Bettelmönchsorden verteilen sich so: 28 waren Dominikaner, 21 Franziskaner, 16 Augustiner-Eremiten und 5 Serviten oder Karmeliter.

herrscht auch hier durchaus keine Freiheit, wie wir sie im Bunde mit wahrer Wissenschaft fordern müssen. Ein fest überlieferter Stoff wird von dem Docenten so, wie er ihn überkommen hat, auf seinen Schüler übertragen, und dieser wird angeleitet, noch ehe er ihn innerlich hat verarbeiten können, ihn weiter lehrend auf seine jüngeren Studiengenossen zu übertragen. Der Unterrichtsstoff ist in allen Fächern zugeschnitten, Text und Glosse stehen fest, sogar das Zeitmass für jedes Buch ist vorgeschrieben. So heisst es im Lektionskataloge z. B.: „Aristotelis liber ethicorum per octo menses, de anima per tres menses, de celo et mundo per quatuor menses“ etc. Das ist so zu verstehen, dass der betreffende Gegenstand täglich, ausgenommen Sonn- und Festtags, in einer Lektion behandelt werden soll. So ist der enge Raum, innerhalb dessen man sich fortbewegen muss, durch feste Schranken verzäunt, die jede freiere Regung hindern. Die Wissenschaft trägt hier unleugbar stark handwerksmässigen Charakter, wo alles nach der Schablone gearbeitet wird. Das Talent hat kaum Gelegenheit sich hervorzuthun, es arbeiten nur das Gedächtnis und der Verstand an der Bewältigung des Stoffes, und man hat das Gefühl, dass jeder, der nur den nötigen Fleiss und Ausdauer angewandt, auch ohne besondere Gaben sich die Summe der erforderlichen Kenntnisse habe aneignen können. Wir befinden uns hier kurz gesagt auf dem Boden der Scholastik; aber ihre Blütezeit, wo sie produktiv und aufbauend wirkte, ist längst dahin. Als die Universität Erfurt entstand, war die Scholastik als Wissenschaft und geistbildende Kraft schon im Niedergang begriffen; aber als Methode und formgebende Macht dehnte sie ihr Herrschaftsgebiet jetzt erst recht aus, als sich die neu entstehenden Hochschulen in ihren Dienst stellten. Die scholastische Methode, von den Universitäten aufgenommen und gepflegt, hat zwar den Vorzug, dass sie das Wenige, was sie bietet, dem einzelnen als sicheren Besitz aneignet und die Resultate der Wissenschaft zu einem Gemeingut des gelehrten Standes macht; aber darin liegt zugleich ihr Fehler, dass sie die Gaben nicht weckt und sich entwickeln lässt, dass sie daher die Wissenschaft nicht fördert und nicht zur Freiheit erzieht. Das Schlimmste war, dass sie mit dieser Dressur die Meinung von der Untrüglichkeit ihrer Wissenschaft

verband und so Leute bildete, die in der Fiktion hoher Gelehrsamkeit und untrüglicher Weisheit befangen, die wahre Wissenschaft, als sie im Humanismus ans Licht trat, als Thorheit halbgebildeter oder verbildeter Leute bekämpften.

Die Alma Mater Erfordiensis hatte also im ersten Jahrhundert ihres Bestehens ein etwas anderes Gesicht, als Kampschulte *) es uns hat glauben machen wollen. Nach den Statuten wenigstens ist von dem freieren Geiste, den dieser Forscher hier entdeckt haben will, kaum eine Spur zu finden. Zaum und Zügel sind auch hier der Wissenschaft und ihren Jüngern angelegt, so gut wie an jeder anderen mittelalterlichen Universität, und sie sind so kunstgerecht und aus so dauerhaftem Material gefertigt, wie anderswo. Der einzige Vorzug der Erfurter Studienanstalt dürfte darin bestehen, dass man die Zügel hier nicht ebenso fest angezogen wie auf den Schwesteranstalten, sondern den Geistern hie und da einen etwas weiteren Spielraum gelassen hat. In Erfurt duldete man gewisse „Allotria", d. h. ausserhalb des hergebrachten Systems liegende Unterrichtsfächer, vorausgesetzt, dass sie in ihren Schranken blieben und der bestehenden Schulordnung nicht Opposition machten. Das Bestreben, den Schülern noch eine andere Kost zu bieten, als die Summen und Quästionen damaliger Schulweisheit, wurde hier nicht ganz unterdrückt.

Das geht schon aus dem Lektionskataloge der philosophischen Fakultät hervor. Hier finden wir einige Lektionen, die dem Verlangen nach besserer Kost entgegenkommen: des Boëtius „de consolatione philosophiae", dafür 4 Monate, und eine Lektion „poetria", womit wohl die ars poetica oder metrica des Donat gemeint ist, dafür 2 Monate angesetzt sind. Sie gehörten zwar nicht zu den lectiones ordinariae, waren keine

*) In den einleitenden Kapiteln seines Werkes über „die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation" sucht Kampschulte (I. S. 1 ff.) zu beweisen, dass sie sich von vorn herein „auf ganz anderen Bahnen bewegt", als die übrigen deutschen Universitäten und „im entschiedensten Gegensatz" zu denselben gestanden habe. S. 18 versteigt er sich zu dem Satze, dass „die übrigen deutschen Universitäten mit banger Besorgnis auf ihre thüringische Schwester, die Mutter so gewagter Doktrinen, hingeblickt" hätten. Eine ganz grundlose Behauptung.

Zwangskollegia, die zum Examen verlangt wurden, aber dass sie zulässig waren, war schon ein Gewinn. Die Überzeugung, dass das Studium der Klassiker zur wahren Bildung gehöre, war nicht ganz verloren gegangen. Hatte doch schon Amplonius seinen Kollegiaten das Studium der Poetria warm empfohlen und zu dem Zwecke seiner dem Kolleg vermachten Büchersammlung eine Anzahl klassischer Dichter eingefügt unter der Rubrik „de poetria", allerdings nur als Anhang zur Grammatik, aber mit besonderem Titel und mit dem Vermerk, dass es zur guten Bildung gehöre, sie zu kennen (est valde nobile scire eam, scil. poetriam). In dieser Sammlung finden sich Ovid und Vergil (Text und Kommentare) am meisten vertreten, aber auch Horaz, Terenz und Juvenal, daneben natürlich viele Schriftsteller zweifelhaften Wertes. Unter den Prosaikern haben Cicero und Seneca Aufnahme gefunden, auch Sallusts Catilina und bellum Jugurthinum und ein Stück aus Livius. Dass dies Material fleissig benutzt worden ist, ist zweifellos, wie es denn auch von den Kollegiaten durch weitere Abschriften vermehrt worden ist, — allerdings immer nur als Beiwerk neben den eigentlichen Fachstudien. So erklärt es sich, dass die „Poeten" Petrus Luder und Jakob Publicius aus Florenz, die ersten Vertreter des Humanismus, jener 1460, dieser 1466, hier willige Aufnahme und lernbegierige Schüler fanden. Und es ist wohl nicht zufällig, dass der letztere dieser Wanderlehrer, der hier einen etwas längeren Aufenthalt genommen zu haben scheint und die bisher vernachlässigte Rhetorik auf Grund der Werke Ciceros trieb, gerade in der Porta coeli einen eifrigen Schüler fand, an dem Kollegiaten Magister Johannes Knaes aus Berka, von dessen unter Leitung des gelehrten Florentiners betriebenen humanistischen Studien uns ein von seiner Hand geschriebener Codex (Ampl. Q. 12) Zeugnis giebt. Auch im Collegium majus fand die Poetria Eingang. Ein Mitglied dieses Kollegs, Peter Petz aus Würzburg, stand mit Conrad Celtes im Briefwechsel; bekannter ist ein anderer Kollegiat, Maternus Pistoriensis, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts hier die Humaniora docierte und in vielen der späteren Humanisten den Sinn für die Klassiker weckte. Es bildete sich so innerhalb der hiesigen Studienanstalt allmählich eine stille Gemeinde von solchen, die, ohne der herrschenden Richtung entgegenzutreten,

vielleicht ohne den tiefen Gegensatz zu fühlen, ihren Geist an den klassischen Werken des Altertums zu nähren suchten. Gegen Ende des in Rede stehenden Zeitraums ward es auf der hiesigen Hochschule allgemeiner Brauch, dass man neben den sophistischen Disciplinen die Humaniora trieb und damit, ohne es zu wollen, die artistische Studienordnung durchbrach.

Auch auf dem speciell theologischen Gebiete gewahren wir Abweichungen von dem scholastischen Systeme. Man begnügte sich doch nicht ganz an den Werken eines Thomas von Aquino und Duns Scotus. Neben diesen grossen Scholastikern, die freilich ihre dominierende Stellung stets behaupteten, fanden, wie wir aus dem Kataloge der Amploniana sehen, auch die Vertreter edler Mystik, Bernhard von Clairvaux und die grossen Viktoriner, Hugo und Richard, Anerkennung. Auch die Schriften Gersons, des grossen Kirchenreform-Politikers aus der Zeit des päpstlichen Schisma, fehlen nicht. Ebenso sind die Kirchenväter, besonders Augustinus und Hieronymus, zahlreich vertreten. Grosses Gewicht aber legte man in Erfurt auf das Studium der Heiligen Schrift. Unter den vielen Kommentatoren der Bibel nimmt in der Amploniana derjenige eine bevorzugte Stellung ein, der sich durch gründliche wissenschaftliche Studien und textgemässe Exegese auszeichnet, Nikolaus Lyranus, der einzige Schriftausleger des Mittelalters, der nach wissenschaftlichen Grundsätzen und auf Grund der Kenntnis der griechischen und hebräischen Sprache gearbeitet hat und damit ein Wegbahner der Reformation geworden ist. Seine sogenannten Postillen zu sämtlichen Büchern der Heiligen Schrift finden sich vollzählig in mehreren starken Foliobänden in der amplonianischen Sammlung, und Amplonius unterlässt nicht, die Lektüre derselben seinen Kollegiaten sonderlich ans Herz zu legen. Von Lyras sogenanntem Triglossum, einer Erklärung schwieriger in der Vulgata vorkommender lateinischer, griechischer und hebräischer Wörter, sagt Amplonius: „egregium opus, fere omnes grammaticos corrigens“. Übrigens standen die Postillen Lyras auch sonst in Erfurt in hohem Ansehen, z. B. im Augustinerkloster, wie das Luther bezeugt, der dies später von ihm so geschätzte Meisterwerk schon in Erfurt kennen lernte.

Doch würden wir sehr irren, wenn wir mit Kampschulte aus solchen Erscheinungen auf die Herrschaft eines freieren,

wohl gar antikirchlichen Geistes schliessen wollten. Vergebens sucht man in der amplonianischen Sammlung nach Schriften, die zu jener Zeit im Geruch der Ketzerei standen. Hus *) ist gar nicht, Wiclif nur mit einem unschuldigen Traktat über Logik vertreten, und von Johann von Wesel, der doch zu den angesehensten theologischen Lehrern der hiesigen Universität gehört hatte (bis etwa 1460, wo er von hier nach Worms, resp. Mainz übersiedelte und dem Geschick, als Ketzer vor ein Inquisitionsgericht gestellt zu werden, entgegenging), auch nur eine seiner philosophischen Arbeiten aufgenommen, seine Quaestionen über die Physik des Aristoteles. Die Universität wahrte mit peinlicher Sorgfalt den Ruf der Orthodoxie; das geht auch aus den Bestimmungen hervor, die die Statuten der theologischen Fakultät enthalten. Jeder zu Promovierende oder zu Rezipierende hatte eidlich zu erhärten, dass er keine häretische oder irrige oder gegen die Satzungen der Kirche verstossende Lehre führen noch solche an andern dulden wolle; vielmehr, wenn er bei irgend einem Gliede der Fakultät solche Lehre entdecken werde, solches unverzüglich dem Dekan zur Anzeige bringen wolle. Das wird motiviert mit dem dem katholischen Glauben schuldigen Eifer. Und wenn wir die Bestimmung finden, dass kein Biblicus oder Bacularius oder Licentiat Thesen vortragen oder einen Sermon halten dürfe, bevor er nicht das Concept seinem Magister zur Prüfung vorgelegt, so sehen wir auch darin das ängstliche Bemühen, alles Anstössige und Irrige fernzuhalten. Erfurter Theologen halfen auf dem Konzil zu Konstanz das Verdammungsurteil über Johann Hus sprechen, und hundert Jahre später (1513) verdammte die Erfurter theologische Fakultät im Bunde mit den Kölnern und Löwenern den „Augenspiegel“ Reuchlins.

So müssen wir denn sagen, dass die Universität in dem besprochenen Zeitraume durchaus den mittelalterlichen Charakter wahrte. An Vorzeichen einer anbrechenden neuen Zeit fehlte es zwar nicht. Aber noch herrschte das alte System, und es bedurfte nicht geringer Anstrengungen, seine Herrschaft zu brechen und dem neuen Geiste die Wege zu bahnen.

*) Einen Band Predigten von Hus fand Luther auf der Klosterbibliothek zu Erfurt. Köstlin I. S. 87.

Schilderungen

Erfurter Zustände und Sitten

aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts

nach gleichzeitigen Quellen.

Vortrag

gehalten in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie
am 8. Juni 1892

von

Prof. Dr. K. Krause.



Ueber das Leben und Treiben an der blühenden Universitätsstadt Erfurt, wie es sich in den ersten beiden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts unter der Herrschaft des Humanismus, d. h. des neu aufgelebten Studiums der alten Sprachen und der aus den Alten geschöpften Weltanschauung überhaupt darstellte, sind uns in den letzten Jahren einige wichtige Quellen zeitgenössischer Schriftsteller zugänglich gemacht worden, unter denen hauptsächlich die Briefe des Mutianus Rufus aus den Jahren 1504—26 und die Epigramme des Euricius Cordus 1517—20 zu nennen sind. Die letztere Quelle ist nun freilich keine neue, da die Cordischen Epigramme wiederholt in den Opp. poet. des Dichters, zuletzt 1614 gedruckt und von allen Darstellern des Erfurter Humanismus benutzt worden sind. Neu ist aber der vom Verfasser zum ersten Male veranstaltete Abdruck der Originalausgaben von 1517 und 1520, welche nur die ersten 2, beziehungsweise 3 Bücher enthalten. Hierdurch ist einerseits für eine Anzahl dieser Gedichte, die gerade ein besonderes kulturhistorisches Interesse haben, eine genaue Zeitbestimmung ermöglicht, andererseits haben sich manche bisher nicht bekannte Abweichungen von dem spätern Texte ergeben, die sich zur genaueren Erkenntnis einzelner Punkte verwerten lassen. Es ist wohl keine ganz undankbare Aufgabe, die zerstreuten Züge des Bildes vom Erfurter Leben, wie sie in jenen Quellen niedergelegt sind, zu sammeln, zumal die bisherigen Bearbeitungen des Gegenstandes nur unvollständig sind und vorzugsweise nur die wissenschaftliche Seite ins Auge gefasst haben. Denn auch von der sozialen und sittlichen Seite des damaligen Lebens spiegeln sich in den Quellen mancherlei Eindrücke ab, die sich, wenn auch nicht zu einem ganz objektiven, so doch zu dem in der Seele jener Schriftsteller ausgeprägten Gesamtbilde gestalten lassen. Und gerade zur Kenntnis dieser sozial-sittlichen Zustände möchte die fol-

gende Darstellung einen kleinen Beitrag liefern, wobei auch gelegentlich einzelne lokale und persönliche Verhältnisse Erfurts und ihrer Einwohner zur Besprechung kommen werden. Dagegen soll, um längst Bekanntes nicht zu wiederholen, von dem wissenschaftlichen Leben der Erfurter Schule nur das berührt werden, was zur Kennzeichnung damaliger Sitten vorzugsweise geeignet sein dürfte.

Der Gothaische Domherr Konrad Mutianus Rufus, selber ein Zögling der Erfurter Schule und schon durch seinen Bruder, den 1494 verstorbenen Mainzischen Küchenmeister Joh. Mut, den Vorgänger des Joh. Engelmann, in nähere Verbindung mit Erfurt gebracht, unterhielt seit 1504 einen regen Verkehr mit den gelehrten, kirchlichen und gesellschaftlichen Kreisen der Stadt, da er wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit angestaunt und wegen seiner Menschen- und Weltkenntnis, sowie wegen seines Einflusses auf die jüngere Generation der Studierenden hochgeschätzt ward. Auch äusserliche Bande fesselten ihn an Erfurt. Durch das Vermächtnis seines Bruders besass er daselbst liegende Güter, so ein Haus in der Löwengasse als ein geistliches Lehen der Marienkirche. Die „lawengasse", wie sie in den Quellen heisst, lag südlich vom Petersberge, zwischen diesem und dem Brühle *). Das Haus stiess hinten an die Gera. Nach derselben Seite hin lag der sogenannte Georgenthaler Hof, in welchem seit 1510 Mutians vertrautester Freund, der Hausmeister Heinrich Urban (eigentlich H. Fasnacht von Orb bei Gelnhausen) wohnte. Anfangs vermietete Mutian sein etwas baufälliges Häuschen, aber bald fand sich kein Mieter mehr, selbst nicht, um es gegen die Verpflichtung, es in baulichem Stande zu erhalten, umsonst zu bewohnen.

Im Jahre 1513 finden wir im Besitze des Hauses einen gewissen Diethmar, den Mutian klassisch Titus Marius nennt, einen Offizial, an dessen Stelle aber auf den Vorschlag des Petreius ein gewisser Osmund von Halle (Hallensis), gleichfalls ein Offizial, treten sollte, um gegen Erlass der Miete das Haus etwas herzustellen und dem drohenden Verluste desselben

*) Vgl. W. J. A. v. Tettau, Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt, a. a. O. S. 53 f.

durch die Erfurter Vikare der Marienkirche vorzubeugen. Vgl. oben S. 192. Indes kam es nicht dazu, und da Mutian nicht die Mittel zum Bauen aufwenden wollte oder konnte, so zerfiel es fast in Trümmer, und diese letzteren drohten sogar den Lauf der Gera zu hemmen. Daher nötigten die Vikare der Marienkirche den Besitzer schliesslich, auf das Haus ganz zu verzichten, gegen jährliche Zahlung von 1 Gulden und mit der Verpflichtung, dasselbe herzustellen und die testamentarisch bestimmten Seelmessen auf die Brüder Mut alljährlich zu lesen. Sie setzten 1515 einen gewissen Nordhäuser als Mietsmann hinein, der dafür die Baukosten übernahm. Die Seelmessen scheinen nach Mutians Klagen darüber nicht weiter beachtet worden zu sein. Das Häuschen hatte die Inschrift wie Mutians Domherrnwohnung in Gotha getragen: Beata tranquillitas. Dass diese ihm so teure Inschrift fiel, kränkte ihn ganz besonders. Er machte einem Freunde, dem Philosophen und Juristen Bernhard Ebeling, bittere Vorwürfe, dass er ihn nicht von dem darüber entbrannten Rechtsstreite abgemahnt und ihn vor dem Gespötte der Welt, er streite um des Esels Schatten, bewahrt habe. Auch dadurch fühlte er sich verletzt, dass das „Gott geweihte Haus“, wie er sagt, „durch eine profane Weiberwohnung gleichsam wie durch eine unreine Mistgrube befleckt“ werde. Wenn er ausserdem noch von der „reichen und nichtswürdigen Verführerin“ und von dem „rasenden und verdorbenen Beseitiger der Inschrift“ redet, so scheint das darauf hinzudeuten, dass eine Frau, nach Mutians Anschauung ein Wesen untergeordneter Art, entweder als Gattin oder als Mieterin in das Haus einzog. Oder glaubte Mutian gar, dass das Haus zu unsittlichen Zwecken bestimmt sei, wodurch dieser Stadtteil verrufen war? Befand sich doch auf der gegenüber hinter dem Dome gelegenen Seite die Frauengasse. — Ausser diesem Grundstücke besass Mutian auch noch einen Weinberg in Erfurt, über dessen Lage nichts verlautet. Er verkaufte ihn, da seine Finanzen sich namentlich durch seine Ausgaben für Bücher mehr und mehr verschlechterten, an die Karthäuser, welche in dem damaligen Erfurt, aus Äusserungen des Cordus zu schliessen, sich mit der Weinproduktion befasst zu haben scheinen, für 40 Gulden. Er konnte dies um so leichter, als er noch immer in Gotha einen Weinberg besass, von dessen Erträgnissen er auch an andere zu verkaufen pflegte.

Erfurt war ungemein reich an geistlichen Pfründen, sogenannten Vikarien an dieser oder jener Kirche, welche an Geistliche als Nebeneinkommen verliehen wurden. Aus Mutians Briefen ersieht man, mit welchem Eifer und mit welchen Mitteln auf diese Pfründen Jagd gemacht wurde. Die Pfründe Mutians, die Vicaria S. Liborii an der Matthäuskirche, brachte 14 Gulden ein. Dass er noch andere erhielt, folgt daraus, dass er mit einem Prokurator Martin Schil das Abkommen getroffen hatte, dass dieser jährlich 30 Gulden abliefern und den Rest als Lohn seiner Bemühungen für sich behalten sollte. Schil aber war nach Mutians Darstellung ein unzuverlässiger, betrügerischer und geiziger Mann. Derselbe pflegte seine Sporteln dadurch zu steigern, dass er für die angebliche Verköstigung der Diener Mutians, bei ihren öfteren Besuchen Erfurts, durch Brot und Wein Gegenrechnungen aufstellte, während Mutian behauptete, dass für die Bewirtung der Seinen stets seine guten Freunde unentgeltlich gesorgt hätten.

Auch sonst war Mutian durch zahlreiche Bande materieller und geistiger Art an Erfurt gefesselt, so dass sein Wohnort Gotha eigentlich fast nur als ein Vorort Erfurts erscheint. Seine Lebensbedürfnisse bezieht er, wenn er einmal etwas Besonderes nötig hat, aus Erfurt; so lässt er sich z. B. einmal durch Urban zu einem von ihm veranstalteten Festmahle Dorsch, Lachs und Malvasier schicken. Er selber ist zwar selten in Erfurt zu finden, dafür aber wandern seine Diener mit dem Ränzchen um so häufiger hinüber und herüber, namentlich zu den Märkten und Festen, wie zum Bonifaziusfeste am 5. Juni. Er lässt sich dann wohl mit innerm Behagen über die naive Leichtgläubigkeit und Neugier von den „Heiligenknochen“ erzählen, die sie dort aufgestellt gesehen haben. Die wichtigsten Besorgungen waren die von Büchern, die er aus dortigen Bibliotheken, wie der Amplonianischen, oder durch Kauf aus den Buchläden, oder endlich leihweise von Freunden bezog. Ausserdem lässt er sich ab und zu auch Pillen aus der Eberbachschen Apotheke verschreiben, ja sogar die geringsten Artikel des täglichen Gebrauches bringt der Amanuensis aus Erfurt mit, nicht immer zur Zufriedenheit des Herrn, der sich bei seinen spärlichen Geldmitteln leicht überteuert fand. Istic callidi sunt rerum aestimatores, schreibt er an Urban und bittet

die Einkäufe seines unerfahrenen Puer zu überwachen. So klagt er einmal, dass ihm sein Publius 3 Gulden ausgegeben hat, und unter anderm auch für gemahlene Gewürze, die doch nicht einmal unverfälscht zu sein pflegten und die für ihn, da er selber Mörser und Keule besitze, wertlos seien; weiter für einen Stock, der einen Böhmen (= 1 Gr.) koste, aber so dünn sei, dass er kaum einen Löwen (Löwenpfennig = $\frac{1}{4}$ Gr.) wert wäre. Sonst pflegte Mutian wieder gar nicht zu knausern, ja an Geschenken für Gönner und Freunde liess er viel, jedenfalls über seine sehr bescheidenen Verhältnisse hinaus darauf gehen. Urban soll einmal für Publius eine neue Mütze oder Hut in Erfurt kaufen, damit er zum Bonifaziusfeste anständig erscheinen kann und seinem Herrn keine Schande macht. Daher soll Urban auch nicht bis zum Trinitatisfeste (Sonntag nach Pfingsten) warten, wo die Verkäufer ihre Buden vor den „Graden" (pro gradibus Marianis) aufschlagen, sondern auf der Stelle einen Hut kaufen, und wenn er 18 und mehr Böhmen koste. Auch kostbare Geschenke für Freunde muss Urban besorgen, so einmal einen silbernen Pokal zur Hochzeit Degenhart Pfeffingers, des kursächsischen Rates, im Werte von etwa 20 Gulden. Da Mutian dem Erfurter Goldschmied die Silbermünzen nicht gleich einschicken konnte, aus denen der Pokal gefertigt werden sollte, so hatte er viel über die Saumseligkeit des Künstlers zu klagen, bis durch den Verkauf des Weinberges an die Erfurter Karthäuser die Geldmittel flüssig wurden und nun die Arbeit schnell zu Ende geführt ward. Durch solche Freigebigkeit, wie sie damals, wohl noch in höherem Grade als heutzutage aus Standesrücksichten geübt zu werden pflegte, trug Mutian jedenfalls ausser durch seine übermässigen Ausgaben für Bücher viel zu der finanziellen Zerrüttung bei, in der wir ihn in seinen letzten Jahren finden. Zuweilen nötigt ihm die Erfüllung dieser Anstandspflichten einen Stossseufzer ab. Keine Hochzeit wurde in Gotha gefeiert, bei der er nicht sein Geschenk einsandte, denn persönlich zu erscheinen vermied er, um nicht, wie er einmal sarkastisch sagt, an den unteren Tischen bei den Vikaren sitzen zu müssen, denn Morch und Köteling (Gothaische Domherren) mit ihrem Anhange nähmen die ersten Plätze ein. Dass diese Geschenke oft nur eine Geldbeisteuer bedeuteten, ersieht man aus der gelegentlichen

Bemerkung Mutians, er habe zur Hochzeit eines Gothaischen Töpfermeisters 6 Böhmen geschickt, während seine Kollegen am Domkapitel nur die Hälfte gegeben hätten. Bezeichnend ist auch für diese Auffassung die Art, wie Mutian die Hochzeit des Eoban Hessus Januar 1515 bespricht. Er (Mutian) sowohl wie Urban haben den Abt von Georgenthal gebeten, ein anständiges Geschenk zu machen. Und auch der Bräutigam, setzt Mutian hinzu, habe durch Brief und Boten darum gebeten. „Was hat er bekommen? Ein Paar Hasen. Andern," heisst es weiter, „werden Kühe, Wohnungen, Kleider geschenkt. So spielt das Glück. Ich möchte nur wissen, was Sömmering (der Mainzische Siegelbewahrer) dem Dichter geschenkt hat. Wenn er nichts gegeben, sondern sich unter dem Vorwande des Richteramtes verborgen gehalten hat, dann ist er der geizigste aller Zweifüsser."

Wegen der engen Verbindung, in der Mutian mit der Universität Erfurt stand, fallen aus seinen Briefen manche Streiflichter auf das damalige Studentenleben, das im allgemeinen ein ziemlich rohes und zügelloses war. Die auf ihren Ferienwanderungen begriffenen Scharen der Erfurter Lehrer und Schüler pflegten in Gotha eine willkommene Station zu machen. So sprach im Sommer 1505, wo eine Pest zur Auswanderung trieb, ein ganzer Schwarm vor. Die damalige akademische Jugend krankte namentlich an den zwei Lastern der geschlechtlichen Ausschweifung und der Trunksucht. Eoban Hessus klagte in einer Schrift vom Unglück der Liebenden 1508, dass, während es bei den alten Deutschen für schimflich galt, vor dem 20. Jahre mit Frauen Umgang zu haben, jetzt schon 16-jährige Knaben sittlich verdorben seien. Derselbe Poet schrieb gegen die Trunksucht und liess auf dem Titelblatte die Säufer als zechende Tiere, Esel, Schwein, Hund u. s. w. bildlich darstellen. Leider war er aber selber diesem Laster ergeben, sodass der Satiriker Cordus auf jene Schrift das Epigramm dichtete: Die Ebrietas habe sich gar sehr gewundert, dass auch ihr grösster Verehrer, Eoban Hessus, sich zu ihren Feinden geschlagen. Gerade so habe Crassus den Geiz verdammt. Mutians Warnungen an den trinklustigen Poeten waren alle vergeblich. Spiel und Trunk zerrüttete seine Verhältnisse und stürzten ihn schliesslich in einen frühen Tod. Mutian war im

allgemeinen ein Freund der Mässigkeit und er begrüsste mit Genugthuung das Edikt gegen Fluchen und Trinken, welches 1513 von den sächsischen Fürsten beider Linien erlassen wurde. Ebenso nahm er an den Trinkgelagen des Georgenthaler Abtes mit seinen Gothaischen Kumpanen, dem Morch, Köteling, dem Töpfermeister u. a. vielfachen Anstoss und er wandelte den gewöhnlichen Spottnamen desselben, Duronius (d. i. δούριος et silvester abbas), in einen Bibas um. Freilich zahlt er auch wieder der sittlichen Laxheit seinen Tribut, wenn er wiederholt seine Briefe „tüchtig berauscht“ (bene ebrius) schreibt. Urteilte doch auch die damalige Wissenschaft, wenigstens nach der Auffassung des Hessus in seinem Büchlein von der Erhaltung der Gesundheit, dass zwar ein „häufiger Rausch schädlich, ein seltener jedoch heilsam sei“. Namentlich hatte sich an der Erfurter Schule seit alten Zeiten ein gemütliches Genussleben herausgebildet. Die Promotionsgelage hatten allmählich einen Umfang angenommen, dass sie den regelmässigen Studiengang störten. Daher wurden sie denn im Jahre 1519 unter dem Rektorate des eifrigen Justus Jonas in einen einzigen allgemeinen Schmaus zusammengezogen, der auch wirklich Michaelis des Jahres bei der Promotion von 57 Baccalaurien stattfand. Doch scheint der Anlauf dieser sogenannten Studienerneuerung nicht lange vorgehalten zu haben, da die späteren Quellen darüber schweigen, ja ausdrücklich die Fortdauer des Erfurter Genusslebens von Eoban Hessus bezeugt wird, der nach seiner Übersiedelung nach Nürnberg 1526 gar sehr den Abstand des dortigen nüchternen und mässigen, wenn auch sonst reichen Lebens, von dem thüringischen empfand.

Mit den Trinkgelagen paarten sich in Erfurt, wie es der rohere und schrankenlosere Charakter der Zeit mit sich brachte, noch andere Zügellosigkeiten, wie z. B. Raufereien und Kämpfe der Studierenden unter einander und gegen Nichtstudierende. Im Sommer 1505 kam es an einem Sonntage, als die Studenten nach ihrer Sitte beim Weine sassen — Baccho indulgebant consueto more studentes, heisst es in der poetischen Beschreibung des Ereignisses von E. Hessus — zu einem förmlichen Strassenkampfe zwischen Studenten und Handwerkern und zu einem zerstörenden Bombardement des Studentenkollegs. Selbst die Blüte der akademischen Jugend, wie die talentvollen Freunde

Mutians, waren von diesem gewaltthätigen Geiste angesteckt. Herbord von der Marthen, der Sohn des Mainzer Vicedoms Gerlach, später angesehener Jurist der Erfurter Schule und städtischer Anwalt, wurde 1506 wegen eines Excesses in eine akademische Strafe von 1 Gulden genommen, wegen einer Schlägerei, wie es scheint, denn Mutian schreibt an ihn: quod tanquam malesanus pulsabas exemplo paterno — auch der Vater erscheint in Mutians Briefen als ein strenger und hochmütiger Mann —, und weil ihn die Ausgelassenheit seiner Kameraden nicht habe schlafen lassen. Sein Bruder Gerlach wurde als noch stärker belasteter Mitschuldiger zu einer Strafe von 3 Gulden verurteilt. Überhaupt hatte sich Herbord durch sein zügelloses Wesen in Verruf gebracht, war mit seinem Vater zerfallen und Ende August 1505 aus der väterlichen Wohnung in die seines Freundes Hessus, „das Englische Haus, aedes angelicae", übergezogen. Ob die von den Freunden angerufene Vermittlung Mutians eine Versöhnung herbeigeführt, wissen wir nicht; sicher aber scheint es, dass die Übersiedelung Herbords nach dem Kloster Georgenthal als Klosterlehrer und Nachfolger des an den sächsischen Hof übergegangenen Spalatin Herbst 1508 mit jenen Vorfällen in Verbindung zu setzen ist. Mutians Fürsprache beim Abte verschaffte ihm die Zufluchtstätte, in der er, wie sein Fürsprecher meinte, wenn er sich bescheidener aufführe, den Schatten des bösen Leumundes zerstreuen könne. Auch noch von einem andern Ausbruche akademischer Unsitte geben uns Mutians Briefe Kenntnis. Er betraf zwei andere vertraute Freunde Mutians, die zu den talentvollsten Zöglingen der Erfurter Schule gehörten, den Poeten Eoban Hessus und den Peter Eberbach, gewöhnlich Petreius genannt, Sohn des 1507 verstorbenen Arztes G. Eberbach, dessen Witwe im sogenannten „Lateran", d. i. der „Römerapotheke", wie sie gewöhnlich hiess, eine Apotheke führte, welche damals meist mit dem ärztlichen Berufe verbunden gewesen zu sein scheint. Das Haus und die Apotheke „zun Römern" lag früher als Eckhaus neben dem Rathause, jetzt demselben gegenüber. Hessus, der Ende Februar 1509 in einem Alter von 21 Jahren zum Magister promoviert und den zum Magisterschmause auf den 7. März nötigen Zucker in der Eberbachschen Apotheke entnommen hatte, wurde zum

Danke hierfür von der Familie seines Freundes zu Tische geladen. Bei einem Gesellschaftsspiele nach Tische hatte Petreius sich von den Mitspielern schlagen zu lassen, er nahm aber die vielleicht etwas zu derben Schläge Eobans so übel auf, dass er sich dieselben verbat, und als jener gleichwohl fortfuhr, ihn dermassen ins Gesicht schlug, dass ihm die Zähne bluteten. Petreius setzte seiner Roheit dadurch noch die Krone auf, dass er zwei beleidigende Schmähbriefe an Eoban schrieb, deren Adressen an den „armen Poeten“ und den „Bramarbas“ gerichtet waren. Unter anderm drohte er darin, den Ruhm des Dichters durch Aufdeckung seiner zahlreichen Verstösse in Inhalt und Form seiner schriftstellerischen Leistungen vor der Öffentlichkeit vernichten zu wollen. Drei Tage später kam es vor dem „Lateran“ auf offener Strasse zu einem neuen Kampfe, wobei Petreius von seinem stärkeren Gegner an den Haaren ergriffen und zu Boden geschleudert ward. Bald nachher drohte der Kampf sich durch einen neuen Angriff des Petreius fortzusetzen, Eoban ward aber von seinen Begleitern an weiteren Thätlichkeiten gehindert; doch gürtete er sich nun, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, ein langes Schwert um. Der gemeinsame Freund Crotus, der einen blutigen Zweikampf befürchtete, ersuchte Mutian um seine Vermittlung, und es kam denn auch nach einigen Monaten eine vollständige Aussöhnung zu stande. Den Schlüssel zu Petreius leidenschaftlichem Auftreten fand Eoban wohl mit Recht in dessen Eifersucht auf seinen wachsenden Dichterruhm. Denn auch Petreius war ein begabter Poet, der sich nur wegen Kränklichkeit und Unstätigkeit zu keinen bedeutenderen Leistungen aufschwingen konnte. Die Poeten aber waren ein streitbares Völkchen, auf das Mutian den Horazischen Ausspruch anzuwenden pflegte: Vesanum tetigisse timent fugiuntque poetam, Qui sapiunt.

Die sittliche Zügellosigkeit herrschte nicht bloss in den studentischen Kreisen, das ganze Leben auch der zu Amt und Würden aufgerückten Männer zeigt sich davon angefressen, und die Art und Weise, wie einzelne Ärgernisse in den Mutianischen Briefen besprochen werden, beweist, dass man nicht zu viel Aufhebens davon machte. Der Erfurter Poet Thiloninus Philymnus (Thilo Conradi), der sich 1513 als Lehrer der klassischen Litteratur in Erfurt niederliess, unterhielt einen vertrau-

ten Verkehr mit einer verheirateten Frau, und sein Gegner Cordus veröffentlichte darüber 1515 anzügliche Epigramme. Von dem Mainzischen Siegler, der höchsten geistlichen Auktorität Erfurts, Joh. Sömmering, berichtet Mutian, derselbe habe einen treuen Diener sofort entlassen, weil er die „domina", die „levissima bestia" nur mit einem Worte gekränkt habe. Als ein jüngerer J. Sömmering, Bruder oder Vetter des Genannten, eine Ferienreise nach Fulda gemacht hatte, schrieb Mutian: „Ich wundere mich, dass so viel Ruhe in Afrika herrscht, wie Petreius zu sagen pflegt, dass jener Johannes sich so lange von der Sorge um die Philogynetia (die Weiberliebe mit Anspielung auf philosophia scherzhaft als Wissenschaft bezeichnet) losmachen kann. Fortasse constituit procuratorem ad rem." Und dann wird diese beliebte Sitte des Klerus, sich zu geeigneter Zeit einen Stellvertreter bei der domina zu besorgen, näher ausgeführt. „Ich will das aber nicht", heisst es weiter, „gegen den alten oder jungen Sömmering gesagt haben. Solche Freiheit sei ferne von mir. Eine derartige Geschwätzigkeit wäre nicht straflos, da der ältere Sömmering auf dem Richterstuhle sitzt und in den Bann thun kann." Auch über die Witwe Eberbach, die 1512 den Dr. iur. L. Londergut von Rain, mainzischen Vikar, heiratete, sowie über die Frau des Arztes H. Eberbach, des Bruders des Petreius, hören wir Anspielungen, die ihre Sittlichkeit nicht im besten Lichte erscheinen lassen. Von dem schon oben genannten Herbord von der Marthen erfahren wir, dass er auch als Klosterlehrer den ländlichen Dirnen nachlief und einige Jahre später seine Liebeshändel in Erfurt als Doktor und Professor der Rechte fortsetzte, so dass auch Mutian ihn mahnte, dass Bewerbung um Ehrenämter und sittliche Ausschweifungen sich schlecht zusammen vertrügen. Doch merkt man hierbei, dass Mutian selber mehr nach dem Prinzipe der Zweckmässigkeit als der Sittlichkeit urteilt. Warnt er ihn doch, als Herbord sich eine Braut anschaffen wollte, vor geschlechtlichen Ausschweifungen in der Ehe mit dem Bemerken, er möge mit der „fututio extraordinaria" sich begnügen.

Noch stärker tritt uns diese übergrosse Nachsicht mit den im Schwange gehenden Geschlechtssündern in andern Äusserungen entgegen. Er schreibt einmal, Joh. Lang, der spätere

Augustinerprior und Prediger, habe ihm über Eoban Hessus von einer „fututio culpabilis" berichtet; doch könne das nicht wahr sein, da sonst Eobans kürzlich eingelaufener Brief von dem „Unglücke" (de infortunio) nicht geschwiegen haben würde. Mutian will es also nur verurteilen, wenn sich Eoban mit einer Ehefrau oder einem bis dahin unbescholtenen Mädchen vergangen haben würde.

Besonders lehrreich ist die Geschichte von der Verführung einer Nonne des Gothaischen Kreuzklosters, von der die Briefe des Jahres 1510 reden. Im Juli dieses Jahres war eine geschwängerte Nonne heimlich aus dem Kloster entwichen, und kein anderer als der im Januar 1510 von der Universität Leipzig zurückgekehrte Hausverwalter des Georgenthaler Klosters, H. Urban, ein durch Bildung und Geschäftskenntnis vom Abte hochgeschätzter Beamter, war es, den die öffentliche Stimme als den Verführer der Nonne bezeichnete. Auch Mutian war von der Schuld seines Freundes überzeugt, doch suchte er dem Abt, der ihn zu einer Unterredung geladen hatte, seinen Verdacht auszureden und das Verbrechen auf irgend einen Unbekannten von der Besatzung des Grimmensteins, der Gothaischen Burg, abzuwälzen, wobei er ihn auf die so nötige Ausbesserung der verfallenen Klostermauern hinwies, damit in Zukunft jeder Zutritt sittenloser junger Leute unmöglich gemacht werde. Der gute Abt wurde in der That schwankend, da bestimmte Beweise fehlten, gebot Stillschweigen über den Vorfall und liess Urban in seinem Amte. Die Zeit, so hoffte er, werde ja noch alles an den Tag bringen. An Freund Urban schrieb Mutian, es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn der Abt nicht so milde und gegen ihn (Mutian) so freundschaftlich gesinnt wäre. In dem ersten der drei Briefe, welche von der Sache handeln, schreibt er, da er bisher nur dunkle Gerüchte über Urbans Beziehungen zu der Nonne gehört und noch keine näheren Mitteilungen vom Abte empfangen hat, gegen die Sittenlosigkeit und Scheinheiligkeit der Gothaischen Nonnen und insbesondere der „entführten Penelope", und empfiehlt den bösen Zungen der Schwestern, sich zu mässigen. Nach der Unterredung mit dem Abte teilt er dem Freunde das Ergebnis derselben mit, zieht aber das Ganze in einer langen gelehrten Abhandlung über die alten Vestalinnen von

Rhea Silvia an auf das Gebiet des Scherzes hinüber und tröstet den Freund mit dem Hinweise, dass auch David, Paulus und Petrus gesündigt, aber durch Busse Verzeihung gefunden hätten. Und so höret denn auf, so schliesst er mit einer Apostrophe an die Übelredenden, Urban zu schmähen und den Spruch Pauli anzuführen: Fliehet die Hurerei. Urban ist kein Hurer, wenn er auch Mädchen und Frauen fleissig schwächt, gut bewandert im Bettkampfe (clinopale) und im Kriegsdienste der Liebe, „cui praeter talionem nihil mali precari debetis, ut scilicet pro tot futuariis flagitiis a membroso pistore miris modis paedicetur.“ Solchen Cynismus hielt man allerdings damals für feinen, geistreichen Scherz, aber er beweist doch immer, wie auch Mutian von der Leichtfertigkeit der kirchlichen Auffassung von Sünde und Busse angesteckt ist. Man sieht, wie auch erleuchtete Geister unter dem Banne der von der Kirche grossgezogenen mönchischen Werk- und Scheinheiligkeit stehen und an dem tiefern sittlichen Gefühle bei Beurteilung menschlicher Schwächen Einbusse erlitten haben. In diesem Falle mag ihn auch noch die eigentümliche Zwangslage, dass sein vertrautester Freund der Sünder war, ein wenig entschuldigen; denn gegen andere pflegt er mit strengerem Massstabe zu messen. Von Spott, Tadel und Verurteilung gegen die Unbildung, Genusssucht, Habsucht und den Aberglauben der Kleriker sind seine Briefe voll. Er rächte sich damit gleichsam dafür, dass ihn die „Taubenesser“, wie man in Gotha die Kleriker des Mainzer Hofes nannte, als einen „Poeten“ und „Philosophen“ bespöttelten.

Ein besonders beliebtes Thema in den Mutianischen Briefen ist die Schlechtigkeit desjenigen Standes, dem er selber von Haus aus angehörte, der Rechtsgelehrten. Ihrer Habsucht kommt nach seiner Meinung nur ihre Unbildung und Barbarei gleich. Unablässig wies er den Herbord von der Marthen darauf hin, seine humanistischen Studien auch als Jurist weiter zu betreiben und nicht die Wege des Juristen gewöhnlichen Schlages, eines Henning Goede oder Simon Voltzke, zu wandeln, die trotz ihrer hohen Fertigkeit in der Handhabung der deutschen Sprache doch Barbaren, Verächter der klassischen Studien seien. In der eifrigen Pflege der Muttersprache zwar solle Herbord es ihnen gleichthun, damit diese „schlechten

Notare“ ihm nicht die Volksgunst entzögen. Mutians hartes Urteil über die Juristen Goede und Voltzke ist um so auffallender, als er mit denselben auf einem gewissen freundschaftlichen Fusse stand, namentlich mit Goede, für den er 1507 eine Inschrift auf die neu erbaute Kanonikatswohnung in Erfurt verfertigte. Goede scheint es aber verstanden zu haben, durch fette Pfründen sein Einkommen ansehnlich zu steigern, und das erzeugte bei dem weniger glücklichen Mutian eine gereizte Stimmung. Er sieht in ihm nur den auf Geldmachen erpichten Praktiker, der auf die Lateiner und Poeten mit mitleidigem Achselzucken herabsieht, weil sie es mit ihrem Latein nicht weit bringen. Andererseits fasst er aber auch den Beruf des Rechtsgelehrten in einer idealen Höhe, die sich ihm aus den rhetorischen Schriften des Altertums ergiebt, die aber für das moderne Leben nicht durchführbar erscheint. „Orator est vir bonus dicendi peritus“, das ist ihm die Definition des Rechtsanwaltes nach Cato und Quintilian. Ein Sachwalter soll nur gute Sache führen, seine Überzeugung muss mit seinen Worten im Einklange stehen. „Jetzt aber“, meint er, „sind Recht und Gesetz eine Waffe der Schlechtigkeit geworden. Die Gesetzeskunde hat unter den barbarischen Auslegern angefangen, eine Genossin der Verbrechen, eine Gegnerin der Unschuld, eine Feindin der Wahrheit zu sein. Diejenigen Juristen, welche ihre schlechten Kompilationen für Geld ausarbeiten, reden „schmutzig“ (sordide, zunächst vom unreinen stilistischen Ausdrucke). Denn sie dringen nicht in den sittlichen Geist der Gesetze ein. Sie werden zwar von der Menge bewundert, werden reich und mächtig, denn das Forum ist eine goldene Ernte. Das sind blosse Prozessführer und geldmacherische Advokaten, wie Goede. Denn es gilt als Eigenschaft eines vortrefflichen Anwaltes, käuflich zu sein, zu täuschen, zu rauben, stolz zu sein. Bartholus und Baldus (barbarische Juristen des M. A.) herrschen als Könige der Könige und teilen ihren Verehrern Schätze, Ämter und Würden zu. Die wahrhaften Gelehrten gelten als philosophische Träumer, unpraktische Schwärmer, die über ihren Büchern die Welt vergessen.“ Dass Mutian mit solchen Anschauungen keineswegs vereinzelt dastand, wird sich aus den Ausfällen des Satirikers Cordus ergeben, und wenn man in Rechnung zieht, dass die volksmässige Auffassung

des Juristenstandes von jeher eine ähnliche gewesen ist, so wird man wohl in der That zu dem Ergebnisse gelangen, dass die damalige Rechtspflege ihre grossen Schwächen und Mängel hatte, weil sie unter dem starren Festhalten am Buchstaben des Gesetzes gar vielfach den sittlichen Gesichtspunkt aus den Augen verlor. In Erfurt insbesondere hatte man mit Männern, die an der Spitze des Gemeinwesens gestanden hatten, traurige Erfahrungen gemacht, und der tiefgewurzelte Hass des Volkes gegen seine ungerechten Herren hatte zu den bekannfen Greueln der städtischen Revolution, zu der barbarischen Tortur und Hinrichtung des Vierherrn H. Kelner (1510) und des Stadtsyndikus Berthold Bobezahn (1514) geführt. Auch Mutian bespricht diese schrecklichen Vorgänge in seinen Briefen ausführlich; wenn er auch die angewandte Tortur missbilligt, so verhehlt er doch nicht das Gefühl seiner hohen Genugthuung über die verdiente Züchtigung solcher Volksfeinde, Tyrannen und Verräter. Seinem Freunde Herbord von der Marthen wird er nicht müde, diese Männer als abschreckendes Beispiel vorzuhalten und denselben, namentlich als er Nachfolger des unglücklichen Bobezahn im städtischen Syndikate wurde, vor ähnlichem Thun ausdrücklich zu warnen. Ein eigentümliches Verhängnis war es, dass auch Herbord um ein Kleines das Schicksal seines Vorgängers geteilt hätte. Er musste nach zweijähriger Amtsführung als Syndikus 1516 aus Erfurt fliehen, weil er die Unterhandlungen des Rates mit den sächsischen Fürsten an den Erzbischof von Mainz verraten haben sollte. Sein Name verschwindet hinfort gänzlich aus den Mutianischen Briefen, die über sein damaliges und weiteres Geschick keine Andeutung enthalten. Ohne Zweifel sind derartige Briefstücke von dem Sammler des Briefwechsels, H. Urban, vorsichtigerweise beseitigt worden. Damit verlassen wir diese Quelle über einige Züge damaligen Lebens und Treibens, um uns zu einer zweiten, durch ihre künstlerische Form und ihren satirischen Geist noch anziehenderen, zu wenden, den Epigrammen des Euricius Cordus.

Dieselben erschienen in zwei Büchern zuerst 1517 in Erfurt bei Matth. Maler und in einer zweiten Ausgabe durch ein drittes Buch vermehrt 1520. Bisher waren diese Epigramme, wie schon oben bemerkt wurde, nur in Verbindung mit den später

dazu gekommenen Büchern — sie wurden aus dem Nachlasse des Cordus um 1545 auf dreizehn Bücher vermehrt — in ziemlich selten gewordenen Ausgaben bekannt, und zwar in einem vom Dichter 1529 revidierten Texte der dritten Ausgabe, die neun Bücher enthielt. Die ersten beiden Ausgaben waren, da sie nur noch in wenigen Exemplaren (Berlin, Wolfenbüttel, München, Erfurt) erhalten sind, durch die späteren verdrängt worden und bis dahin so gut wie unbekannt. Daher erschien es dem Verfasser zeitgemäss, eine neue Ausgabe der drei ersten Bücher nach dem Texte von 1520 mit Angabe der Varianten der ersten beiden Bücher von 1517 zu veranstalten. (Lat. Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. 5. Heft. Berlin 1892.) Bei der Bearbeitung der Einleitung glückte es dem Verfasser, wie er sich hier einzuschalten erlaubt, durch eine bis dahin übersehene Kombination aus einer Stelle der Mutianischen Briefe und einer Angabe der Streitschrift des Thiloninus „Choleamynterium" den ursprünglichen Namen des Euricius Cordus zu ermitteln. Aus dieser letzteren Quelle, die bis dahin noch nicht benutzt war, geht nämlich hervor, dass Cordus schon im Jahre 1507 in Erfurt, zusammen mit Eoban Hessus und Thilonin, studierte und mit letzterem einen Poetenstreit ausfocht, während er in den Mutianischen Briefen zum ersten Male 1513 unter dem Dichternamen Ricius Cordus auftaucht. Nun schreibt Mutian 1507, Henning Goede habe ihm die Verse eines unbekannten Poeten auf dessen Domherrnwohnung gezeigt und ihn gebeten, gleichfalls eine Inschrift abzufassen. Da sich aber unter den Epigrammen des Cordus einige auf das Haus Goedes vorfinden, so war dies eben ohne Zweifel der unbekannte Poet, dessen Verse Goede vorlegte. Da nun Cordus mit dem Vornamen Heinrich hiess und sich als Frankenberger bezeichnete, obwohl er aus dem benachbarten Dorfe Simtshausen stammte, so kann kein anderer als der im Herbste 1505 in Erfurt immatrikulierte Heinrich Solde aus Frankenberg unser Cordus sein, weil auf keinen andern der Matrikelname jener Jahre die angegebenen Kennzeichen passen. Gestützt wird diese Annahme noch dadurch, dass H. Solde aus Frankenberg nur noch unter den Baccalaureen des Jahres 1507, aber Euricius Cordus aus Frankenberg lediglich unter den Magistern des Jahres 1516 erscheint,

so dass also nur durch jene Voraussetzung die scheinbar lückenhaften Immatrikulations- und Promotionseinträge vervollständigt werden. Nach der Erwerbung des Baccalaureates verheiratete sich Cordus, um 1508, in einem Alter von 22 Jahren, musste aber auswärts, wahrscheinlich als Lehrer in Kassel, seine Existenz suchen und kehrte 1513 mit Weib und Kind zum zweiten Male nach Erfurt zurück. Sofort entbrannte ein neuer Kampf mit dem gleichfalls nach längerer Abwesenheit wieder zurückgekehrten Thilonin, der ihn spottweise in seiner Streitschrift *γυναικοκρατούμενος*, Weiberknecht, nannte, weil er so ungewöhnlich frühe, noch ehe er Magister geworden, ein Weib heimgeführt hatte. Durch seine bissigen Epigramme gegen Thilonin machte sich Cordus bald einen Namen, noch mehr durch die ersten zwei Bücher seiner Epigramme 1517. Der Widmungsbrief des ersten Buches an Henning Goede, seinen Gönner, ist ex Leminoponte datiert, d. h. wohl von der Lehmannsbrücke, wo er wohnte *). Er hatte sich hier ein Häuschen gekauft, von dem er Dezember 1517 an den Leipziger Freund Hieronymus Rupertus schreibt, es koste ihn 50 Gulden, und es wäre ihm lieb, wenn der Freund in Leipzig eine Anzahl seiner Epigramme absetzen könne, zumal er auch noch an den Leipziger Drucker Schumann für den Druck der Evangelien Geld schulde. Die Epigramme erwähnen ausserdem einen Garten, den sich der Dichter in der Nähe der Marienkirche gekauft hatte. Doch klagen sie zugleich, dass ihm die lascivae puellae, die sich hier herumtrieben, das Obst daraus entwendeten.

Obwohl Cordus in Erfurt eine Lehrstelle an der Domschule erhielt, so sah er sich doch ohne anderweitige nennenswerte Zuschüsse — sein väterliches Erbe war vom Studium so ziemlich aufgezehrt — bald dem Mangel und drückender Armut preisgegeben. Er war gezwungen, um die Gunst vornehmer Gönner zu buhlen, wie des von seiner Verbannung aus Wittenberg zurückgekehrten Goede. Er hatte schon früher die neue Domherrnwohnung desselben gebührend besungen, wobei er auch als besondere Merkwürdigkeit hervorhob, dass in der Thüre eine brennende Laterne hänge („pendet et in

*) Vgl. v. Tettau a. a. O. S. 54.

foribus viva lucerna tuis"). Jetzt verglich er die Heimkehr des Mannes mit der Ciceros, pries seine staatsmännischen Verdienste und dankte ihm, dass auch er, „das niedrige Menschlein" (humilis homuncio), einer Einladung zu dem von ihm gegebenen Festmahle und der Unterhaltung mit einem so ausgezeichneten Manne gewürdigt worden sei. Namentlich im Winter 1516—17, wo ihn eine längere Krankheit niederwarf, kam eine recht trübselige Stimmung über ihn, und er schrieb auf dem Krankenlager zwei längere kunstvolle Elegieen, eine an seine Schüler, die andere an seine Söhne, in denen er ihnen gute Ermahnungen, gleichsam als letztes Vermächtnis, mitgab, auf der dornenvollen Laufbahn des Gelehrten treu auszuharren, mit einem wehmütigen Hinweise auf sein eignes trauriges Los. Diese beiden Elegieen, „Nosomatostichi", Krankheitsgedichte, waren sie betitelt, bisher unbekannt, hat Verfasser kürzlich in einem vielleicht einzig erhaltenen Exemplare der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek entdeckt und in der Zeitschrift „Hessenland" 1891 No. 9 veröffentlicht. Die Stelle über seine dürftige Lage aus der Elegie an die Söhne mag hier in metrischer Übersetzung folgen. Nach Beschreibung seiner vielleicht tödlichen Krankheit heisst es:

„Ach wie ich seufze! es sitzt mir ein scharfer Dorn in dem Herzen,
ach und wie weinerlich klingt mir das klagende Wort,
sehe ich euch, mein Fleisch und Blut, bei mir gegenwärtig,
ohne zu wissen, wer euch künftig, ihr Kleinen, ernährt;
denk ich daran, wie auf euch, Unmündige, lasten die Armut
wird, und wie winzig das Gut, das ihr als Erbe bekommt.
Nicht umschliesst mir ein eiserner Schrank die gefülleten Kasten,
kein Landgut liegt mir draussen auf städtischer Flur.
Nur ein dürftiges Erbe mir blieb, war auch früher nicht grösser,
nicht hat's Schüssel und Topf, nicht hat's der Würfel verzehrt.
So bin ich fast in der That wie von Namen ein ärmlicher Codrus,
all mein Habe und Gut trägt mir ein Wägelchen fort.
Könnet als Erbe von mir nichts weiter als schlechte Gedichte
hoffen, welche Apoll nimmer zu loben vermag.
Aber es giebt doch Eins, das grossen Trost mir gewähret,
das mir schon ganz allein vielerlei Gaben ersetzt:
nimmer zur Schande und Scham durch Übelthaten gereichen
werde ich euch; mein Nam', makellos ist er und rein.

Niemand nennet dereinst mit Vorwurf eueren Vater,
spricht: Eu'r Vorfahr hat dieses und jenes gethan.
Suchet auch ihr solch glänzenden Ruf euch immer zu wahren,
fügt noch durch euere Kunst schönere Strahlen hinzu.
Steigt ihr! was mir selber versagt, zur Parnassischen Höhe;
mir ist's genug, dass weit unten vom Quell ich geschöpft".

Das zweite Buch seiner Epigramme widmete Cordus einem Landsmanne und Gönner Johann Emmerich aus Frankenberg, einem Rechtsgelehrten, und er gedenkt auch der Wohlthaten, die von dessen Frau Katharina, geborene Ziegler, der Familie des Dichters erwiesen wurden. Alle Wohlthäter des Cordus wurden aber in Schatten gestellt durch den grossmütigen Mäcen Georg Opercus, später unter dem Namen Sturz bekannter Arzt in Erfurt, den er 1517 kennen lernte, und dem er 1520 die zweite Ausgabe seiner Epigramme in drei Büchern widmete. Im Namen Opercus scheint der deutsche Familiennamen Oberg zu stecken, der Name Sturz kommt in den Epigrammen noch nicht vor, erst seit 1521 findet er sich von den Freunden gewöhnlich und zuletzt ausschliesslich angewendet. Doch lautet schon 1505 der Matrikelname G. Stortz de monte sancte anne. Nach seiner eignen Unterschrift Sturtiades Opercus scheint Sturz der eigentliche Familienname, Oberg vielleicht der eines Stiefvaters gewesen zu sein. Bis zum Jahre 1520 war Sturz noch unverheiratet, denn Cordus scherzt in einem Epigramme darüber, dass die heiratslustigen Damen der Stadt bei Sturz kein Glück haben, weil er sich dem Dienste der keuschen Musen hingegeben. Sturz war ein so begeisterter Freund der Wissenschaft, dass er 1520 in seinem Wohnhause, der „Engelsburg", die wir nach den städtischen Akten schon 1514 im Besitze eines gewissen Dr. Johann Storts finden, einen eigenen Musensaal, geschmückt mit den Bildern Apollos, der Musen und berühmter Ärzte als Mittelpunkt seines humanistischen Freundekreises herrichtete, zu dessen Einweihung Cordus gleichsam als seinen Beitrag seine drei Bücher Epigramme lieferte. Nach der Angabe eines Mitgliedes jenes Sturzischen Freundezirkels, des Joach. Camerar, der seit 1518 in Erfurt studierte, hatte Sturz die Engelsburg von den Erben H. Spaters, mit dessen Tochter E. Hessus verheiratet war, gekauft, und nach den Magistratsakten befindet sich auch H. Spater

bereits 1510 im Besitze des Hauses. Dasselbe lag nach Weissenborn in der Allerheiligenstrasse, trägt heute die Nummer 20 und bildet das Hinterhaus der Hoffmann'schen Tabaksfabrik. Unerklärlich ist nur, dass nach Mutians Briefen die Engelsburg nach Anfang 1515 im Besitze Spaters erscheint, denn Mutian ergeht sich in vielen Witzen über E. Hessus, der in die Engelsburg fliegen und sein Schwanenhaupt im Schosse der Spaterschen Juno bergen soll; nach den Magistratsakten ist aber 1514 ein Dr. Joh. Storts, dessen Verhältnis zu G. Sturz wir ebenfalls nicht kennen, im Besitze des Hauses. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass die Spatersche und Sturzische Engelsburg verschiedene Häuser gewesen sind und dass Camerar sich in seiner Angabe, Sturz habe das Haus von den Erben Spaters gekauft, geirrt hat. Übrigens begegnet uns der Name Stortz damals in Erfurt noch bei einer dritten Person. Ein Matthäus Stortz aus Freiberg wurde 1513 in Erfurt immatrikuliert und promovierte 1514 zum Dr. theologiae, bei welcher Gelegenheit Mutian dem Promotor die noch vorhandene akademische Rede anfertigte. Kehren wir nach dieser persönlichen und topographischen Abschweifung zu Cordus als Satiriker zurück.

Von dem damaligen Gebahren der jungen Gelehrten oder Poeten, wie sie sich zu nennen pflegten, giebt uns der hitzige Streit des Cordus mit einem Nebenbuhler Thiloninus Philymnus, der in den Jahren 1513—15 die Erfurter Schule in Aufregung setzte, genauere Kenntnis, und es verlohnt sich, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Thilonin ist der eigentliche Typus des eingebildeten, phantastischen, renommistischen, über Anstand und Sitte sich hinwegsetzenden Poetentums, wie dessen Jünger damals zahlreich von einer Universität zur andern wandernd und lehrend Ruhm und materielle Existenz zu gewinnen suchten. Er kam direkt aus Italien nach Erfurt und liess sich hier mit grossem Geräusche als ein neues Orakel und wissenschaftliches Wunder, von der grossen Menge angestaunt, nieder, um Vorlesungen über die alten Autoren, namentlich über die noch wenig gekannten griechischen, zu halten. Er beschreibt uns selber in seiner Streitschrift Choleamynterium mit grosser Selbstgefälligkeit, welch einen Zulauf er gehabt habe. Er hatte ein Quartier im „goldenen Kreuze“ am Gemüsemarkte, nahe

der Brücke der Gewürzhändler (es ist jetzt der Gasthof zum Ritter in der Johannisstrasse) genommen, und bald strömte alles herbei, um den neuen Propheten zu hören. Die Ölbude verwandelte sich in eine duftende Werkstätte Apollos. Kaum reichte der Hof des Hauses, obwohl er tausend Männer fasst, für die Menge Zuhörer. Dicke Bücher, alte Fässer und dergleichen dienen zu Schemeln, der Poet selber hat sich am Hofbrunnen ein Katheder zusammengebaut und redet von hier aus dem Stegreife. Alles klatscht Beifall, und klingender Lohn wird ihm zu teil. „Und in der grossen Stadt heiss ich ein neuer Prophet."

Thilonin war aber trotz seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente auf einen sonderbaren Irrweg geraten. Er trieb die Altertümelei so weit, dass sein Latein ein ganz ungeniessbares Gemisch aus Plautinischen Brocken bildete und ganz unverständlich war. In seinen Versen entblödete er sich nicht, die alten Schriftsteller oft wörtlich auszuschreiben, also ein gewöhnlicher Plagiator zu sein, dem es nur um eiteln Ruhm und Ansehen zu thun war. Wie in seinem lateinischen Ausdrucke, so verlor er sich auch sonst in antiquarische Sonderbarkeiten und schrieb z. B. für Erfordia zum Ergötzen Mutians Hercinefordia, Furt der Herzynen. So konnte es an Spöttern nicht fehlen. Unter den ersten Besuchern seiner Vorlesungen befand sich von Neugierde gelockt der Erfurter Magister Joh. Femel, der nun sofort ein Spottgedicht unter dem Pseudonym Fellifluus (d. i. von Galle fliessend) verbreitete, und als Thilonin darauf in gleicher Münze zahlte, mit einigen Genossen in weitern Spottversen antwortete. Das Erscheinen der Thilonin'schen Batrachomyomachie Homers 1513 giebt den Gegnern neuen Stoff zum Lachen, und Fellifluus lässt neue Kritiken an die Thüre des Kollegs anschlagen und durch dabei gestellte Wächter bewachen. Einen Bundesgenossen fand er bald an Euricius Cordus, der schon i. J. 1507 sich an Thilonin gerieben hatte, und nun in einem seiner Hirtengedichte denselben wegen seiner Plagiate als einen spitzbübischen Hirten verspottete 1514. Thilonin antwortete mit einer wütenden, halb prosaischen, halb poetischen Streitschrift, dem „Choleamynterium" (Abwehr der Galle) gegen die „Erfurter Philymnusgeissel Fellifluus" 1515. Femel und Cordus werden darin mit einer Flut

von Schimpfwörtern überschüttet; so heisst es von jenem: er quake wie ein Frosch, grunze wie ein Schwein, Afrika habe nicht so viel wilde Esel, als Thüringen zahme, Indien nicht so viel Elefanten, als sich gegen ihn erhoben hätten, er sei ein Ungeheuer des Orkus u. s. w. Auf den gegen Thilonin erhobenen Vorwurf, er sei der uneheliche Sohn eines Geistlichen, antwortete er, Fellifluus sei der Sohn eines armen Erfurter Korbflechters. Die Unwissenheit des Fellifluus wird unter anderm durch ein lustiges Beispiel aus dessen Vorlesungen über Huttens Nemo erläutert. Den V. 65: Ova dehinc promit lepido frigenda butyro (darauf holt er Eier, um sie in warmer Butter zu backen; Hutten gebraucht hier frigeo unrichtig, das eigentlich heisst: vor Kälte starren) habe er ausgelegt: darauf holt er Eier, um sie kalt zu machen in warmer Buttern. In ähnlichem Tone wird auch Cordus abgefertigt: er sei der Sohn eines armen Bauern aus einem obskuren hessischen Dörfchen, sei von unwissenden Mönchen in Marburg, den „breiessenden cucullati“ (den sogenannten Kugelherren) vorgebildet, daher in den Wissenschaften das reine Kind (literarum infantissimus) und trotzdem wolle er sich als Poet aufspielen. Seinen ehrlichen Namen habe er durch einen willkürlich gebildeten ersetzt (Thilonin vergisst hier, dass er ganz das Gleiche gethan), aber Cordus bedeute nicht den Spätgebornen, sondern einen Spätling an Körper und Geist, was er auch in der That sei.

Cordus liess den plumpen Angriff nicht unerwidert. Er veröffentlichte eine Anzahl höchst witziger und scharfer Epigramme gegen Thilonin, in denen sich seine hohe Begabung für diese später fast ausschliesslich gepflegte Dichtgattung glänzend offenbarte. Sie erschienen mit dem Bilde des stachligen Igels und dem Motto: „Beiss mich nit, ich stich deych“ und von dem ersten damaligen Poeten E. Hessus, auf dessen Freundschaft sich Thilonin noch soeben berufen, mit einem sehr anzüglichen Vor- und Nachworte empfohlen. Das Vorwort beginnt: „Das schmähsüchtige und alberne Büchlein des frechen Bankert Thilonin habe ich nicht ohne Lachen gelesen“; sodann wird er allen heruntergekommenen Menschen, Trinkern und Lastträgern als warnendes Beispiel eines Verleumders vorgehalten, die Guten aber und Gebildeten werden darauf aufmerk-

sam gemacht, dass „jener behaarte glatzköpfige Plagiator“ — die Epitheta spielen auf seine geistliche Abstammung an — Heu auf den Hörnern habe (wie ein stössiger Ochs) und in seinem ganzen Leben kein Nieswurz (d. i. keinen Verstand) besessen habe. Die Epigramme des Cordus schlagen trotz aller Derbheit im Vergleich mit den Thiloninischen Angriffen einen anständigern Ton an und erwidern die plumpen Schimpfereien mit wirklichem, oft sehr feinem Witze. Wenn sich z. B. der grossprahlerische Thilonin seines guten Gedächtnisses gerühmt hat, so räumt dies Cordus mit den Worten ein:

Denn du vermagst dich sogar an jene Zeit zu erinnern,
Wo deine Mutter sich noch Keiner zur Gattin gewählt.

Darnach Lessing, der zwölf seiner Epigramme, ohne die Quelle zu nennen, aus Cordus entlehnt hat:

Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Da seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hiess.

Übrigens konnte sich Cordus rühmen, das letzte Wort behalten zu haben. Der Gegner räumte das Feld. Er verschwindet aus Erfurt, um noch einmal in den 20er Jahren in Worms als Rechtsgelehrter Thilo Conrad mit einer in reformatorischem Sinne verfassten Schrift aufzutauchen. Der Erfurter Poetenstreit hatte in sofern eine gewisse Bedeutung für die Universität, als er die Ausschreitung gegen den guten Geschmack, die sich auch mit sittlicher Zügellosigkeit paarte, brandmarkte und die Achtung gegen die gelehrten Studien, die durch solche Aftergelehrten wie Thilonin gefährdet war, wieder herstellte. Mutian freilich urteilte etwas anders. Er sah in Thilonin, obwohl er seine gelehrten Narrheiten weidlich verspottete, immerhin den Vertreter der humanistischen Wissenschaft, in Femel den der Sophistik und Scholastik, d. h. der veralteten Schulgelehrsamkeit, und glaubte, dass Cordus im Bunde mit den Erfurter Sophisten und Reuchlinsfeinden einen Schlag gegen das eigne Fleisch geführt habe.

Nachdem der Poetenstreit ausgetobt hatte, lenkte der Epigrammatiker Cordus seine satirische Laune auf andere Gebiete; von den literarischen Zuständen ging er zu den sozialen, kirchlichen und sittlichen über, u. a. geisselte er die Thorheiten und Laster der Zeit, in welcher Gestalt sie ihm entgegentreten

mochten, offen und schonungslos. So entwirft er uns denn im Jahre 1517 in seinen ersten beiden Büchern der Epigramme ein ziemlich dunkel schattiertes Bild Erfurts, bei dessen Betrachtung man natürlich stets im Auge behalten muss, dass Scherz und Witz den Pinsel führt. Doch wird man auch unter diesen den geschichtlichen Boden unschwer erkennen, wie denn vieles einen ernstern Charakter trägt und aus tiefer sittlicher Entrüstung heraus geschrieben ist. Bemerkenswert ist, dass manche reformatorische Gedanken von der Verderbtheit der römischen Kirche in Lehre und Kultus uns hier schon vor dem Auftreten Luthers entgegentreten, ein Beweis, wie tief diese Ideen in die Volksschichten und insbesondere in die jüngere Generation der Gebildeten eingedrungen waren.

Einen nicht kleinen Raum nehmen auch hier wieder die persönlichen Verhältnisse, welche der Dichter an das so beliebte Thema von der Unbildung der Zeit anknüpft. Sein Kampf um das Dasein wird uns in immer neuen Wendungen vorgeführt. Die vornehmlichste Ursache seiner Armut findet er in der Verachtung der Wissenschaften Seitens der grossen Menge. Keine Achtung hegt man vor dem heiligen Dichter, jeder Arbeiter und Bandwirker hat einen grösseren Namen. Traurige Zeit, in der selbst ein Homer hungern müsste, da nur die Unbildung hoch im Preise steht. Wenn man hundert Zuhörer haben will, so muss man Lehrer der Barbarei sein. Wer wird denn, so fragt der Dichter den Gott Janus, die Musen in dieser Stadt noch pflegen? Er kennt Keinen, antwortet Janus, denn die Midasse mit ihren Eselsohren verachten die Dichtkunst. Nur Opercus sei vielleicht der Einzige, der ihm ein Augustus sein könne: den möge er besingen. Weit glücklicher, so spottet ein anderes Epigramm, wäre in jetziger Zeit Appulejus gewesen, der in einen Esel verwandelt wurde, da unwissende Esel als Könige und Priester herrschen und Jeder, der nicht zum Esel wird, namen- und hilflos ist. Für seine Vorlesung über Persius bittet sich der Dichter 12 Löwen (Groschen) aus, und wenn das zu viel sei, einen Bären. (Wohl eine Münze; die dem Könige von Böhmen zu leistende Steuer hiess ursus. Du Frêsne.) Ein Freund hat ihm für 6 Verse 6 Obolen in die Hand gedrückt. „Du siehst", wendet sich der Dichter an E. Hessus, „was meine Muse mir einbringt." Ein

anderer hat ihm Mehl versprochen und ist deshalb von ihm als rettender Gott gepriesen worden. Aber da Christus uns lehrt, der Mensch lebe nicht von Brot allein, sondern auch von dem Worte, so spendet ihm Gott Worte. Wieder ein anderer hat ihm für einige Gedichte Holz aus seinem Walde geschenkt. Nun wünscht der Dichter aber auch ein Orpheus zu sein, um das Holz von seinem Standorte in sein Haus herbeilocken zu können. Am 1. Jan. sendet man Geschenke. Der Dichter kann nur seine Verse schicken: ob sie gefallen, wird ihm sein Geldbeutel sagen. (Das Epigramm ist das Titelgedicht der „Krankheitselegien", Winter 1516—17.)

Dem Landgrafen Philipp von Hessen hat er seine Bucolica (2. Aufl. 1518) gewidmet; aber derselbe lässt sich gar nichts merken, so dass der Dichter nichts antworten kann, wenn man ihn fragt, was er bekommen habe. Alle seine Gönner sterben ihm hinweg. „Willst du", so redet ein Epigramm einen Kranken an, „am Leben bleiben, so setze mich zum Erben ein." Seine Gattin, die keine Wachskerzen zur Kirche tragen kann, soll sich damit trösten, dass ein zerknirschtes Herz das angenehmste Opfer sei, das man Gott darbringen könne. Der Dichter ist so arm, dass man ihn als einen Irus (Name eines Bettlers bei Homer) verspottet. Jemandem, der ihn auffordert, durch Schriftstellerei etwas zu verdienen, antwortet er, selbst ein Apollo würde nichts gewinnen in dieser Zeit. — „Sunt Musae mulae, nostraque fama fames." So sei er denn aus einem Cordus vielmehr ein Codrus geworden (Name eines armen Dichters bei Juvenal).

Der Hauptfeind der dichterischen Bestrebungen an den gelehrten Schulen ist die scholastische Philosophie mit ihren abstrakten, verknöcherten Formeln. Von der Afterweisheit solcher Gelehrten entwirft der Dichter ergötzliche Bilder. Der Sophist Memor und der Sänger Jopas sitzen als Gäste bei einem heitern Mahle; der erstere schaut aber gewaltig ernst und finster drein und lässt sich selbst durch ein fröhliches Lied des Jopas nicht aufheitern. Da dieser Hopfen und Malz verloren sieht bei dem Bestreben, den Griesgram zum Auftauen zu bringen, so intoniert er plötzlich einen barbarischen Vers, der aus lauter Bezeichnungen philosophischer Satzfiguren zusammengesetzt ist: „Barbara, Celarent, Darii, Ferio, Bara-

lipton." Da gerät der Philosoph in lautes Entzücken und antwortet überglücklich: „Omnis Homo currit, nullus Homo est asinus", zwei triviale Schulsätze aus philosophischen Lehrbüchern. Ein anderer Repräsentant dieser Scheingelehrsamkeit wackelt beständig mit dem Haupte. Wisset, sagt der Dichter zu den Spöttern, dass sein Gehirn von den vielen Beweissätzen ganz vollgepfropft ist, so dass es kein Körnlein Salz mehr fassen kann.

Gute Freunde rieten dem Dichter, ein Fachstudium zu ergreifen, die einen die Medizin, die andern die Rechtswissenschaft. Er wählte die erstere und er hat es darin zu einem berühmten Namen, aber zu keinen Reichtümern gebracht. Schon gleich im Anfange scherzt er über die schlechten Aussichten für Ärzte in einer Stadt wie Erfurt. Die Bürger hätten einen zu guten Magen, der keine Krankheit aufkommen lasse. Ja sie könnten mit diesem Straussenmagen selbst Häuser, Gärten, Äcker u. d. g. verdauen, — ein Hieb auf den Erwerbsinn der Erfurter. Anderwärts wird auf ihr luxuriöses Leben angespielt. Mit Unrecht wirft man ihnen Unbildung vor. Sie haben einen feinen Geschmack — für alles Kostbare. Ihnen gegenüber braucht sich Pontus mit seinen Hermelinen nicht zu brüsten. Eine putzsüchtige, reiche Frau wird vorgeführt, die mit Geringschätzung auf das arme Weib des Dichters herabsieht. Allerdings, meint Cordus, hat die Bedauernswerte keine Schätze, aber einen einzigen Mann, dem sie allein gefallen will. Dieser letztere Punkt, die Unsittlichkeit einzelner Frauen, bildet noch mehrfach den Inhalt von Epigrammen, und der Dichter wird sogar mit seinen Anspielungen recht verständlich. So wenn er gegen die Figulina loszieht, welcher Dämon sie doch zu seiner Nachbarin gemacht habe? Sie beschuldige seine Kinder, dass sie die Zwischenwand des Hauses zerstört hätten. Die Öffnung sei vielmehr die Thüre für ihren geheimen Liebhaber. Möchte sie doch lieber auf den Blocksberg ziehen oder in das Sperlingsgässchen (das heutige Faustgässchen, das die Schlösserstrasse mit der Borngasse verbindet).

Von dem andern Berufe, den man ihm empfahl, der Rechtswissenschaft, denkt er so gering, dass er den Gedanken weit wegwirft. Um Rechtsgelehrter zu sein, meint er, braucht man ja kein Redner zu sein; es genügt, ein barbarischer Schwätzer

zu sein, zu lügen, zu trügen und seinen eigenen Vorteil wahrzunehmen. In solchen und ähnlichen Auslassungen glaubt man seinen Lehrer und Freund Mutianus zu hören. Um einen Prozess zu führen, nehme man sich nur den Plutus zum Anwalt; der gewinnt alle Händel. Um zu erproben, was für ein tüchtiger Rechtsgelehrter Scaevola ist, braucht man ihm nur etwas zu borgen. Mahnt man auch drei- bis viermal, man bekommt nichts wieder; ja man muss noch froh sein, dass er einen nicht auf die Anklagebank bringt. So antwortet denn der Dichter der Glücksgöttin, die ihn auffordert, den Poeten an den Nagel zu hängen und das Forum aufzusuchen: er wolle lieber arm bleiben, als auf diese Weise reich werden.

An der allgemeinen Entsittlichung nehmen in ganz hervorragender Weise die Geistlichen und Mönche teil. Wir kommen hiermit zu dem Grundthema der Cordischen Satire, in dem sie sich mit Vorliebe bewegt. Die unter der Jurisdiktion des Mainzer Erzbischofs stehende Stadt Erfurt mit ihren vielen Klerikern und Mönchen bot gar mannigfachen Stoff für satirische Betrachtungen, die sich öfter in die Form schmutziger Anekdoten kleiden. Hinter dem Cynismus des Satirikers birgt sich aber ein tiefer sittlicher Ernst und ein lebhafter Schmerz über die Schäden der Kirche an Haupt und Gliedern. Denn Rom selber ist entartet, gleichsam der Ursitz der Verbrechen. Ein Epigramm ist an den Freund Christian Schröter, einen Frankenberger, gerichtet, der in Rom weilt, in unwürdigem Dienste, entweder als Eseltreiber eines purpurbehuteten Kardinals oder als Genosse der Tausende von Schreibern, der Blutsauger und diebischen Cynäden, der tempelschänderischen Simone, die uns wie die reissenden Löwen und Wölfe bis auf den Knochen abschinden. Niemand aber hat den Freund in Rom finden können, denn in der ganzen ungeheuren Stadt hat man keinen Christianus gesehen. Alles ist dort voll Trug und Ränke. Ehrlichkeit und Weisheit hilft da nicht vorwärts, auch nicht das ernste, bärtige Gesicht: nur das glattwangige Büblein findet seinen Lohn. Den Romgängern ist als Mittel für alles ein Beutel mit Geld zu empfehlen; aber nur recht gross, denn bei den hohen Preisen des Palliums muss der Käufer bald als Bettler abziehen. Den Handel, den die Päpste mit dem Himmel treiben, zeichnet ein Epigramm, das den verstorbenen

Papst Julius II. von der Himmelsthüre vorführt, wie er lärmt und Einlass begehrt, aber von Petrus zurückgewiesen wird. „Denn was Einer verkauft, halte er nimmer für sein.“ In der Ausgabe von 1520 finden wir zuerst Epigramme an Luther. Derselbe wird als der Erneuerer der christlichen Frömmigkeit begrüsst und der Segen des Himmels auf sein Werk herabgefleht. Sein kühnes Auftreten wird durch die Not entschuldigt. Wenn Menschen schweigen, müssen Steine reden. Der Ablass tritt klagend auf, dass Deutschland endlich den römischen Trug durchschaut habe. Nur in Eck mit dem grossen Munde ruht noch die letzte Hoffnung. Um so empörender ist die römische Habsucht, als sie zugleich eine nationale Schmach ist. Den dummen Deutschen wird durch allerhand Kniffe das Geld abgetrieben, der schwache Römer hat den starken Deutschen unterjocht. Politisch sucht er ihn durch ein Bündnis mit den Franzosen zu schwächen. Aber der deutsche Adler fürchtet nicht die Freundschaft des Löwen und Hahnes, d. i. des Papstes Leo X. und der Galli-Franzosen. Der Dichter hat diesen Scherz an ein zufälliges Erfurter Ereignis angeknüpft; nach einer alten Randglosse führten einige Franzosen einen Löwen nach Erfurt in die Herberge zum Hahn. Das wunderbare Schauspiel sollen sich die Erfurter nun einmal ansehen. Ein Hauptmittel Roms zur Befriedigung seiner Geldgier ist der Ämterverkauf, die Simonie. Simon Petrus ist in den Himmel gegangen, aber Simon ist auf Erden zurückgeblieben, um die Herde zu scheren. Der übermässige Heiligendienst dient ebenfalls zur Ausplünderung des Volkes. Der Himmel ist zur Apotheke geworden, die Heiligen sind die Heilmittel, deren es für alle Krankheiten giebt, so viele wie Pflaumen auf den Bäumen. So rufen die Franziskaner den heiligen Bonaventura gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen an. Was würden sie erst für Geschäfte machen, wenn sie einen Heiligen für die Unfruchtbarkeit aufstellten. Selbst die Gottesmutter Maria muss handeln. Sie sitzt im Tempel als Hökerin und verkauft Wachskerzen. Namentlich ist der Bauernstand der bemitleidenswerteste und elendeste von allen, der seinen Acker als Leibeigener bebaut und, wenn er sich das Jahr über gequält hat, den Verdienst dem Altare opfern muss. Dieser Gedanke tritt in den späteren Epigrammen des Cordus noch öfter entgegen. Es werden hart-

herzige Priester vorgeführt, die dem klagenden und weinenden Bauer sein Letztes nehmen und um die darbende Frau und Kinder sich nicht kümmern. Cordus als Bauernsohn kannte diese Zustände gewiss aus eigener Anschauung, und schon in seinem frühesten bedeutenderen Werke, den Hirtengedichten 1514, hat er von dem Bauernelende ein herzzerreissendes Lied gesungen. Auch die vielen Feiertage und Heiligenfeste schmälern den Verdienst des Armen. Da kann man sich kaum noch über die vielen Bettler und Siechen in den Kirchen wundern.

Für die Verbrechen, welche von Rom über die Welt ausgehen, ist dem Dichter kein Vergleich stark genug. Rom ist ein Camarinischer Sumpf, der alles verpestet. Man wundert sich über die schmalen und schwierigen Alpenpässe, auf denen nicht einmal ein Wagen fahren kann. Und doch hat Deutschland ungeheure Berge (Geldes) hinübergeschafft und noch gewaltigere Berge von Verbrechen dafür zurückempfangen. Wären doch die Alpenpässe verschlossen! Dann würde Deutschland nicht die Verderbnis seiner Sitten zu beklagen haben. In erster Linie ist der Klerus selber von dieser Pest angesteckt. Die berüchtigte Geschichte von den vier Berner Dominikanern, die im Jahre 1509 wegen betrügerischer Wunderveranstaltungen verbrannt wurden, fehlt natürlich in den Epigrammen des Cordus nicht. In funfzehn Variationen schildert er das schreckliche Verbrechen und die verdiente Strafe. Hierbei ist es bemerkenswert, dass er an der barbarischen Strafe der Verbrennung nicht den mindesten Anstoss nimmt, sie vielmehr als ein Gott wohlgefälliges Werk ansieht. Im übrigen sind seine Beispiele aus der nächsten Umgebung entnommen. Es wimmelt hier alles von Mönchen, auf Strassen, Plätzen, in Theatern, Versammlungen, Bordellen, Bädern. Allen Ausschweifungen sind sie ergeben. Da ist einmal in den Kirchen das Läuten und der Gesang untersagt. Warum? Ein Geistlicher ist beim Ehebruch ertappt und erschlagen worden. — Ein anderer steht vor dem Altare, um den Wein zu trinken: er thut einen gewaltigen Zug, denn der bussfertige Mann denkt gerade daran, dass er tags zuvor angebotenen Wein verschmäht hat. Eine serva dürfen sich zwar die Geistlichen nicht halten; dafür aber haben sie eine domina. Am meisten scheinen die Erfurter Karthäuser verweltlicht zu sein.

Denn von ihnen spottet Cordus, sie seien so sittenstreng, dass sie sogar die Pietas, weil weiblichen Geschlechtes, ausschlössen. Aber wie kommen denn da, so fragt er, die andern weiblichen Dämonen zu ihnen, die Unwissenheit, Verkleinerung, Rache, Lust, Wut und Irrlehre? Vielleicht durch ein besonderes päpstliches Diplom? Ihr Wein ist vortrefflich. Wer verkauft jetzt die besten Weine? fragt ein Epigramm. Ich weiss nur, wo man dünnes Bier kauft. Aber wende dich an das schmutzige Volk hinter der Krämerbrücke (pons mangonum); wenn auch hier der Rauch die niedrige Hütte schwärzt, so ist hier doch im engen Häuschen eine gar feine Zunge. Der Wein der Karthäuser hat zugleich die wunderbare Kraft, dass er nur kinderlose Greise berauscht. Ein gewisser Naso ist kürzlich spät abends aus der Karthause nach seiner Wohnung gewankt. Das ist wohl die berühmte Nüchternheit, die dort herrschen soll? Diese Mönche sind auch die lebendige Chronik, sie wissen alle Neuigkeiten. Wenn Freund Opercus gerne wissen möchte, wer nach Maximilian Kaiser werden wird, so soll er sich nur an sie wenden. Sie können ihm sogar sagen, wie viel Schiffe übers Meer fahren, wie viele Weiber Lupus und wie viele Männer Vigesia hat. Die Franziskaner haben wieder den besonderen Vorzug, durch ihren heiligen Bonaventura die Kinderlosigkeit heilen zu können. Eine kinderlose Witwe betet in der Kirche alle Tage beim Grabe ihres Mannes zu dem Heiligen. Schliesslich — o Wunder! wird sie schwanger. Wo weilte aber der gute Heilige, als das Franziskanerkloster brannte? Ein Mönch will ihn freilich im Rauche erblickt haben, umgeben von Engeln. Aber diese angeblichen Engel waren nur von den Flammen aufgescheuchte Tauben. Die Dominikaner — sie heissen von ihrer schwarzweissen Tracht Picae, Elstern — glauben nicht an die unbefleckte Empfängnis Marias. Wen feiern sie denn nun am Marientage? Vielleicht die vier in Bern verbrannten Ketzer? Mit Unrecht hält man die Mönche für ein leichtes Völkchen. Sind sie doch für die Bürger eine schwere Last. Zur Bezahlung ihrer unerlaubten Liebesgenüsse haben sie zwar kein Geld, aber dafür holen sie eine Menge Käse und Eier vom Lande. Wenn noch spät in der Nacht Mönche bei der Phyllis verkehren, so darf man

nichts Arges denken. Es sind ja Knechte der Maria, auch sind sie nicht allein: „Scis hos namque graves habere testes.“

Unter den pseudonymen Persönlichkeiten, welche Cordus als die Typen geistlicher Unsittlichkeit und Habsucht vorführt, treten besonders Lupus und Juchus hervor. Ob er unter jenem den Magister und Vikar der Marienkirche Joh. Lupi, der 1510 das Rektorat bekleidete, verstanden wissen will, lässt sich nicht bestimmt sagen. Ein passender Name Lupus, meint ein Epigramm. Aber er ist auch zugleich ein schlauer Fuchs und ein geiler Bock, und wenn er heuchlerisch weinend sich an den Altar wälzt, gleicht er einem maulsperrenden Krokodil. Derselbe klagt einmal, als ihm innerhalb dreier Stunden zum zehnten Male die männliche Kraft versagt: ach, jetzt spüre er seine 90 Jahre. Und der Gott Priapus, den Cordus als Wächter seines Gartens zur Abwehr und Abstrafung der obststehlenden Mädchen aufgestellt hat, bittet den Dichter, ihm zur Unterstützung noch den Lupus beizugesellen. Die Dienerin des Lupus tritt als Lupina auf. Sie erscheint dreimal in der Woche vor dem keuschen Altare zum Genusse des Abendmahls. Halte dich ja nicht darüber auf, so warnt Cordus seine Frau; sie geniesst mit Recht diese Ehre, da sie schon vom funfzehnten Jahre an mit dem Geistlichen Umgang gehabt, und da sie als domina zu allem den Schlüssel führt, somit auch den Himmelsschlüssel in ihrer Gewalt hat. Von dem Geistlichen Juchus, der sonst ein sehr frommer, strenggläubiger und in der ganzen scholastischen Wissenschaft bewanderter Christ ist und bei jeder Gelegenheit über den Freigeist Erasmus loszieht, erzählt ein Epigramm eine lustige Anekdote. Er will sich einmal von seinem schweren Hirtenamte erholen, rüstet sich ein feines Mahl und lädt sich dazu eine Dirne ein. Plötzlich stürzt der eifersüchtige Liebhaber in das Zimmer, fasst den unbekleideten Nebenbuhler an den Haaren und jagt ihn aus dem Hause über Stock und Stein durch den Schmutz der Strassen. Möge es, setzt der Dichter hinzu, so allen Erasmusfeinden ergehen.

Zur Vervollständigung des dunklen Gemäldes fehlt noch die schwärzeste Linie desselben, die unnatürliche Wollust. Auch sie wird in den Epigrammen eingezeichnet. Öfter begegnet das beliebte Wortspiel zwischen Praepositus und praeponere im obscönen Sinne. Einige Kanoniker sind unzufrieden,

dass ihnen ein Esel vorgesetzt wird. Mit Unrecht, denn der Papst selber hat es einst nicht verschmäht eum sibi praeponere. Und davon hat der Praepositus, der ganz arm als unbärtiger Jüngling nach Rom ging, sein grosses Vermögen erworben. Eine andere satirische Einkleidung ist: Es streiten zwei darüber, ob Venus als deus bezeichnet werden könnte. Der eine will es trotz angeführter klassischer Beispiele nicht glauben, dem andern aber leuchtet es ein; denn er weiss, dass Venus auch masculini generis ist. Etwas gesuchter, aber ganz im Geschmacke der Zeit ist das Wortspiel mit paedicare. Der Dichter fingiert einen Eigennamen Paedius Carus. Der so Bezeichnete lässt Niemanden zu sich, ausser wenn er im Vokativ (Paedi Care) gerufen wird. In der zweiten Ausgabe hat der Dichter dies Epigramm gestrichen. Er fühlte wohl, dass der Witz etwas stark mit den Haaren herbeigezogen war. Übrigens leuchtet gerade bei dieser letzten Anschuldigung ein, dass es jenem Sittenrichter, wie Cordus, hauptsächlich um den Witz zu thun war; es galt, den Gegner dem Gespötte preiszugeben. Bekannt ist der landläufige Spott über die Praedicatores (Predigermönche), welche von den Humanisten durch einen absichtlichen Zungenfehler paedicatores genannt werden, ein Witz, der um so näher lag, weil das r damals öfter durch ein Häkchen über dem Buchstaben bezeichnet wurde.

Und so wird sich denn, um hiermit unsere, nur die Hauptzüge wiedergebende Übersicht über die Cordischen Schilderungen zu beschliessen, gewiss die Beobachtung ergeben, dass sie zunächst als Erzeugnisse eines satirischen Dichtergeistes aufzufassen sind und im einzelnen auf geschichtliche Wahrheit ebenso wenig wie etwa die Berichte der Dunkelmännerbriefe Anspruch zu machen haben. An diese letztere Satire erinnert vieles in den Epigrammen, und es ist ganz offenbar, dass sie aus derselben Werkstätte hervorgegangen sind, womit aber nicht gesagt sein soll, dass Cordus persönlich bei der Abfassung derselben beteiligt gewesen sei. Der satirische Geist, den jene Werke atmen, ist derselbe, ebenso wie er es in den Mutianischen Briefen ist, und dieser Umstand bestätigt lediglich, was als sicheres Ergebnis der bisherigen Untersuchungen gelten kann, dass nämlich die Dunkelmännerbriefe aus dem

Mutianischen Humanistenkreise hervorgegangen sein müssen. Man erkennt aber aus diesen Satiren, wie gewaltig schon vor dem Auftreten Luthers in Erfurt der Geist der Auflehnung gegen das herrschende Kirchentum war und wie tief infolge des Einflusses des Erasmus die oppositionellen und aufklärenden Ideen eingedrungen waren. Denn Erasmus ist in den Cordischen Epigrammen der eigentlich gefeierte Held des Tages, der Herkules, der den Augiasstall der Kirche reinigt. Seine Ausgabe des Neuen Testamentes 1516 — um hier von seinen sonstigen gelehrten und geschmackvollen Arbeiten zu schweigen — riss die Humanisten zur Bewunderung hin, und Cordus spricht in einigen Epigrammen zu ihm wie zu einer Gottheit. Unter diesem Einflusse bekam das Studium der Erfurter Humanisten fast einen theologischen Anstrich. Cordus liess auf eigene Kosten die Evangelien in Leipzig drucken, um darüber Vorlesungen zu halten. So leitet Erasmus geradezu zu Luther hinüber. Letzterer wird in der Ausgabe von 1517 noch nicht erwähnt und erst in der von 1520 durch zwei Epigramme begrüsst, die ihn als den kühn ausrodenden und neupflanzenden Winzer im Weinberge des Herrn darstellen.

Sind also die obigen Schilderungen zunächst als die Erzeugnisse teils eines künstlerischen, teils eines oppositionellen Geistes aufzufassen, so sind sie doch aus dem versumpften und verseuchten Boden des damaligen Lebens, hauptsächlich des wissenschaftlichen und kirchlichen, als natürliche Erzeugnisse desselben hervorgewachsen und beanspruchen aus diesem Grunde in ihren allgemeinen Formen eine objektive Geltung. Denn nichts ist verkehrter als, wie es der ultramontane Geschichtschreiber Janssen thut, den allgemeinen Niedergang der Zeit erst als einen Ausfluss der neuen Ideen betrachten, Humanismus und Reformation als die entarteten Früchte einer neuen Denkart hinstellen zu wollen. Damit wird die geschichtliche Entwicklung geradezu auf den Kopf gestellt. Wenn wir unter den Humanisten manche treffen, die von der sittlichen Fäulnis angesteckt sind — und wir sahen, dass sogar dem ernsten Mutian in manchen Dingen sittliche Leichtfertigkeit und Laxheit des Urteils vorgeworfen werden muss —, so ist dies der Fall, weil sie eben echte Kinder ihrer Zeit sind, nicht etwa weil sie als Freigeister sich über die bestehenden stren-

geren Ordnungen hinweggesetzt und diese damit erst untergraben hätten. Und so wird man denn jene Männer, mögen sie auch in ihren Bestrebungen vielfach gescheitert sein — man darf hier wohl an Hutten erinnern — immerhin als Reformatoren vor der Reformation, als die Pioniere der Freiheit, Wahrheit und Bildung anzusehen haben.



Sagenhaftes in der Geschichte.

Vortrag

gehalten

in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie
am 14. September 1892

von

Prof. Dr. G. Brünnert.



Sagenhaftes in der Geschichte *).

Unter den romantischen und anmutigen Erzählungen, welche die Geschichtswerke zierten und zum Teil noch heute zieren, hat die historische Kritik der neuen Zeit gewaltig aufgeräumt und ihre Zahl sehr beschränkt. So hat sich die griechische Geschichte mancher schönen Historie berauben lassen müssen, die ganze an Heldenthaten so reiche erste Periode der römischen Geschichte bis zum ersten punischen Kriege hat vor dem unbestrittenen Richterstuhle der Geschichte keine Gnade gefunden. Besonders aber hat die wissenschaftliche Kritik in neuerer Zeit alle jene fabelhaften Ausschmückungen der Geschichte des Mittelalters aus der Geschichte ausgeschieden und in das Reich der Sage verwiesen. Und es ist nicht zu verwundern, dass es so lange Zeit dauerte, ehe die Resultate der Kritik in so weiten Kreisen bekannt wurden, dass auch rein populäre Geschichtsbearbeitungen und Schulbücher sie sich zu nutze machten. Aber wundern muss man sich, dass Bücher, welche ihrer Anlage nach auf rein wissenschaftlichem Boden stehen, nicht von Geschichten loskommen können, deren Inhalt durch mannigfaltige Unwahrscheinlichkeiten jedem wissenschaftlichen Forscher Misstrauen einflössen musste.

Woher stammen denn aber die vielen Unrichtigkeiten, mit welchen man das trockene Register von Zahlen, Namen und Ereignissen ausstaffiert hat? Zuerst aus dem persönlichen Interesse des Geschichtsschreibers und aus Vorliebe für die Nation oder

*) Quellen: Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. von G. Waitz, Berlin 1863.
Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. XI, Göttingen 1871, S. 561 ff. XV, Göttingen 1875 S. 239 ff.; III, S. 84 ff.
Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde Bd. III, Jena 1859, S. 98 ff.

Partei, der er angehört. Der Geschichtsschreiber drängt sich gern in den Vordergrund und stellt die Ereignisse zu gunsten seiner Nation und seiner Partei dar. Der Hauptgrund aber, weshalb die Geschichtsschreiber eine grosse Menge hübscher Anekdoten erfunden haben, ist wohl der, dass wahrheitsgetreue Erzählung dessen, was sich ereignet hat, dem grossen Publikum langweilig sein würde. Gewiss hat ein jeder an sich selbst schon die Erfahrung gemacht, wenn er ein Abenteuer erzählt, bei dem die Zuhörer nicht zugegen gewesen sind, wo er also seine Phantasie ein Wörtchen mitreden lassen darf, dass er, und wäre er der aufrichtigste Mensch der Welt, die Pointe ein klein wenig verbessert und schärfer und klarer hinstellt, störende Einzelheiten weglässt und über das Ganze einen gewissen Zauber verbreitet. Und wie viel mehr ist das noch bei der Geschichte der Fall! Die Geschichte ist, wenn sie ist, was sie sein soll, nicht poetisch und malerisch und wäre für die Kunst unbrauchbar. — Man nehme nur die bekanntesten historischen Dramen Schillers her und sehe, wie er sich den historischen Stoff erst hat zustutzen müssen, und wie er gerade die Pointe oft umgestaltet, ja ganz erfunden hat. Die Erzählung von Tell ist ganz unhistorisch. Die Jungfrau von Orleans stirbt poetisch ohne Schmerz, und die Fahnen der Truppen senken sich auf sie nieder, nach der Geschichte ist sie bekanntlich als Hexe von den Engländern verbrannt worden. Der Haupteffekt in Maria Stuart liegt in der Scene der Zusammenkunft der beiden Königinnen; gewiss ist aber, dass beide sich nie gesehen haben. Der historische Fiesko ist zufällig ertrunken, nicht durch eine absichtliche Handlung seiner Feinde. Wie dramatisch wirken im Wallenstein die letzten Worte Gordons, indem er das kaiserliche Schreiben überreicht, an den Fürst Piccolomini! In Wirklichkeit wird Octavio Piccolomini erst sieben Jahre später in den Fürstenstand erhoben. Wir sehen also, dass der Dichter genötigt ist, den Stoff, den die Chronisten ihm überliefern, zu veredeln. Ebenso muss der Maler, wie der Dichter, weglassen und hinzufügen, feilen und putzen. Wie viele historische Gemälde stellen Unhistorisches dar. Wie viel Unwahrheit wird durch dieselben verbreitet.

Jedem Menschen fällt an einem Dinge zunächst die Farbe ins Auge, und doch ist das das Unwesentlichste. In

der Geschichte sind die lieblichen Sagen gleichsam die Illustrationen des Textes, nach ihnen sieht man zuerst, und eben deshalb prägen sie sich der Erinnerung leichter und fester ein als der Text selbst. Die wirkliche Geschichte, die eine Wissenschaft ist, befriedigt die meisten Menschen nicht. Die Anekdoten in der Geschichte erregen bei Lesern und Hörern Freude und Entzücken. Aber mit der eigentlichen Geschichte hat die Anekdote nichts zu thun. Die Geschichte ist nicht ein für das gewöhnliche Publikum berechnetes, chronologisch geordnetes, novellenartiges, biographisches Lexikon, sie besteht auch nicht, wie Schopenhauer sagt, aus europäischen Katzbalgereien, ist also auch nicht eine trockene Aufzählung von Kriegen und Schlachten. Die Geschichte ist auch nicht das blosse Neben- und Nacheinander der durch Notwendigkeit und Zufall bedingten Geschehnisse. Es kommt in der Geschichte darauf an, welche Bedeutung solche Geschehnisse für das Gesamt- und Gesellschaftsleben haben, die Geschichte will eindringen in den Zusammenhang der Ereignisse durch die Kette der Jahrhunderte hindurch. Aus der Geschichte gehen die allgemeinen Gesetze hervor, welche das Schicksal der Nationen und des Menschengeschlechts regieren.

Betrachten wir im folgenden einige der bekannten Anekdoten, welche die neuere Kritik als unhistorisch nachgewiesen hat und zwar zunächst die schöne Erzählung von der Wahl Heinrichs I. des Vogelstellers. Grube in seinen Charakterbildern, Teil II p. 138, erzählt, wie Eberhard von Franken den Herzog Heinrich auf dem Vogelherde überrascht, folgendermassen: Eberhard spornte sein Ross, dass es im Nu neben Heinrich stand, und sprang ab, um seinem bisherigen Feinde freundlich die Hand zu reichen. „Ich komme als Freund," sprach er, „und bitte um Deine Freundschaft. Lass uns des alten Haders vergessen, um des Vaterlandes willen." Gern schlug Heinrich in die dargebotene Rechte und schüttelte sie nach guter deutscher Art. Doch Eberhard sprach weiter: „Ich verlange noch ein grösseres Opfer, Deutschland ist verwaist, nur Einer kann es schützen, und dieser Eine bist Du. Mein Bruder hat noch im Sterben Deiner gedacht und sendet Dir die Krone des Reiches. Willst Du sie tragen?" „Ich weiss wohl," sprach Heinrich, „wie schwer eine Krone drückt;

aber wenn so biedere Fürsten sie mir anvertrauen, so will ich sie in Gottes Namen tragen und zu des Vaterlandes Bestem verwalten.“ Hierauf umarmten sich beide Männer, und alle, die es sahen, waren bis zu Thränen gerührt. — Kein einziger gleichzeitiger oder auch nur älterer Schriftsteller kennt den Beinamen Heinrichs, „der Vogler“, unter dem er lange Zeit fast vorzugsweise bekannt gewesen ist. Noch weniger findet sich bei ihnen etwas von der Geschichte, die mit diesem Namen in Verbindung gebracht wird. Zuerst in der Mitte des 12. Jahrhunderts, also über 200 Jahre nach Heinrichs Wahl, finden wir in der grossen, in Annalenform geschriebenen Reichsgeschichte des sogenannten „Sächsischen Annalisten“ dem Namen „Heinrich“ beigefügt die Worte: „Mit dem Beinamen der Vogler“. Und in der grossen Kaisergeschichte, die den Namen trägt: „Jahrbücher von Pöhlde“, die ungefähr um dieselbe Zeit wie die erstgenannten entstanden sind, heisst es: „Heinrich hat den Beinamen der „Vogler“ davon, dass er auf der Jagd einmal auf seinem Hofe Dinklar (östlich von Hildesheim), des Winters Rauhigkeit meidend, mit lustigen Knaben den Vögeln Schlingen legte. Bei dieser Arbeit wurde er von den Fürsten gefunden und unerwarteterweise zu Aachen auf den Thron erhoben.“ Ähnlich erzählt die aus den letztgenannten Jahrbüchern abgeleitete „sächsische Weltchronik“, die erste prosaische Chronik in deutscher Sprache. — Schon mehr ausgemalt hat die Sache Gottfried von Viterbo, der nach Scheffer-Boichorst's Ausdruck die ganze Weltgeschichte auf dem poetischen Hackbrette verarbeitete. Er schreibt: „Die Fürsten fanden Heinrich, wie er nach althergebrachter Sitte dasass und, um Vögel zu fangen, die Netze in Ordnung brachte. Und weil er so als Vogelfänger von den Fürsten überrascht wurde, so erhielt er den Beinamen: „Vogler“.

Andere spätere Chroniken des Mittelalters geben die Sache in noch anderer Fassung. Eine Chronik lässt ihn, als die Gesandten ihn am Vogelherde finden, „Netze, die zum Vogelfang nötig waren, stricken oder weben.“ Und wie die Sage Zeit und Ort verwechselt und verwirrt und ihre Gebilde an verschiedene Personen und Verhältnisse anknüpft, ergiebt sich aus einer Stelle des Arnold von Lübeck, der um 1200 eine Chronik geschrieben hat. Da heisst es: „Da Heinrich IV. sich bei

den Sachsen, bei dem Papste, ja im ganzen Reiche verhasst gemacht hatte, erheben sich die Fürsten der Sachsen mit den Bischöfen bei Goslar und beschliessen, einen neuen König zu wählen. Als sie sich nicht einigen können, erhebt sich einer, Namens Conrad, und verpflichtet sich, einen der Krone würdigen Mann ihnen zu zeigen. Die sächsischen Fürsten fassen den Entschluss, den von ihm Bezeichneten zu wählen. Nun geht Conrad mit einigen Begleitern zu seinem Gastfreunde Heinrich, findet ihn aber nicht zu Hause; er war auf dem Vogelherde, um Vögel zu fangen. Seine Gemahlin nimmt die Gäste freundlich auf und schickt heimlich ihrem Gemahl Pferde, damit er zu Pferde zurückkehre, als ob er verreist gewesen wäre. Als nun Heinrich zurückkommt, begrüssen ihn die sächsischen Fürsten und bitten ihn, mit nach Goslar zu kommen. Dort wird Heinrich zum König gewählt. Er wird aber „Vogelkönig“ genannt“.

Das hier zu Grunde liegende historische Faktum kann nur Rudolfs von Rheinfelden Wahl als Gegenkönig gegen Heinrich IV. sein. Die Vertauschung des Namens, das Finden auf dem Vogelherde, die Bezeichnung des „Vogelkönigs“, kurz das Ganze der Erzählung, die nicht der wirklichen Geschichte entspricht, zeigt, dass hier jene Vogelsage von dem zum König erwählten Sachsen Heinrich I., der auf dem Vogelherde die Nachricht seiner Erhebung bekam, auf andere Verhältnisse übertragen und ausgeschmückt worden ist. Die Sage von Heinrichs I., des ersten Sachsenkönigs, Erhebung ist verbunden mit einer späteren, das Interesse des Sachsenvolkes mächtig anregenden Begebenheit. In einer anderen Erzählung des 13. Jahrhunderts wieder hat die Sage ihre Gebilde an König Heinrich II. angeknüpft. Spätere Schriftsteller haben den Beinamen „Vogler“ auf andere Weise zu erklären versucht. Einer sagt: „Genannt wurde er der Vogler, weil er gern Vögel fing.“ Im 16. Jahrhundert berichtet eine alte Schrift vom Anfang der Turniere: „Heinrich der erste, der Vogler genannt, weil er seine Freude am Vogelstellen hatte.“

Daneben fand aber auch die ursprüngliche Erzählung Verbreitung. Ja man ging so weit, den Ort zu bezeichnen, wo den vogelstellenden Herzog die Botschaft der Wahl getroffen hat. Verschiedene Vogelherde am Harz werden auf Heinrich

zurückgeführt, er wurde wie eine Art Schutzpatron der Vogelsteller betrachtet. Ja es gab sogar Münzen, auf denen Heinrich mit einem Vogel in der Hand abgebildet war.

Eine andere Sage, die sich in Geschichtswerke eingeschlichen hat, ist die von dem Zuge Ottos des Grossen gegen die Dänen. Da heisst es in Mauer, Geschichtsbilder: „Otto zog verheerend über die Eider und eroberte Jütland bis an den Meerbusen Limfiord. Der Ort, wo er zum Andenken seiner Anwesenheit seine Lanze ins Meer schleuderte, heisst „Ottensund" bis auf den heutigen Tag." Gewöhnlich wird die Sage so erzählt: „Während Otto fern von Deutschland, in Italien verweilt, hielten die Dänen die Zeit für gekommen, wo sie das Joch, das ihnen Heinrich I. auferlegt, nun abschütteln könnten. Sie griffen zu den Waffen, ermordeten die Gesandten des Königs bei Schleswig und verwüsteten die sächsischen Ansiedelungen. Auf die Nachricht hiervon zog Otto schnell dahin, überschritt die Grenzen des Reichs und verheerte das Land der Dänen. Als er an das äusserste Meer kam, schleuderte er seine Lanze weit in die Wellen, und das Meer wurde davon an jener Stelle der Ottensund genannt. Auf dem Rückweg trat der König Harald unfern von Schleswig Otto entgegen. Nach einer Schlacht unterwarf sich Harald und liess sich, seine Gemahlin und seinen Sohn taufen. Letzteren hob Otto aus der Taufe, und das Christentum wurde in ganz Dänemark verbreitet".

Die Hauptquelle für die Geschichte Ottos I. sind die sächsischen Geschichten des Mönches Witukind in Corvey, der ein Zeitgenosse Ottos ist. Dieser weiss von einem Feldzuge Ottos gegen die Dänen nichts. Und gerade als Sachse hätte er doch über Einfälle der Dänen hören müssen, als Sachse hätte er doch sicherlich mit Freuden die Demütigung des nordischen Feindes verzeichnet. Erzählt er doch auch, wie König Heinrich I. die Dänen besiegt und zinspflichtig macht. Erst spätere Schriftsteller deuten an, dass Otto die Dänen bezwungen habe.

Bestimmt berichtet Ottos Zug nur eine Quelle, das ist die Geschichte der Erzbischöfe von Hamburg, verfasst von dem Domscholaster Adam in Bremen, ein zur Zeit Heinrichs IV. geschriebenes Werk. Aber Adam verdient nicht viel Glauben. Schriftliche Aufzeichnungen haben ihm nicht vorgelegen, offen-

bar verdankt er seine Erzählungen den Nachrichten, welche ihm der Dänenkönig mündlich mitteilte. Und der Dänenkönig hat auch seine Kenntnisse nicht aus schriftlichen Quellen geschöpft, denn die nordische Historiographie hat erst im 12. Jahrhundert begonnen. Vermutlich hatte der Dänenkönig von einem Kampf seiner Vorfahren mit Otto gehört, ohne genau zu wissen, wer dieser Otto war. Adam musste aber leicht annehmen, dass es Otto der Grosse war, dessen Regierung so ruhmvoll für Deutschland war, der so zahlreiche Kämpfe mit den Wenden geführt und für Ausbreitung des Christentums unter den nordöstlichen Nachbarn durch Errichtung von Bistümern gesorgt hatte. Es musste Adam um so mehr zu dieser Annahme der Umstand veranlassen, dass zu seiner Zeit es Urkunden Ottos des Grossen in der Bremer Kirche gab, aus deren Inhalt er schloss, dass dieser Otto das dänische Reich unter seiner Herrschaft gehabt. Allen dänischen Berichten, welche Ottos Zug kennen, liegt ohne Zweifel Adams Bericht zu Grunde, sie haben ihn nur willkürlich umgestaltet und mit sagenhaften Zügen ausgeschmückt. So erzählt Saxo Grammaticus, der 1203 starb, Otto (welcher Otto, ist nicht gesagt) sei bis zum Limfiord gezogen, habe den Speer ins Meer geworfen, das seinem Siegeszuge ein Ziel gesetzt, und habe darauf dem Sunde seinen Namen gegeben. In der isländischen Sage wird ein Otto der Rote genannt, der von Harald geschlagen wird und seinen grossen goldbeschlagenen und ganz blutigen Speer in die See steckt und gelobt, dass, wenn er zum zweiten Male nach Dänemark komme, er entweder die Dänen bekehren oder dort sein Leben lassen werde. Nach drei Jahren zieht Otto zum zweiten Male gegen die Dänen, schlägt sie, und Harald wird Christ. Otto der Rote aber ist nicht Otto I., sondern Otto II. Dass Otto II. aber den Beinamen „der Rote“ hatte, belegen verschiedene Zeugnisse, wie Theodorich von Drontheim, der um 1160 schrieb. Und Ottos II. Zug gegen Harald ist uns so verbürgt von glaubhaften Zeugen, dass in keiner Weise daran gezweifelt werden kann.

Da nun alle Geschichtsschreiber, sowohl die nordischen als die deutschen, die überhaupt von den Kämpfen der Deutschen mit den Dänen berichten, nur von einem Otto wissen, unter welchem der Kampf stattgefunden, so ist wohl der Schluss

gerechtfertigt, dass Adam von Bremen die unbestimmte Kunde, die er von diesen Vorgängen hatte, irrtümlich auf Otto I. bezog. — Des grossen Kaisers Ruhm wird dadurch nicht beeinträchtigt, ja Otto steht vielleicht um so höher da, wenn man sieht, dass es nicht der Waffengewalt bedurfte, um den dänischen König zur gebührenden Achtung und Pflichterfüllung gegen den deutschen Kaiser zu veranlassen. — Was nun das Hinausschleudern des Speers in die Wellen betrifft, so verschweigt dieses Adam von Bremen, lässt aber den Ottensund nach des Kaisers Sieg so nennen. Der Name Ottensund, richtiger Oddesund, verdankt seinen Namen aber nicht Otto, sondern der Landzunge, bei der er sich befindet, denn das dänische Odde bedeutet „Landzunge". Übrigens kommt die Sage vom Speerwurf nicht nur im Norden, sondern auch im Süden vor, man darf sie mit Recht eine wandernde nennen. Schon von Alexander dem Grossen erzählt Diodor XVII, 17 eine ähnliche Geschichte. Beim Übersetzen über den Hellespont wirft der König vom Schiffe aus seinen Speer, dass er in der Erde stecken bleibt. Und Varro de lingua lat. erzählt, dass Romulus seinen Speer vom Aventin über die Teiche nach dem Palatin warf. So soll auch der lombardische König Autharis, wie Paul Warnefried erzählt, bei Rhegium zu Pferde sitzend mit der Spitze seines Speers einen von der Meeresflut bespülten Fels berührt und dabei gesagt haben: „Das sei der Grenzstein des Langobardenreiches im Mittelmeer." Seitdem wurde der Fels die Autharissäule genannt. — Auch von Karl dem Grossen, sowie von Kaiser Lothar III. wird erzählt, dass sie einen Speer ins Meer geworfen hätten. Und ebenso schleudert Herzog Heinrich der Löwe seinen Speer in den Rhein, die Westgrenze seines Landes. —

Ein herrliches Kleinod deutscher Volkspoesie ist die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg. Schon Leibniz erklärte diese Erzählung kurzweg für eine Fabel, und, wie in so vielen Punkten, musste die neuere methodische Geschichtsforschung auch hierin dem Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft zustimmen. Folgende Erwägungen führten zu diesem Urteil.

Von allen gleichzeitigen Quellen, welche die Eroberung der Feste Weinsberg durch Conrad III. im Jahre 1140 erwäh-

nen, bringt keine auch nur eine Andeutung jener Frauenthat. Auffallend ist und bleibt besonders, dass ein berühmter Zeitgenosse, Otto von Freisingen, der eigentliche Historiograph seiner Zeit, dessen Chronik nur sechs Jahre nach jener Begebenheit schliesst, den Krieg der Ghibellinen mit den Welfen zwar ausdrücklich erzählt und auch der Belagerung von Weinsberg gedenkt, aber über die That der Frauen ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Gewiss hätte doch auch die gereimte Kaiserchronik, welche um 1150 gedichtet ist, Veranlassung genommen, der Treue des Kaisers im Worthalten zu gedenken. Und andere Quellen aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, z. B. die Jahrbücher von Pöhlde, die zum Teil ausführlich von der Schlacht bei Weinsberg erzählen, schweigen ebenfalls von jeder derartigen Begebenheit. Die einzige Quelle dieser Geschichte ist die ungefähr 50 Jahre nach der Schlacht bei Weinsberg geschriebene lateinische Chronik der Benediktinermönche eines Kölner Klosters, die sogenannten Kölner Jahrbücher, herausgegeben von G. Waitz in den Monumenta Germaniae historica (Hannover 1880). Diese berichten uns zum Jahr 1140 folgendermassen: „Der König belagerte die Stadt des Herzogs Welf von Baiern, Weinsberg genannt, und unterwarf sie. Den in der Burg befindlichen Matronen und übrigen Frauen erteilte er durch königliche Bewilligung die Erlaubnis, mit sich fortzutragen, so viel sie auf den Schultern vermochten. Sie nun bedachten sowohl die Treue ihrer Männer als auch das Heil der übrigen, liessen ihr Geräte im Stich und traten heraus, die Männer auf ihren Schultern. Als aber Herzog Friedrich riet, solches nicht zu gestatten, sprach der König zu Gunsten der List der Frauen, es gezieme sich nicht, ein Königswort zu deuteln.“ Also die Erzählung von der Weibertreue taucht erst fast 50 Jahre, nachdem sie sich angeblich ereignet hat, zum ersten Male auf. Dazu kommt, dass ganz ähnliche Vorgänge bei der Eroberung von fast 30 Burgen und Städten überall in Deutschland (auch von „Frauenruhe“ bei Nordhausen), in der Schweiz, in Frankreich, ja sogar in Italien zu verschiedenen Zeiten berichtet werden. So erzählt derselbe kölnische Annalist über die Einnahme von Crema durch Friedrich Barbarossa, dass eine Frau unter Zurücklassung ihrer Schätze mit Erlaubnis des Kaisers ihren gebrech-

lichen Mann auf den Schultern fortgetragen habe. So musste man vom kritischen Standpunkte aus die Erzählung für nicht beglaubigt halten. Trotzdem gab es hervorragende Forscher, welche, ohne die Bedenken der Kritik entkräftigen zu können, doch an der historischen Wahrheit der Erzählung festhielten, z. B. Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen, Jaffé in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Conrad III. Giesebrecht in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit äussert sich zweifelhaft. Neuerdings hat ein scharfsinniger Gelehrter, Paul Scheffer-Boichorst, versucht, den Einwänden der Kritik zu begegnen, und hat so die Frage zu neuer Erörterung aufgerufen. Derselbe hat in seinem Werke: „Paderborner Jahrbücher", einer verlorenen Quellenschrift des 12. Jahrhunderts, die er rekonstruiert hat, nachgewiesen, dass die Kölner, die Pöhlder und die Sächsischen Jahrbücher alle gemeinsam diese eine Quelle, die Paderborner Jahrbücher, exzerpiert haben, und behauptet nun, die Erzählung von der Weibertreue hätten die Kölner Jahrbücher den Paderbornern entlehnt. Mit welchem Rechte? Findet sich die Notiz von der Weibertreue auch in einem der anderen Jahrbücher, die aus den Paderborner Annalen geschöpft haben? Sollte gerade der Pöhlder Annalist, ein lebhafter Verehrer Conrads, welcher die Weinsberger Affaire am ausführlichsten schildert, die rühmliche Erzählung von des Königs Treue gegen die Weinsberger Frauen nicht berichtet haben, wenn er dieselbe in den Paderborner Jahrbüchern vorfand? Gerade der Pöhlder Annalist hatte seine Freude an allem Sagenhaften und tischt jedes Märchen, welches er vorfindet, auf. Und eine so romantische Geschichte sollte er weggelassen haben?

Ja es ist sogar unwahrscheinlich, dass die Paderborner Annalen überhaupt die Geschichte von der Weibertreue enthalten haben. Die Paderborner Annalen sind welfisch gesinnt. Von Conrad und seinen Anhängern erzählen sie nur Schlechtes. Und diese sollten dem verhassten Manne jenes königliche Wort: „ein Königswort dürfe man nicht deuteln" in den Mund legen? Und das unmittelbar nach dem Tode ihrer beiden Lieblingshelden bei einer Gelegenheit, die den Erben und Rächer derselben, den Welfen, so arg demütigte? Gerade die Paderborner Jahrbücher können nach ihrem politischen Stand-

punkte die Geschichte gar nicht berichtet haben, auch wenn andere sie berichten. Ja es sprechen verschiedene Gründe dafür, dass überhaupt nach Lothars Tode 1138 ein Abschnitt in den Paderborner Annalen gewesen ist, und dass die folgenden Jahre nach längerer Pause flüchtig nachgetragen sind. Und ganz erklärlich: als mit der Wahl und Thronbesteigung Conrads die Ghibellinen triumphieren, und mit Heinrichs des Stolzen Tode die Herrlichkeit des Lotharischen Hauses zergangen ist, ist das Interesse des leidenschaftlichen Anhängers der Welfen für die Reichsangelegenheiten dahin, er verliert alle Lust zum Schreiben. — In einem 1884 im Verein für Geschichte und Altertumskunde in Berlin von Dr. Grotefend gehaltenen Vortrage wies dieser noch darauf hin, dass es in Köln eine Familie Weinsberg gebe, welche sich der Abstammung aus der gleichnamigen Stadt rühmt, sie besitzt ein Familienbuch aus dem 15. Jahrhundert, das die Einnahme derselben im Jahre 1140 erwähnt, aber von der Weibertreue nichts enthält, obwohl die Familie von einem der Flüchtlinge herstammen will, der sich damals nach Köln rettete.

Die Weibertreue ist viel besungen worden, schon im 17. Jahrhundert von einem Weinsberger, Namens Nichthonius, 1774 von Bürger in seiner Ballade: „Die Weiber von Weinsberg“, 1846 von Justinus Kerner in seinem Willkommen für die neuvermählte Kronprinzessin von Württemberg, Grossfürstin Olga, am Fuss der Weibertreue, von Chamisso und Elisabeth Kulman. Auch ein Ölgemälde, das im Chor der Kirche hängt, ist nach einer alten Tafel, wozu sich der Maler aber Zusätze erlaubte, für die Stadt Weinsberg 1650 gemalt worden, und die Erzählung ist auf dem Gemälde vorgeschrieben. Und in neuerer Zeit hat der Künstler Alexander Bruckmann die That in einem Gemälde verherrlicht, welches sich in Stuttgart befindet.

Die Burg von Weinsberg heisst noch heute „Weibertreu“, der Weg von der Stadt nach der Burg heisst noch heute im Volksmunde der „Frauenweg“; aber die alte, gern geglaubte Geschichte ist und bleibt für den Historiker eine Fabel.

Eine andere sehr anrüchige Sage, die aber in Werken sich findet, welche auf dem Gebiet der thüringischen und sächsischen Geschichte als bedeutende Leistungen gelten (wie z. B. in Tittmanns „Heinrich der Erlauchte“ und Gretschels

„Geschichte des sächsischen Volkes und Staates" ist die Sage von Landgraf „Friedrich dem Freudigen mit der gebissenen Wange".

Hören wir zunächst die Geschichte in der Gestalt, welche sie im Laufe der Zeit angenommen, ungefähr so, wie sie Rothe vor 1440 in der Thüringischen Chronik erzählt. Albrecht der Unartige von Thüringen hatte nach sechzehnjähriger Ehe mit Margarethe, Tochter Kaiser Friedrichs II., ein Hoffräulein Kunigunde von Eisenberg liebgewonnen und mit ihr den Plan entworfen, seine lange misshandelte Gemahlin durch einen als Teufel verkleideten Küchenknecht ermorden zu lassen. Schon befand sich der Gedungene im Zimmer der Landgräfin, da ward er von der Stimme seines Gewissens gerührt und entdeckte Margarethe die Gefahr, in der sie schwebte. Auf seinen und des herbeigerufenen Hofmeisters, Albert von Vargula, Rat entschliesst sich endlich die Bedrohte zur Flucht. Beim Abschied von ihren Knaben sagt die jammernde Mutter: „Ich will sie zeichnen, dass sie an dies Scheiden gedenken, so lange sie leben", und beisst ihren zweiten Sohn Friedrich so heftig in die Wange, dass ihm ein Mal davon lebenslänglich zurückblieb. Daher erhielt Friedrich den Namen: „mit der gebissenen Wange". Am 24. Juni 1270 wurde Margarethe an Stricken an der Wartburg herabgelassen und floh mit zwei Begleiterinnen und dem abenteuerlichen Erretter. Zu Fuss wanderten sie nach Fulda und wurden durch Fürsorge des dortigen Abtes nach Frankfurt geleitet. Hier nahmen die Bürger die unglückliche Tochter Friedrichs II. mit Freuden auf, allein Gram zehrte rasch an ihrer Lebenskraft, und noch im Herbst 1270 starb sie an gebrochenem Herzen.

Wie unwahrscheinlich klingt die ganze Erzählung! Sollte wirklich Landgraf Albrecht niemand anders zur Vollstreckung des grausamen Planes gefunden haben, als den niedrigsten seiner Knechte? Sollte dieser ohne Schwierigkeit nachts in das Schlafgemach der Landgräfin haben gelangen können? Und wie konnte der augenblickliche Entschluss zur Flucht noch in derselben Nacht ausgeführt werden? Wie unerhört und psychologisch undenkbar, dass die Mutter ihr Kind im Schmerze des Abschieds so beisst, dass eine dauernde Narbe bleibt? noch dazu nicht ein kleines, zartes Kind, sondern einen dreizehn-

jährigen Knaben? Wäre es nicht natürlich, um jeden Preis die Kinder, die sie so sehr liebte, auf ihrer Flucht mitzunehmen? Und der Knabe sollte bei dem Entsetzlichen des ganzen Auftrittes, wo er seine Mutter, nachdem sie ihn schrecklich gemisshandelt, plötzlich bei Nacht durch das Fenster entfliehen sieht, haben verhindert werden können, durch sein Schreien und Klagen das ganze Haus zu alarmieren? Die zuverlässigste thüringische Geschichtsquelle, die grosse Erfurter Chronik von St. Peter, deren Berichte gleichzeitig sind, weiss von jener Begebenheit gar nichts, obgleich Eisenach von Erfurt nur eine kurze Strecke entfernt ist und eine so skandalöse Begebenheit sicher viel Aufsehen gemacht hätte. Die Chronik erzählt nur, dass Margarethe 1270 in Frankfurt gestorben sei, allerdings von ihrem Gemahl getrennt. Die Reinhardsbrunner Jahrbücher, die wohl um dieselbe Zeit geschrieben sind, erzählen, dass Albrecht es mit Kunigunde heimlich gehalten, dass er seine Gemahlin gemisshandelt habe, so dass sie sich heimlich nachts von der Wartburg mit Stricken hinabliess und nach Fulda floh.

Nach dem Bericht des Presbyter Sifridus aus Meissen, dessen Geschichte 1306 schliesst, wurde Margarethe nach schmählicher Behandlung, selbst Androhung des Todes seitens ihres Gemahls, auf Rat eines Ritters über die Mauer in einem Korbe vom höchsten Felsen der Burg herabgelassen und floh. So viel steht fest, dass in den nächsten 136 Jahren nach der Begebenheit kein Bericht etwas von einem Mordanschlag auf das Leben der Margarethe, noch auch von dem Bisse weiss. Wenn auch Presbyter Sifridus davon spricht, dass der Landgraf seiner Gemahlin den Tod angedroht habe, so ist doch noch ein grosser Schritt bis zum wirklichen Mordplane. Erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat jene Erzählung eine weitere Ausdehnung erhalten. In der deutschen Chronik Thüringens, welche viele chronologische Irrtümer enthält, finden sich die ersten Anfänge von dem Bisse. Albrecht will Margarethe töten lassen, da geht sie zu ihren Kindern und beisst den edelsten, Friedrich, in die Wange, so dass ihm eine Narbe blieb. — Andere Bearbeitungen der Landgrafengeschichte jener Zeit wieder wissen nichts von dem Bisse, sie sagen nur, Margarethe sei aus Gram, oder weil sie sich in Todesgefahr gewusst, geflohen und habe vorher ihre Kinder geküsst. Jeden-

falls ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der kurzen Skizzierung der Begebenheit in der deutschen Chronik Thüringens und der oben angegebenen breiten, zwei Folioseiten füllenden Darstellung in der Thüringischen Chronik von Rothe. Rothes Ausführungen sind reich an Irrtümern und Unwahrscheinlichkeiten, und es ist schwer zu entscheiden, was Sage ist und was Rothes Phantasie erfunden hat. Bei dem Hass, den Albrecht sich durch die schreckliche Verwüstung Thüringens infolge des Verkaufs Thüringens an Adolf von Nassau und infolge der Kriegszüge Adolfs gegen Albrechts enterbte Söhne zugezogen, ist die Entstehung der Sage des Mordversuchs leicht begreiflich. Albrecht erscheint bei Rothe als besonders nichtswürdig. Mehrmals hat er schon versucht, Margarethe zu vergiften, aber die Pläne sind durch die Treue der Diener gescheitert, bis er endlich den Küchenknecht gewinnt. Übrigens ist bei Rothe wenig Selbständiges zu finden, er hat vielmehr alles den Reinhardsbrunner Annalen oder der Landgrafengeschichte entlehnt, so dass die lange Stelle über Margarethe desto deutlicher als eingeflochtene Sage sich herausstellt. — Der Name „Friedrich mit der gebissenen Wange“ ist durch keine der Chroniken belegt, welche die Geschichte von dem Bisse erzählen, der Name hat erst später, als jene Sage mehr und mehr Verbreitung fand, den althergebrachten und auch von jenem Chronisten gebrauchten Namen: „Friedrich der Freudige“ verdrängt.

Wir kommen jetzt zu Sifrid Schweppermann und zu den an seinen Namen geknüpften Erzählungen.

Weber in seiner Weltgeschichte lässt Friedrich den Schönen durch die Kriegskunst des Nürnberger Feldhauptmanns Seyfried Schweppermann besiegt und gefangen werden. David Müller in seiner deutschen Geschichte berichtet: „Die Entscheidung dankt Ludwig der kunstreichen Anordnung des alten Seifried Schweppermann, wie dem rechtzeitigen Anrücken des Nürnberger Burggrafen, Friedrichs IV. von Hohenzollern.“

Diesterweg erzählt (vergl. Mauer, Geschichtsbilder) ungefähr so: „Der wichtigste Mann im Heere war Siegfried Schweppermann, ein erfahrener Nürnberger Krieger. Ihm hatte Ludwig die ganze Leitung des Feldzuges überlassen. Unter seiner Oberanführung begann die Schlacht. König Ludwig

befand sich in gemeiner Rüstung im Mitteltreffen bei der Sturmfahne, sein Gegner Friedrich aber prangte an der Spitze seiner Leibwache auf stolzem Rosse in vergoldeter Rüstung, mit einem Helme geschmückt, auf welchem der Reichsadler sich erhob. Schweppermann bemerkte ihn, zeigte ihn seinen Reitern und gebot ihnen, diesen goldenen Ritter nicht aus den Augen zu lassen. Während der Schlacht machte Schweppermann eine unerwartete Wendung mit dem ganzen Heere, so dass die Feinde Sonne, Wind und Staub ins Gesicht bekamen. Zu gleicher Zeit brach auf Schweppermanns Geheiss Burggraf von Nürnberg aus einem Hinterhalte. Er führte österreichische Fähnlein, um den Feind zu täuschen. Schon jubelte man in den wankenden Reihen der Österreicher in dem Glauben, der sehnlichst erwartete Leopold von Österreich sei es. Aber welcher Schrecken, als man sah, dass es Feinde waren. Was laufen und reiten konnte, ergriff die Flucht." — Und weiter heisst es: „Nach der Schlacht setzten sich die ermüdeten Sieger an die Tafel zu einem dürftigen Mahle. Es war nichts zu haben als Brot und eine Schüssel voll Eier, und zwar von letzteren nur so viel, dass auf den Mann ein Ei kam, doch aber noch ein einziges übrig blieb. Da legte Ludwig es seinem Feldherrn Schweppermann auf den Teller: Dem Mann ein Ei, sagte er, und dem Schweppermann zwei!"

Sämtliche gleichzeitige Chronisten, die bald mehr, bald weniger ausführlich die Schlacht bei Mühldorf beschreiben, erwähnen der angeblichen Teilnahme Sifrid Schweppermanns an derselben mit keinem Worte, sie wissen weder von seiner ruhmreichen Oberleitung während der Schlacht, noch von der dem alten Helden durch Ludwig widerfahrenen Auszeichnung nach dem glücklichen Ausgang derselben zu berichten. Selbst da, wo sich die ungesuchteste Gelegenheit bot, lobpreisend des Ritters Sifrid und seiner um Ludwigs des Baiern Königskrone so hochverdienten Thaten zu gedenken, begegnet das auffallendste Schweigen. Das Geschlecht der Schweppermanne und besonders Ritter Sifrid hatte seine Güter in der Nähe des Klosters Castel in der Oberpfalz und stand zu dem Kloster in mannigfacher Beziehung. Der Abt des Klosters, namens Herrmann, Sifrids Zeitgenosse und ohne Zweifel mit ihm persönlich bekannt, hat ein Zinsbuch des Klosters geschrieben, dem eine

Chronik von 1322—1356 beigefügt ist, in welcher sich auch eine Stelle über die Schlacht bei Mühldorf befindet. Aber Abt Herrmann erwähnt, obgleich dasselbe Kloster der Begräbnisort Sifrids ist, eben so wenig die Thaten, noch den Namen des angeblichen Siegers von Mühldorf. Auch keine einzige Urkunde ist uns erhalten, die auf eine Teilnahme des alten Helden an jener Schlacht schliessen liesse. Urkundlich werden eine Menge Ritter und Herren genannt, die von Ludwig teils für nur geringe Dienste nach der Schlacht belohnt werden, aber keine einzige Urkunde meldet ähnliches über Sifrid, dem Ludwig Sieg, Ruhm und Ehre, ja seine Krone zu verdanken gehabt hätte. Wohl aber ist urkundlich bekannt, dass nach der Schlacht bei Gammelsdorf in Oberbaiern, welche 1313 zwischen Herzog Ludwig von Oberbaiern, dem nachmaligen römischen Könige, und Herzog Friedrich dem Schönen von Österreich wegen einer Vormundschaftssache zu gunsten der Baiern entschieden wurde, ein Sifrid Schweppfermann (so ist der Name mit zwei p und einem f in der Urkunde des Königs Ludwig 1315 geschrieben, mit zwei p und zwei f in mehreren Urkunden) für seine Teilnahme an der Schlacht die Burg „Grunsberg“ mit Leuten und Gütern erhalten habe. Seine Teilnahme an dem Gammelsdorfer Treffen scheint aber nicht besonders hervorragend gewesen zu sein, da sämtliche gleichzeitige Chronisten, die sich über diese Affaire auslassen, mit keiner Silbe des Ritters Sifrid Erwähnung thun. — So zweifellos nun Sifrid Schweppermanns Teilnahme an dem Gammelsdorfer Siege feststeht, so misslich verhält es sich mit dessen vielgepriesener, ruhmreicher Oberleitung in der Schlacht bei Mühldorf. Der erste Chronist, der des Sifrid Schweppermann gedenkt, ist Arnpeck, der ungefähr 150 Jahre nach der Schlacht bei Mühldorf schrieb. Derselbe schreibt: „Sifrid Schwepffermann, als capitaneus summus („Oberfeldherr“) des Königs Ludwig in der Schlacht bei Mühldorf, trifft, nachdem ihn der König lange erwartet, endlich ein und rekognosciert das feindliche Heer, wobei ihm die Füsse in den Steigbügeln zittern, so dass man das Klirren der Sporen vernahm, was einigen Junkern Veranlassung zu einer spöttischen Bemerkung geworden ist. Nichts desto weniger aber siegte Ludwig durch Sifrids Umsicht.“ Ganz ähnlich wie der Bericht Arnpecks lautet der des Ritters

Ebran von Wildenberg, er nimmt sich wie eine deutsche Übersetzung Arnpecks aus. Manches neue über Sifrid weiss der Pfarrer Sigismund Meisterlein. Nach diesem ist Sifrid Nürnberger Bürger; in der Schlacht kämpft er als Bannerträger, in der einen Hand das Heereszeichen, in der andern den Degen, persönlich tapfer bis zum glücklichen Ausgang der Schlacht. Hier finden wir die erste Angabe über die Lage der Besitzungen Sifrids und über sein Grab im Kloster Castel. Hier tritt uns zum ersten Male die weitberühmte Erzählung von Ludwigs Eierausteilung entgegen. In ihrer ausgebildetsten Gestalt erscheint die Erzählung von Schweppermann bei Aventinus in seiner bairischen Chronik († 1534) und bei Nicolaus Burgundus in seiner bairischen Geschichte ungefähr so, wie sie oben aus Diesterweg wiedergegeben ist. Alle Späteren berufen sich auf diese beiden. Die so ausgebildete Sage lässt sich in diesem Gewande durch das ganze 18. Jahrhundert bis auf unsere Tage herab verfolgen, und sie hat so gläubigen Boden gefunden, dass selbst bei der 700jährigen Jubelfeier der Gründung Münchens 1858 das 14. Jahrhundert nicht besser repräsentiert werden konnte, als durch Ludwig den Baier, umgeben von den ritterlichen Helden der Mühldorfer Schlacht, Schweppermann, den Burggraf von Nürnberg u. a.

Auch einer bildlichen Darstellung aus dem Jahre 1791 von Küffner in Nürnberg liegt die herkömmliche Erzählung vom Helden Sifrid zu Grunde. Auf diesem Kupferstiche sieht man im Vordergrunde mitten in einem Zelte König Ludwig, der zum Zeichen der Dankbarkeit dem Ritter Sifrid unter den bekannten Worten zwei Eier reichen lässt. Ein Edelknabe reicht auf Befehl des Kaisers die Eier hin. Hinter dem Kaiser steht der gefangene Herzog Friedrich der Schöne. Zur Rechten und Linken im Vorder- und Hintergrunde stehen noch einige zwanzig Helden.

Für uns ist der Begräbnisort Sifrids von Wichtigkeit. Meisterlein nennt uns als solchen das Kloster Castel. Hier treten uns zwei bis heute erhaltene Denkmäler entgegen, ein alter Grabstein und eine gemalte Tafel mit einer längeren Inschrift. Der Grabstein ist ein grosser, weisser Kalkstein. In der Mitte ist ein Hufeisen, das Schweppermannsche Wappen, oben und an der Seite herab stehen die Worte: Anno DNi MCCCXXXVII; von Schrift keine Spur.

Wer beweist uns, dass das Sifrids Grabstein sei? Im günstigsten Falle können wir doch nur mit Sicherheit behaupten, dass nach dem Wappen, welches auf dem Leichensteine steht, hier einer vom Schweppermannschen Geschlechte begraben sei. Ob das Sifrid ist, bleibt dahingestellt. Das zweite Denkmal, die sogenannte gemalte Tafel, scheint zur Erläuterung und gleichsam als Kommentar desselben in später Zeit wohl von einem Nachkommen oder Verwandten Sifrids neben dem Leichensteine aufgestellt zu sein. Sie stellt das Bildnis eines Reisigen im ganzen Kürass zu Ross dar, der eine bairische Fahne trägt. Zuerst wird diese Tafel und die darauf befindliche Inschrift von Bruschius 1551 erwähnt. Sie lautet:

Hie leit begraben Herr Seyfrid Schweppermann
Alles Thuns und Wandels an
Ein Ritter keck und vest,
Der zu Gundersdorff im Streit that das Best.
Er ist nun todt
Dem Gott genod. Obiit anno 1337.
Jedem ein Ey,
dem frommen Schweppermann zwei.

„Alles Thuns und Wandels an“ kann nur heissen: ohne böses Thun und bösen Wandel, d. h. er war ein frommer, tadelloser Mann. Der Name des Treffens, in dem Sifrid das Beste that, muss im Laufe der Zeit sehr unleserlich geworden sein, denn er lautet sehr abweichend. Zur Zeit des Bruschius (1551) muss etwa noch G..s..orff dagestanden haben. Das Andenken der Teilnahme Sifrids an der Gammelsdorfer Schlacht war bereits geschwunden, und Bruschius brachte unrichtig Gundersdorf statt Gammelsdorf heraus. Zugleich beweist aber dieser Umstand, dass die Inschrift auf der Tafel schon lange dem Angriff des Wetters ausgesetzt gewesen sein muss. Ferner enthält die Inschrift den direkten Beweis, dass Sifrid gar nicht bei Mühldorf mitgefochten hat. In ihr steht nichts von Mühldorf, und dies Wort passt nirgends hin. — Wie kommt aber der Reim „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei“ auf die Tafel? Ohne Zweifel ist er ein späterer Nachtrag. Als solcher verrät er sich schon aus seiner Stellung nach dem obiit anno 1337.

Die Erinnerung an die Schweppermanne muss übrigens im 15. Jahrhundert schon sehr verdunkelt gewesen sein, man verwechselte vielfach die Schlacht bei Gammelsdorf mit der bei Mühldorf und übertrug die Teilnahme Schweppermanns von ersterer auf letztere. In einer Schlacht unter Ludwig hatte ja unser Sifrid das Beste gethan, die Schlacht bei Gammelsdorf war in Vergessenheit geraten, was lag da näher, als Schweppermann die beste That in der im Vordergrunde der Ereignisse stehenden wichtigen Schlacht bei Mühldorf verrichten zu lassen?

Die Tradition erhält nun eine feste Gestalt durch Arnpeck, der Sifrid zum Haupthelden der Mühldorfer Schlacht macht, und durch Meisterlein, der die Erzählung von den Eiern zufügt. Hernach wurde das Geschichtchen von den Eiern in Baiern Sprichwort, und man hat die Worte schliesslich auch seiner Grabschrift auf der gemalten Tafel einverleibt. — Die Sage von Sifrid hat auch noch andere Sprösslinge in späterer Zeit getrieben. In der Mühldorfer Schlacht soll Sifrid Ludwigs Rüstung getragen haben, um die Aufmerksamkeit der Feinde von König Ludwig abzuziehen. Mit eigener Hand soll er achtzehn Feinde erlegt haben. Einst vom Feinde verfolgt, schlug Sifrid seinem Pferde die Hufeisen verkehrt auf. Das täuschte die Verfolger. Vorher hatte Sifrid ein Einhorn im Schilde geführt, jetzt sah man in seinem Wappen die nach verschiedenen Richtungen laufenden Hufeisen. — Ja der Mühldorfer Kriegsmann wird zuletzt zum unglückweissagenden, schlafenden Helden. Er schläft in seiner Burg Kunstein. Unter Waffengeklirr, Tumult und Kriegslärm schreitet Schweppermann geharnischt aus einer jetzt zugemauerten Thür hervor und zieht zum gebrochenen Burgthore hinaus. So oft dies nun geschehen, steht dem Lande Krieg bevor. Seit den letzten Franzosenkriegen will man aber nichts mehr gesehen und gehört haben. —

So haben wir denn heute fünf geschichtliche Erzählungen besprochen, welche vom kritischen Standpunkte aus für nicht beglaubigt gehalten werden können und in das Reich der Sage zu verweisen sind. Ich könnte noch manche andere anmutige Erzählungen besprechen, welche in neuerer Zeit die historische Kritik aus der Geschichte ausgeschieden und der Sage zugewiesen hat, wie die Tellsage, die Sage von Arnold Winkelried, von der Befreiung König Richards von England durch Sänger

Blondel, von dem Heldentod der vierhundert Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen, von der Heldenthat des Stallmeisters Froben in der Schlacht bei Fehrbellin. Vielleicht habe ich später einmal Gelegenheit, auf obige Punkte zurückzukommen. Eine gewisse Wehmut aber beschleicht einen jeden, wenn er beweisen hört, wie die alten, gern geglaubten Geschichten Fabeln sind. Man hat das Gefühl, als würde einem ein liebes Eigentum genommen. Wir alle sind mit dem Glauben an die Geschichte von Heinrich dem Vogler, von Friedrich mit der gebissenen Wange, von den treuen Weibern zu Weinsberg, von dem braven Schweppermann aufgewachsen, unvergesslich hat sich das Bild in uns festgesetzt, wie die Ritter den Herzog Heinrich am Vogelherde als König begrüssen, wie der lange Zug der würdigen Matronen von Weinsberg aus dem Burgthore herauszieht, wie dem Sifried Schweppermann die zwei Eier überreicht werden. Es ist wohl ein natürlicher Zug, dass man sich zunächst dagegen sträubt, das lang und gern Geglaubte als unglaubwürdig anzuerkennen. Aber wenn auch alle jene anmutigen Erzählungen aus dem Kreis der Geschichte zu verbannen sind, so müssen sie doch als ein unmittelbares Denkmal der gemütvollen Teilnahme unseres Volkes am Gange der Geschichte hoch in Ehren gehalten werden und werden ein herrliches Kleinod deutscher Volkspoesie bleiben.

Wanderungen

im Gebiete der Malerei

und

Strömungen der Gegenwart

von

Eduard v. Hagen
Maler.

(Gelesen zu Erfurt in der ordentlichen Sitzung der Königl. Akademie
am 19. Oktober 1892.)

Vorbemerkung.

Nachstehender Vortrag enthält keinerlei neue Gesichtspunkte, jedenfalls nicht für den Fachmann. Der Verfasser beabsichtigte mit der Darbietung, sich für die in der Akademie erhaltenen Belehrungen dankbar zu erweisen; an eine Veröffentlichung, die jetzt auf Wunsch erfolgt, dachte er nicht.

Stützpunkte für seine Arbeit fand Verfasser in nachstehenden Aufsätzen:

Otto Knille »Neue Grübeleien eines Malers« (Deutsche Rundschau Oktober — December 1889).

W. Kirchbach »Über das Sehen der Maler« (Kunst für Alle, Heft 9, 1888),

W. Kirchbach «Über die Ähnlichkeit von Bildnissen« (Kunst für Alle, Heft 9, 1889).

Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart.

Motto:
Durch das „Morgenthor des Schönen“ führt die Kunst den Menschen in der „Erkenntnis Land“.

Unsere Zeit zeigt auf fast allen Gebieten menschlicher Thätigkeit und Arbeit ein ausgeprägtes Bild des Suchens, Ringens, ja ein Bild des Kampfes; und zwar hat sich dasselbe nicht in der langsameren Entwickelungsart früherer Zeiten nach und nach gebildet, sondern der Umschwung hat sich ziemlich plötzlich vollzogen. Entdeckungen und Erfindungen, wie die Dampfkraft, Maschine und die Elektrizität, haben mit revolutionärer Gewalt auf allen Gebieten Umwälzungen hervorgerufen und rufen sie täglich noch hervor; was der heutige Tag Neues, Gutes geschaffen — ist oft schon morgen durch Besseres, Praktischeres, Vollkommeneres überholt.

Dieser der Menschheit so plötzlich gespendete Segen hat aber naturgemäss — wie alle Revolutionen — viele Neben-Erscheinungen im Gefolge, die den ersteren aufzuheben, ja ins Gegenteil zu verwandeln scheinen. Die grosse in Bewegung geratene Flut reisst vieles Gute, Erprobte mit sich, und begräbt es unter ihren tosenden Wellen, sie kann sich nicht wieder beruhigen, klären, glätten. Mit Ergebnissen der Naturforschung — oft sind es auch nur Hypothesen — sucht man religiöse Überlieferungen zu widerlegen, die Fundamente des Glaubens zu unterwühlen; Irrlehren erheben die Natur zur Gottheit, der Materialismus überwuchert und erstickt die heiligsten Empfindungen des Herzens. Der Felsenboden ist entzogen, Sandbänke sind untergeschoben; daher ist es kein Wunder, wenn vieles ins Wanken gerät. Unzufriedenheit, welche allgemeine Gleichberechtigung anstrebt, sie aber nicht verschaffen kann, vergiftet die Volksseele, und der Kampf ums Dasein ist ent-

facht. Durch Überproduktion ist die Existenz des Einzelnen, wie die der Völker bedroht; auf der einen Seite werden alle Bedingungen für Hebung des Verkehrs aufgesucht und erfüllt, auf der andern errichtet man Bollwerke, Schutzzölle, um Erzeugnisse zurückzuweisen. Es ist daher kein Wunder, dass Aufregung, Nervosität, Kampf das Gepräge unserer Zeit ist, und dass diese sich auch auf Gebiete übertragen haben, die, ihrem innersten Wesen nach, vor allem der Ruhe, der Sammlung bedürfen, die nur durch sorgsame Pflege zur Entwickelung kommen und gute Früchte zeitigen können.

Ein solches Gebiet ist das Reich der Kunst. Auch dieses ist von der nervösen Hast und Unruhe angesteckt, zeitigt beim künstlerischen Schaffen Erzeugnisse seltsamster Art, und fördert eine Überproduktion, die mit Angst erfüllen muss. Durch eine Errungenschaft der Neuzeit — die lokalen und internationalen Ausstellungen - ist der Wettbewerb aufs Höchste gestiegen; die Künstler, namentlich solche mit berühmten Namen, wollen und sollen auf allen oft gleichzeitigen Ausstellungen vertreten sein, natürlich mit konkurrenzfähigen, vorzüglichen Werken. Ist das möglich? Auf die Dauer gewiss nicht. Eine Hauptfrage aber ist es, die sich Künstlern wie Laien aufdrängt: Was wird, was muss das Schicksal der meisten ausgestellten Gemälde und plastischen Kunstwerke sein? Denn nur ein geringer Bruchteil von ihnen wird erfahrungsmässig verkauft. Was also ist das Los der vielen Bilder, die jährlich gemalt und oft nur für die grossen Bildermärkte gemalt werden? Sie kehren, nachdem sie den Rundlauf grosser und kleiner Ausstellungen gemacht, zu dem Urheber zurück, der vielleicht ein Aufbieten aller Kräfte, auch der finanziellen, daran setzte, um ein solches Werk zu Stande zu bringen. Gestatten es seine Mittel, dann verbleiben solche verschmähten Aschenbrödel im Atelier, der Maler hofft auf bessere Zeiten; kann er es aber nicht, zeigt sich das hohläugige Gespenst der Not, der Nahrungssorge, dann wird es an den Händler oder in Auktionen verschleudert, und viel Herzblut wird dabei vergossen. Dieses hier geschilderte wahrheitstreue Bild ist aber nur die eine Kehrseite des modernen Ausstellungswesens, die andere ist die Sucht nach Sensation um jeden Preis — oft auch um d e n wahrer Kunst.

Unter den nach Tausenden zählenden Bildern der internationalen Ausstellungen muss die Grösse, der Gegenstand, die Technik auffallen, sollen sie herauszufinden sein, sie müssen verblüffen, um die Menge vor sich zu versammeln; daher auch das übermässige Betonen dieser drei Faktoren. Und wehe dem Künstler, der nicht zur Fahne der augenblicklich Tonangebenden schwört — er wird entweder ganz zurückgewiesen, oder „todgehängt", wie der Maler sagt; selbst grossen Künstlern passierte und passiert noch das; ich erinnere nur an Anselm Feuerbach, den Vielgeschmähten, erst, nachdem er gestorben, ist man ihm gerecht geworden. In seinen Aphorismen fragte er: „Ist die Kunst da, um durch Virtuosität die Sinne zu blenden, oder soll sie ein Kultus sein, der die Seele über den Staub erhebt?" Und über Kunstausstellungen schreibt er: „Alles menschliche Sehen, Hören, Denken und Empfinden hat seine Grenze; Jedermann hält sich die Ohren zu, wenn zehn Drehorgeln zusammenspielen. Das Beste in der Kunst kann nur für sich allein genossen werden. In den grossen Ausstellungen feiert die technische Virtuosität kraft ihres Verblüffungsvermögens den glänzendsten Triumph; sie geben dauerndes Zeugnis von dem Geiste unseres Jahrhunderts. Was würden Raphael, Titian, Rubens und van Dyk gesagt haben, wenn man ihnen zugemutet hätte, ihre Werke einer mit Verlosung verbundenen Gewerbeausstellung zu übergeben!"

Betrachten wir nun die Physiognomie einer solchen grossen Ausstellung: Welche Anhäufung, welch wirres Durcheinander der Stoffe! Neben dem Ernsten, Erbaulichen hängt Komisches, ja oft Frivoles. Da hören wir einen gebildeten Beschauer neben uns über Bilder (die doch eigentlich gefallen sollen, aber das Gegenteil thun) ausrufen: Wie verschieden die Auffassung von sonst und jetzt, wie langweilig, gleichgültig die Vorwürfe, wie farblos, wie inhaltlos diese Bilder! Aber still — neben ihm schwelgen Kunstjünger über die „famose Mache" eines Bildes. Der Maler desselben hat eine wahre Flut von Farbe — nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Spachtel aufgestrichen, eine wahre Maurerarbeit; das „Was" ist ganz untergegangen in dem „Wie". Doch das ist ja heute „genial", die Kühnheit der Technik, die Virtuosität im „Hinsetzen" des Tones, die sogenannte „Wahrheit desselben lässt jene Kunstjünger in Ver-

zückung geraten. Alles andere daneben ist ihnen süsslich, schwächlich, konventionell, unwahr, gemacht; weiterhin finden sie ein anderes Bild, das sie fesselt. Es sieht aus, wie eine unfertige Skizze, besteht aus lauter Flecken, macht einen stumpfen, farblosen Eindruck auf unsern gebildeten Beschauer. Allein mit Extase treten jene „Kenner" zurück, neigen den Kopf hinüber und herüber, dann stürzen sie wieder darauf los, die Augen dicht vor der Leinwand auf und ab von links nach rechts schweifen lassend — sie stehen vor einem „impressionistisch" gemalten „Franzosen"! Aus ihrer Unterhaltung merkt unser gebildeter Beschauer, dass sie eine Menge von Dingen sehen, die ihm völlig verborgen bleiben. Diese und ähnliche Scenen wiederholen sich bei seiner weiteren Wanderung durch die Ausstellung, sein Gefühl, sein Urteil, was ihm sonst so richtig, so treffend schien, wird auf eine harte Probe gestellt; er hatte sich ja vorgenommen, gerecht zu sein, auch der Gegenwart, und wirkliche Fortschritte anzuerkennen. Doch das bunte Durcheinander der vielen und so verschiedenen Bilder lässt ihn nicht mehr zu einer objektiven Prüfung — geschweige denn zu einem Genuss kommen. — Da trifft er einen Freund, der Bleibendes vom Vergänglichen, Kunst von Manier zu trennen gelernt hat durch ein eingehendes Studium der alten Schulen und Meister, der aber auch den neuen Strömungen mit Aufmerksamkeit gefolgt und durch Vergleichen und Abwägen zu einem klareren Urteil über die jetzigen Bestrebungen gelangt ist. Durch seine Erklärungen erscheint nun auch unserem gebildeten Beschauer so manches in einem freundlicheren Lichte; in vielem bisher Unverständlichen erkannte er einen Gährungsprozess, ein immerhin achtunggebietendes Ringen nach neuen Ausdrucksformen, und die Hoffnung auf eine gesunde Weiter-Entwickelung beseelt ihn wieder. Und so wollen auch wir an der Hand der Vergleichung alter und neuer Richtungen, sowie durch Feststellung einiger Begriffe und Vorgänge beim „Malen" einen Standpunkt zu gewinnen suchen, von dem aus wir das Wahre vom Falschen unterscheiden lernen, und auf's neue bestätigt finden: es giebt viele Manieren, aber nur eine Kunst.

Der Ausspruch Henri Drummonds: „Auf der Lehre vom Einfluss ruht die ganze grosse Pyramide der Menschheit" ist

eine wohlbegründete Wahrheit. So wie Sprache und Sitte nur das Ergebnis einer langen Entwickelungsperiode und niemals das Resultat der Bemühungen Einzelner sind, so ist auch das jetzt so sehr verpönte „Konventionelle“ in der Kunst die Grundlage aller guten und gesunden Bestrebungen. Daher hatte auch Meister Overbeck sehr recht, wenn er zu seinen Schülern sagte: „Unterschätzen Sie ja nicht die Tradition in der Kunst; was würde man sagen, wenn unsere Gelehrten und Dichter Homer oder Shakespeare nicht gelesen, was, wenn die Musiker Bach, Mozart, Beethoven ignorieren wollten?“ Die Originalität eines Künstlers beruht zwar auf dem Grade seiner Selbständigkeit der Überlieferung gegenüber, allein die genaue Betrachtung ergiebt, dass seine Entwickelung doch immer eine Folge der Erfahrungen seiner Vorgänger ist; selbst der grosse Rafael wandelte lange Zeit in den Bahnen seines Meisters Perugino und richtete sich streng nach dessen Lehren. Und heute noch ist die griechische Normal-Statue das Vorbild für den Maler, Bildhauer und Architekten, ebenso, wie der Geist des jungen Gymnasiasten gebildet wird an der griechischen Sprache und Dichtung. Und doch ruft man heutzutage in der Kunstwelt so laut: „Hinweg mit dem Studium der Alten, fort mit dem Griechenthum, hinweg mit dem Gipskopf, fort mit dem erborgten Schönheitsideale! Das Studium der Natur allein kann uns bewahren vor Manier und Unselbständigkeit, warum sollen wir durch die Brille der Alten sehen, da wir doch eigene gesunde Augen haben!“

Die Antwort darauf kann nur lauten: Man soll das Eine thun, das Andere nicht lassen. Die Kunst stellt zwei Forderungen: sie verlangt das Können durch technische, das Darstellen durch geistige Mittel; die erstere Forderung erheischt Studium der sichtbaren Natur, Übung in deren Nachahmung, die zweite: Bildung der Geisteskräfte, Belebungsfähigkeit des Materials. Beide aber stützen sich auf jene Übung und Erfahrung, welche der Nachkomme an den Vorfahren macht; wäre das nicht so, dann müsste sich die Kunst ja gleich am Anfang fertig entwickelt haben. Welch hohe Bedeutung aber der zweite Faktor, das Geistige, hat, erkennen wir daran, dass selbst sehr unvollkommene Erzeugnisse der Kunstbestrebungen noch heute volle Kraft haben; so liegt der gläubige Mann aus

dem Volke vor einem rohgeformten Kruzifix oder einem Marienbilde ebenso andächtig, wie der ästhetische Gläubige vor den Madonnen Rafaels; wir erkennen daran, dass für die Empfindung der Schwerpunkt auf dem Bedeuten, nicht auf der äusseren Erscheinung ruht. Andersen sagt im Improvisator: „Ein frommes, gläubiges Herz haucht die eigene Schönheit in das rohgeformte Bild.“

Die Kunst der Griechen, vorzugsweise auf das Plastische gerichtet, zeigt eine wunderbare Einheit von Natur und Geist, harmonisch durchdringen sich Verstand und Empfindung, sie ergänzen sich wechselseitig. Der Künstler diente dem nationalen Genius, nur im Hinblick auf das Vaterland hatte das Talent des Einzelnen Wertschätzung; seine höchsten Bestrebungen aber waren dem Kultus der Götter geweiht. Das Gebiet der Vorstellungen war zwar beschränkt, aber durch Übung erprobt und vor böswilligem Urteil bewahrt; auch die Wiederholung von Kunstwerken gestattet der schaffende Künstler anderen; es geschieht mit Unbefangenheit, für den Bildhauer war ja die Hauptsache, dass er bilde. Wie anders bei den Arbeiten der Modernen, denen volle Selbständigkeit in Bezug auf Form und Inhalt den Schöpfungen zur ersten Pflicht gemacht wird, und deren Werke oft von einer zersetzenden schonungslosen Kritik verurteilt und in den Schmutz gezogen werden. Daher das Abhandenkommen der naiven Empfindungen und Anschauungen, die Nervosität unserer Künstler beim Schaffen. „Nicht für eine Gemeinde von Gleichgesinnten, die im Glauben und Empfinden uns verwandt ist, sondern für ein zerstreutes, vielköpfiges Publikum arbeiten wir heute“, sagt Otto Knille in den „Grübeleien eines Malers“.

Die Schönheit des südlichen Menschenschlages kam dem bildnerischen Triebe der Griechen entgegen, indem er das Auge im Anschauen der schön entwickelten und sorgsam gepflegten Körperformen, deren Verhüllung durch eine freiere Sitte und Klima nicht streng geboten war, schärfte und übte. Die Gymnastik, mit welcher ein Kultus getrieben wurde, stählte die Körper und liess sie zu harmonischer Ausbildung gelangen, so dass die griechischen Künstler in die beneidenswerte Lage kamen, die herrlichsten Formen in ungezwungener, freier Bewegung beobachten und studieren zu können. Dadurch wurde

die Kunstbegabung in hohem Grade unterstützt, und es erklärt sich daraus jene Vollkommenheit, die wir an den griechischen Statuen bewundern, und die für alle Zeiten mustergültig geworden sind. Mit welch enormen Schwierigkeiten hat dagegen der moderne Maler und Bildhauer zu kämpfen! Die Pflege und Ausbildung des Körpers hat abgenommen, Klima und die Sitte haben das Gewand, welches die Formen wohl bekleidete, aber erkennen liess, verdrängt durch die zugeschnittene Kleidung, die oft das Gegenteil thut. Das formenschöne Nackte gelangt in der Kunst, speciell in der Malerei, immer weniger zur Darstellung, wir stehen ihm nicht mehr naiv, wie früher, gegenüber. Der vom Schöpfer herrlich geformte Körper ruft — statt der Schönheits-Empfindung — den Begriff der Sinnlichkeit hervor, die keusche Nacktheit ist durch die „Nudität" verdrängt. Ihr lüsternes Wesen versteht es aber, sich geltend zu machen durch Halbverhüllung, und erzeugt durch ihr „ahnen lassen" meist einen um so grösseren sinnlichen Reiz. Vertreter dieser Richtung finden wir besonders unter unseren westlichen Nachbarn, den Franzosen, obgleich auch bei uns viele Darstellungen dieser Art zur Erscheinung gelangen. Wenn nun aber auch die edle, keusche Darstellung des Nackten nur noch ausnahmsweise, im Mythischen, Märchenhaften auftreten darf, so ist doch das Studium des Körpers — neben dem der Anatomie — eine unumgängliche Notwendigkeit für jeden Künstler, besonders für den Bildhauer und Figurenmaler. Gleichwie der erstere die Figur in Thon erst nackt modelliert und dann mit dem Gewande bekleidet, so verfährt auch der Maler, indem er die Umrisse der nackten Gestalt zu grunde legt, und dann das Kleidungsstück oder die Drapierung darüber zeichnet resp. malt. Ohne dieses Verfahren wird der Organismus unklar, und die gröbsten Verzeichnungen und Fehler in den Massverhältnissen würden die Folge sein. An diesem mangelnden Studium des menschlichen Körpers krankte die altdeutsche Schule; sie konnte aus Schicklichkeits-Rücksichten und Anschauungen der Sitte nur selten und verstohlen Studien nach dem Nackten machen. Ja schliesslich übertrug sie diese Scheu auch auf Hände, Füsse, selbst den Kopf, die nun meist ein gewisses starres Schema aufweisen und zur Schönheit der Farbe oft in grellem Gegensatz stehen.

Während die Kunst der Griechen, wie wir sahen, vorwiegend die sinnlich-harmonische Menschen-Erscheinung betonte und sie selbst im Kultus verwandte, scheute sich die altchristliche Kunst sehr lange Zeit, ein Gleiches zu thun. Nur zögernd und zagend bediente sie sich der Plastik, denn man fürchtete durch Weiterbildung der überlieferten antiken Formen wieder in den Götzendienst zu verfallen. So unterblieb nun die Darstellung des nackten menschlichen Körpers fast ganz, und die Folge davon war ein Erstarren der Kunst, sie wirkte nur noch symbolisch. Erst dem gewaltigen Geiste Giottos, des grossen Architekten, Bildhauers und Malers, gelang es, die Kunst von den in Symbolik erstarrten Formen zu befreien, der Natur mehr zu ihrem Rechte zu verhelfen und sie mit geistigem Hauche zu durchdringen. Seine Bahnen bildete das 15. Jahrhundert weiter aus, indem sie noch gründlicher auf ein kräftiges Erfassen der Natur, auf vollendetere Durchbildung des Kolorits und der Perspektive lossteuerte, dabei aber doch die Hauptsache der christlichen Kunst: die Betonung des Geistigen, als des Göttlichen, im Auge behielt. In den Arbeiten eines Fra Giovanni Angelico triumphierte sogar die Schönheit des Inhalts noch über die Hülle; die gotterfüllte Innigkeit des Gemütes, die Lauterkeit des Herzens ist in seinen Werken auf das herrlichste verklärt worden. Aber erst das 16. Jahrhundert erlangte in immerwährendem Fortschreiten die höchste Blüte der Kunst, das wahrhaft goldene Zeitalter derselben. Eine ganze Reihe von Meistern ersten Ranges erscheinen fast gleichzeitig vor den Augen der erstaunten Welt, unter ihnen die gewaltigsten: ein Leonardo da Vinci, Rafael, Michelangelo; sie erreichten den Gipfel idealer Schönheit, klassischer Vollendung, und neben ihnen erscheint nun alles Vorangegangene nur als Andeutung, als Verheissung. An den Klassikern der Vergangenheit gebildet, mit erlangter unbedingter Herrschaft über die Form konnten sich jene Meister nun mit höchster Freiheit der Darstellung der tiefsinnigsten Ideen zuwenden. In religiöser Disciplin erwachsen, verstanden sie es, den Vorstellungen der Gläubigen sichtbaren Ausdruck zu geben durch Werke ersten Ranges, die für den Kultus der Kirche von der höchsten Bedeutung geworden sind. Während jene Riesen dem bevorzugten Italien entstammten, traten aber auch in Deutschland zur

selben Zeit ähnliche Geister in die Erscheinung, ein Holbein, vor allem aber ein Dürer. Er unterscheidet sich von seinen italienischen Genossen nur dadurch, dass er von den Banden einer beschränkten heimischen Umgebung festgehalten wurde, so dass die auf gleicher Höhe stehende Fülle seiner schöpferischen Gedanken nicht ganz durch die Ausdrucksmittel seiner Kunst zur Geltung kamen.

Leider hielt sich diese Zeit der edelsten reinsten Blüte auch in Italien nur kurze Zeit auf der Höhe. Nach dem Ableben der Gewaltigen tritt die innere Hoheit gegen die Hülle zurück, die Kunst verflacht und ergeht sich mehr in Äusserlichkeiten, bis sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch einmal in Spanien unter Führung von Murillo und Velasquez einen neuen Höhepunkt erreicht, der nur noch durch die gleichzeitigen Bestrebungen der niederländischen Kunstschulen übertroffen wird.

Im katholischen Brabant war es, wo eine der glänzendsten, begabtesten und vielseitigsten Erscheinungen am Kunsthimmel als Vorbild auftrat: Peter Paul Rubens. Sind auch seine Kompositionen nicht, wie die der grossen Italiener, so hoheitsvoll und nach strengen Linienmotiven abgewogen, so sind sie doch voll sprühenden Lebens und die dargestellten Charaktere mächtiger und leidenschaftlicher, als sie je ein Künstler gegeben hat. Hand in Hand mit dieser Eigenschaft geht ein glühendes Kolorit, das mit beispielloser Leichtigkeit des Schaffens, in kühnen Meisterstrichen, den Formen Fleisch und Blut giebt.

Ihm zur Seite stellt sich sein bedeutendster Schüler van Dyk, der aber seinen anfänglich sehr energischen Stil später an den Italienern läuterte, und zu massvollerer Schönheit überging. — Eine wesentlich andere Richtung, als die Schule von Brabant, schlug die Kunst in dem protestantischen Holland ein. Hier hatte sich auf durchaus bürgerlicher Grundlage ein neues, frisches Staatsleben entwickelt, und wie die katholisch-kirchlichen Überlieferungen von dem strengen Protestantismus zurückgewiesen wurden, so sah auch die Kunst zunächst ganz von Darstellungen für die Kirche ab und beschränkte sich dafür auf treue Abspiegelung der Wirklichkeit und Alltäglichkeit, hauptsächlich aber auf die Schilderung der selbstbewussten, behäbigen Bürger und Bürgerinnen durch das Porträt. Die her-

vorragendsten Künstler dieser Zeit sind Franz Hals, Bartholomäus van der Helst und vor allen der in unseren Tagen wieder vielgenannte Rembrandt van Rhyn, der die Ausbildung des Helldunkels in der selbständigsten Weise vollzog. Dieser Eigenschaft, der Selbständigkeit, verdankt Rembrandt in dem modernen Buch „Rembrandt als Erzieher“ seine Verherrlichung, da der Verfasser desselben ganz besonders auf diese hinweist und sie uns Deutschen, als anzustrebend, empfiehlt.

Wir sind nach diesem kurzen Überblick zu der Wiege der modernen Kunst, zu den Bestrebungen des Realismus und Naturalismus gekommen, nachdem andere Versuche im vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts nicht triebkräftige Keime hervorgebracht hatten. Das Kunstleben in Deutschland war durch die überaus traurigen politischen Verhältnisse erlahmt und verflacht, selbst die energischen Versuche Carstens und seiner Nachfolger, Wächter und Schick, vermochten durch das Zurückgehen auf die Antike nicht der Kunst frische, lebensfähige Säfte zuzuführen. Begeisterte Verehrer Carstens haben ihn vielfach als den Erneuerer der deutschen Kunst gepriesen, aber, wie die Erfahrung lehrte, damit zu viel gesagt; immerhin bleibt ihm das hohe Verdienst, dass er in einer Zeit verwilderten Geschmacks zur Umkehr mahnte und sie selbst durch seine Werke bethätigte. Leider fehlte dem sehr beanlagten Künstler die Begabung für das eigentlich Malerische; er beschränkte sich auf gezeichnete, oft geniale Kompositionen, die er leicht colorierte; von Ölbildern hat er nichts Hervorragendes hinterlassen. An demselben Mangel litten später zwei andere hochbedeutende Künstler: Cornelius (der von seiner Zeit den Beinamen „der Grosse“ erhielt) und Genelli. Beide legten ebenfalls (da ihnen der koloristische Sinn nicht verliehen war) den Nachdruck auf die lineare Schönheit und den Aufbau der Komposition; ihnen galt ein gelungener — kaum mit Schattengebung versehener — Umriss als das eigentliche Erstrebenswerte der Malerei, ja sie vermieden mit Vorliebe die Farbe, namentlich die Ölfarbe, welche sie als eine Art Korruption ansahen, „da man sie immer verändern und verbessern könne“; sie liessen nur die Freskotechnik für monumentale Zwecke gelten, waren aber auch nicht fähig, diese zu beherr-

schen. Ein Kind dieser Zeit gewesen zu sein, beklagt selbst Kaulbach, der in seinen Aufzeichnungen erzählt, dass er sein erstes Ölgemälde: Egmont und Klärchen, nur bei verschlossenen Thüren, geheim, habe malen können, um nicht von den Cornelianern in die Acht gethan zu werden. Die vorgenannten Meister beeinflussten in dieser Beziehung ihre Zeit so stark, dass diese sogenannte Karton-Kunst vollständig zur Herrschaft gelangte; wie gross der Irrtum war, in dem sie befangen blieben, beweisen am besten ihre ausgeführten Ölgemälde, so des Cornelius „Christus in der Vorhölle" und Genellis „Jupiter auf den Flügeln der Nacht". — So gewaltig die Gestaltungskraft Meister Cornelius' auch war, so tiefsinnig durchdacht seine Kompositionen, namentlich die zum Campo Santo, sind, der grosse Meister blieb doch ohne jeden Einfluss auf die nachfolgende, unsere Zeit, die vom Maler in erster Linie verlangt, dass er „malen" könne. Preller sagte mir einst: „Es war ein Glück für Cornelius und die Kunst, dass er nicht zur Ausführung seiner genial concipierten Werke kam, er hätte sie nicht bewältigt."

So hält nun nur noch eine kleine Gemeinde von Gebildeten die früher in so reichem Masse gezollte Verehrung für den grossen Meister aufrecht, wenngleich auch sie die Einseitigkeit desselben nicht leugnen kann.

Die Meister der alten Schulen fertigten zwar auch Cartons an, aber das geschah in sehr verschiedener Weise, je nach ihrem Zweck. So bildete Rafael seine berühmten Cartons nur durch, weil sie als Vorbilder für Teppiche bestimmt waren; dienten solche Cartons aber nur als Grundlage für ein Bild, dann wurden sie jedenfalls freier behandelt. Sie waren ja nur ein Mittel, um die Anordnung der Massen und Einzelheiten zu überlegen und festzustellen; der Maler dachte und empfand aber dabei nicht nur zeichnerisch, sondern auch im malerischen Sinne, er ordnete zugleich die Verteilung der Lichtmassen und koloristischen Werte. Sobald der Entwurf in Ordnung war, wurde eine kleinere Skizze für Licht- und Farbenwirkung angefertigt und erst dann mit dem ins Grosse übertragenen Gemälde begonnen. Die Schattenmassen wurden durch ein Halbdunkel angelegt und die Formen in gleichem Ton durchmodelliert; erst auf dieser Basis setzte man mit den eigentlichen

Tonwerten ein und erreichte auf diese Weise eine harmonische Gesamtwirkung, ein Verfahren, das noch heute von den besten Künstlern befolgt wird. Auf ähnliche Weise entstand wohl auch die Sixtinische Madonna von Rafael; Otto Knille sagt von diesem Bilde: „Nicht die Farbe an sich ist schön, sondern die Geschlossenheit und Majestät des Helldunkels wirkt so mächtig.“

Zu der Zeit, als Cornelius in München schuf, unternahm Wilhelm Schadow in Düsseldorf, der Sohn des grossen Berliner Bildhauers, einen neuen Versuch, die deutsche Kunst zu beleben; seinen Bemühungen verdanken wir gewisse Erfolge auf dem Gebiete des Porträts, Genres, der Historien- und Landschaftsmalerei. Ein noch weit grösserer Aufschwung aber trat ein nach dem phänomenalen Erscheinen der grossen Geschichtsbilder von Belgiern und Franzosen in den vierziger Jahren; Künstler wie Gallait, de Biëfve, Delaroche, Cogniet hatten Meisterwerke nach Deutschland geschickt, wie man sie daselbst noch nicht gesehen. Fortan war die Losung: Auf nach Paris! Zur Erklärung dieses grossen Erfolges muss hier daran erinnert werden, dass Frankreichs Kunst schon seit 1648 durch die Gründung der Academie Royale de Peinture et de Sculpture ungewöhnlich gut geschult wurde, einer Anstalt, welche im Jahre 1665 noch durch die in Rom gestiftete Academie de France in gewissem Sinne erweitert wurde, denn der grand prix de Rome krönt den Erfolg der in Paris gemachten Studien. Mit Recht betrachtet der Franzose die Kunst als ein Hauptmittel der Kultur, den Glanz des Vaterlandes zu erhöhen. — Ein Vorzug der Pariser Akademie ist, dass sie zwar die Überlieferung treulich pflegt, daneben aber auch die selbständigen Wege einzelner Künstler mit Aufmerksamkeit verfolgt und mit ihnen im Zusammenhange zu bleiben trachtet; dabei wird das Studium der Natur eifrig gepflegt und in jeder Weise unterstützt. Leider fehlt uns Deutschen eine solche Tradition und auch Schulung, die sich an unseren, in den funfziger Jahren in Paris studierenden Landsleuten so glänzend bewährt hat. Der dort gebildete Piloty gründete die Neu-Münchener Schule, aus welcher wiederum Meister wie Makart, Defregger, Vautier hervorgingen; der letztgenannte Künstler stellte sich dann mit Knaus an die Spitze der Genre-Maler. Auf diesem Wege hat

sich auch in Deutschland die technische Seite der Kunst hoch entwickelt, so dass der Unterschied zwischen deutschen und französischen oder belgischen Bildern — in Bezug auf die „Mache“ — wie der moderne Ausdruck lautet — ein kaum zu bemerkender ist. In früheren Zeiten reifte die Technik erst mit vorgeschrittenem Lebensalter, das Studium beschäftigte sich nicht so ausschliesslich mit ihr, sondern legte grossen Nachdruck auf Form, Komposition, Perspektive und andere Hilfswissenschaften. Heute ist das meist anders. Auf den Akademieen und in den Privat-Ateliers beginnen die Kunstjünger sehr bald mit Ausbildung der Öltechnik, und geschickte Lehrer verstehen es, ihnen in kurzer Zeit eine grosse Fertigkeit im Aufsetzen der Farbe, der Pinselführung, des Ton-Sehens, sowie die Empfindung des malerischen Principes beizubringen, oft zur Verwunderung gereifter Künstler, die in ihrer Jugend dieses „Können“ sich nicht so leicht aneignen konnten. Eine gleiche Erscheinung findet übrigens auch beim Musik-Studium statt, wo ganz junge Virtuosen die staunenerregendste Bravour der Technik entwickeln. Wir erkennen hieraus, dass diese Seite der Kunst durch Schulung und grosse Übung erlernbar ist, während die andere, die schöpferische Thätigkeit, das mit Hilfe des Geistes „Gestalten“, angeboren, ein Geschenk des Himmels ist; der grösste Fleiss, das eingehendste Studium vermag nicht die Fähigkeit zum Schaffen hervorzurufen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Kunst einiger anderer Völker. Auch die Kunst der Engländer hat in der Gegenwart grosse Fortschritte gemacht, namentlich auf dem Gebiete der Aquarell-Technik, die ganz Hervorragendes leistet. Im allgemeinen legt man dort den Schwerpunkt mehr auf das „Was“, als auf das „Wie“; die Reinheit der Empfindung, des Sinnes bei der Schöpfung des Dargestellten übertrifft oft die Reinheit der Form, die Technik tritt zu Gunsten des Gedankens zurück. — Die Malerei der Italiener thut das Gegenteil, sie verzichtet fast ganz auf die Beihilfe der Phantasie und erhebt sich nur selten über das, was unmittelbar vor ihren Augen steht; welcher Unterschied gegen die Vorfahren, für die sie kein Verständnis zu haben scheinen! Dagegen erkennt man in ihren Arbeiten noch heute die geläufige Geberdensprache des Volkes, die uns ganz fehlt, und die Schönheit des Stammes

an den Körpern und Köpfen, welch letztere durch die in Übung bleibende Mimik sehr lebendig im Ausdruck sind. Welche Not hat der deutsche Maler seinem Modell eine gewollte Geste, einen bestimmten Gefühlsausdruck beizubringen, um daran zu studieren; gerade das Gegenteil wird bei den meisten Versuchen erreicht. Ein Hindernis für die Entwickelung der grossen Kunst — bei uns wie bei den Italienern — bildet die Kleidung der Gegenwart. Unsere Männertracht mit dem Kellnerfrack und dem Cylinder gehört wohl zu dem Ungeheuerlichsten, was die Kostümgeschichte aufzuweisen hat. Welche Vorzüge bietet dagegen das Gewand der Griechen und Römer, sowie heute noch das der Orientalen gegen unsere der Uniform ähnliche Schneiderkleidung; es schmiegt sich in edler Weise dem Körper an, so dass jede Form, jede Bewegung desselben im reichen und dabei doch klaren Faltenwurf ausdrucksvoll nachklingt. In freiem Wurf ordnete jeder sein Gewand selbst, und man erkannte an der Art, wie es geschah, den Charakter und die Bildung des Trägers.

Wie oft habe ich mich in den Fluss-Badeanstalten, die ich des Studiums halber gern aufsuche, davon überzeugt, wie unvorteilhaft im künstlerischen Sinne unsere Männerkleidung ist. Viele Körper, die ich in Ungebundenheit sich dehnen, bewegen, springen, laufen, schwimmen sah, zeigten brauchbare, ja zuweilen schöne Formen. Erschienen dieselben Menschen wieder bekleidet vor mir, namentlich Arbeiter in ihren schlechtsitzenden Beinkleidern und Röcken, so waren die vorher guten Verhältnisse völlig unkenntlich, und die wieder angenommene bummlich-nachlässige Haltung erinnerte in nichts mehr an den von der Natur normal entwickelten Körperbau.

Besser daran, als wir, sind die Slaven und Magyaren durch ihre reichen Volkstrachten; sie können der angeborenen Neigung zum Pomphaft-Kostümlichen vollen Ausdruck geben, und ihr historisches Sensationsbild — ich erinnere nur an Matejko und Siemirádzky — übertrifft die unsrigen in mehrfacher Beziehung. Anders stellt sich freilich der Vergleich, wenn der Pulsschlag menschlicher Liebe und Lust geschildert werden, wo das geistige Element vorherrschen soll, da tritt alles Kostümliche zurück gegen den tief empfundenen Inhalt; zu diesem Gebiete gehören namentlich die Illustrationen der Märchen und

Sagen von Ludwig Richter, Schwinds „Sieben Raben“ und „Melusine“, Mintrops „Christbaum“ und andere Arbeiten des Meisters; hier ist die eigentliche Domäne der Deutschen; „die Arbeit hat für sie einen um so grösseren Reiz, je länger die Ideenkette ist, zu welcher im Bilde angeregt wird“, sagt O. Knille. Einige Künstler, die wir mit Recht zu den hervorragendsten zählen, überschreiten zuweilen die Grenzen einer darstellbaren Idee; so malt der verdienstvolle Gabriel Max gelegentlich Gedankenrätsel, und der originelle, glühend-farbige Böcklin Stimmungsrätsel, die oft schwer zu entziffern sind.

Während in früheren Zeiten das Schaffensgebiet der Malerei vorzugsweise von der Kirche in Beschlag genommen wurde, so ist diese jetzt fast ganz daraus verdrängt worden. An Stelle der kirchlichen Darstellungen sind diejenigen weltlicher und geschichtlicher Vorgänge getreten, ferner die Sittenmalerei und in ganz hervorragender Weise die Landschaft. Bei der geringen Landes- und Geschichtskenntnis der früheren Zeiten war eine klare Situation und Wahrscheinlichkeit der Vorgänge — neben technisch sauberer Ausführung — dem Beschauer genügend; der Maler konnte die Personen im Zeitkostüm des Landes darstellen, ja selbst willkürlich erfundene Züge beimischen. Heute, wo Geschichte und Länderkunde gelehrt wird, wo der eiserne Schienenweg, das Dampfschiff und das elektrische Kabel auch die entferntesten Länder und Völker mit einander verbindet, ist das unmöglich; Kenntnis des Landes und Rücksichtnahme auf das Kostüm der Völker ist durchaus notwendig geworden. Freilich gehen auch hierin manche Künstler zu weit. Während die echte Historie in erster Linie das Ethische, menschlich Grosse festhalten muss, das Kostüm nur als Orts- und Zeitbestimmungsmittel zu fungieren hat, legen diese Maler den grössten Wert auf die Treue der Trachten und Gebräuche der Zeiten, aus der Sucht: malerisch interessant zu sein. Allein diese archäologische Studiertheit wird leicht zu einer Verirrung der Wissenschaft in die Kunst, und der Beschauer vergisst über den Äusserlichkeiten die Idee der Darstellung. Als Beispiele dieser Richtung erwähne ich hier die stofflich so vorzüglich gemalten biblischen Bilder des englisierten Belgiers Alma Tadema, einige Bilder des Engländers Leighton, des Franzosen Rochegrosse, der Deutschen

A. Keller und Piloty. Solche Werke üben wohl eine frappierende Wirkung auf das Auge aus, allein das Herz bleibt unberührt. Wo das Geistige, das Gemütsleben zu Worte kommen soll, da muss sich die äussere Erscheinung unterordnen, denn die Mittel zur Betonung des ersteren sind viel spärlicher, als die zur Darstellung der letzteren. Je weiter der darzustellende Stoff von unserer Zeit und Umgebung abbiegt, und je mehr Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck gelangen sollen, desto mehr ist eine von der Phantasie und nicht von der Wirklichkeit geleitete Auffassung und Behandlung notwendig. Religion, Mythologie, Märchenpoesie werden das Recht behalten müssen, sich über das Naturwirkliche zu erheben, sie bedürfen einer besonderen vergeistigten Art der Darstellung. Neben der äusserlich kontrollierbaren Wahrheit giebt es ja in der Kunst auch eine noch höhere innere, der Idee sich anschmiegende, welche, ohne naturalistisch zu wirken, doch als wahr vom Beschauer empfunden wird, selbstverständlich darf auch dabei der Maler das Studium des Natur-Vorbildes nicht unterlassen. An den Werken unserer Tage hat häufig die durch Lektüre gewonnene Reflexion einen grossen Anteil, daher begegnen wir nur ausnahmsweise naiv empfundenen Arbeiten; allein die durch den Verstand gewonnene Korrektheit zeigt nur selten warm pulsierendes Leben: der Geist ist's, der lebendig macht. Ähnlich verfährt auch häufig die Kritik, die, anstatt durch eingehendes objektives Sehen ein Kunstwerk zu prüfen, den Massstab vorgefasster Meinungen zu Grunde legt und oft mit scharfer Sonde untersucht, zerstückelt und zersetzt. So manche Zeitungs-Berichterstatter thun dies, um piquant für einen Leserkreis zu schreiben, dessen Kunstsinn gleich Null, dessen Augen ohne jede Schulung sind, und der es für bequemer und gefahrloser hält, die Meinungen anderer sich anzueignen, als sie selbständig auszusprechen und zu vertreten. Anselm Feuerbach sagt: „Tadeln ist leicht, darum versuchen sich so viele darin; mit Verständnis loben ist schwer, daher thuen es so wenige.“ Ferner: „Ein gutes Wort wirkt schöpferisch und erweckt neue Ideen, eine alberne Bemerkung kann eine ganze Saat vernichten“; und vom echten Kunstwerk sagt er: „Es bedarf keiner Vermittelung; es spricht oder schweigt, je nach der Natur des Beschauers.“ Neben der Gattung der

durch Reflexion entstandenen Werke haben wir noch derjenigen zu gedenken, die durch das Sinnliche, Leidenschaftliche, Blutige mit besonderem Behagen zu wirken sucht; Vertreter dieser Richtung finden wir besonders bei den Franzosen und Spaniern; aber auch unter den Deutschen finden wir eine entfesselte Phantasie, so bei dem sonst so eminent begabten Klinger. Ich erwähne als Beispiele seine Radierungen: Mord auf belebter Strasse, Selbstmord im Walde, Revolution in ihrem Anfang, auf der Höhe und am Schlusse.

Diesen Künstlern wäre das Schillersche Wort zu empfehlen: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben; bewahret sie“; ferner der Ausspruch eines Michelangelo: „Wehe jedem, der vermessen und verblendet, die Schönheit wieder zu den Sinnen reisst. Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist.“

Wir wollen uns nun einer Erfindung zuwenden, die in mehrfacher Hinsicht einflussreich auf das Kunstschaffen geworden ist, ich meine die Photographie. Den unendlichen Wert derselben für die Wissenschaften zu erläutern, unterlasse ich, da das aus dem Rahmen meiner Arbeit treten würde; nur ihrer Beziehungen zur Kunst will und muss ich gedenken. Die Photographie hat die Reproduktion der Kunstwerke in hohem Masse gefördert und trägt sehr viel zur Verbreitung der Schöpfungen bei; sie hat aber auch die Fähigkeit des Sehens bei Künstlern und Laien in ungeahntem Grade gesteigert. Das können wir täglich beobachten bei jener strengen Kritik, die von Alt und Jung am Lichtbild-Portrait ausgeübt wird; früher gab sich der Laie sehr bald mit einer oberflächlichen Ähnlichkeit zufrieden, während heute Zug für Zug durchgemustert und verglichen wird. Es hat daher eine nicht geringe Anzahl von Porträtmalern — unter denen Lenbach der berühmteste ist — sich verpflichtet gefühlt, das Lichtbild bei der Formenwiedergabe zu Rate zu ziehen. Mehr aber kann die Photographie nicht leisten, denn die Reproduktion der Farbe, auf der doch die Hauptwirkung beruht, ist ihr — wenigstens vorläufig — versagt. Wir können wohl annehmen, dass ein Ersatz des Ölgemäldes, namentlich auch in Bezug auf den Grössenmassstab, durch das mechanisch gewonnene Bild für immer ausgeschlossen bleiben wird. Dazu kommt noch, dass der Wert der gei-

stigen Arbeit in dem Grade steigt, in welchem die Darstellung der Wirklichkeit durch die Maschine besorgt wird. Es liegt in der Menschennatur das Verlangen: in jeder Arbeit an den Schöpfer derselben, an den Menschen, erinnert zu werden; sie nimmt Unebenheiten, ja selbst Fehler mit in den Kauf, während das viel exaktere mechanische Produkt sie auf die Dauer nicht befriedigt. Ich erinnere an den Unterschied zwischen Brüsseler- und Maschinen-Spitzen; erstere werden mit Gold aufgewogen, letztere sind spottbillig und doch vollkommener als jene. Ferner: die vollendetste Spieluhr, das beste Kaufmann'sche „Orchestrion" wird eine gute, selbst mittelmässige Musiker-Kapelle niemals verdrängen. Wir bewundern wohl die Technik, aber der Seele fehlt die gleichgestimmte Seele. Dieser glückliche Umstand stärkt das Gefühl des Künstlers, des Malers wie des Musikers, denn er empfindet: nicht die exakte Wiedergabe des natürlichen Vorbildes, nicht die korrekte minutiöse Herstellung einer Arbeit, sondern die Kraft der geistigen Auffassung, die Lebendigkeit der Darstellung macht den eigentlichen Wert aus. Er erkennt ferner mit Dankbarkeit, dass das Gefühl und die Phantasie, welche den Menschen hoch über alle andern Lebewesen erheben, auch stets den Sieg behalten werden über die Maschine, mag sie sich noch so sehr vervollkommnen. Darum haben wir immer und immer den Geist und das Gemüt zu pflegen und zu bilden, denn Goethes Wort: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", hat auch hier Geltung.

Wir wollen nun die Erfordernisse betrachten, welche der Maler der Farbenwelt gegenüber zu erfüllen hat, und daran eine Betrachtung über Porträt-Ähnlichkeit knüpfen. Grundbedingung für den Maler ist das Empfindungsvermögen seines Auges für die farbige Erscheinung. Keine Rezepte, keine Ratschläge eines Meisters können uns helfen, wenn der Farbensinn nicht angeboren und entwickelungsfähig ist. Das geheimnisvolle Ineinander- und Übereinandergreifen der unendlichen Farbenscala, für deren Nüançen die Sprache keine Namen hat, kann nur mit Hilfe des fein empfindenden Auges erfasst werden. Es muss, um ein einziges Blatt naturgetreu zu malen, ausser der Form, Licht, Luft, Lokalfarbe, Halbtöne, Schatten-

töne, Reflexe und Glanzlichter erkennen und von einander trennen können. Die Wirkungen von einer Farbe auf die andere, die dadurch entstehende Umbildung der Farbenwerte sind dem Anfänger wahre Rätsel. Da mischt er z. B. den Ton eines Gewandes und trifft ihn gut, wie das daneben gehaltene Zeug bestätigt; jetzt malt er einen Hintergrund, der etwas anders gefärbt ist, oder auch nur bezüglich des Helligkeitsgrades sich von der Umgebung des Gewandes unterscheidet, und, o Schrecken! der erstgemalte Gewandton ist nicht mehr derselbe, er scheint sich völlig verändert zu haben. Auf diese Weise kann, was dem Laien unbegreiflich scheint, selbst eine richtig konstruierte Perspektive falsch, und die plastische Wirkung von Körpern völlig aufgehoben werden, während umgekehrt Farbenkünstler, wie Rubens, oft Verzeichnungen durch koloristische Plastik korrigierten. Dies kann aber nur von solch eminenten Meistern auf Grund eines voraussetzungslosen, naiven Sehens geschehen; sobald man mit einer vorgefassten Theorie ans Malen geht, treten jene helfenden, ausgleichenden Gesetze des Auges nicht unbefangen in Kraft. Lange Zeit huldigte man der Ansicht, dass zur koloristischen Schönheit die Farbenzusammenstellung nach einem gewissen Princip nötig sei. Diesen Irrtum hat man aber erkannt durch das Studium alter koloristischer Meisterwerke. In neuerer Zeit war es Makart, der durch seine Aufsehen machenden Arbeiten bewies, dass gerade zur Entfaltung sinnlicher Pracht jedes Nebeneinander der Farben möglich ist. Nicht das optische Gesetz des Spektrums, sondern der Wert der Farben im Bilde ist ausschlaggebend; ja es können Zusammenstellungen, die in der Wirklichkeit verletzend wirken, durch eine Gegenwirkung anderer Farbenwerte wohlthuende Empfindungen im Auge des Beschauers hervorrufen. Aber nicht allein die Farbe an sich, sondern auch der Grad der Vollendung der einzelnen Teile eines Bildes ist von grösster Wichtigkeit; daher ist die Frage, bis zu welchem Grade ein Bild auszuführen ist, für den Maler von hoher Bedeutung. Je dekorativer man malt, desto leichter lassen sich Figuren und Stoffliches zusammenstimmen; der Laie giebt sich mit einem gewissen Grade der Illusion zufrieden, so lange das Bild gleichmässig behandelt ist. Sobald aber die eine oder andere Stelle weiter durchgebildet, mehr

ausgeführt ist, empfindet er das Unfertige des übrigen Teiles. Auf diesem gleichmässigen Durcharbeiten beruht die sogenannte Haltung eines Bildes, die nur durch fortwährendes Abwägen der Teile untereinander und zum Ganzen erreicht werden kann.

Einer sehr wichtigen Eigenschaft des Sehens müssen wir noch gedenken: es ist stets vom Denken begleitet. Daher unterscheiden wir auch bei diesem Vorgang sofort das Wichtige vom Unwichtigen, das Interessante vom Nebensächlichen; das Bild des Gegenstandes, welches unsere Augen-Camera trifft, wird gleichzeitig vom Gedanken erhellt und belebt und zu einem höheren Zustand verklärt. Daher wird seine Wiedergabe durch die Kunst beim Beschauer stets das Gefühl der geistigen Arbeit hervorrufen und ihn in ganz anderer Weise anregen, als es das Produkt der Maschine kann. Dazu kommt noch eine andere Erfahrung der Neuzeit: Wir haben an der Moment-Photographie gelernt, dass unser Auge gewisse aufeinanderfolgende Bewegungen zu einem Gesamtbilde verschmilzt, so das Laufen und Fliegen der Tiere. Während nun der blitzschnelle Apparat diese Bewegungen in einzelne Stellungen zerlegt, bringt er Erscheinungen, die unserem Auge und unserer Empfindung fremd und unnatürlich vorkommen. Daher muss der Maler fortfahren — trotz seines Wissens — die sich bewegenden Dinge so zu malen, wie sein Auge sie zu sehen glaubt. Das Gesetz des Sehens zeigt seine Eigentümlichkeiten auf keinem Gebiet deutlicher, als auf dem der Porträtmalerei, in Bezug auf die Ähnlichkeit. Wie verschieden diese von den Beschauern empfunden wird, ist bekannt, denn selbst über das Spiegelbild, die Photographie, gehen die Meinungen oft sehr auseinander. Wie oft behauptet jemand: der Herr A sieht doch dem Herrn B sehr ähnlich, oder Fräulein X dem Fräulein Y; da hört man sehr häufig die gegenteilige Ansicht, dass keine Spur an jenen oder jene erinnere. Wer hat recht? Wir können daraus nur die Thatsache entnehmen, dass wir eben ein subjektives Empfindungsvermögen haben, das sich keineswegs immer mit dem anderer Menschen deckt. Eine eigentümliche Erfahrung machen wohl alle Porträtmaler in Beziehung auf Laien, welche der Entwickelung eines Porträts durch alle Phasen folgen; diese finden immer die Ähnlichkeit viel frappanter, als solche, denen das Bild fertig entgegentritt. Die

grösste Genauigkeit der Verhältnisse, die man den Zweifelnden vormisst, selbst eine einem Bildnis zu Grunde liegende Photographie, kann nicht überzeugen. Erst, wenn sie das Bild öfters gesehen und sich daran gewöhnt haben, gleicht es der allgemeinen Vorstellung, die sie von dem Original haben. Daher ist es sehr wichtig, dass der Maler die darzustellende Person und ihre Eigentümlichkeit in Bezug auf Ausdruck und Haltung gut kenne. Hier ein Beispiel: Vor Jahren besuchte ich in Dresden den ausgezeichneten Porträtmaler Prof. Leon Pohle, der mich früher unterrichtete; in seinem Atelier hing ein schönes, aber unvollendetes Portrait einer jungen Dame in ganzer Figur. Auf meine Frage, weshalb das Bild zurückgestellt sei, antwortete er: „Das ist eine Dame, die mir ganz unbekannt war, deren Wesen ich nicht gekannt, und welches ich daher nicht richtig erfasst hatte; je länger ich daran malte, desto unwahrer erschien es mir selbst. Da habe ich das Bild stehen lassen und ihr Porträt auf einer anderen Leinwand noch einmal und zwar besser gemalt." Wie oft werden wir Personen vorgestellt, unterhalten uns wohl in einer Gesellschaft mit ihnen, und doch erscheinen sie uns kurz darauf in anderer Umgebung und vielleicht Kleidung, z. B.: auf der Strasse, ganz fremd; schöne Ball-Erscheinungen nehmen im Hauskleid einen ganz anderen Charakter an, wir können oft nicht glauben, dass das ein und dieselbe Person ist.

Andererseits beobachten wir, dass die tollsten Verzerrungen eines Gesichts durch einen Hohlspiegel, oder eine Glaskugel, immer noch die Ähnlichkeit wiedergeben, dass die aus wenig Strichen entstandene Karikatur sofort die Erinnerung an jemanden hervorrufen kann. Das erklärt sich daraus, dass der Beschauer seine eigene Vorstellung, sein Erinnerungsbild auf die verzerrte Erscheinung überträgt. Wir lernen daran die wichtige Thatsache, dass Ähnlichkeit und Naturwahrheit zwei verschiedene Dinge sind; die Karikatur ist unwahr, und wirkt doch ähnlich, während die sorgsame Studie eines Malers ganz naturwahr sein und doch für unähnlich erklärt werden kann. Interessant ist auch die Beobachtung, die wir in Gemälde-Galerieen oft machen, dass die Bildnisse gewisser Zeiten ein eigentümlich gemeinsames Gepräge tragen; so zeigen die Porträts aus Luthers Zeit nach innen geneigte Augenlinien, nach

aussen aufstrebende Augenbrauen und starke Backenknochen. Die Zeit der Schönpflästerchen hat durchweg rund geschwungene Augenlider, schöne und hochgeschwungene Augenbrauen, fein geschwellten Mund u. s. w. Und doch werden die Zeitgenossen diese Porträts für ähnlich erklärt haben, ja vielleicht für ähnlicher, als unsere kritische Zeit die heutigen. Auch hier erlaube ich mir die Schilderung einer kleinen Scene, als Beispiel, der ich im Hause Meister Prellers beigewohnt habe. In einer der Abend-Gesellschaften des gastfreien Hauses kam auch das Gespräch auf Ähnlichkeit, und man wandte sich — als Vergleichsobjekt — zu den Porträts von Preller und seiner immer noch schönen Frau. Ersteres war von James Marshall, letzteres von Verlat, dem nachherigen Direktor der Antwerpener Akademie, gemalt. Einige Damen fühlten sich berufen, die Bilder stark zu kritisieren und namentlich das der Frau Professor sehr herb zu beurteilen; da Preller dazu schwieg, so wurden sie dreister, bis das Bild zuletzt als „völlig verfehlt“ verurteilt wurde. Jetzt erhob sich der Meister, gebot „Stille“ und sagte in sehr erregtem Tone: „Das Bild ist gut, kein Wort mehr darüber. Das hat ein Künstler gemalt, der seine Seele dem Kunstwerk aufgeprägt; gemeine Ähnlichkeit mögen Sie vermissen, die edle aber empfinde ich!“ Er fügte mit einer andächtigen Miene hinzu: „Gott, wie danke ich dir, dass du aus mir keinen Porträtmaler werden liessest!“

Wir wenden uns nun zu einer Betrachtung, die für unser Thema von grosser Bedeutung ist, nämlich zur Frage über die Berechtigung des Realismus in der Kunst, und sein Verhältnis zum Idealismus. Die eigentlich bewegende Kraft zur Herstellung eines Kunstwerkes liegt in der Vorstellung des Künstlers, also im Geistigen; die Natur, das Modell giebt nur den Anstoss. Indem er die Natur studiert, nimmt er sie in seine Vorstellung auf und bildet sie um, je nach seinem eigenen Wesen; schon dadurch, dass er eine Auswahl trifft unter den Vorbildern, den Modellen, beweist er, dass seiner beabsichtigten Arbeit eine andere Vorstellung vorschwebt, als ihm jene verschmähten Naturen boten. Der Realist kann ebenso wenig als der Idealist sich frei machen von einem ihm vorschwebenden Bilde, so wenig wie jeder von beiden der Wirklichkeit, der Natur entbehren kann; beide beleben den Stoff mit ihrem eige-

nen Wesen und beide müssen naturwahr sein, d. h. den Beschauer zwingen, an das Dargestellte zu glauben. Die Natur als „solche“ wiederzugeben, zu täuschen, ist auch dem grössten Realisten unmöglich, man wird stets das Bild vom Vorbilde, von der Naturwirklichkeit unterscheiden können. Wir schliessen selbstredend die modernen Panoramen hier aus, die mit den wirklichen Hilfsmitteln des natürlichen Vordergrundes und dem Fehlen des Rahmens eine grosse Täuschung hervorrufen, jedenfalls die Grenze, wo der reale gebaute Vordergrund aufhört und das Gemälde anfängt, verwischen können. Sie sind eben keine Bilder in dem hier gemeinten Sinne. — Während der Realist vorzugsweise das Charakteristische aufsucht, gelangt er leicht zur Verneinung des Schönen, Harmonischen und giebt dem Hässlichen den Vorzug; der Idealist dagegen ist der Gefahr ausgesetzt, überall Schönes zu sehen, Charakteristisches, energische Formen, kräftige Farbenkontraste, zu übersehen, zu meiden, und auf diese Weise leer im Ausdruck — flau zu werden. Beide Richtungen haben also auch ihre schwachen Seiten, und ein scharfer Beobachter lernt erkennen, dass nur durch Ergänzung und Durchdringung beider vollkommene Kunstwerke hergestellt werden können. Freilich hat, wie wir gleich sehen werden, der Realismus so wie der Idealismus ein eigenes Stoffgebiet, auf dem sie sich freier aussprechen können, aber dennoch bleiben sie in einer gewissen Beziehung zu einander. Untersuchen wir dies. Die Farben der Natur, so wie sie unser Auge empfindet, noch verschönt wiedergeben zu wollen, ist eine Unmöglichkeit, unsere technischen Mittel können sie ja nie erreichen, geschweige denn übertreffen. Dagegen besitzen wir in unserem Auge einen wunderbaren Idealisierungs-Apparat, der je nach Anlage und Übung die natürliche Farbenpracht auf das denkbar feinste und reichste nachempfinden kann. So wie das für die Form begabte und geschulte Auge die Schönheit der Linie und Komposition bedingt, ebenso hängt allein von dem Empfindungs vermögen für die Farbenwerte die Feinheit und Schönheit des Kolorits ab.

Nun aber giebt es Darstellungeu sehr verschiedener Art: solche, die unser Herz und Gemüt erheben, ergreifen, solche, die es aufregen durch geschilderte Leidenschaften, grässliche

Vorgänge, andere, die mehr für die menschliche Sinnenlust berechnet sind, noch andere, die Vorgänge und Dinge der Alltäglichkeit schildern, und endlich Abbilder der äusseren Natur, der Landschaft, des Meeres. Bei Werken der ersten Art, also bei dem Erhabenen, Heiligen, Göttlichen ist das sogenannte Idealisieren, meines Erachtens, in dem Sinne anzustreben, dass der Künstler das Nebensächliche, Zufällige der Erscheinung so viel als möglich zurückdrängt, und seine ganze Kraft auf den Ausdruck des Geistigen, auf Wiedergabe des Seelenlebens der dargestellten Personen legt. Die Technik soll hier nur Mittel sein, darf sich daher nirgends hervordrängen, man soll über den Eindruck der Darstellung den Maler vergessen. Form wie Farbe sind im Sinne des Gegenstandes edel, schön, anzustreben, die Erscheinung muss sich über die gemeine Wirklichkeit erheben. Kurz gesagt, es muss ein Zusammenhang bleiben zwischen dem, was das Auge sieht und das Herz empfindet, die Einheit von Gehalt und Erscheinung muss festgehalten werden. Der Realismus dagegen darf nicht nur bei all den übrigen Gattungen angewendet werden, sondern er muss die Führung übernehmen, die volle Realität ist ja bei Darstellung des alltäglichen Lebens, das Stoffliche beim Stillleben und der Wiedergabe der Natur in der Landschaft u. s. w. geboten. Selbst das Grässliche, z. B. bei einem Schlachtenbild, hat hier vollste Berechtigung, weil es der Wahrheit, der Wirklichkeit entspricht, uud das Hässliche wird zuweilen des Kontrastes wegen nötig, aus ihm ergiebt sich ja der negative Beweis des Schönen.

Wir sagten oben, dass die Erzeugung und Durchdringung von Idealismus und Realismus zu den schönsten Schöpfungen führe. Als eine solche bezeichnen wir den „Zinsgroschen“ von Titian; man vergleiche Kopf und Hand Christi mit den entsprechenden Teilen des die Münze haltenden Versuchers: der Göttliche, Reine ist ideal, der sündige Mensch durchaus real gehalten. Als ein Beispiel des reinsten Idealismus möchte ich die Madonna del granduco von Rafael (im Palazzo Pitti) anführen, von der Wilhelm Schadow sagte: „Hier hat der heilige Geist die jugendliche Hand Rafaels geführt; in der Reinheit des Ausdrucks übertrifft sie alle ihre Schwestern.“

Wir sind mit unserer Betrachtung und Feststellung einiger Begriffe in der Malerei nun so weit gediehen, dass wir sie als geeignete Grundlage für die Beurteilung der gegenwärtigen Strömungen, nämlich: unbedingter Realismus, mit jedem Ausschluss der Überlieferung, ohne jede Mitarbeit der eigenen Empfindung, Malerei en plein-air oder Hellmalerei, und Impressionismus, ansehen können. Allen drei Strömungen ist gemeinsam erstens, dass sie französischen Ursprungs sind: Courbet war das Haupt der unbedingten Realität, der sincérité, Milet das der Malerei en plein-air, Manet der Erfinder des Impressionismus; zweitens, dass alle drei Richtungen oder Manieren das Atelierlicht verwerfen, und dass die Maler ihre Bilder (mit Ausnahme der ganz grossen) fix und fertig unter freiem Himmel malen, nur, um genau abzuschreiben, was in dem Natur-Ausschnitt liegt, steht, kriecht oder fliegt. Komisch dabei ist, dass sie dieses Helligkeits-Prinzip auch auf Vorgänge in Innen-Räumen anwenden, so dass die mit so viel Ostentation gepriesene Wahrheit sich grober Unwahrheit schuldig macht. Ich verweise zum Vergleich auf eine Anzahl v. Uhde'scher Bilder, die alle von rückwärts (dem Beschauer gegenüber) beleuchtet sind, die also nach dem Beschauer hin dunkle Gesichter und Figuren zeigen mussten. Das thun sie aber durchaus nicht; sondern der Maler hat, um sie kenntlich zu machen, überall ein starkes Reflexlicht angenommen, was der Wirklichkeit doch nur in den seltensten Fällen entsprechen dürfte. — Nun noch einige Worte über das Wesen des Impressionismus. Die Impressionisten mischen die in der Natur gesehenen Farbentöne nicht auf der Palette, sondern setzen eine grosse Anzahl farbiger Flecken und Punkte nebeneinander, die in der Entfernung für das Auge zusammenlaufen und so den gesuchten Ton hervorbringen; da aber unser Auge nur homogene Farbenmassen sieht, so ist dies Bemühen eigentlich überflüssig. Auch geben die Impressionisten in ihren Darstellungen nicht das Bild, sondern mehr den Eindruck, den das Bild macht; sie arbeiten in gewissem Sinne der Empfindungsarbeit des Beschauers vor, so dass ihm wenig zu thun übrig bleibt.

Wenn ich in dem Bisherigen mehr meine eigene Anschauung, die sich an Werken und Aussprüchen bedeutender Männer läuterte, zum Ausdruck brachte, so will ich nun in

dem Nachstehenden die Urteile einiger hervorragender Maler und Schriftsteller über die Strömungen der Gegenwart im Wortlaut zusammenstellen, weil sie die Sache im innersten Kern treffen.

Anselm Feuerbach klagte: „Die gesetzlichen Schranken in der Kunst sind durchbrochen, und der Schlamm des Alltagslebens überflutet das poetische Gebiet mit Masslosigkeit, die aus Armut, und mit Übertreibung, die aus Unvermögen erzeugt ist“ (vergl. Ein Vermächtniss von A. F. Seite 152). Der schon citierte Maler Otto Knille sagt in seinen „Neue Grübeleien eines Malers“ (Deutsche Rundschau, Hefte Oktober—Dezember 1889) Folgendes über Hellmaler und Impressionisten: „Ich vermag diesen neuen Richtungen nur unter dem Gesichtspunkt gerecht zu werden, dass sich ein Gährungsprozess vollzieht. Die geschmierten freudlosen Plattitüden, welche diesen Schulen entstammen, ihre Darstellungen des blöden Elends mit der geballten Proletarierfaust dahinter, ihre tristen Mittel für triste Erscheinungen, rufen in mir ein Gefühl des Grauens hervor. Auch die alten Meister wussten ganz genau, dass „geschlossene“ Beleuchtung unter freiem Himmel nicht vorkommen kann, dachten aber viel zu vornehm, um auf solche Bauernweisheit eine besondere Schule zu gründen. Die platte Wahrscheinlichkeitsfrage warfen sie nicht auf. Unter Hellmalerei verstand man: Vorherrschen des lichtgrauen Gesamt-Tones, teils aus persönlicher Neigung, teils aus Zeitgeschmack. Das goldene Zeitalter der Malerei sah golden, Venedig begann erst bei seinem Niedergange zu versilbern. Die Zopfzeit gefiel sich in süsslich gebrochenen Farben von Silbergrau, jedoch ihren Puder für die Köpfe sparend und nicht über Figuren und Landschaft streuend. Die jetzt so beliebten Luftreflexe setzen sich wie Kobolde meist dahin, wohin sie nicht gehören. Vorurteilsfreie Männer sagen: die neue Richtung sei Modesache, der Zeitgeschmack gleiche dem Karussell. Es kehren immer dieselben abgerittenen Pferdchen wieder; mancher Reiter sticht einen Ring, mancher — ob auch geschoben — dünkt sich ein origineller Durchgänger. Heute galoppiert eben der Hellmalerschimmel am Publikum vorüber, bald aber werden im ewigen Drehungsprozess Fuchs und Rappe an die Reihe kommen.“

Hören wir nun den Dichter-Maler Arthur Fitger über den Naturalismus in der Malerei (vergl. Freie Bühne für modernes Leben 1. Jahrg. Heft 14) .... „Jede Mode hat ihre Zeit. Auf die romantischen Düsseldorfer Königstöchter und Edelknaben folgten die historischen Kostüme der Pilotyschule; heute herrscht der Kattun des vierten Standes. Da diese Thatsache nicht zu ändern ist, muss man sie anerkennen, sie zu bekämpfen bleibt dem Gegner ja unbenommen. Jedoch wird der Kampf nicht durch Tinte, sondern nur durch Öl zum Austrag gebracht werden ...... Aber die Natur ist unendlich; die Kunstmittel sind endlich; wie ist es anzufangen, mit endlichen Mitteln etwas zu machen, was dem Unendlichen ähnlich sieht? Die 9. Symphonie kann man kaum auf dem Klaviere nachspielen; vollends auf der Maultrommel hat es seine Unmöglichkeit. Ach, und die Palette des Malers verhält sich zu der Natur nicht viel anders, als eine Maultrommel zu einem Orchester; — (wenn es überhaupt statthaft ist, von einem Verhältnis des Endlichen zum Unendlichen zu reden). Die Natur umfasst das höchste Sonnenlicht und Millionen und aber Millionen Farbentöne bis zur schwärzesten Nacht; die Palette geht nicht weiter als von Kremserweiss durch ein paar bunte Erdarten und Metalloxyde zu Beinschwarz. Welch rasendes Unterfangen, auf einer so elenden Maultrommel solch gigantische Symphonie nachspielen zu wollen! Dieses Unterfangen jedoch hört auf, rasend zu sein, sobald der Mensch ausser seinen äusseren Mitteln, d. h. dem Zeichenstift und der Palette, noch ein inneres Mittel von sehr mysteriösem Charakter, nämlich sein Genie, mit in Bewegung setzt. — .... Die Fülle der Gesamterscheinung kann der Künstler nicht wiedergeben, will er auch nicht wiedergeben; denn diese Fülle ist ja bereits vorhanden, wozu eine Kopie, eine Tautologie? Aber indem er diese Fülle beschränkt, rechts und links abstreift, was seinem Zwecke nicht taugt, hervorhebt, was ihm nützt, in seinem Geiste, unter seiner Hand scheinbar willkürliche Umgestaltungen vornimmt, fördert er ein Werk zu Tage, das bei aller Verschiedenheit von der Natur, ihr im Grunde ebenbürtig ist. Ja die einzige Ebenbürtigkeit erlangt hat, die überhaupt möglich war. Man nennt solch geheimnisvollen Prozess im Künstlergeist und in der Künstlerhand Idealisieren oder Stilisieren.

Ohne ihn ist noch kein grosses Kunstwerk enstanden, weder Michel Angelos Fresken noch Ludwig Rühlers Holzschnitte, weder die Parthenonskulpturen noch die Altartafeln van Eyks. — .... Diese gesteigerte Korrektheit (durch die Photographie) scheint es, ist der Hauptstolz derer, die sich heute Naturalisten nennen, und möge sich niemand über den Grad von Geschicklichkeit täuschen, der zu solchem Erfolge notwendig war, er muss, das erkennt auch der Gegner freudig an, wirklich sehr bedeutend sein, nur involviert er leider einen Verzicht auf die künstlerische Congenialität mit der Natur. Je genauer der Maler das nachmacht, was die Natur schon einmal vorgemacht hat, desto unmöglicher wird es ihm, etwas hervorzubringen, was nur durch Intervention seines eigenen souveränen Genius hervorgebracht werden konnte. Hätte Michel Angelo nur naturgetreue Abbildungen römischer Modelle gegeben, so würde die Welt nicht die Sybilla delphica besitzen, so wenig wie Photographieen der sächsischen Schweiz Bechsteins Märchen illustrieren können. Dieses bedingungslose Nachbilden des bereits Vorgebildeten bedeutet schon eine gewisse Armseligkeit, wesentlich verschlimmert aber wird dieselbe durch die kärgliche Auswahl des Vorgebildeten. Die Natur zum Altweiberhospital zu degradieren und dann, wenn man Altweiberspitäler mit einer in den Annalen der Kunstgeschichte zuvor unbekannten Meisterschaft malen gelernt hat, zu sagen oder sagen zu lassen: Sieh her, alle Welt, ward wohl je die Natur so treffend, so treu, so echt wiedergegeben? Das ist das sich selbst und andere täuschende Moment bei dem modernen Naturalismus.“ ......

Nachdem wir nun die Gegner des äussersten Realismus und Impressionismus, sowie der plein-air-Malerei gehört, wollen wir nun auch noch einen Verteidiger der neuen Richtungen, den bekannten Kunstschriftsteller Herman Helferich zu Worte kommen lassen. Er schreibt u. a. in einer Studie über den Naturalismus und Max Liebermann (siehe Kunst für Alle II. Jahrgang (1887) Heft 15): „Liebermann — der artistische Liebermann — hat etwas intransigentes, ist der vorspringendste der deutschen Naturalisten, unbezwungen, ungebändigt, nie glatt geworden und eingefangen, wie die anderen es denn doch alle, alle, leise, stetig, allmählich zu werden scheinen. Er wird

nicht gehen. Und die Malart, die er zu seinen Diensten hat, ist auch so herbe, ungeschlacht und furios, dass die Fahnenflucht ihm, selbst wenn er wollte, kaum gelingen würde. Wir aber dürfen uns freuen, ihn als einen der unsern zu besitzen, denn seine Aufrichtigkeit und Liebe zur strikten Wahrheit, ja sein Mangel an Geschicklichkeit ist eine erfreuliche Nüance in der so schillernden Welt der deutschen Maler — .... Alte Frauen im Alleinsein, in kahlen Stuben brütend, durch deren geweisste Wände (?!) und grosse Fensterscheiben man in eine weisslich-grünliche Landschaft hinaussieht, Handwerkerzimmer, Weber, Schuster, knochige, magere Menschen, Invalidenbilder, Netzefliekerinnen, Konservenmacherinnen, Wäscherinnen, Plätterinnen, die grosse weisse Laken auf grüne Rasenflächen breiten — welcher Farbenakkord Liebermann angehört und den er sehr leicht und frisch zusammenbringt — liebt er; ebenso Sonnenflecke, auf Sandboden, Landschaften in der Andeutung, rote Ziegelflächen, graue Lüfte, alles sich erst Entwickelnde, Reifende, Rauhe: Felder, Ackerkrume, Jäten und Aufschaufeln. Was an schöne Linien gemahnt, schlägt ihn in die Flucht, Berge, panoramenreiche Blicke mit Durchstichen und Verschiebungen, wo ein Fluss in anmutigen Windungen durch ein gesegnetes Thal sich schlängelt, und hinten die Ferne in blauem Dufte schwebt ... ah, es giebt nichts Schlimmeres. Bare Unmöglichkeit für ihn .... Seltener in seinen Bildern, oft aber auf den Zeichnungen mit raschen Kreidestrichen hat er das Glück, die völlige Frische der Natur zu bewahren, welche er anstrebt. Wenn es ihm gelingt, ist er von origineller Kraft, spröde zwar, doch reizend .... Liebermann zeigt auf seinen Arbeiten eine frische, frohe — enorme Hässlichkeit. Uhde hat sie nicht in dem Gräde, Liebermann ist bis zum Stupiden hässlich. Er giebt die Hässlichkeit, kann man sagen, mit hehrer Ernsthaftigkeit, sacerdotal, ohne die Miene zu verziehen, ohne es doch ein wenig komisch zu finden; mit einem Gefühl von achtungsvoller Liebe. Er ist hart und hölzern im Strich, hat blecherne Töne, setzt sie ohne Leichtigkeit und Verve hin, kunstlos. Er scheint kunstmässig Vollendetes als ein Nihilist zu verachten. Er ist mit allem ein Charakter aus unserer Zeit; sehr merkwürdig, wie er sich äussert, recht eine problematische Natur. — .... Wir aber glauben, dass dieser

Kunst, wenn irgend einer, die Zukunft angehört. Sie arbeitet auf jungfräulichem Boden, ihr Gebiet ist das einzige, auf dem die Vorgänger noch zu thun gelassen. Wenn sie weiter kommt, ihren Kreis ausdehnen lernt, auch für die Nicht-Armen und Nicht-Elenden einen Stil findet, wird sie umfassender sich gestalten und an Wachstum zunehmen, während die alte Kunst überreif in ihrem Bette dahinsiecht. Wird von der alten Kunst einmal ausgebrannt sein, was zur Zeit noch, selbst in den Resten noch, feuriger als die junge erscheint, die Komposition der grossen Theaterferien, die sich in Mäntel wickelt; wird einmal das letzte Lied gesungen sein der Nachahmung der Alten, die sich im Ephemeren, in lyrischen Lasuren und Blässlichkeit bethätigt; wird einmal das deutsche Genre selbst das für die kleinste Gabe empfängliche Gemüt zu langweilen beginnen — dann wird ein allgemeines Erkennen sein, dass in der neuen Kunst auch die bessere Kunst gegeben ist.“ —

Schlussbetrachtung.

Ein Vergleich der Ansichten Helferichs mit denen der vorgenannten Künstler wird, so hoffe ich, aufs beste beweisen, auf welcher Seite die Verwirrung der Begriffe über die Ziele wahrer Kunst stattgefunden hat; er giebt aber auch ein deutliches Bild von den Bestrebungen und Strömungen jener modernen Malerei, die sich die „bessere“ nennt. Indes, wir lassen uns durch diesen Ausspruch nicht irre machen: die Geschichte lehrt, dass vor jeder neuen Entfaltung ein Gährungsprozess stattfindet. Wie wir im Eingang unserer Betrachtung sahen, befinden wir uns in einem Zustand des Suchens, des Ringens, des Kampfes, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Kunst; daher wollen wir ihn als einen Gährungsprozess auffassen und hoffen, dass sich die aufgeregten Wogen wieder beruhigen, und geläuterte Anschauungen daraus hervorgehen werden, zu deren Klärung auch die neuen Strömungen sehr viel beigetragen haben. Diese letztere Wirkung müssen wir ihnen schon jetzt zugestehen, denn es war in der Malerei der letzten Jahrzehnte viel Licht verdrängt worden, und der Asphalt spielte eine bedenkliche Rolle. Ferner hat der Realismus die Flauheit, Süssigkeit und Charakterlosigkeit verbannt,

die sich eine Zeit lang eingeschlichen hatten und die wir als unschön und unwahr verurteilen müssen.

Sonach ist das Resultat unserer Betrachtung die Erkenntnis, dass alles Wahre in der Kunst unvergänglich ist, und dass deshalb die bewährten Errungenschaften früherer Zeiten nicht untergehen, sondern nur von dem Sauerteig einer neuen Zeit erfrischt und belebt werden.

Klassizität und Romantik

in der

deutschen Tonkunst.

Vortrag

gehalten

am 2. November 1892 in öffentlicher Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnützger Wissenschaften zu Erfurt

von

Ludwig Meinardus,

Sr. Kgl Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg Musikdirektor.

Vorbemerkung.

Der auf besondere Anregung von zuständiger Seite her behandelte Gegenstand dieses akademischen Vortrags umfasst ausser dem Versuch einer Klarstellung der schwankenden, vieldeutig gebrauchten Begriffe des Klassischen und Romantischen eine Studie ihrer relativen Beziehungen auf die deutsche Tonkunst. Die Verfolgung derselben führte notwendig zu einem raschen Überblick über den fortschreitenden Verlauf des Entwickelungsganges der Musikgeschichte im christlichen Zeitalter. Die Ausführung eines so weitsehenden Stoffes in der Zeit und Form eines Vortrages legte mir die Rücksicht nahe, mich auf die geschichtlichen Hauptmomente und auf entscheidende Wendepunkte zu beschränken, um Spielraum zu gewinnen für den wenigstens angedeuteten Nachweis ihrer kunst- und kulturhistorischen Zusammenhänge. Von Sacherklärungen, über welche Kompendien, Enzyklopädien und Lehrbücher der Musikgeschichte auskömmliche Unterweisung erteilen, musste ich absehen, leider auf die Gefahr hin, das Verständnis mancher Partieen meiner skizzenhaften Darstellung zu erschweren. So viel möge hier zum besseren Verständnis wenigstens vorausgeschickt werden, dass die alte Mensuralnotation die erste Tonschrift war, deren Figuren die Tonhöhe und zugleich die rhythmische Dauer der Töne unmittelbar anschaulich machte. Auch sei hier vergegenwärtigt, dass vier sogenannte authentische Oktavengattungen, durch abgeleitete »plagalische« (von jenen entlehnte) erweitert, die Tonordnung der viel erwähnten Kirchentöne darstellten, welche der Ritualmusik und dem mehrstimmigen (kontrapunktischen) Gesange zur Unterlage und stilistischen Norm des Kunstschaffens während des Zeitraumes Gregorianischen Kirchenstils dienten. — Für die Veröffentlichung konnte der skizzenhafte Charakter des Vortrages stellenweise etwas mehr ausgeführt und durch Fussnoten ergänzt und erläutert werden, wie es, hoffentlich zur Begünstigung der Fasslichkeit und Klarheit seiner Gedankenentwickelung, nicht unterlassen worden ist.

Bielefeld, im November 1892.

L. Meinardus.

Zu den ästhetischen Kunstausdrücken, die sich in scharfumgrenzte Begriffserklärungen fassen lassen, gehören die Prädikate „klassisch" und „romantisch" keineswegs. Wird schon ihre ästhetische Bedeutung von der kunstgeschichtlichen Forschung und Kritik in abweichendem Sinne aufgefasst, so verschwimmt ihre Begriffsbestimmung vollends ins Unklare, wenn jene Ausdrücke hinabgezogen werden in die alltägliche Unterhaltungssprache, wo sie mit anderen Schlagwörtern dienen sollen anstatt eines Urteils, oder um einem flüchtigen Eindrucke Luft zu machen *). Als Verkehrsmittel des Auskramens gelegentlicher Gedanken und Gefühle verschleissen sich oft historische Grundbegriffe wie das Gepräge auf abgenutzten Scheidemünzen.

Auch andere unkritische Beziehungen der Ausdrücke klassisch und romantisch erleichtern es keineswegs, ihre ästhetische Bedeutung aus ursprünglichen Grundbegriffen verstehen zu lernen **). Schwankend bleiben die beiden Kunst-

---

*) Klassisch! — Wahrhaft klassisch! als moderne Interjektion, wird oft gleichbedeutend gebraucht mit hyperbolischen Kraftwörtern wie: gelungen! — fabelhaft! — grossartig! — kostbar! — göttlich! — Oder gar: schändlich! — scheusslich! — fürchterlich! — grässlich! — greulich! — ungeheuer! — eine Redeblumenlese, die sich leicht »kolossal« vermehren liesse. — Einer kritischen Nase duftet aus solchem Strauss nicht selten auch das unkritisch gebrauchte Wörtlein romantisch entgegen: »Das war so 'ne romantische Idee von ihm«, entschuldigte z. B. ein Millionär seinen Sohn, der Musiker geworden war; »er hatte es aber Gott sei Dank nicht nötig.« — In solchem Sinne gebraucht, scheint der Ausruf klassisch eine Erhebung, die Entschuldigung romantisch ein Hinabsinken des Quecksilbers im Barometer nüchterner geistiger Durchschnittswitterung anzudeuten.

**) Verfolgt man die Genesis der Ausdrücke Klassizität, Klassiker, klassisch bis hinauf zu den fünf Steuerklassen des Servius Tullius, so möchte man etwa einen Vergleich der erhabenen Rangstellung klassischer Kunst mit jener bürgerlichen Einteilung in Klassen nach vor-

ausdrücke auch noch, wenn sie im allgemeinen auf Gegenstände der ästhetischen Kritik bezogen werden. Man bezeichnet z. B. die Blütezeit der Romantik als ihre klassische Epoche. Charakteristisch dagegen ist es, dass die Blütezeit der Klassizität niemals als deren romantische Epoche gekennzeichnet werden könnte.

Wo stecken nun endlich die unterscheidenden Momente der beiden Begriffe?

Das Dunkel hellt sich auf, sobald man dieselben als ideellen und formalen Gegensatz fasst und sie vergleichend an einander misst. Dieser Gegensatz gewann aber erst Gestalt, nachdem die formvollendete Poesie der Griechen und ihrer Nachahmer ein Widerspiel fand in der Dichtung christlicher Kulturvölker, anfangs in derjenigen der lingua rusticana romana, jenes aus lateinischen und gotischen Sprachwurzeln gestalteten Idioms der Romanen. Will man den Gegensatz kurz bezeichnen als Hellenismus und Romanismus, so bedeutet derselbe in seinem letzten Grunde nichts Geringeres als den fundamentalen Unterschied der heidnischen und christlichen Welt- und Lebensanschauung, das heisst den Unterschied von Natur und Gnade. Der Naturkultus des Hellenismus verleiht dem menschlichen Wesen und Willen, seinem Denken, Fühlen und Handeln die Richtung auf die äussere Welt, auf den Wohlstand des

---

geschriebener Rangordnung anzunehmen versucht sein. Aber diese Hypothese wird wieder unhaltbar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Römer ihre Matrosen classici nannten, und dass Servius Tullius die philosophi, also die Pfleger der Wissenschaft und Kunst, der niedrigsten seiner Rangklassen zuwies.

Wenn der Richter von einem klassischen Zeugen spricht, so versteht er darunter nichts weiter als die vollgültige Glaubwürdigkeit der gerichtlichen Aussage desselben.

Griechenland und Italien werden mit Vorliebe als klassischer Boden der schönen Künste bezeichnet. Aber einen klassischen Boden nennt man auch das Land, wo der Welterlöser lebte, lehrte und litt. Und wer die Schlachtfelder von Metz und Sedan besucht, der fühlt sich dort ebenfalls auf klassischem Boden.

Die Blüte-Periode nationalen, sozialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kulturlebens eines Volkes kennzeichnet man geläufig als sein klassisches Zeitalter. Ungebräuchlich dagegen ist es, von einem romantischen Zeitalter zu reden. Wenigstens zieht man die Wortstellung vor: das Zeitalter (die Epoche) der Romantik.

Staates, der geselligen Gemeinschaft und des Einzelnen. Die Abhängigkeit von der Gnade zieht hingegen den Willen nach Innen, auf die Herzensstellung, auf die Gesinnung. Seine Triebkraft liegt in der Liebe und Liebesgemeinschaft, die den Einzelnen mit einer universellen Einheit unzertrennlich verbindet.

Solche grundlegende Verschiedenheit prägt sich notwendig aus in den schönen Künsten *). Zunächst erscheint sie als heidnisch- oder antik-nationale gegenüber einer christlich-universellen Dichtung. Sodann liegt der Unterschied beider Schönheitsideale nach formaler Richtung auf Seiten des Hellenismus in einer fein gefühlten, strengstens durchgeführten Metrik wohlgegliederter Verse, welche der objektiven Ruhe und architektonischer Einfachheit und Plastik zustreben, ohne den Dichter als solchen hervortreten zu lassen; auf Seiten des Romanismus in mannigfachem, leicht geschürztem Fluss des Vortrages, fast durchgehends mit musikalischer Reimmelodie der Versschlüsse, und in dem Drange nach Kundgebungen von Erfahrungen und Eindrücken, welche durch die Seele des Dichters hindurchgegangen, als seine eigenen Gemütsstimmungen in der reinen Form des Kunstschönen aus ihm hervorströmen.

Nicht minder verschieden ist die hellenische Antike oder sogenannte klassische Dichtung von der christlich romanischen oder romantischen nach ihrem beiderseitigen inhaltlichen Wesen betrachtet.

Epos und Drama, die Hauptformen antiker Dichtkunst, doch auch eine national gerichtete Lyrik, sie schöpfen ihren Gedankengehalt fast ausschliessend aus der Quelle eines allgemein menschlichen Ideenkreises, erzeugt vom natürlichen Sittlichkeitsbewusstsein eines typischen, namentlich des griechischen Volksgeistes. Indem die antike Dichtung das ganze mit Gottheiten bevölkerte Universum in den Bereich des Formschönen hineinzieht, unterwirft sie dasselbe dem sittlichen Menschengeiste; derselbe erhebt sich darüber sowohl als schaffender wie als beschauender Geist. Die Antike vermenschlicht also das Göttliche und vergöttert das Menschliche. Über den

*) Eingehenderes darüber enthalten Lehrbücher der Ästhetik u. a.; auch Geo. Dieckhoffs Handbuch der Poetik S. 113 ff. Münster, 1848.

Auswirkungen des freien Willens aber waltet die blinde, unerbittliche Macht eines dunkeln Schicksals [Moira, Fatum, Urwala mit den Nornen der Vergangenheit (Urd), Gegenwart (Werdandi) und Zukunft (Skuld)], dem nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter sich unweigerlich zu beugen haben. Daher gestaltet sich in der antiken, heidnischen Kunst der Konflikt des freien Willens mit dem unentrinnbaren Verhängnis zu einem tragischen Moment und verleiht dem schönen Kunstwerk, namentlich dem epischen und dramatischen, alsdann eine düstere, elegische Färbung.

Zu dieser heidnisch nationalen Kunst, die in der griechischen Antike sich zur inhaltlich-formalen Einheit erhebt und den klassischen Gedanken verkörpert, bildet der Ideengehalt der christlich-romanischen oder romantischen Dichtung einen durchgreifenden Gegensatz. Die christliche Welt- und Lebensanschauung ist nicht (wie die antike) gebunden an nationale Grenzen, Voraussetzungen, Besonderheiten, Zwecke und Ziele. Der klassischen, heidnisch-nationalen gegenüber ist deshalb die romantische Dichtkunst christlich-universell. — Die Versöhnung Gottes mit der Welt aus freier Gnade, das Sühnopfer des Weltheilandes, die erlösete individuelle Persönlichkeit mit der Selbstbestimmung ihres vernünftigen Einzelwillens, mit ihrer gläubigen, hoffenden, liebenden Seele, mit ihrer sehnsüchtigen Hingabe an einen mystischen Zusammenhang des Vergänglichen mit einem unendlichen Zustande im seligen Frieden; dazu liebevolle, gemütswarme, auch phantastische Anschauungsweise der Welt, der Menschen, des Volkslebens, der Geschichte und Natur: das ist der ästereiche Baum, ein christianisierter Ygydrasils, die Weltesche, daraus die romantische Dichtung entsprossen ist, fort und fort ihre Nahrung bezogen und herrliche Früchte in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit gezeitigt hat.

Sie bewährte ihre universelle Schöpferkraft vorzugsweise, nachdem die frohe Botschaft von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes in germanischen Ländergebieten Eingang gefunden hatte. Da verstummten allmählich die Gesänge und Sagen von Göttern und Helden. Anstatt der fahrenden Sänger, Barden und Skalden, ergriffen erbgesessene, schwertgeübte deutsche Ritter die Laute, stimmten herzwarme Lieder zum Preise

und Dank der Minne an und weihten ihre Muse dem Gottesdienst, Herrendienst und Frauendienst. Sie bereiteten der christlich-romantischen Dichtung ihr erstes reiches und fröhliches Erntefest, dem im Lauf der Zeit noch manche andere folgten.

Um die ästhetischen Begriffe der Klassizität und Romantik nun kürzer zusammenzustellen, soweit sie aus dem vergleichenden Überblick klar geworden sein mögen, so ist die klassische Antike in Form und Gedankengehalt klar, regelmässig, einfach, typisch-national und objektiv, kühl und nüchtern, in der Leidenschaft aber glühend, doch verzagt, ja oft verzweifelt. Ihr gegenüber erscheint die romantische Muse gern verschleiert im mystischen Geheimnis und Halbdunkel, teilt ihre Gaben in mannigfaltiger Fülle und Formgestalt aus, ist in ihren Ideen universell, doch subjektiv, warm und berauscht, und erhebt über Leidenschaft und tragischen Untergang den sieghaften Ewigkeitsgedanken der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit.

Solcher Ideengehalt schuf sich mit der fortschreitenden Entwickelung der christlich-romantischen Dichtung eine sehr gestaltenreiche Menge, zumeist lyrischer, auch epischer Formgattungen, namentlich die pragmatische Epopöe, die Romanze und Ballade als Form der Sagendichtung, sowie bürgerlicher und ritterlicher Abenteuer, Erlebnisse und Einzelthaten; dann auch das Madrigal, das Sonett, das Triolett, Stanzen, Epigramme und andere Ausdrucksformen lyrischer Stimmungsmomente, ironischer Kritik, didaktischer Moral, nicht selten auch symbolischer und allegorischer sittlich-christlicher Gedanken und beschaulicher Gemütsversenkungen. An diese und verwandte poetische Formen schliessen sich an der Ritterroman, das Märchen und dergleichen phantastische Dichtungen in Prosa.

* * *

Indem ich mich nunmehr anschicke, den Gegensatz des Klassischen und Romantischen in der deutschen neueren Tonkunst aufzusuchen, begegnet mir sogleich die zweifelhafte Frage, ob solcher Versuch zu einem befriedigenden Ergebnis führen könne. Bekanntlich verschwistert sich das lyrische Wesen der Musik lieber und enger mit der romantischen, als mit der klassischen Muse. Man hat sogar die Musik die „romantische

Kunst an sich“ nicht mit Unrecht genannt. Zu dieser vorübertönenden, begrifflosen, rätselvollen Sphinx kann es keinen Gegensatz geben, der dem Unterschiede der Antike und der romantischen Dichtung genau entspräche. Redet man dennoch von klassischer und romantischer Musik, so müssen diese Begriffe auf anderen Voraussetzungen beruhen.

Auch in der bildenden Kunst und Dichtung des christlichen Zeitalters hat das Widerspiel der Klassizität und Romantik, der Klassiker und Romantiker nur auf relative Bedeutung Anspruch zu erheben, sofern jene Künste in der Antike typische Normen vor Augen haben, denen sie nacheifern, sie vielleicht erreichen oder aber von ihnen abweichen und andere Bahnen einschlagen können. Im gleichen Sinne ist dagegen ein vorbildlicher Massstab der Klassizität für die Tonkunst nicht einmal vorhanden. Sie ist zwar die universellste und älteste aller Künste. Dennoch aber gilt sie mit Grund für die jüngste derselben nach der Anschauung, welche man zu neuerer Zeit von ihrem Wesen gewonnen hat. Denn ihr wesentliches Grundelement, die Harmonie mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an Modulationen, ward vom ganzen Altertum bis herab zur christlichen Mittelzeit weder gebraucht noch verstanden *). Nachdem der Papst Gregor der Grosse in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends den Kirchen und Klöstern eine kanonisierte Ritualmusik verordnet hatte, bemühte man sich um eine behende, allgemein verständliche Tonschrift. Doch erst vom zwölften Jahrhundert an scheint die alte Mensuralnote **) auf fünf, durch sogenannte Schlüsseltöne charakterisierte Notenlinien durch die Lehrbücher des Scholastikers Franco von Köln und anderer allgemeinere Verbreitung gefunden zu

*) Wie das sogenannte tempus perfectum, das dreiteilige Zeitmass, galt auch der reine Dreiklang, das einfachste Akkordgebilde, anfangs als Symbol der heiligen Dreieinigkeit, eine christlich dogmatische Auffassung, die der Tonsymbolik und dem Verständnis des heidnischen Altertums sehr fern lag. Auch die alten Tonschriften, die Semeiographie der Griechen, dann die nota romana oder gregoriana und die vieldeutigen Neumen waren völlig ungeeignet, vielstimmige Tonsätze (Bach, Beethoven, Liszt, Wagner) dem Auge zu überliefern. (Näheres bei W. Ambros, A. von Donner, H. Bellermann u. A.)

**) Vergl. H. Bellermann, Über die Entwickelung der mehrstimmigen Musik. Berlin. 1867.

haben. Diese breite Mensuralschrift entwickelte sich wieder sehr langsam, nämlich erst im 17. und 18. Jahrhundert zu der Kursivnotation mit einer metrischen, durch Taktstriche kenntlich gemachten Gruppierung, die seitdem Allgemeingut geworden ist.

Die Entwickelungsgeschichte der neueren Tonkunst wird also füglich erst mit Gregor († 604) beginnen können. Seit diesen Anfängen galt der Gregorianische Ritualgesang bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts als einzig anerkannte Form einer würdigen Tonkunst. Sie war die Tonkunst des ganzen Mittelalters. Kodifizierte Satzungen päpstlicher und mönchischer Antiphonare und Lehrbücher schränkten das freie Kunstschaffen ein in vorgeschriebene Bahnen, deren willkürliche Überschreitung vom Geruch der Ketzerei und ihren Folgen bedroht sein mochte. Aber innerhalb der klargezeichneten Grenzen regte sich emsiger Schaffenstrieb. Immer reicher wurde der kontrapunktische Mensuralgesang und die Bearbeitung des cantus firmus. So musste die Form der Tonsätze allmählich ein Übergewicht erlangen über die für das kirchliche Laientum ohnehin schwer verständlichen lateinischen heiligen Textworte. Der anerkannte kirchengesetzliche Zwang, der die freiere Entfaltung dieser dogmatisch-rituellen Tonkunst beschränkte, wie auch die Vielgestaltigkeit polyphonen Gesanges reizte die Tonmeister endlich auf, durch Lösung sehr verwickelter stilistischer Probleme ihrer Schöpferkraft genugzuthun. Sie wetteiferten in mühevollen Ausarbeitungen so sehr verkünstelter kontrapunktischer Tonsätze, oft mit einer Anhäufung gleichzeitig zusammenwirkender Stimmen, dass der reinmusikalische Überschuss die heiligen Textworte vollends unverständlich machte und die Ritualmusik der Kirche endlich mit einer bedenklichen Entartung bedrohte.

Glücklicherweise wurde nachhaltigen übeln Folgen des eingerissenen Missverhältnisses zwischen Inhalt und Form rechtzeitig gewehrt durch fromme, hochbegabte Genien wie Palestrina (Petrus Aloysius Sante, princeps musices, wie sein Grabstein ihn preiset), seine Vorbilder und die Meister der durch seinen Namen gekennzeichneten Kunstschule. In den kirchlichen Tonwerken des Palestrina-Stils durchdringt der Inhalt und die musikalische Form seines Ausdrucks einander

dergestalt, dass zwischen diesen Faktoren des Kunstschaffens das verlorene Gleichgewicht wiederhergestellt erscheint. Aus solchem Grunde rechtfertigt es sich, von der Klassizität jener Kunstwerke zu reden und die Periode der Palestrinensischen Schule als das klassische Zeitalter Gregorianisch-polyphonischen Kirchenstils anzuerkennen.

Dasselbe erstreckte sich über die Halbscheid des 16. und 17. Jahrhunderts und lebte sich aus, als evangelische Tonmeister, wie Heinrich Schütz, Johannes Eccard, Hans Leo Hassler, Michael Prätorius und andere die Erbschaft des Palestrinastils antraten, so weit derselbe von echt christlichem, wahrhaft katholischem Geiste beseelt war. Auch dieser durch eine Wiedergeburt an Inhalt und Form hindurchgegangene Stil evangelischer heiliger Tonkunst entwickelte sich zur höchsten Klassizität, und zwar durch die gewaltigen Genien Joh. Seb. Bach und Geo. Friedr. Händel, deren Wirksamkeit das klassische Zeitalter der Kunstbethätigung evangelischen Tongeistes darstellt und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts umspannt.

Gleichzeitig mit dem Sonnenaufgange der Schule Palestrinas trat der bis dahin alleinherrschenden Gattung anerkannter Kunstmusik, als welche die kantillierende Psalmodie und der mehrstimmige Mensuralgesang der Kirche gegolten hatte, eine nagelneue, aus Geist und Streben des Humanismus hervorsprossende Kunstform, das dramma per musica oder der stilo rappresentativo anfangs in Florenz gegenüber. Erste Anregung zu diesem Beginn des Musikschauspiels oder der Oper boten Versuche, das klassische Nationaldrama der Griechen wieder aufleben zu lassen. Nicht künstlerischer Schaffensdrang also, sondern der Trieb, nachzuahmen, was man in Büchern gelesen hatte, reizte die gelehrte Gesellschaft Florentinischer Edelleute zu dem zweifelhaften Experiment auf. Nach Möglichkeit schloss man sich dem antiken Vorbild eng an. Man entlehnte wie dieses die dichterischen Stoffe auch des neuen Musikdramas der heidnischen Götter- und Heldensage, oder auch der griechischen und römischen Geschichte und Legende während fast des ersten ganzen Jahrhunderts des Entwickelungsganges der Oper. Von den ersten Anfängen an stattete man sie auch mit Musik, insonders mit Gesang aus, weil die antike Tragödie

nach der Überlieferung ebenfalls mit jener tönenden Kunst verbunden gewesen war. Nur das Wie blieb fraglich. Die Berichte der Alten drängten und beschränkten darum die Erneurer des Musikdramas auf das schwankende Gebiet annähernder Möglichkeit und unsicherer Wahrscheinlichkeit.

Auf alle Fälle musste diesen gelehrten Erzeugnissen des Nachahmungstriebes der Makel des Abenteuerlichen ankleben. Denn zunächst mangelte ihm der Nährboden der Antike: das heidnische Bewusstsein und ein dem Nationalgefühl der griechischen Volksstämme gemeinsamer idealer Kunstzweck, nämlich die hohe nationale Bedeutung, welche die Volksspiele zu Olympia und in anderen griechischen Zentren einst dem Drama verliehen hatten. Eine annähernd gleiche nationale Bedeutung und Volkstümlichkeit des neuen Musikschauspiels im christlichen Zeitalter war also unerreichbar und ausgeschlossen.

Dazu setzte die Oper sich auch in hohem Grade mit der religiösen Denkart und mit dem kirchlichen Bewusstsein der Zeit in Widerspruch. Denn sie verkörperte humanistische Ideen und verherrlichte die naturalistische Weltanschauung heidnischer Kulturvölker. Um die Abkehr von der Kirche noch schroffer zu machen, entlehnte die Oper dem bisher unbeachtet gebliebenen Tonleben des Laientums das zur Arie ausgestaltete Madrigal, das Instrumentenspiel, Tänze und andere weltliche Tonformen.

So wandte die Oper sich ausschliessend an die Laienwelt, während die kirchliche Ritualmusik nach wie vor der gläubigen Gemeinde gewidmet blieb. Und fortan entwickelten Kirchenmusik und Profan- oder weltliche Musik sich selbständig als zwei getrennt neben einander fortlaufende Richtungen der Tonkunst.

Der weitere Begriff der Klassizität und Romantik, als das antike heidnisch-hellenistische Kunstideal gegenüber dem christlich-romanischen, verengte sich jetzt auf dem Gebiete der Tonkunst christlichen Zeitalters in umgekehrtem Verhältnis: die christliche Kirchenmusik, an strenge Formsatzungen gebunden, vertritt nunmehr den klassischen Gedanken, die heidnisch-hellenistische Oper, jene Gesetze durchbrechend, strebt dem romantischen Kunstideal zu.

Aus den dramatischen, lyrischen und szenischen Elementen der Oper gestalteten sich allmählich neue selbständige Musik-

formen in zahlreicher Menge: namentlich der Solo- und Ensemblegesang, das Einzelspiel, der Violine und anderer Tonwerkzeuge, das Zusammenspiel mehrerer Instrumente, das sich nach zwei Seiten hin entwickelte, als Kammermusik und symphonischer Stil; ferner eine Kombination vokaler und instrumentaler Mittel zu mannigfaltigen, auch zyklischen Kunstgattungen, und viele sonstige Formen.

Fast gleichzeitig mit den Anfängen des Florentiner dramma per musica veranstaltete der nachmals heilig gesprochene Mönch Filippo Neri, der Gründer einer Congregazione dell Oratorio, im Betsaal (oratorio) des Klosters Santa Maria zu Rom (Vallicella) sogenannte Laudi spirituali, geistliche Spiele mit Gesang, die sich zu der Kunstgattung des Oratoriums entwickelten. Dasselbe trat der Oper anfangs als Gegenbild gegenüber. Seine biblischen Stoffe wollten indessen nur rein ideell, ohne Theaterkostüm, ohne mimische Aktion und ohne szenischen Apparat veranschaulicht werden *). Die römische Geistlichkeit begünstigte diese neue Kunstgattung. Sie wollte dem Christenvolke einen der Oper verwandten Kunstgenuss mit erbaulicher Wirkung dadurch bieten, um den bedenklichen Einflüssen des heidnisch-humanistischen Kunsttreibens womöglich entgegenzuwirken. Das Oratorium sollte also zwischen Kirche und Tonbühne gleichsam vermitteln. Doch die fortschreitenden Erfolge der Oper mit ihren verführerischen, glänzenden Schaustellungen vermochte die Pflege des Oratoriums nicht aufzuhalten. Nicht allein in dieses, sondern auch in die Musik der Kirche drangen sogar Kunstformen und Stilbesonderheiten der weltlichen Oper ein. Rezitative und Arien, auch solche im Rhythmus von Tanzweisen, wie das Pastorale, das Siciliano, die Gique und dergleichen mehr, blieben nicht ausschliessliches Eigentum des Musikdramas der Schaubühne, sondern erwarben das gleiche Bürgerrecht auch in Oratorien, sowie in Kantaten, Passionsmusikwerken, Messen und in anderen Tonerzeugnissen zur Verherrlichung öffentlicher Gottesdienste **).

---

*) Noch heute ist das Oratorium zwar ein musikalisches Drama, aber der Art seiner Darstellung nach doch nur ein »vorgegebenes«.

**) Man kann sogar in Gottesdiensten der römischen Kirche hie und da Chorsätze hören, welche mit untergeschobenem geistlichen Text geradezu aus bekannten Opern entlehnt sind. In einer Kirche Frankreichs erbaute

Indessen zogen gewisse Unterschiede der musikalischen Form doch bestimmte Grenzlinien zwischen der geistlichen Tonkunst und weltlichen Oper. In dieser herrschte der zur Virtuosität immer mehr hinstrebende Einzelgesang vor. Kirchenmusik und Oratorium dagegen fuhren fort, den traditionellen kontrapunktischen und polyphonischen Stil, sowie das Chorwesen zu entwickeln. Sie blieben gebunden an überlieferte Vorschriften der Form und Technik des kontrapunktischen Tonsatzes *), Gesetze, von denen die weltliche Musik und die Oper sich zu befreien strebte. Daraus ergab sich der neue Gegensatz einer gebundenen oder strengen, gegenüber der freien oder ungebundenen Schreibart.

Auf beide aber übte ein durch gelehrte hitzige Polemik vereinbartes Lehrsystem des Musikschönen seine unbestrittene Herrschaft aus. Es ging aus von Grundsätzen des kontrapunktischen reinen Tonsatzes und erteilte Regeln über die Stilunterschiede besonderer Formgattungen, als welche im 17. und 18. Jahrhundert galten: der Kirchenstil, der Theatralstil und der Kammerstil, dieser mit umfassendem Bereich.

Gewissenhafte Bethätigung der Regeln des reinen Tonsatzes und organische Durchdringung der Form des Kunstwerkes mit seinem Ideengehalt, dergestalt, dass die Idee sich liebevoll zurichtete zum Leibesinhalt einer überlieferten, gleichsam aprioristischen Form: das forderte man von jedem musikschönen Tonwerke. Und die Ausgestaltung dieser stilistischen Forderungen würdigte man immer mehr als Voraussetzung „klassischen Stils", je entschiedener die Vertreter der Oper

---

die andächtige Gemeinde sich z. B. an dem munteren Jägerchor aus Webers Freischütz. Und bei der Bestattung einer jungfräulichen Leiche in einer christlichen Kafferngemeinde sang der Chor mit inniger Rührung die Weise: »Wir winden dir den Jungfernkranz«.

Selbst die erhabene geistliche Musik Bachs ist reich an Rezitativen und Arien, auch im Rhythmus der erwähnten Tanzweisen. Wie denn Bachs Stil die gebundene Spielweise eines mechanischen Tonwerkzeuges, freilich der majestätischen Kirchenorgel, nirgends verleugnet. Deutlicher noch verraten Händels grosse Oratorien, dass die Stammmutter seines Stils eine ernste Schwester der lebenslustigen älteren italienischen Oper war.

*) Das entwickelte System der Gregorianischen Kirchentöne bildete den Ausgang einer sehr verzwickten Satzlehre. (Näheres bei H. Bellermann a. a. O. und in Lehrbüchern des Tonsatzes.)

und weltlichen Musik sich der Fesseln der strengen oder „gelehrten“ Schreibart zu entledigen suchten.

* * *

Nach dem Abschluss der grossen Epoche evangelischer Tonkunst, die in Bach *) und Händel **) ihren Gipfel erreicht hatte, entleerten sich unter den ausdörrenden Einflüssen des herrschenden Vulgär-Rationalismus die kirchlichen und geistlichen Erzeugnisse arbeitsamer Tonmeister mehr und mehr eines lebendigen Glaubens- und Gedankengehaltes. Das Opernhafte nahm in diesen Kunstgattungen einen immer breiter werdenden Raum ein. In den evangelischen Kirchen lutherischen Bekenntnisses ertönte Musik bald nur noch an den hohen Festtagen. Endlich verstummte sie ganz. Was übrig blieb, war lediglich der unschöne, aller rhythmischen Bewegung entkleidete und durch sinnlose Zwischenspiele der Orgel langweilig unterbrochene Choralgesang der Gemeinde.

Das ursprüngliche Verhältnis hatte sich nun abermals geradezu umgekehrt: ehedem galt der Musikpflege des Laientums gegenüber nur diejenige der Kirche als Form einer würdigen Tonkunst. Nach Bach und Händel fand in den Kreisen der tüchtigsten, strebsamsten und geistvollsten Tonkünstler die neuere Kirchenmusik einschliesslich des Oratoriums nur geringe Beachtung. Mancher hielt sie gar für ein testimonium paupertatis unproduktiver Köpfe und musikalischer Philister. So trat die Kirchenmusik, deren Begriff bei ihrem Mangel an Charakterbestimmtheit übrigens sehr verschwommen gefasst wurde, weit zurück hinter die ehemals gering geachtete Profanmusik. Am höchsten schätzte man zu jener Zeit Kunstgattungen für die Tonbühne, für grosses Orchester, für instrumentalen Kammerstil und für den mit virtuosen Prätensionen überfüllten Konzertsaal.

Wo aus einem lebendigen Organismus der beseelende Geist gewichen, bleibt nur der Leichnam, die tote Form übrig. Solchem Schicksal hatte der so herrliche „gesunde Menschenverstand“ des Vernunftglaubens die heilige Tonkunst preisgegeben. Gleichwohl wurde in ihren Satzformen unablässig weiter gearbeitet. Kontrapunktische, fugierte und andere Spielarten der Polyphonie durften einem geistlichen Kunsterzeugnis

---

*) † 1750. — **) † 1759.

zumal zyklischer Gattung nicht fehlen. Deshalb schrieben die Tonsetzer solche Werke, um ihre Beherrschung jenes formalen Stils zu beglaubigen, zu zeigen, dass sie akademische Studien gemacht und etwas gelernt hätten. Natürliche Gaben und eine fromme Gemütsart verbanden sich jedoch einstweilen, um Tonwerke geistlicher Gattung von zwar schätzbarer Bedeutung, zum geringen Teil aber nur von bleibender Dauer zu schaffen *). Aus der unmittelbar der Epoche des „galanten Stils“ angeschlossenen Zeit klassischer Renaissanz giebt es ebenfalls nur wenig zu verzeichnen von allen geistlichen Erzeugnissen, die bis zur Gegenwart gelebt haben. Mozarts Missa pro defunctis, das „Requiem“, und Jos. Haydns beide heiteren, kindlich frommen Oratorien, „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“, stellen die ganze Ausbeute dar. Werke ihrer Nachfolger und Nachahmer, wie Spohrs „Letzte Dinge“ und „Des Heilands letzte Stunden“, Schneiders „Das Weltgericht“, Bernhard Kleins Oratorien und viele andere haben die Lebensfrist ihrer Urheber nur kurze Spanne Zeit oder gar nicht überdauert. Selbst „Christus am Ölberge“ von Beethoven wird von Verehrern des gewaltigen Genius als ein schwaches, ja als verfehltes Kunsterzeugnis verurteilt. Des hohen Meisters grosse Festmesse (Missa solemnis) in D gehört weder ihrem tiefgründigen Inhalt, noch ihren gigantischen Formgebilden nach der Herrschaft rationalistischer „Gemütlichkeit“ an und hat darum auch nicht ihrer Mitwelt, sondern erst einer viel späteren Zeit geistiger Wiedergeburt des deutschen Volkes verständlich und gross erscheinen können. Aber das Werk wurzelt, wie Beethovens ganzes Kunstschaffen, in dem Boden symphonischen Instrumentalstils, der die Signatur der nach-Mozartschen Stilepochen bis zur Gegenwart herab klar und entschieden ausprägt.

* * *

*) Mit der Vergegenwärtigung der Graunschen Kantate »Der Tod Jesu«, deren opernhafte Arien hinter den Chören und Choralsätzen übrigens weit zurückstehen, ist das namhafteste Werk seiner Zeit erwähnt. Was Ph. Em. Bach und sein Bruder, der Bückeburger Bach, was Hasse, Naumann und andere Zeitgenossen auf dem Gebiet geistlicher Tonkunst geleistet, ist längst vergessen.

In der reinen Form des musikschönen Kunstwerkes brachte bisher der Inhalt desselben sich wesentlich zur Erscheinung. Haydn, Mozart und namentlich Beethoven, die Schöpfer und Vollender des deutschen symphonischen und Kammerstils, suchten ihrer Form dann den Ausdruck des Charakteristischen zu verleihen, um eine allgemein menschliche, gleichsam zum Aggregat ihres Tonwerkes herabgesetzte Idee in diesem zu versinnlichen.

Dabei galt ihnen jedoch als oberstes Gesetz die Gebundenheit an das unantastbare Stilprinzip des historisch überlieferten Schönheitsideals: nämlich ein reiner Tonsatz und formale wie inhaltliche Ausgestaltung des schönen Kunstwerkes zum einheitlichen geistleiblichen Organismus: die allgemeine Forderung der Klassizität.

An diesem obersten Gesetz hielten auch Gluck, Mozart und Beethoven als Schöpfer des deutschen Musikdramas fest, wenngleich sie das reine Musikschöne der italienischen und französischen Nationaloper dem charakteristischen Ausdruck der dramatischen Wahrheit unterordneten. Gluck († 1787), der ältere dieser drei Meister, ging schon einen Schritt weiter, als Mozart und Beethoven. Gluck durchbrach zugunsten der dramatischen Forderungen seiner Bühnen-Tonschöpfungen gelegentlich eine oder die andere Regel einer klassischen, d. h. musikschönen Form. Der Geist der französischen ersten Revolution, die Weltweisheit von der Kritik der reinen Vernunft, die Naturphilosophie, die Sturm- und Drangperiode auf dem nachbarlichen Gebiet der schönen Litteratur, die daraus hervorgewucherte romantische Dichtung im Gegensatz zur klassischen: so viele und gewaltsame Einwirkungen konnten an dem Entwickelungsgange deutscher Tonkunst nicht spurlos vorübergleiten. Sie bethätigten ihren Einfluss abermals in Haydn, Mozart und Beethoven, sodann im deutschen Singspiel *) Joh. Adam Hillers und seiner Nachfolger, ganz besonders aber in Franz Schubert, sofern alle diese Meister die Musik des bürgerlichen und bäuerlichen Volkes, vorzugsweise dessen Art Lieder zu singen, in die höhere Sphäre der

---

*) Ursprünglich eine deutsche Umgestaltung des französischen Vaudeville.

Kunstmusik erhoben, in solchem Sinne also Schöpfer des künstlerischen Liedergesanges wurden.

Da geistliche Kunsterzeugnisse ihres gehaltlosen Formalismus wegen wenig beachtet wurden, so beanspruchten die Anerkennung schätzbarer Kunstleistungen jetzt nur noch die akademischen Gattungen der Instrumentalmusik und der Oper einerseits, sodann auch die Entwickelung des Liedes und seiner höheren, wie volkstümlichen Kunstformen anderseits.

Tiefer wurde die Kluft zwischen dem akademischen Lehrbegriff und einer volkstümlichen Richtung der Tonkunst, seitdem K. M. von Weber in seinen Musikschauspielen „Preziosa", „Freischütz", auch „Oberon" Leben und Lied des Volkes über die Sphäre des Singspiels hinauf in die Region der Oper, dieser rezipierten Gattung gediegener Tonkunst, erhoben hatte. Nicht nur der Oper, sondern der ganzen folgenden Entwickelung der musikalischen Kunstanschauung und ihrer Schönheitsideale gab Weber mit seinen Bühnenschöpfungen die wesentlich veränderte Richtung auf eine Durchdringung der Tonkunst mit volkstümlichen Elementen, und umgekehrt auf die Durchdringung des Volkslebens mit der schönen Kunst.

In solcher versöhnlichen Lösung des Gegensatzes idealer Kunst und realen Lebens barg sich aber die Bedeutung jener mystischen „blauen Blume", nach welcher Hardenbergs (Novalis) Heinrich von Ofterdingen und dessen zahlreiche Freunde und Nachfolger so eifrig suchten, wiewohl zumeist mit geringerem Glück als K. M. von Weber. Da man sich nun bereits gewöhnt hatte, das Bestreben der vom Zeitgeiste beseelten Dichter, welche die blaue Blume suchten, den Dichtern akademischer Observanz als die „Romantiker" gegenüber zu stellen, so lag es nahe, den Gegensatz der Klassizität und Romantik auch auf die auseinander laufenden Richtungen musikalischen Kunstschaffens zu übertragen, und K. M. von Weber, den Schöpfer einer volkstümlichen deutschen Tonkunst, als „Vater deutscher Musikromantik" zu feiern.

Robert Schumann, befangen in den Anschauungen des „jungdeutschen" Liberalismus, dazu berauscht von dem Taumelkelch, den ihm schon in seinem 17. Lebensjahre Jean Pauls romantische Muse kredenzte, umgaukelt von den phantastischen Wundern der Geisterwelt eines Amadeus Hoffmann, gab

der volkstümlichen Richtung der Tonkunst Webers und Schuberts eine subjektivistisch zugespitzte, dichterische Wendung ihres Inhaltes.

Wie die schöne Baukunst, so hatte ehedem auch die Tonkunst Stern und Kern ihrer Schöpfungen in der reinen Form gesucht und gefunden. In der architektonischen Gliederung, in der symmetrischen Wahlordnung ihrer einzelnen Teile, in dem klaren Fluss der Melodie und Modulation und in der Einheitlichkeit der melodischen und harmonischen Motive, kurz, in der musikschönen Ausgestaltung der Form spreche die Idee eines klassischen Tonwerkes ihr eigenes Wesen aus: das war früher die allgemein anerkannte Ansicht vom Verhältnis des Inhaltes und der Form eines rechtschaffenen Tonsatzes. Haydn, Mozart und Beethoven teilten zwar noch grundsätzlich solche Auffassung des Musikschönen. Aber diese Meister, vorzugsweise Beethoven, brachten das gleichschwebende Verhältnis von Inhalt und Form doch schon in schwankende Bewegung durch die Forderung eines charakteristischen Ausdruckes, der als individueller Gedanke, als dichterische Idee ahnungsvoll durch das Tonwerk hindurchwirken, dasselbe solchergestalt von allem Vorhandenen unterscheiden und als ein eigenartiges absondern müsse.

Diese Forderung der Originalität eines Tonsatzes setzte Rob. Schumann herab zum Massstab schöpferischer Begabung. Nach abgestufter Rangordnung unterschied er „geborene Genies“ von arbeitsamen „blossen Talenten“, je nachdem poetische Ursprünglichkeit und deren individueller charakteristischer Ausdruck, oder aber rein musikalische Grundsätze und Zwecke ihm als formbildende Antriebe eines Tonsatzes entgegentraten. Ihm selbst erschien das Charakteristische des musikschönen Ausdruckes als das vorzugsweise, vielleicht einzig Anteilwürdige im Kunstwerk. Um das tiefere Verständnis der reinen schönen Form und um die mystische Symbolik ihrer mannigfaltigen gebundenen Stilgattungen bemühte Schumann sich übrigens erst ernstlicher, als der rauschende reiche Strom seiner jugendlichen Kunstbegeisterung und seiner Schöpferkraft langsamer zu fliessen begann. Für einen jugendlichen „Brausekopf“, wie Schumann sich selbst nannte, hatte freilich die Art der Musikpflege zu der Zeit, da er sich rüstete,

das Podium der Öffentlichkeit zu betreten *), eher etwas Abschreckendes als Anziehendes, sich in das klebrige Netz einer nach scholastischer Manier gehandhabten Schuldisziplin des „gelehrten“ Tonsatzes einzuengen.

Unter den Händen zeitgenössischer geistesarmer Virtuosen und Nachahmer Haydns, Mozarts auch Webers, die als Vertreter des klassischen Dogmas galten, war die musikschöne reine Form in gedankenleeres Phrasentum versunken und entartet. Schumann trat mit offenem Visir dagegen kühn in die Schranken. Der in seinem Fachblatte, der „Neuen Zeitschrift für Musik“, von seinem erfinderischen Kopf geschaffene „Davidsbund“ warf das Panier einer „neuen Romantik“ auf und erklärte dem „klassischen Philistertum“, nämlich dem Formalismus ohne Geist, kecklich den Vertilgungskrieg **). Beim Aufräumen unfruchtbaren Schuttes aber liess Schumann, wie andere Neuerer, in seinem Feuereifer für sein lebensprühendes Kunstideal sich hinreissen, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Der strebsamen, begeisterungsfähigen Jugend, die unter den deutschen Tonkünstlern sich zunächst um die Fahne des ursprünglichen geistvollen jungen Reformators scharte und seinen Offenbarungen begierig lauschte, rief Schumann ohne Bedenken zu: Fort mit der Obmacht der alten Form! — Die Fessel der überlieferten Formgesetze hemmt den freien Schwung der enthusiastischen Musikseele und versumpft den lebendigen Strom ursprünglichen Tonlebens. — Fort auch mit Kontrapunkt und Polyphonie! — Das Kombinatorische in einem Tonwerk darf nur das Zufällige sein ***). Ihr müsst in einer schönen poetischen Melodie das Wesentliche suchen. Wir brauchen poetischen Inhalt, brauchen poetische Musik.

Schon Gluck, Weber, Beethoven und Schubert hatten in ihrem Kunstschaffen eine massvolle Freiheit der Formbehandlung bethätigt. Freiheit vom Zwange überlieferter Formgesetze, soweit sie nicht gebunden waren an natürliche

*) Nach dem Ableben Webers († 1826), Beethovens († 1827) und Schuberts († 1828).

**) Man erinnere sich der Schumannschen Klavierwerke: „Davidsbündler-Tänze“, „Märsche der Davidsbündler gegen die Philister“ u. A. m.

***) Aus einem Privatbriefe Schumanns.

Bedingungen einer melodisch-harmonischen Tonordnung, erhob Schumann nunmehr zum Grundsatz. Er knüpfte daran die Forderung des gleichen Rechtes für sich und alle genialen schöpferischen Kapazitäten, nach eigenen Gesetzen zu schaffen.

Es kostete viel Kampf und Zeit, bevor die aus solchen Anschauungen erblühten Tondichtungen dieser neuen subjektivistischen Romantik weiteren Kreisen deutscher Musikwelt Sympathie und Geschmack abgewannen. Langsamer noch fanden die von Schumann proklamierten Grundsätze allgemeineren Eingang. Kein Wunder! Hatte er doch entscheidende Momente des Jahrhunderte lang unangefochten anerkannten Ideals eines musikschönen Kunstwerkes in Frage, ja, teilweise auf den Kopf gestellt! Denn er hatte innerhalb der engumgrenzten Schranken weltlicher Tonkunst den Gegensatz der Klassizität und Romantik in das Licht einer veränderten Bedeutung gestellt. Nicht mehr in dem Widerspiel der kirchlichen und geistlichen Musik gegenüber der Oper und anderen Gattungen weltlicher Tonkunst, auch nicht mehr in den widersprechenden Stilforderungen der strengen und freien Schreibart sollte künftig jener Gegensatz begründet sein, sondern vielmehr in einem neu präzisierten Verhältnis von Inhalt und Form eines Tonwerkes. Die Antithese lautete nunmehr etwa:

Im klassischen Tonwerk bedingt die musikschöne Form ihren Inhalt.

Im romantischen Tonwerk bestimmt umgekehrt ein dichterischer Inhalt die schöne Form seines charakteristischen musikschönen Ausdruckes.

Um seine poetischen Gedanken musikalisch charakteristisch ausgestalten zu können, musste Schumann denn freilich überlieferte Grundsätze der Form wohl oft als Hemmungen empfinden. Deshalb meinte er, zugunsten seines tondichterischen Gedankens nach eigenen, selbstgemachten Gesetzen schaffen zu müssen. Denn nicht aus der Forderung des klassischen Ideals, danach die Form den Inhalt bestimme, sondern nur aus der Freiheit der subjektivistischen Romantik, danach der Gedanke seine ihm gemässe, ihm eigene Form sich selbst setze, könne Schönes und Neues hervorgehen.

An diese Auffassung von den Aufgaben und Freiheiten des

Schaffens knüpfte dann Richard Wagner an, als er mit seiner Behauptung die erstaunte Welt überraschte: nicht das Monumentale habe Wert und Bedeutung in der Kunst, sondern ausschliessend das Neue. In jeder kunstschönen Form aber, auch in der Wagnerschen, wirken lebenskräftige Keime, welche Dauer versprechen, also die Voraussetzung des Monumentalen. Das wusste ohne Frage Wagner recht gut. Dennoch oder vielleicht darum eben verwarf er Rob. Schumanns Forderung, von dem historischen Formbegriff nur gelegentlich abzusehen, nur dann nach eigenen Gesetzen zu schaffen, wenn der charakteristische Ausdruck des poetischen Gedankens eine Abweichung von den formalen Grundsätzen des klassischen Stils erwünscht erscheinen lasse.

Herbe, zum teil selbstverschuldete Enttäuschungen, bittere Not und Dürftigkeit, verzweiflungsvoller Kampf ums Dasein, dem Wagner nichts Tröstlicheres entgegenzusetzen hatte als eisernen Trotz, dazu noch der Sturm des Widerspruchs, den seine Tonschöpfungen und Schriften jahrelang vonseiten der öffentlichen Kritik auszuhalten hatten; das alles vereinigte sich, um den ungestümen, reichbegabten Meister einem unbeugsamen Radikalismus entgegen zu drängen, einem Radikalismus, welchem massloser Ehrgeiz und rücksichtslose Selbstsucht die Richtung auf das Ziel eines glanzvollen Künstlerloses vorzeichneten. In seiner Verbitterung hatte er gelernt, das Leben, wie es ihm erschien, als feindliche Macht, als den Drachen anzusehen, dem er allein und abgetrennt gegenüberstehe, den er wie sein hünischer Held Siegfried bekämpfen und besiegen müsse, um ihn niederzuwerfen und im Staube zu seinen Füssen sich winden zu sehen. Als Waffe für solchen Titanenkampf diente ihm anfangs nichts anderes, denn sein selbstbewusster Genius. Wagner aber glaubte sich überzeugt zu haben, das Wesen künstlerischer Genialität erkläre sich lediglich aus einem „erziehungslosen, nie zufriedenen Geiste, der stets auf Neues sinne.“ Antrieb und höchstes Ziel des Schaffens aber sei für einen solchen Geist, zu schwelgen im Genuss seiner selbst.

Wie hätte ein Tonmeister von solchen Gesinnungen und Kunstansichten sich zu beugen vermocht unter die akademischen Forderungen des klassischen Stils? Auch Schumanns freieres Verhältnis zur Formfrage war einem „erziehungslosen

Geiste, der stets auf Neues sann“, viel zu bedingt, viel zu zahm. Was galt ihm Schumanns subjektivistische Romantik! Wagner setzte sich selbst als Mass des Musikschönen. Er meinte, über jede formschöne Einschränkung seines musikdramatischen charakteristischen Ausdrucks sich willkürlich erheben zu können. So gelangte er zu „Kunstprinzipien“, die (mit Ausnahme einiger weniger, dazu undefinierbar verschwommener, doch positiver, neuer Stilbesonderheiten in betreff musikalischer „Leitmotive“ und der sogenannten „unendlichen Melodie“, die ihrem Begriff nach dem Wesen des Unendlichen ebenso sehr widerspricht, als dem Wesen einer in sich abgeschlossenen Melodie) auf lauter Verneinungen bei seiner Abneigung wider alles geschichtlich Gewordene hinauslaufen mussten, Kunstprinzipien, die er in seinen Schriften auseinander gesetzt und in seinen Musikdramen mehr oder weniger deutlich bethätigt hat.

Soweit seine Prinzipien musikalischer Art sind, lauten sie etwa: Kein Gesetz mehr! — Keine Form mehr! — Keine Rücksicht mehr auf die Empfindlichkeit des geschulten Musikohres; keine auf die Stimmen, Kraft und Ausdauer der singenden Darstellenden und der Ausübenden im Orchester und hinter den Kulissen; keine auf die berechtigten Ansprüche und Nerven denkender Zuschauer; am wenigsten Rücksicht auf das sogenannte grosse Publikum!

Solche negativen Ergebnisse der schöpferischen Spekulation lagen dem Meister in seinen Anfängen sehr fern. Seine ersten Jugendarbeiten für die Tonbühne waren Versuche in der Manier der damals triumphierenden italienischen Oper. Man kennt nur noch die Titel derselben. Wagner hatte keinen Erfolg damit. Er gab diese Richtung auf und setzte seine schon erheblich entwickelte Kraft auf seinen „Rienzi“, eine Nachahmung der grossen französischen Ausstattungsoper, mit welcher Auber, Meyerbeer und Andere zu Paris und in anderen grossen Opernhäusern glänzende Erfolge erzielten. Als dem unbekannten jungen deutschen Schöpfer des „Rienzi“ die Glücksgenien in Paris ihre Gunst versagten, versuchte er mit besserem Erfolg in seinem „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ auf den Bahnen der deutschen Oper, die K. M. v. Weber und H. Marschner

erschlossen hatten, eigene, neue Wege einzuschlagen. So weit jene drei prächtigen Werke noch das positiv klassische Musikschöne ausgestalteten, gewannen sie bald Sympathieen und Bewunderung in allmählich sich erweiternden Kreisen deutscher Musikwelt. Doch die stellenweise Loslösung vom Boden historischer Normen und Formen, welche schon in den drei Werken mehr oder weniger deutlich bemerkt wurde und als gewagte Neuerung wirkte, erregte anfangs lebhaftes Bedenken und Widerspruch. In der langjährigen Zurückgezogenheit seiner entsagungsvollen Verbannung riss Wagner seinen verbitterten Genius endlich mit allen Wurzeln vom historischen Grunde der Überlieferung los, verlor sich an die Kunst- und Lebensanschauung des verneinenden Pessimismus und brachte demselben in der Satire „Die Meistersinger“, im „Tristan“ und ganz besonders in seinem sogenannten „Gesamtkunstwerke der Zukunft“, seiner grossen Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“ *) seine glänzendsten Huldigungen dar. Nur zu bestimmt und klar verrät es die dramatische Symbolik der Tetralogie, dass Wagners negative Richtung sich nicht ausschliessend oder vorzugsweise auf seine Kunstprinzipien beschränkte, dass dieselbe sich vielmehr wider alle historischen Verhältnisse in den monumentalen Formen der Kirche, des Staates, der Gesellschaft, ja sogar der Sprache wandte. Jene Symbolik predigt: Keine Götter mehr! Keine göttliche Weltregierung mehr! Sondern die Alleinherrschaft des freien Naturmenschen, der weder einen Gott kennt, noch ihn fürchtet! — Als Typus solcher „reinen Menschlichkeit“ galt ihm das Zerrbild, in welches er den idealen Helden deutscher Jugendkraft und Reinheit, den Siegfried der Sage, umdichtete.

Kann man sich wundern, dass Wagner, der sich an den Dresdener Maikämpfen von 1849 persönlich bethätigte, seinen vulkanischen Genius und seine gewaltige Schöpferkraft dem Titanenkampf der revolutionären Ideen widmen und dienstbar machen wollte, die unsere tausendjährige Kultur mit Umsturz und Vernichtung bedrohen? —

---

*) Sein letztes Bühnen-Tonwerk »Parsifal« ist bis jetzt nur in Bayreuth aufgeführt worden und einer grösseren Öffentlichkeit entzogen geblieben.

Wissende erkennen in den freien Künsten den Geist und die verborgenen Antriebe, welche einem Zeitalter ihr sonderliches Gepräge aufdrücken: in der Baukunst die unterschiedlichen Lokalformen der Gottesverehrung, der Pflege des Schönen, des Zusammenlebens in Familien und geselligen Gruppen; in der Malerei, welche Seiten der bunten Erscheinungswelt dem Zeitalter Geschmack und Freude abgewinnen; in der Plastik, welche in Ornamenten und Denkmälern verkörperte Ideen und Thaten den Anteil des Volkes erregen; in der Dichtkunst, was im Reiche des Geistes und des Gedankens zur Zeit für schön gilt; und endlich in der Tonkunst, was aus dem verborgenen Wellenschlag der Seele sich als tönender Widerhall offenbart.

Blühen also die Künste aus Geist und Wesen des Kulturlebens hervor, so erscheint in besonderem Sinne der Entwickelungsgang musikalischer Romantik als Kunstblüte neuster Zeitgeschichte. Man kann drei Epochen derselben unterscheiden, deren jede, von einer politisch-revolutionären Erschütterung angebahnt und besiegelt, in entsprechenden Phasen der romantischen Tonkunst versöhnend ausklang.

Die sogenannten „grossen Ideen von 1789", namentlich die Forderung der „allgemeinen Menschenrechte" begeisterten Beethoven in Fidelio, in seiner dritten, siebenten und neunten Symphonie mit dem Hymnus an die Freude (Seid umschlungen, Millionen!), wie in noch manchem anderen seiner Meisterwerke. — Weber und Schubert schöpften den Ideengehalt ihrer dramatischen und lyrischen Kunsterzeugnisse, weniger universell als Beethoven, aus Quellen des von der akademischen Musikpflege bis dahin unbeachtet gebliebenen Lebens, Fühlens und Denkens untergeordneter Volkskreise, als: Zigeuner, Jäger, Bauern, Müller, Knappen, Wanderburschen und dergleichen mehr.

Die Julirevolution von 1830 erzeugte sodann den deutschen Liberalismus, der von den drei spezifizierten Forderungen der allgemeinen Menschenrechte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, vorzugsweise die erste, die Forderung der Freiheit, auf sein Banner schrieb. In Schumanns Anspruch, nach seinen eigenen Gesetzen schaffen zu dürfen, was anders als der gleiche Drang nach Freiheit ungehemmter Bewegung

spricht sich darin aus? Aber Schumanns lyrisch gerichtete, poetische Muse schenkte doch der Welt wundersame Blüten, weil der Geist der Freiheit, der sie erzeugte, sich den unveräusserlichen Lebensbedingungen der musikalischen Vernunft und Logik nur selten einmal entzog.

Den Ausgang der dritten Epoche und zugleich der zumeist negativen Prinzipien, die das Kunstschaffen Wagners bestimmten, bildete die revolutionäre Bewegung des sogenannten tollen Jahres 1848. Die Erben der Ideen dieser Erschütterung zogen endlich die letzten Konsequenzen aus dem „vormärzlichen“ Liberalismus. Sie forderten unverhüllt bedingungslose Freiheit von gesetzlichen Schranken, anarchische Autonomie, gleiche Rechte, gleiches Eigentum, gleichen Anteil am Lebensgenuss für alle Menschen und eine Verbrüderung aller Nationen.

Aus verwandten Antrieben zog Wagner die äussersten Konsequenzen aus dem Lehrbegriff der subjektivistischen Romantik Schumanns. Auch er verlangte unbedingte Freiheit von kunstgesetzlichen Schranken, rühmte sich seiner anarchistischen Selbsterziehung oder Erziehungslosigkeit, verlangte das souveräne Recht des „absoluten Künstlers“, machte tabula rasa mit dem historischen Schönheitsideal und erhob seine zumeist negativen Kunstprinzipien zur Richtschnur des Schaffens. So versinnlichte er in seinen grossen Tondramen nach Möglichkeit den Gedanken autonomer persönlicher Willkür in einer sich selbst verherrlichenden gesetzlosen und formlosen Freiheit.

Möge man die hochgespannte Anerkennung und Begeisterung teilen, die ein erheblicher Teil der heutigen Tonkünstler und des Volkes den bestrickenden Sinnenreizen und auch wahrhaft grossen Zügen echter Genialität in Wagners gewaltigen Tondramen entgegenbringt; möge man mit der Jugend und mit dem — Judentum den wundersamen Meister vergöttern, ohne sein Wesen und Wollen zu begreifen: so muss man bei vorurteilsfreier, unbefangener Prüfung seiner kunstgeschichtlichen und kulturhistorischen Sendung doch wohl oder übel zu dem Gesamturteil gelangen, dass Richard Wagner nicht sowohl der „Komponist der Zukunft“ gewesen sei, als vielmehr der Komponist der Gegenwart, der Komponist ihrer sozialdemokratischen Antriebe und Ideen, der Komponist ihrer pessimistischen Philosopheme.

Längst haben die hochgehenden Wogen sich zu legen angefangen, die der stürmische, auf beiden Seiten mit erbittertem Eifer geführte Kampf für und wider zu einer Wagner-Frage aufwühlte, welche in der ganzen Kulturwelt wie eine wichtige Tagesfrage ernstlich erörtert wurde. Eine Wagner-Frage regt heutzutage die Gemüter nicht mehr auf. Die Gegner haben, zwar nicht besiegt aber ermüdet, den Kampfplan geräumt. Sie haben damit stillschweigend zugegeben, dass Wagners gigantisches Kunstschaffen und seine modernen Ideen universelle Bedeutung für die Gegenwart erlangt haben. Dass niemand gegen diese Thatsache sich verschliessen kann, giebt einem nüchternen Beobachter der Zeichen unserer Zeit mancherlei zu denken. —

Was war inzwischen aus dem Stilunterschied musikalischer Klassizität und Romantik geworden? Nach Wagners Kunstprinzipien scheint auch dieser Gegensatz verneint und aufgehoben zu sein, wiewohl nicht etwa im Sinne einer versöhnenden Lösung des Widerspruchs seiner beiden Seiten. Wagner erwärmte sich zwar gelegentlich gern einmal an hervorragenden Werken der musikalischen Vergangenheit. Aber der historische Entwickelungsprozess der Tonkunst und ihrer stilistischen Gegensätze konnte ihm in seiner autonomen, absoluten künstlerischen Abgeschlossenheit nicht nur gleichgültig, sondern musste bedeutungslos für ihn sein. Einen gewissen Zusammenhang mit jenem Werdeprozess musste er, gern oder ungern, dennoch anerkennen. Aber die historischen Phasen desselben kennzeichnete er als „überwundene oder überholte Vorstufen", die endlich ihren abschliessenden Höhepunkt erreicht hätten in der von Wagner gleichsam aus dem Nichts geschaffenen „wahren Kunst".

Trotzdem werden schon jetzt Wagners Werke als eigentümliche Spezialitäten in den allgemeinen Entwickelungsgang der Oper eingereiht. Auch das Prädikat klassisch ist unterdessen in dem kritischen Urteil der Musikwelt einseitig wieder gebräuchlich geworden, wenngleich nur in sehr allgemeiner Bedeutung, während die Ausdrücke Klassizität und Romantik zur Bezeichnung betreffender Stilunterschiede nur noch als musikgeschichtliche Begriffe geltend geblieben sind. Ein gesunder Instinkt unseres musikalischen Volkes erklärt jetzt

alles, was der schöpferische Tongeist je und je Ernstes, Wertvolles, Lebensfähiges oder „Monumentales“ hervorgebracht und hervorzubringen fortfährt, unterschiedslos für klassische Musik, die sogenannter „schlechter“ auch als „gute“ Musik gegenüber gestellt wird. Als schlechte Musik wird gewöhnlich aufgefasst, was ein seichter, verzerrter Modegeschmack an Tonstücken erzeugt, die, wie Pilze am Sumpf, massenhaft aus der Vergnügungssucht hervorwuchern, um ebenso schnell als die Mode zu wechseln und vergessen zu werden. Eine vielköpfige Menge von Liebhabern derartiger Produkte der Aftermuse entschuldigt diese Vorliebe, indem sie solche Musik „harmlos“ nennet und sie nur geniesst, weil ihnen für „klassische Musik“ das Verständnis abgehe. Auffällig ist es nun, dass gerade die Menge solcher bescheidenen, harmlosen Freunde seichter Modemusik ein beträchtliches Kontingent liefert zu dem „grossen Publikum“, welches die Opernhäuser füllt, wenn Wagnersche Tondramen aufgeführt werden. Die alte Gattungsbezeichnung „Oper“ lehnte Wagner für seine Bühnen-Tonschöpfungen leidenschaftlich ab. Das unschuldige Wörtlein Oper mochte ihm zu empfindlich nach historischem Moder duften. Er erfand für seine Werke verschiedene Titel, als Musikdrama, Handlung, Bühnenfestspiel und dergleichen mehr. Seit der verallgemeinerten Bedeutung, die man dem Prädikat „klassisch“ beigelegt hat, und dasselbe bezieht sich nicht nur auf die klassischen Vermächtnisse Bachs, Händels, Glucks, Haydns, Mozarts und Beethovens, sondern auch auf romantische Tonwerke Webers, Schuberts, Mendelssohns, Schumanns und anderer, sind auch Wagners Tondramen von dem Schicksal betroffen, mit allen jenen Erzeugnissen der „überwundenen Vorstufen“ in einen Topf geworfen und mit dem verabscheuten Gattungstitel der „klassischen Opern“ verunglimpft zu werden. — Das giebt abermals viel zu denken. —

Wenn die Tonkunst, wie mit gutem Grunde behauptet worden ist, den ethischen Beruf erfüllt, Gefühlsregungen, Neigungen und Gelüste der Volksseele zu offenbaren, so legt die von Wagner herbeigeführte musikgeschichtliche Entwickelungsphase die beunruhigenden Fragen nahe: wohin sind wir geraten? — wohin sollen die gegenwärtigen Zustände führen?

Bei diesen Fragen möchte dem Herzen wohl bange werden, könnte man nicht geneigt sein, aus einer gewissen, ver-

heissungsvollen Bewegung im Musiktreiben der Gegenwart Hoffnung zu schöpfen auf eine, wenn auch langsam fortschreitende Umkehr und Erneuerung unseres bedrohten Kunst- und Kulturlebens.

Einem neueren Meister nämlich von unbestritten gesunder Gesinnung und universeller Volkstümlichkeit, Felix Mendelssohn-Bartholdy, gelang es, die verkommene, missachtete geistliche Tonkunst wieder zu Ehren zu bringen. Die beiden Oratorien: Paulus und Elias, wie andere geistliche Tonschöpfungen des feinsinnigen Meisters musste selbst eine voreingenommene Kritik bon-gré mal-gré achten und sie als musikalische Kunstwerke vollgültig und ebenbürtig allem Wertvollen anreihen, was auf den Gebieten der Oper, der Symphonie und Kammermusik nach Beethoven geschaffen worden war.

Wuchtigen Nachdruck erhielten Mendelssohns eigene geistliche Tonschöpfungen durch die Wiedererweckung Joh. Seb. Bachs, des seit einem ganzen Jahrhundert verschollen gewesenen, grössten evangelischen Tonmeisters. Bachs Riesenwerk, die Matthäus-Passionskantate, erlebte ihre erste Aufführung im Jahre 1729 zu Leipzig. Genau um ein Säkulum später, im Jahre 1829, feierte das vergessene, unvergleichliche Tonwerk seine Auferweckung aus dem Dornröschen-Bann zu Berlin im Saale der neuen Singakademie *). Die Aufnahme, welche das wunderbare Meisterwerk sogleich fand, machte eine rasch folgende Wiederholung erforderlich. Dasselbe ist seitdem, unberührt von allem Wechsel und Wandel des Geschmacks und raschlebigen Zeitgeistes, zu einem der hochgeschätztesten dauernden Nationalbesitztümer unseres deutsch-evangelischen Volkes, ja der gesamten deutschen Musikwelt geworden.

Gewiss ist es kein zufälliges Zusammentreffen, sondern eine verehrungswürdige Fügung gewesen, dass der evangelische Tongenius in Bachs Werk wieder auf dem Plan erschien fast in derselben Stunde, da Robert Schumanns subjektivistisch freie romantische Muse geboren wurde, das heisst: da sie ihre

---

*) K. Fr. Zelter, Mendelssohns Mentor, berichtet darüber eingehend in seinem Briefwechsel mit Goethe und erwähnt unter anderem, dass er bei dieser Aufführung dem jugendlichen Zöglinge Felix seinen Taktstock überliess.

Schwingen zum Fluge nach dem gelobten Lande zu regen begann, wo die „blaue Blume“ zu finden sein möchte.

Unter der Autorität und hellen Bahnerleuchtung Bachs und auch Händels hat Mendelssohns Vorgang den erneuten Anbau des vernachlässigten Brachfeldes deutsch-evangelischer Tonkunst fortschreitend gefördert. An ernsten Erzeugnissen geistlicher Musik, auch oratorischer Gattung, ist die neuere Musiklitteratur nicht mehr so arm, als sie es zu der Zeit eines unproduktiven kaltherzigen Vernunftkultus war. Auch in unseren evangelischen Kirchen ertönt wieder der gereinigte Choralgesang der Gemeinde, ertönen wieder fromme Weisen des Chores. Es giebt wieder geistliche Tonschöpfungen und erbauliche Kirchenmusik.

So hat sich denn der alte Gegensatz der musica sacra und weltlichen oder Profanmusik wiederhergestellt, der die Keime aufwies eines Unterschiedes musikalischer Klassizität und Romantik im weiteren Sinne dieser Begriffe, die sich dann weiter entwickelten als Gegensatz strengen und freien Stils, und endlich auf dem ausschliesslichen Gebiet weltlicher Musik sich zuspitzten zum Widerspiel eines klassischen und romantischen Schönheitsideals.

Das wirre Parteileben unserer aufgeregten Zeit — auch das hat unter Wagners und Liszts Einflüssen im Musiktreiben sprechenden Ausdruck gefunden. Aber über allen Parteien, Koterien und Cliquen erhebt sich, ein nach oben deutender Turm, unerschütterlich Joh. Seb. Bach. Er ist zum Massstab eines neuen Geistes musikalischen Kunstschaffens geworden, das ernsten idealen Zielen tonkünstlerischer Bethätigung eines ernüchterten Willens sich vielfach wieder zugewandt hat. Ja, man kann sagen, dass, so viele noch den Ehrgeiz besitzen als gediegene deutsche Tonkünstler zu gelten, von Bach zu lernen suchen und gläubig aufschauen auf ihn, den wiedererstandenen Ton-Propheten des geoffenbarten Wortes vom Kreuz. Dass in diesem Zeichen und in seinem klassischen Zeugen die Wahrheit zum heilsamen Siege hindurchdringen möge, das walte Gott!

Ziel und Zukunft

der

deutschen Bildhauerkunst.

Von

Wilhelm Tuckermann,
Kaiserlicher Postbaurat.

Welch ein idealer Zustand wäre es, wenn die Gesetze der Ästhetik unter Künstlern und Kunstkritikern die allgemeine Anerkennung erlangt hätten! Dann würden prinzipielle Streitigkeiten in Kunstangelegenheiten überhaupt nicht vorkommen! Leider ist jedoch nach den bisherigen Erfahrungen über die Eigenart der Künstlernaturen nicht zu erwarten, dass ein solcher Friedenszustand in nächster Zukunft eintreten werde, oder dass eine von allen gleichmässig anerkannte Kunstströmung den Sieg dauernd erringe. Namentlich wiederholt sich immer wieder das Feldgeschrei der Gegner unter dem Motto „Idealismus und Realismus“: Am schroffsten kommt solcher Widerstreit bei der Malerei und Bildhauerei zur Erscheinung, welchen die grösste Beweglichkeit des Gedankenausdruckes unter den bildenden Künsten verliehen ist, wogegen diese Gegensätze durch das grosse Publikum bei den Bestrebungen der Architektur am wenigsten bemerkt werden, da diese Kunst die Schönheiten ihres individuellen inneren Lebens und das Verständnis für die Formensprache der dynamischen Vorgänge innerhalb der Bauteile dem Auge des Laien am schwersten zugänglich macht!

Was diese Gegensätze noch verschärft, namentlich in der Beurteilung bildhauerischer Werke, liegt in dem Glanz der antiken Plastik, so dass unter den blendenden Strahlen, welche von ihrer grossen Zeit ausgehen, zumeist die Augen des grossen Publikums, oft selbst diejenigen der Kritiker irregeführt werden! Überdies leidet unsere Zeit unter einer ausgesprochenen archäologischen Richtung, ebensowohl in der Litteratur, wie auch in den Künsten, am meisten in der Bildhauerei, wenngleich gerade für diese Kunst die Antike als eine unvergleichliche Schule nicht hoch genug zu schätzen ist!

Ausser der Hülfe, welche im Streite der Meinungen die Berufung auf die Grundsätze der Ästhetik verleiht, ergiebt be-

sonders die Kunstgeschichte untrügliche Lehren und Gesetze, welchen überdies die ganze Wucht des Thatsächlichen und Anschaulichen innewohnt. Daher werden sich aus einem historischen Rückblick die Grundlagen für die Erfordernisse einer nationalen, zeitgemässen Kunstentwickelung und ihre natürlichen Ziele am deutlichsten klarstellen, wie auch die an die Zukunft zu stellenden Anforderungen hieraus am klarsten bestimmt, oder doch in ihren Grundzügen angegeben werden können.

Die Aufgabe, „Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst zu untersuchen“, wird somit im nachstehenden sich vornehmlich dieses historischen Untersuchungsganges bedienen. Die Frage jedoch, weshalb in diesem Thema der nationale deutsche Standpunkt besonders hervorgehoben ist, giebt Veranlassung, von vornherein zu erklären, dass zwar die Künste im allgemeinen und die Bildhauerkunst im besonderen in ihrer Sprache, in ihren Ausdrucksmitteln sich eines internationalen Verständnisses erfreuen, dass jedoch das Gebiet der Kunstideen, des dem Kunstwerk zugrunde liegenden poetischen Gedankeninhaltes, durchaus dem Seelenleben und der Gefühlswelt der verschiedenen Nationen in verschiedenen Auffassungen angehört.

Wenn daher ein Kunstwerk den Bedingungen der inneren Wahrheit entsprechen, wenn es nicht allein eine Theaterdarstellung, eine seelenlose Maske sein soll, so muss es national gedacht sein, wobei natürlich nur an die grossen, sich von einander trennenden Völkertypen zu denken ist, welche nach dem Ergebnis der Geschichte an der kulturellen Entwickelung der Welt in verschiedenartigen Missionen gearbeitet haben, je nach ihrer verschiedenartigen Begabung und ihrem höheren Beruf! Allerdings befand sich, als in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Wogen der Völkerwanderung zur Ruhe gelangt waren, das alte römische Imperium, soweit es namentlich Europa betraf, wesentlich von erobernden Stämmen germanischer Nation durchsetzt, deren besondere Stammes- und Charaktereigentümlichkeit noch heutzutage in einzelnen Teilen Italiens, Spaniens und Frankreichs, also auch in den romanischen Hauptstaaten aus mancherlei Zügen erkennbar ist. Bei dem bekannten Mangel an Widerstand gegen Einflüsse der

Umbildung des germanischen Charakters, wenigstens so lange diese Nation sich in ihrem Kindheitsalter befand, konnte sich jedoch eine allgemeine, germanisch beeinflusste europäische Kultur nicht entwickeln. Ferner lag in dem individualistischen Freiheitsdrang des Germanen neben diesem leichten Anschliessungsvermögen der Grund, dass in den deutschen Kunstbestrebungen nicht allein gegenüber den mit so vielem Germanismus durchsetzten romanischen Völkerschaften, sondern auch unter den rein germanischen Stämmen der centraleuropäischen Landschaften, die grössten Verschiedenheiten erkennbar sind.

Ist nicht beispielsweise die fränkische Baukunst in jener Periode, als die Franken sich noch nicht in Franzosen umgewandelt hatten, in dem Beginn der sogenannten gotischen Baukunst durchaus individualistisch, originell, neuschöpferisch und der römischen Kunst entgegengesetzt? Muss dies nicht allein als ein Produkt der germanischen Volksmischung der fränkischen Nation angesehen werden? Seitdem jedoch die lateinisch-romanische Kultur in diesem Volke die ausschliessliche Herrschaft an sich riss, also von Ludwig XIV. an, ist die Eigenart der französischen Kunst, welche von nun ab gleichfalls im Fahrwasser Italiens und Roms sich bewegen muss, erstorben, und nur wenige neuere Stimmen, wie beispielsweise Viollet le Duc und Victor Hugo, erinnern an jene dort nur noch wenig geschätzte und doch so glorreiche Vergangenheit!

Somit hat die französische Kunst damals ihren eigenartigen, nationalen Charakter verloren, sie ist seelenlos geworden, die tiefe Innerlichkeit der Empfindung fehlt ihr, wogegen eine grosse formale Geschicklichkeit diesen Mangel nur scheinbar verdeckt. So hat ferner die gotische Kunst in dem doch auch zum Teil germanisch gemischten italienischen Volke bis auf Oberitalien fast gar keinen Eingang gefunden, andererseits ist sie in Spanien zu einer hervorragenden Blüte gelangt, so lange dieses Land sich eines engeren Zusammenhanges mit Deutschland erfreute, bis mit Philipp II. der Romanismus siegte, nicht zum Vorteil der tiefen Glaubensinnigkeit, welche bis dahin den Grund und Boden der spanischen Kunst bildete.

Wer sollte endlich hinsichtlich dieser nationalen Besonderheiten nicht anerkennen, dass in dem deutschen Volke schon

in den ersten Jahrhunderten, nachdem sich die Brandung der Völkerwanderung beruhigt hatte, als die europäische Geschichte von hier aus bereits ihren politischen Impuls erhielt, auch in der Kunst eine eigenartige, dem römischen und überhaupt dem antiken Objektivismus entgegengesetzte Auffassung erkennbar wurde, welche sich in einem freiheitlichen Subjektivismus als nationale Eigenart dauernd weiter entwickelt hat? Auch eine hervorragende Neigung zum Dramatisieren zeigt sich als nationale Eigenart bereits in den, namentlich der Kleinkunst angehörenden Bildwerken aus der Karolinger Zeit, mehr noch in den folgenden Jahrhunderten, da der deutschen Bildhauerei gegenüber dem Todesschlaf, welcher Italien befangen hielt, sogar eine Führerschaft zufiel! Dass diese Periode für die deutsche Bildhauerei nicht besonders leistungsfähig wurde, daran ist einerseits Schuld die schroffe Individualitätsabsonderung des deutschen Charakters, welche für die Bildung der Schule und Werkstatt, um die Traditionen der Kunstfertigkeit festzuhalten und weiterzupflanzen, ungünstig ist, anderseits auch die allgemeine Zeitlage des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, welche sich gegen die Ausbildung der Plastik überhaupt ungünstig verhielt. Die christliche Welt befand sich damals in einer dem überwundenen Heidentum gegenüber naturgemäss gegensätzlichen Strömung, in einer besonders schroffen Opposition, welche vor der Bildhauerei namentlich eine gerechte Scheu empfand, da dieser letzteren die Schöpfung der Idealgestalten aus der antiken Götterwelt zugesprochen werden musste, da durch die Werke dieser Kunst die Antike ihren wesentlichen Schönheitscharakter und somit ihren Halt und Widerstand gegen das Christentum gewonnen hatte! Nicht etwa deshalb, weil das Germanentum für die plastische Kunstausübung keine Naturbegabung hatte, war die Leistung dieser Zeitperiode für die Bildhauerei so unfruchtbar, sondern weil die spiritualistische Form, in welcher das Christentum zu den Deutschen kam, die plastische Bildung einer Idealgestalt, wie Christus, nicht begünstigte.

Zieht man dagegen in Betracht, dass die noch so lange Zeit dem deutschen Volksbewusstsein nach der Annahme des Christentums innewohnende Anschauung von der alten heidnischen Natur-Götterwelt den malerischen Sinn vorwiegend

beschäftigte, wie Wotan mit dem blauen Himmelsmantel und dem grauen Wolkenhute ausgestattet, in Sage und Volksbewusstsein noch lange weiterlebte, so wird man sich vielmehr wundern müssen, dass dieses junge, in die europäische Kultur eintretende germanische Volk, der lernbegierigste aller Völkerschüler, von denen jemals die Geschichte berichtet hat, sein Pensum „Plastik“ so schnell, so kühn, so eigenartig erfasst hat und dies unter den erschwerendsten Umständen, da Klima, Kleidung und äussere Umstände in unserm Norden durchaus nicht zur Begeisterung für die plastische Schönheit des Menschenleibes fördernd einwirken konnten, wie einst in Griechenland.

Ja es hat sogar dieses deutsche Volk in der Plastik den allerungünstigsten Unterricht durchgemacht, so dass es nur erstaunlich ist, dass es überhaupt darin Leistungen aufzuweisen hat. Nach dem 4. Jahrhundert hatte bekanntlich Byzanz, als Rom völlig erschöpft darniederlag, die Führung in Künsten und Wissenschaften übernommen. Bald aber verfiel der Orient bei der alles Interesse beherrschenden Dogmatik in eine fast talmudische Spitzfindigkeit, unter welcher die echt menschlichen Beziehungen versiegen mussten, aus denen allein die Bildhauerei ihre Kunstideen schöpfen kann! In dem Kampf zwischen dem sich weiter entwickelnden spiritualistischen Lehrinhalt der Kirche und der freiheitlichen Selbständigkeit der deutschen Natur, in der Liebe zur Gottesschöpfung, ging somit auch noch das 11. Jahrhundert hinweg, es entwickelte sich daraus bis zum 13. Jahrhundert ein dunkeles, in Mystizismus befangenes Ringen, aus welchem, so lange die asketische Form der christlichen Kirche einen Gegensatz zwischen Natur und Geist aufstellte, ein klarer Sieg selbstverständlich nicht hervortrat.

Glücklich ist alsdann die Kunst, welche zu ihren Vertretern Männer findet, wie ehemals Bernward von Hildesheim, welche die gelehrte und künstlerische Bildung vereinigen! Wenn sich dann auch noch nicht die freie Bildhauerkunst entfalten kann, so wird sie doch, wie dies in der romanischen Kunstperiode Deutschlands der Fall war, in Verbindung mit der Architektur auftreten, denn diese ist von allen Künsten zuerst berufen, die allgemeinen Ideen zu entwickeln. Obgleich in dieser Periode

die Plastik noch immer eifrig bemüht ist, im Schmuck der Kirchenfassade über den grossen Reichtum christlicher Kunstideen Herr zu werden, und dieses Bemühen noch nicht überall zu vollendeten Resultaten führt, so zeigt sie doch schon einen ganz entschieden nationalen Charakter, indem sich, ähnlich wie dies in der gleichzeitigen Ausbildung des Nibelungenliedes zu bemerken ist, nationale Sagen der heidnischen Vergangenheit mit den christlichen Kunstideen verbinden.

Der bedeutendste Schritt zur völlig nationalen Kunstentfaltung zeigt sich alsdann in der nächstfolgenden, glorreichen gotischen Periode, welche, obgleich im Herzen von Frankreich, in der Isle de France, geboren, dennoch sicherlich mehr der fränkisch-germanischen, als der kelto-römischen Hälfte der Bevölkerung von Frankreich zugehört. Das grosse Entwicklungsmoment dieser grossen Periode liegt bekanntlich in dem Übergang der Kunst in die Hände der Laien-Meister. In der häufigen Wiederholung des gleichen Kreises bildhauerischer Aufgaben, zu deren Darstellung beim Schmuck der Gotteshäuser Architektur und Plastik sich verbanden, konnte sich endlich eine bewährte Schulung der Werkhütten und mit dieser ein erhabener formvollendeter Stil herausbilden, um dem Grundgedanken, das Wirken Gottes auf Erden darzustellen, überall klaren Ausdruck zu geben.

Wiederum ist es die eingehendste realistische Naturbetrachtung der einheimischen Umgebung, auf welche sich dieser neue fränkische Bildhauer-Stil stützt, also ein bewusstes selbständig-individuelles Vorgehen gegenüber der Formenwelt des antiken Ornamentes und des antiken Bildhauerstiles, welcher bisher zur Richtschnur gedient hatte. Es liegt hierin eine so entzückende und auch so überraschend grossartige Leistung, dass nur eine dem Mittelalter tendenziös feindliche Stimmung der modernen Gesellschaft dies teilweise übersehen kann!

In dieser Blütezeit der fränkisch-christlichen Bildhauerkunst, zu welcher sich das eigentliche Deutschland zuerst noch ganz schwerfällig nachhinkend verhielt, ist es zum ersten Male erwiesen, dass das Christentum durchaus nicht die der Plastik feindliche Richtung der Abtötung des Gefühls für sinnliche Schönheit erforderte. Wohl würde schon jetzt eine der späteren italienischen Bildhauerei ebenbürtige formale Vollendung

sich entwickelt haben, wenn nicht dem fränkisch-germanischen Charakter das zum Künstlertum notwendige künstlerische Selbstbewusstsein gefehlt hätte, da die ausübenden Meister vielmehr in tiefreligiöser Scheu auf die sinnige Gedankenvertiefung sich richteten, als auf den Kunstwert und die formale Vollendung des Darzustellenden, worin sie alsbald von Italien, durch die Schule der Pisano, überholt wurden.

Ausserdem stand allerdings das System der gotischen Architektur mit der vorwiegenden Vertikalität seiner Linien und dem hieraus sich ergebenden Mangel an ruhigen, breiten Wandflächen, der Plastik hinderlich im Wege, wogegen die Renaissance-Architektur zum Anfang des 15. Jahrhunderts, angeregt durch die naheliegende Schulung im Bereich der antiken Plastik, Italien zu den höchsten Triumphen führte und mit seinem die Wandflächen passend umrahmenden Stil die deutsche Bildhauerei völlig in den Hintergrund verdrängte. So ging bis auf die neuere Zeit die Leitung der Bildhauerkunst auf Italien über, woselbst das 15. Jahrhundert zur goldenen Zeit dieser Kunst wurde, in welcher letztere noch immer im Zusammenhang mit der Kirche, innerhalb des christlichen Stoffgebietes ihre Aufgaben suchte. In diesem festen Zusammenschluss der Kunstproduktion und des Konsums an Kunstwerken hat sich alsdann dort die höchste Stilsicherheit und Stilvollendung herausbilden können.

In Deutschland war inzwischen die Führerrolle in den Künsten von der Bildhauerei an die Malerei abgegeben, worin bekanntlich Hubert van Eyck das strahlendste Gestirn wurde. Durch diese Wandelung ist wohl die Kunst der gemalten Holzschnitzwerke, welche für den deutschen Bildhauer zugleich den günstigsten Markt eröffneten, mit der Malerei zur innigsten Verbindung gelangt, so dass die Zunft der Maler zugleich auch die der Bildhauer mit umfasste, wie Michael Wohlgemuth, der Lehrer Dürers, Bildschnitzer und Maler zugleich war.

Das ist dann für die Zeit bis zum 18. Jahrhundert ein charakteristischer Unterschied für die Bildhauerei Italiens und Deuschlands geworden, dass dort unter der ausschliesslich glückverheissenden Verbindung der Architektur und Plastik, trotz mancherlei wechselnden Strömungen mit malerischer Ten-

denz, die Gesetze der plastischen Stilisierung sich immer klarer befestigten, während in Deutschland die Skulptur, welche sich zumeist in den bemalten Holz-Altarwerken ergeht, leider in einen völlig malerischen Stil verfällt! Zwar erreicht in diesen Holzschnitzerwerken, gleichfalls in demselben goldenen 15. Jahrhundert in Nürnberg Veit Stoss die höchsten Triumphe, doch aber nicht in einer die eigentliche Bildhauerkunst fördernden Weise. Dies wird vielmehr zu gleicher Zeit, durch die italienische Kunst angeregt, dem berühmtesten Nürnberger Bildhauerpaar, dem Steinhauer Adam Kraft und dem Erzgiesser Peter Vischer, beschieden, welche die leuchtenden Dioskuren der plastischen Kunst in deutsch-nationaler Weise nicht blos für ihr Jahrhundert, sondern für alle Zeiten geworden sind!

In ihnen zeigt sich besonders der eigenartige deutsche Charakter, ihre individuelle Freiheit durch keine Tradition einengen zu lassen, wogegen zu dieser Zeit Italien bereits in einem ähnlichen Geistesprozess wie ehemals in Griechenland, die Idealformen in einem allgemeinen lebenslosen Typus ausbildete. Ferner zeigt sich das Nationale ihrer deutschen Auffassung in dem dramatischen Schilderungsbedürfnis, welches sich in den besonders beliebten Darstellungen der Passion Christi am breitesten entfaltete, allerdings zumeist in einer das Mass des ästhetischen Gefühls unserer Zeit weitaus überschreitenden Schroffheit! Das Charaktervolle überragte damals das Schöne, und in krassem Nebeneinander findet sich die Roheit mit den tiefsten und edelsten Seelentönen des Schmerzes und der Liebe, wie es ähnlich die Dichtung Shakespeares noch lange Zeit nachher erkennen lässt.

Somit hatte in einer verhältnismässig kurzen Spanne Zeit von den Karolingern bis zum 15. Jahrhundert, dieses junge deutsche Volk sich in der Konkurrenz mit den europäischen Staaten, welchen das alte römisch-griechische Kunst-Erbe zugefallen war, zu einer solchen Blüte entfaltet, dass man trotz dieser vorgenannten Fehler mit dem grössten Staunen die Kraft'schen Stationsbilder, seine Grablegungen Christi, das Vischer'sche Sebaldusgrab und seine erzenen Grabesplatten bewundern wird.

Auf diesen Beginn einer freieren deutschen Kunstblüte

folgte leider bis zur neuen Zeit, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, ein langer Stillstand, hervorgebracht durch die Erschöpfung der nationalen Kraft und durch innere Spaltungen in Folge der religiösen und politischen Fragen, so dass bekanntlich im grossen Ganzen Nord- und Süd-Deutschland einander entfremdeten. In Süd-Deutschland wich der Geist freier Selbständigkeit gegenüber einem antinationalen Romanismus, die Kunst wurde dadurch seelenlos, wie sie auch in Italien, von wo sie importiert wurde, bereits zum Manierismus herabgesunken war. Während aber in Nord-Deutschland fast alles Kunstbedürfnis überhaupt erstarb, verblieb im Süden wenigstens die technische Schulung.

In Italien hatte sich inzwischen die Plastik zur höchsten Formvollendung entfaltet, allerdings mit einer Verschmelzung christlicher Ideen und antiker Stilisierung, woraus naturgemäss, trotz des äusseren Scheines, wie es auch heutzutage bei uns vielfach bemerkbar ist, eine innere Unwahrheit entspringen musste. Unter dem Dreigestirn der grossen Plastiker, welche damals in Italien besonders hervorleuchteten, Leonardo da Vinci, Andrea Contucci-Sanfovino und Michel Angelo Buonarotti erscheint letzterer in seiner Richtung von den übrigen Italienern vollständig verschieden, als der verkörperte freiheitliche Individualismus! Ja er ist gewissermassen ein von innerlichen Gluten gewaltsam beherrschter Dramatiker in der Skulptur, dessen Arbeiten eruptiv erfolgen. An ihm erinnern so viele Züge an den germanischen Charakter, dass es schwer fällt, ihn den National-Italienern zuzurechnen. Michel Angelo, mit unserem Luther in vielen Beziehungen vergleichbar, ist das Schicksal der italienischen Bildhauerei geworden! Er erhebt sie zu einer überwältigenden Höhe, regt dabei Strömungen an, welche von seinen Zeitgenossen missverstanden werden, deren er selbst schliesslich nicht Herr werden kann und die hieraus für lange Zeit Verwirrungen und Verwüstungen zurücklassen! Durch und durch Idealist, Seher einer höheren Welt, in welcher die menschliche Gestalt nicht als ein Symbol untergestellter Gedanken verwendet werden soll, sondern als der organische Träger derselben, in welcher die Bildfigur um ihrer selbst willen lebt, ergeht er sich in einem Realismus des Formenausdrucks, welchem seine Nach-

ahmer nicht gewachsen waren, so dass sich ein krasser Manierismus in der Folge ausbildete. Nach seiner ganzen Natur Bildhauer, wird er von einem seltsamen Missgeschick gezwungen, seine erhabensten plastischen Gedanken an der Sixtina-Decke zu malen! Und doch durchdringt sein Genie alles Denken der Nachwelt, bis auf den heutigen Tag! Ihn versteht unter seinen Zeitgenossen keiner, aber sie ahmen alle ihm nach, nicht jedoch, worin er gross war, sondern darin, wohin ihn die Zeitverhältnisse auf Abwege gedrängt hatten.

Die christlichen Gestalten nach der hergebrachten kirchlichen Tradition waren bei seiner selbständigen Natur offenbar nicht das Feld seines Meissels, und da, trotz der antikisierenden Richtung der damaligen Gesellschaft, die Mythologie doch nicht mehr, wie einst in der Antike, die Gedanken ganz beherrschen konnte, da endlich das Historische in Italien noch unentwickelt war, so blieb ihm nur die Allegorie als Arbeitsfeld übrig, das gefährliche Gebiet, über welches er selbst noch hinüber schreiten konnte, über welches seine Nachahmer jedoch sämtlich stolperten! In seinem sensitiven Geiste musste sich der Konflikt des mittelalterlich-christlichen Mysticismus mit den Grundbedingungen plastischen Bildens am tiefsten darstellen, der Konflikt, dessen Lösung Goethe symbolisch mit der Vereinigung von Faust und Helena, dem Christentum und der Antike, so treffend verkündet! Michel Angelo ringt nach der Wahrheit, ihn flieht aber der Seelenfrieden, denn seine Umgebung weist ihn nur auf die historische Autorität! Seine Sehnsucht nach der individualistischen Freiheit des Gewissens nähert sich durchaus den deutschen Reformationsbestrebungen, und doch besteht eine tiefe Kluft zwischen dem thüringischen Bergmannssohne Luther und dem auf dem Boden der Antike gross gewordenen Michel Angelo, welcher sich bereits inmitten des Prozesses befand, in seinem Geiste, in seinem ganzen inneren Wesen, antike und christliche Bildung zu vereinen.

Nach ihm also trat Unwahrheit, Unverstand und Manierismus in Italien auf, die Plastik gefiel sich bekanntlich in dieser Zeit in gemachten Schaustellungen, in einem pathetischen Theaterwesen, welches erst mit der frischen Natursehnsucht in der Zeit der französischen Revolution beseitigt wurde. Endlich hat dann zu der neuen Richtung der Bildhauerkunst, welche

jene Zeit mit sich führte, auch Deutschland wieder sein Scherflein beigetragen, zuerst durch die archäologisch begründeten Hinweise Winkelmanns auf die gediegene Schulung durch die Antike, dann auch werkthätig in der von Schinkel, Thorwaldsen-Rauch und Cornelius vertretenen hellenistischen Renaissancen. Ihnen allen jedoch schreitet Goethe, der Dichter, voraus, der wahre Praeceptor Germaniae, welcher endlich die mit der antiken Bildung verbundene Unfreiheit überwindet, den fremden, immerhin noch undeutschen Gedankenstoff abstreift und im Faust das nationalste Lehrgedicht schafft, dessen Strahlen auch Deutschlands zukünftige Entwickelung in den bildenden Künsten erleuchten werden!

So stehen Goethe im weiteren und Michel Angelo im engeren Sinne als ein Paar die Zukunft der neuen Bildhauerkunst erstürmende Heroen an der Schwelle einer neuen bildenden Kunst, der Kunst des 20. Jahrhunderts, in welchem die Welt die rein menschlichen Verhältnisse mit dem Geiste des Christentums vereinigen wird und wo die praktische Bethätigung der Liebe in der breitesten Basis der Gesellschaft das höchste Gesetz bilden wird. Nationale Züge deutschen Charakters hatte allerdings auch schon die hellenische Renaissance in Deutschland, wenngleich noch etwas verhüllt, aufzuweisen, namentlich verstand es Rauch in vielen seiner Portraitgestalten den Forderungen des modernen Realismus neben der Verehrung deutscher Heldengrösse gerecht zu werden.

Am treffendsten aber hat wohl Schadow durch seine hervorragende Charakterisierungskunst stilistisch vorbildlich die nationalen Seiten des deutschen Empfindens angeklungen. In diesem Sinne beginnt mit ihm die neue deutsche Bildhauerei, durch die von allem Konventionellen abgelöste Darstellung des individuellen Lebens, jedoch erhoben über die Willkürlichkeit durch das ästhetische Gesetz! Durch Schadow ist somit wieder eine Anknüpfung an die grosse Vergangenheit nationaldeutscher Kunst unter Kraft und Vischer gefunden, wenngleich eine diesen Weg konsequent verfolgende Schule den Zeitverhältnissen gemäss auch jetzt noch nicht besteht, denn noch immer schwanken die Ansichten nach bestimmten, oft sogar sehr trivialen Beeinflussungen hin und her, teils auf die Seite des Klassizismus, teils auf die Seite des Realismus! Mit

voller Sicherheit ist jedoch zu erwarten, dass eine zukünftige grössere Blüte der deutschen Bildhauerkunst im Sinne aller der vorerwähnten nationalen deutschen Charaktereigenschaften erfolgen wird!

Hiernach wird der zu dieser Blüte mitarbeitende Künstler vor allem ein in sich selbst durchgebildeter moderner Mensch und wahrer Christ sein müssen, wie es Michel Angelo und Goethe waren, um ohne kirchlich-dogmatische Gebundenheit die Kunstmotive dem natürlichen Christenleben zu entnehmen, um ferner die Objektivität der antiken Kunst mit der subjektiven Herzenstiefe des deutschen Charakters zu vereinigen, um endlich die individuelle Freiheit in der Charakterisierung unter freudiger Anerkennung der höchsten Gesetzesanforderungen durchzuführen, nicht aber, wie es wohl von falschen Propheten verkündet wird, in dem Sinne, dass der Naturalismus das Recht der eigenen Natur, das Recht der Individualität erfordere, ohne Schule und ohne Grübeln! Unrichtig ist aber auch die Ansicht der klassizistischen Richtung, dass, wenn die Bildnerei das organische Einzelleben in einem Moment des Daseins fixiere, um es rund in voller Körperlichkeit darzustellen, diese Aufgabe nur in der Einzelgestalt vollkommen erreicht werden könne, und daher nur die Statur, schliesslich nur die Nacktheit, im höchsten Sinne die Aufgabe der Bildhauerkunst sei!

Allerdings war das antike Götterbild in diesem Geiste geschaffen und deshalb vorbildlich, weil es nur mit bleibenden Charakerzügen, unter Abstreifung alles Zufälligen erfüllt sein musste! Aber die antike Plastik hatte die besondere Aufgabe, die bestehenden heidnischen Kultusideen zum populärsten Verständnis zu bringen, indem sie die Gottheit zu vermenschlichen suchte, wogegen doch die moderne christliche Zeit die Aufgabe hat, die Welt zu Gott empor zu heben, die Welt zu durchgöttlichen! Die antike Plastik hat jene Aufgabe bekanntlich in vollendeter Weise gelöst, so dass durch sie erst die verschiedenen Hellenischen Götterbegriffe, aus Sage, Mythe und Dichtung herausgeschält, zu Fleisch und Blut geworden sind. So ist die antike Bildhauerkunst in Hellas zu Phidias Zeiten die Verklärung des hellenischen Volksgeistes geworden und daher in unerreichter Weise eine echt nationale und popu-

lärste hellenische Kunst gewesen! Hierin liegt für sie sogar ein höheres Verdienst, als wie in der selbstverständlich auch bewundernswerten Vollendung des Stiles, in der formalen Behandlung der Nacktheit und der Gewandfigur, in Marmor, Erz und Thon! Allerdings erweiterte sich in der Diadochenzeit fortschreitend der Aufgabenkreis der antiken Plastik. Nicht nur die ideale Charakteristik der Heroengestalt wurde von ihr gefordert, sondern auch das Eingehen in das Seelenleben des Menschen, beispielsweise in die Seelenschmerzen einer Niobe! Aus der Einzelstatue erweiterte sich hierbei die Kunstleistung zur Stilisierung der Gruppe, worin die moderne Plastik weder im Maximilians-Denkmal zu Innsbruck, noch im Wormser Lutherdenkmal der Antike auch nur annähernd gleich gekommen ist. Als dann endlich in der römischen Nachblüte der hellenischen Kunst das Portrait die Hauptaufgabe der Plastik wurde, hat sie in der bestehenden Kunstrichtung einer Idealisierung verhältnismässig auch ihrerseits wiederum der Wahrheit am meisten die Ehre gegeben, bis schliesslich im Verfall des römischen Reiches auch der idealistische Geist des grösseren Publikums verschwand und mit ihm die Grundbedingung alles künstlerischen Schaffens, denn wo auch die kunstgeniessende Menge sich diesem Geiste entfremdet, fehlt dem Künstler das Verständnis und die Einwirkung, er wird zum Prediger in der Wüste.

Im Vergleich hiermit präzisiert sich, in Erweiterung der vorher angegebenen Richtung das Ziel der deutschen Bildhauer kunst darin, dass sie nur als christliche Kunst, wie einst in der gotischen Periode, in der Verbindung mit der Kirche ihren Weg zu beginnen habe, um neben der realistischen Auffassung der Natur die christliche Weltauffassung in tiefster Inbrunst und lauterster Wahrheit zum Ausdruck zu bringen, ohne Hineinziehung dogmatischer Gedankenkreise und theologischer Abstraktionen. Man spricht zwar heutzutage von dem erlösenden Naturalismus der freien Individualität, welcher durch Schauspielkunst, Dichtung und Malerei von dem Süden herüberkommend, unserm deutschen Norden den wahren Weg zeigen werde, aber die Grundbedingungen aller Kunst liegen doch nur in der Wahrheit der Empfindung und in der Stellung des Menschen zu Gott, und auf diesem Wege hat der Süden

Europas den Norden noch nicht überholt! In einer solchen Hervorhebung des nordischen Deutschlands sollen jedoch nicht einzelne bestimmte evangelische oder katholische Kreise bezeichnet werden, innerhalb deren notwendig ein deutscher Künstlerheros demnächst erwartet werden müsste, sondern es soll der geistige Boden hiermit nur im allgemeinen bezeichnet werden, welcher sich nicht nach Konfession und Kirche richtet. Als beispielsweise Raphael sein Madonnenideal der reinsten, lieblichsten Weiblichkeit schuf, hat er es nicht aus einem katholischen Herzen für eine katholische Welt gethan, denn er kannte nicht die heutigen Gegensätze, sondern aus einem christlichen Geiste, für christliche Seelen, und in gleichem Sinne ist Michel Angelo zu verstehen mit seinem tiefergreifenden ahnungsvollen Sorgenblick der trauernden Madonnen. Dagegen ist Guido Renis dornengekrönter Christus gewissermassen von einem Parteistandpunkt, nicht universell aufgefasst, ebenso wie die entgegengesetzte, nüchterne Auffassung Thorwaldsens in seinem Christus aus der Kopenhagener Frauenkirche nicht allgemeine Anerkennung finden wird! Deshalb jedoch, weil bisher noch Niemand seine Inspiration der höchsten, idealsten Männlichkeit, des die irdischen Leiden überwindenden Gottessohnes zum allgemein anerkannten Bildesausdruck gebracht hat, deshalb, weil dogmatisch-spiritualistische Anschauungen einen solchen Versuch für die Bildhauerkunst als gewagt erscheinen lassen, wird nicht zu folgern sein, die Persönlichkeit Jesu Christi sei kein Vorwurf für die moderne Kunst, im Gegenteil die deutsche Bildhauerei, welche die Aufgabe, zur Weltheiligung durch die Kunst beizutragen, empfangen hat, wird in dieser Aufgabe ihre höchsten Lorbeeren erreichen können!

Vorbildlich für ein solches Schaffen ist, wie vorerwähnt, die frühgotische Periode, das ist die Zeit eines Villard de Honnecourt, das ist die Zeit, da das edelste Bild des lehrenden Christus, der beau dieu d'Amiens, entstand! Vorbildlich ist aus derselben Zeit auch die Unterstützung, welche die Plastik durch die Architektur und, durch diese Vermittelung, von der Kirche erhielt, wogegen heutzutage beide Künste sich unnatürlich getrennt haben, so dass die Plastik als freie Atelierkunst leider Werke schafft, welche bei der bekanntlich grossen

Fluktuation unserer Bevölkerung eine fahrbare Habe, eine Fahrnis, geworden sind. Nichts schädigt jedoch die Bildhauerkunst mehr, als die Unsicherheit der zukünftigen Aufstellung des plastischen Werkes, und die Unbestimmtheit, für wen dasselbe gefertigt werde, was alles bei einer Verbindung der Plastik mit der Architektur zum grössten Teile fortfällt.

Vorbildlich ist in jener Periode der Frühgotik auch die Vorbildung der jungen Bildhauer, welche aus der praktischen werkthätigen Arbeitshütte hervorgingen, zugleich wohlbekannt mit der Architektur, vertraut mit dem Geiste des Materials, in welchem sie ihre Werke schufen! Dagegen erreichen heutzutage, trotz aller Anerkennung ihrer aufopferungsvollen Lehrer, die Akademieen und Meisterateliers in der Bildung des jungen Bildhauers zumeist nur eine Unkenntnis des praktischen Lebens. Leider herrscht dort die einseitige Bevorzugung der Antike, durch die zum Teil gerechtfertigte, zum Teil nur aus Bequemlichkeit fortgesetzte Benutzung derselben als Schulmaterial und wegen der allgemein auftretenden archäologischen Schwärmerei. Dagegen sollten die Akademieen den Jünger ihrer Kunst vielmehr einführen in die nationalen Ideenkreise des Christentums, des eigenen Volkes, des eigenen Vaterlandes und des deutschen Herzens!

Wie bezeichnend ist es beispielsweise für die zu weit gehende antikisierende Richtung unserer massgebenden Kreise, dass das neue Museum in Berlin sich zwar einer Vollständigkeit in den Abgüssen antiker Kunstwerke, wie kaum eine andere Sammlung Europas, erfreut, dagegen auf dem Gebiete mittelalterlicher, vaterländischer Bildhauerei fast vollständig versagt! Unsere Schätze deutscher Holzschnitzarbeiten gehören jedoch gleichfalls hierhin, nebst unseren altdeutschen Werken in Stein und Erz, ebenso rechtmässig, wie die im alten Museum zu Berlin aufgestellten farbigen Holz- und Thonarbeiten Italiens!

Als das Ziel der Bildung des jungen deutschen Bildhauers wird es daher nicht mehr gelten können, dass er in Akademie und Atelier als Thon- und Gipsbildner allein in abstrakten Aufgaben unterrichtet werde, sondern dass er in echtem Material für konkrete Fälle arbeite, wie ehemals Stoss, Kraft und Vischer, dass er dem echten Material, Holz, Stein, Marmor,

Erz, in treuer Arbeit die Geheimnisse ihres Stiles abringe, wie es auch bei den Werken der antiken Meister erkennbar ist, wie wir es auch von Michel Angelo wissen, zumal allein nur die geübte Meisterhand das pulsierende Leben, das Spiel der Muskeln, den Glanz der Haut, das Charakteristische der Bewegung, selbst das durchscheinende Blut stilistisch richtig dem Bildwerke einhauchen wird. Somit heisst das erste Ziel dieser Bildung für den jungen Bildhauer nicht Akademie, sondern Werkstatt, wenngleich für die letzte Vollendung seiner Bildung eine Akademie stets ihre Notwendigkeit behalten wird.

Dieser Gedanke, welcher bekanntlich nicht zum ersten Male hier ausgesprochen wird, gehört nebst allen die christliche Kunstrichtung in den Vordergrund stellenden Bestrebungen in die bereits vor sechzig Jahren auf die Tagesordnung gestellten Forderungen der Romantik! Das war die Epoche, als zum letzten Male Frankreich und Deutschland mit Einschluss von England in Erinnerung ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen geistig sich verbanden, die Zeit, da Victor Hugo seinem französischen Volke zum letzten Male die alte fränkische Verwandtschaft mit dem deutschen Volke zu Gemüte führen durfte. Aber diese romantische Bewegung, welche naturgemäss auf die unpopuläre hellenische Renaissance als Reaktion folgen musste, war auch nicht von naturwüchsiger Kraft getragen, sie war vielmehr durch eine archäologische Strömung der Geister genährt, welcher sich an dem historisch Ehrwürdigen und Grossartigen innerhalb der mittelalterlichen Kunstleistungen berauschten! Alles, was dieser romantischen Periode entstammt, konnte daher im wesentlichen nicht von demjenigen christlichen Geiste getragen sein, welcher in dem Vorangegangenen, als über einer einseitig konfessionellen und das Christentum kirchlich einengenden Auffassung erhaben, bezeichnet ist, denn die damalige Romantik begab sich in den ausschliesslichen Dienst der katholischen Kirche.

Daher sind auch die meisten Kunstbestrebungen dieser Periode aus dem Herzen der heutigen deutschen Nation verschwunden, vergessen und begraben, und dies um so mehr, als die äusseren Formen der grossen gotischen Bauwerke damals zumeist nur nachgeahmt wurden, um naiv und glaubensinnig zu erscheinen, wie es die Vergangenheit war, während

diesen Kunstschöpfungen doch die innere Wahrheit fehlte und das Imitierte sich schliesslich als lügenhaft zu erkennen gab! Die neue deutsche Kunsterhebung wird daher eine zweite deutschnationale Romantik, eine gewissermassen neue Gotik zeitigen, welche auf dem Boden des christlichen Evangeliums und der deutschen Geschichte erwächst! Einerseits auf dem Boden eines christlichen Bekenntnisses, welches die Göttlichkeit der Natur und Welt nicht mehr negiert, welches sich daher nicht mehr mit den Ausdrucksmitteln der Antike und Renaissance, mit Symbolisierung und Allegorie unwahr ausstaffiert, um in einem traurigen Kosmopolitismus das Vaterland zu verleugnen! Anderseits ferner auf dem Boden eines geeinigten deutschen Vaterlandes, welches keine Gegensätze des Stammes oder der Kirche mehr kennt, in welchem Nord- und Süd-Deutschland sich die Hand reichen!

Niebuhr sagt: „Ein echter, sicherer Kunstsinn kann nicht ohne den historischen sein! Das Historische bildet also das zweite Hauptziel unter den Aufgaben deutscher nationaler Bildhauerkunst, das Grosse und Erhabene in der vaterländischen Geschichte zu feiern und im edelsten Sinne auf die Vaterlandsliebe des Volkes bildend einzuwirken, da bekanntlich alle wahre Begeisterung selbst den nichtbegeisterten Philister mit sich fortreisst! Es ist zwar keine innere Notwendigkeit vorhanden, jetzt zu erwarten, dass auf die grossen politischen Erfolge unseres Volkes auch sogleich grosse Kunsterhebungen folgen müssen, aber wenn mit den grossen vaterländischen Errungenschaften und dem durch Frieden begründeten Wohlstand auch eine gemeinsame Begeisterung in allen ethischen Zielen verbunden ist, dann wird auch die Architektur und Plastik zu neuer Blüte angeregt werden und mit den ihnen voraneilenden, freieren und beweglicheren Künsten, Musik, Dichtkunst und Malerei, in gleichem Streben wetteifern!

Wahrscheinlich wird in dieser neuen Erhebung an den deutschen Bildhauer früher als an den Architekten die Forderung gestellt sein, dass vornehmlich er unsere Nation mit sich auf die Höhe einer neuen Kunst bildend emporziehe, selbst auf die Gefahr, zuerst von der Menge missverstanden zu werden und der Modebeliebtheit nicht anzugehören. Aber das wahrhaft Grosse findet endlich doch den Boden des Verständ-

nisses, auf dem es Wurzeln schlägt und dann durch die Kunst des Bildhauers zündender wirken wird und unwiderstehlicher in die Herzen einzieht, als wie Schrift und Rede, Gesetz und Lehre, ja selbst Architektur und Malerei es jemals ähnlich erreichen können! Somit wird sicherlich der vielfach in ihrer Entwickelung unterbrochenen, jetzt wieder zum neuen Anlauf sich kraftvoll anschickenden deutschen Bildhauerkunst unter den Forderungen der Wahrheit und Gesetzmässigkeit, der Freiheit und Individualität, des Idealismus in der Kunstidee und Stilisierung, neben dem Realismus des Naturstudiums, die Zukunft angehören, geschützt durch Staat und Kirche, in deren Dienst sie arbeitet, getragen durch die Gunst des Volkes, welches aus ihrer Befruchtung auch eine neue Blüte der Kleinkünste und des Kunstgewerbes erwartet! In diese Zukunft leuchten Goethe und Michel Angelo hinein! Die Grundstimmung dieser Zukunftsentwickelung nimmt jedoch ihren Ausgang von Luther, dem Repräsentanten des deutschesten Charakters, des Glaubens und der Liebe, des ringenden Wahrheitsstrebens und des freien Individualitäts-Bedürfnisses! So wird sich die Zukunft und Vergangenheit zusammenschliessen, um den ganzen Reichtum der ererbten deutschen Geistesgüter zur Vollendung und Zinstragung zu bringen! Gross und schwer ist die Aufgabe, welche für die Zukunft der deutschen Bildhauerkunst gestellt ist, aber der Weg liegt klar vor ihr und am Ziele winkt die goldene Siegespalme!

Gedenkrede

auf

Professor Dr. theol. Paulus Cassel

gehalten

in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

dem Vicepräsidenten derselben

Dr. Freiherrn W. von Tettau,

Oberregierungsrat a. D.

Nekrolog des Professors Paulus Cassel.

Wenn unserer Akademie überhaupt die Verpflichtung obliegt, bei dem Hinscheiden eines ihrer Mitglieder demselben ein dankbares Andenken zu widmen und sich alle die Umstände in das Gedächtnis zurückzurufen, durch welche es sich verdient gemacht hat, so trifft dies bei dem jüngst heimgegangenen Paulus Cassel im hohen Masse zu; denn derselbe hat nicht nur, so lange er hier weilte, mit seltener Hingabe der Akademie seine Thätigkeit gewidmet und deren Interessen gefördert, sondern ihr sogar als eine Hauptstütze gedient und dafür Sorge getragen, dass auch die auswärtige gelehrte Welt die Fortdauer ihrer Thätigkeit anerkennen musste und ihr ihre Achtung nicht versagen konnte. Ich bedarf daher kaum der Rechtfertigung, wenn ich mir für einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit für die Worte erbitte, welche unserem heimgegangenen Genossen nachzusenden ich im Begriffe stehe. Ich werde mich jedoch dabei möglichst kurz fassen und Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe stellen.

Selig Cassel, wie er ursprünglich hiess, war als der jüngere Sohn eines armen Handelsjuden am 27. Februar 1821 zu Gross-Glogau in Schlesien geboren. Sein drei Jahre älterer Bruder David, der bei dem jüdischen Glauben geblieben war, ihn einen Monat überlebt hat und bis zu seinem Tode Docent an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums zu Berlin war, hat sich durch Unterricht und eine Anzahl gediegener Schriften grosse Verdienste um die jüdische Litteratur erworben.

Selig Cassel besuchte zunächst das Glogauer Gymnasium und bezog, nachdem er auf diesem seine Abgangsprüfung glänzend bestanden, 1841 die Universität Berlin. Da ihn seine Eltern hierbei nicht zu unterstützen vermochten, so konnte er nur durch Entbehrungen aller Art und die äusserste Anspan-

nung seiner Kräfte, durchkommen. Nicht selten musste er sich hungrig niederlegen; selbst die kältesten Wintertage brachte er in einer ungeheizten Stube zu, vor dem Erfrieren nur dadurch geschützt, dass sein Zimmer an eine Bäckerwerkstatt anstiess und durch den Backofen die Scheidemauer etwas erwärmt wurde. Sein Verdienst bestand im wesentlichen aus dem Honorar für Privatstunden. Wie geringfügig aber dieser gewesen, ergiebt sich aus einer Mitteilung im Buda-Pester Tageblatt, in welchem ein Szegediner erzählt: dass, als er mit einem Freunde in Berlin Unterricht in der griechischen Sprache habe nehmen wollen, der Student Selig Cassel solchen übernommen habe, und das Honorar auf 5 Silbergroschen für die Stunde und daneben einem Glase Weissbier und einem Bücklinge an jedem Mittwoch Abend verabredet sei. Für dieses kleine Opfer wurden die Schüler in kurzem so weit gebracht, dass sie den Homer lesen konnten.

Cassels Universitätsstudien bewegten sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Geschichte, und es war namentlich Leopold Ranke, dessen Unterricht er genoss. Litterarisch thätig wurde er sehr früh. Bereits 1841, im ersten Semester seiner Universitätszeit, verfasste er eine Abhandlung über das Glaubensbekenntnis der Zenobia, Fürstin von Palmyra, die im Julihefte des Jahrgangs 1841 der Zeitschrift für die Kunde des Orients abgedruckt wurde und deren Ergebnisse allgemein von der Wissenschaft angenommen wurden. Neben anderen kleineren Arbeiten veröffentlichte er in der Schmidt'schen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jahrgang 1844, einen Aufsatz über die historische Thätigkeit in Siebenbürgen, 1845 über die Rabbiner-Versammlung des Jahres 1550, eine historische Abhandlung über die kirchliche Bewegung in England, eine Arbeit, in der die Kritik grosse Sachkenntnis und ungemeine Belesenheit zu rühmen fand, wie auch über Cassels 1847 erschienene historischen Studien kein geringerer als der berühmte Geograph Carl Ritter sich ungemein günstig aussprach. Im Jahre 1848 erschienen seine Magyarischen Altertümer, nach den Urteilen Jacob Grimms und Leopold Rankes ein für die Geschichte von Ungarn epochemachendes Werk. Eine andere Frucht seiner damaligen wissenschaftlichen Thätigkeit war seine Geschichte der Juden, die teils 1850 in der Ersch

und Gruberschen Encyklopädie, teils in einer besonderen Oktavausgabe erschien.

Wenn Cassel schon durch die für diese Schriften gewährten Honorare seine pekuniäre Lage etwas verbessert hatte, so geschah dies in noch höherem Masse, als er seit 1849 in dem litterarischen Bureau des Ministeriums des Innern gegen eine feste Remuneration beschäftigt wurde. Die von ihm damals verfasste, in sechster Auflage 1851 erschienene Schrift: Von Warschau nach Olmütz, welche eine Rechtfertigung der preussischen Staatsregierung den ihr wegen der Olmützer Abkunft gemachten Vorwürfen gegenüber, bilden sollten, lenkte die Aufmerksamkeit auf sein publicistisches Talent und liess ihn als die geeignete Persönlichkeit erscheinen, als in Erfurt im März 1851 das Unionsparlament zusammentrat, ihm den Auftrag zu erteilen, die dortige Zeitungspresse im Sinne der preussischen Regierung zu leiten. Cassel fand sich demgemäss in der Mitte März des genannten Jahres in Erfurt ein und unterzog sich dem ihm gewordenen Auftrage.

Zu seinem Unglücke endigte das Parlament aber bereits Ende April seine Thätigkeit, und es hörte daher mit diesem Zeitpunkte auch die Gewährung von Diäten aus der Staatskasse an ihn auf. Er blieb jedoch in Erfurt, wo er so manche angenehme Beziehung angeknüpft und sich wohl fühlte, und traf ein Abkommen mit dem Verleger der Erfurter Zeitung, Buchdruckereibesitzer Cramer, nach welchem er gegen freie Wohnung und Bezug einer aus Staatsfonds gewährten Remuneration die Redaktion dieser Zeitung übernahm. Dies Verhältnis hat bis 1856 gedauert, wo es durch freiwillige Abkunft wieder aufgelöst wurde.

Da diese Beschäftigung aber Cassel nicht vollständig in Anspruch nahm, so widmete er den ihm übrig bleibenden Teil seiner Musse litterarischen Arbeiten, und es entstanden in dieser Zeit namentlich seine Sabbatlichen Erinnerungen, III. Sammlung, zu Erfurt 1852 und 1853, welche von der Kritik zwar ausnehmend gerühmt wurden, an welchen dieselbe aber auszusetzen fand, dass man im Dunkeln darüber bleibe, welcher Religion der Verfasser eigentlich angehöre, eine Folge davon, dass der Verfasser äusserlich noch der jüdischen Gemeinde angehörte, aber in seinem Herzen sich schon der christ-

lichen Kirche zuneigte. Die beiden ersten Lieferungen dieser Sammlung hatte Cassel auf seine Kosten drucken lassen und den Ertrag für milde Zwecke verwendet, den der dritten, in mehr als 5000 Exemplaren abgesetzten, aber lediglich dem Nationaldank gewidmet. In diese Zeit fallen auch einige seiner kleineren Gedichtsammlungen, die er aber sämtlich ohne seinen Namen, jedoch meist unter dem Pseudonym Paulus Silesius herausgab (des Pseudonyms Ibn Zebi bediente er sich erst in einer späteren Zeit zuweilen in seinen Schriften), und die grösstenteils nur in wenigen Exemplaren als Manuskript gedruckt, nicht in den Buchhandel gegeben und deshalb sehr selten sind. Es sind dies namentlich: Symbola Renati, eine Weihnachtserinnerung 1853. (Dritte Auflage. Berlin 1877.) — Von den Palmen bis Ostern. Acht geistliche Lieder, 1856 — Taschenbuch für preussische Soldaten zur Unterhaltung und Erinnerung, wovon mehr als 4000 Exemplare in der Armee verbreitet wurden, deren Ertrag zur Gründung einer Friedrich-Wilhelms-Stiftung verwendet ward. 1856. — Pfingsten. Sieben Lieder der Erinnerung. 1856. — Symbola zu Gott und aus Gott. Weimar 1856. — Mea Nola. Neue Strophen. Erfurt 1856. — Unter den Palmen. Fünf Lieder und Legenden. 1857. — Bis Pfingsten. Neun Lieder. Ibid. 1856. — Von den Bergen. Zur Erinnerung an Weihnachten. 1857. — Reminiscere. Aus dem Tagebuche des Dankes und der Bitte. Erfurt 1858. Auch einige andere Schriften in Prosa gehören dieser Periode an, so: Der Mittler (Mesites), ein exegetischer Versuch zu Galater III, 19 und 20, und: Vom ungerechten Haushalter. Ein exegetischer Beitrag. Erfurt 1853.

Da Cassel seiner Natur nach nicht unthätig bleiben konnte, so sah er sich, nachdem sein Verhältnis zur Erfurter Zeitung aufgehört hatte, nach anderweitiger Beschäftigung um. Unterhandlungen mit einer in Stettin erscheinenden Zeitung, wegen Übernahme der Redaktion derselben, die anfangs sich vielversprechend anliessen, kamen nicht zum Abschluss. In Erfurt gab es aber viele, die sich für ihn interessierten. So wurde namentlich für ihn, besonders auf Antrieb des damaligen Regierungsrats Graffunder, die Stelle eines zweiten Bibliothekars an der hiesigen königlichen Bibliothek gegründet; dieselbe konnte aber nur mit einem Gehalte von 50 Rthlr. jährlich do-

tiert werden, wovon kein Mensch auch bei der grössten Einschränkung leben kann. Noch geringer war die Besoldung als Sekretär bei unserer Akademie, welcher Posten ihm übertragen war, nachdem der Sanitätsrat Dr. Heydloff denselben, als unverträglich mit seinen sonstigen Geschäften, abgegeben hatte. Bei dem hiesigen königlichen Gymnasium trat Cassel zwar als Candidatus probandus ein; ein Einkommen warf dies aber nicht ab, auch wollte es ihm seiner ganzen äusseren Erscheinung nach nicht gelingen, sich bei seinen Zöglingen in Respekt zu setzen. Unter diesen Umständen musste er es als ein Glück ansehen, dass es ihm einige Male gelang, in Privatverhältnisse einzutreten, die ihn, wenn auch nicht ein stattliches Einkommen gewährten, doch mindestens vor Mangel sicherten. So war er eine Zeit lang im Hause des Regierungs-Präsidenten du Vignau, als Erzieher von dessen beiden Söhnen, und lebte sodann in ähnlichen Verhältnissen mit dem Sohne der Frau Hauptmann Gieseke, dem jungen Voigt aus Halle, dem Schwager des Staatsanwalts Adlung, zusammen. Ob sein Verhältnis zu der in Weimar lebenden Freundin Franz Liszts, der Fürstin Caroline Wittgenstein, ihm wesentliche pekuniäre Vorteile gebracht hat, ist mir nicht bekannt. Cassel erteilte der Tochter derselben, der Prinzessin Marie von Wittgenstein, Unterricht, und fuhr deshalb einige Tage in jeder Woche nach Weimar hinüber. Die Fahrkosten haben sicher einen erheblichen Teil des Honorars aufgezehrt, und es blieben vielleicht nur einige hübsch eingebundene Bücher als Andenken übrig, wie denn überhaupt die Sache mehr als ein Gefälligkeitsdienst, wie als Erwerbsangelegenheit behandelt worden ist.

Diese Dinge, sowie der Umstand, dass seine litterarische Thätigkeit auch nicht gerade lukrativ war, da er seine Schriften meist auf seine Kosten drucken liess, und die etwaigen Überschüsse für milde Zwecke verwendet wurden, waren nicht dazu angethan, Cassel auf einen grünen Zweig kommen zu lassen, und so entschloss er sich denn auf ein Abkommen mit der Londoner Gesellschaft für die Mission unter den Juden einzugehen und eine von dieser in Berlin gegründete Stelle anzunehmen. Cassel war nämlich inzwischen 1855 von dem Judentum zur christlichen Kirche übergetreten, wobei er seinen bisherigen Vornamen Selig mit dem Paulus Stephanus ver-

tauscht hatte. Den Unterricht, der ihn hierzu vorbereitete, hatte der damalige Direktor des hiesigen Schullehrer-Seminars, Rothmaler, ihm erteilt. Der Taufakt erfolgte in der Büsslebener Dorfkirche in Gegenwart einiger weniger Freunde, zu denen selbstverständlich auch ich gehört habe. Denn ich war im Laufe der Zeit in ein sehr inniges Verhältnis zu ihm getreten, was sehr dadurch befördert war, dass er die Benutzung meiner Bibliothek bei seinen Studien nicht entbehren konnte, und unsere Beziehungen sind auch stets die freundschaftlichsten geblieben, und Cassel hat sogar die Absicht gehabt, nach meinem Tode mein Biograph zu werden; denn dass ich, der ich so viel älter war als er, ihn überleben würde, haben wir beide nicht geahnt.

Mit manchen seiner übrigen damaligen Freunde ist es Cassel nicht so gut gegangen wie mit mir. Es fehlte ihm nämlich die Fähigkeit, sich zu rechter Zeit zu fügen und zu biegen, vielmehr blieb er in der Regel mit eiserner Festigkeit bei der einmal gefassten Ansicht, wodurch er hin und wieder Anstoss erregte. Manche wollten auch behaupten, dass die ungemeine Bescheidenheit, welche ihn bei seinem Eintreffen in Erfurt charakterisierte, als er dies verliess, nicht mehr wahrnehmbar gewesen sei. Meines Erachtens trifft dies nicht zu, aber selbst wenn es der Fall gewesen wäre, so würde dies sehr erklärlich sein. Er hatte vorher nie Gelegenheit gehabt, sich auf dem Parkett der höheren Gesellschaft zu bewegen. Hier wurde er schnell in diese hineingezogen, wo ihn offene Arme empfingen. Es gehörte eine zeitlang bei den hiesigen Damen aus der ersten Gesellschaft zum guten Ton für ihn zu schwärmen. Man stellte ihn gewissermassen auf einen Altar und betete ihn wie ein Idol an; wenn ihm da der Kopf etwas schwirblich geworden wäre, so würde dies nur natürlich gewesen sein. Was ihm manche Gegner zuzog, war gerade ein achtungswerter Zug seines Charakters, der Umstand, dass er keinen Anstand nahm, die Schwächen und die Eitelkeit anderer unumwunden als solche zu bezeichnen. So erregte er unter anderen in hohem Masse den Zorn einer seiner vornehmsten Gönnerinnen, der Frau Präsidentin du Vignau, weil er ihr, als sie sich weigerte, an einem Spaziergange, den er während des Ferienaufenthalts in Friedrichroda mit seinen

Zöglingen unternehmen wollte, teilzunehmen, Mangel an moralischer Kraft vorwarf.

Cassel hat während dieser Zeit eine Schrift unter dem Titel Irene, eine sprachlich-exegetische Skizze, Erfurt 1855, verfasst, die in Form eines Gesprächs, bei welchem er unter verstelltem Namen sich selbst, einige Bekannte, unter deren einem ich gemeint sein soll, insbesondere aber die jungen Damen, unter denen er sich zu bewegen pflegte, redend einführte, die ein ziemlich getreues Abbild von der Art seines geselligen Verkehrs in der späteren Zeit seines hiesigen Aufenthalts darbietet.

Zu der geachteten Stellung, die Cassel in Erfurt einnahm, trug sicher der Umstand nicht wenig bei, dass ihm der Titel eines Königlichen Professors verliehen ward. Es war ihm peinlich gewesen, dass ihm von aller Welt der Titel Doktor gegeben ward, obwohl ihm solcher nicht zukam, da er nicht promoviert hatte, weil er zwar die dazu erforderlichen Kenntnisse, aber nicht die zum Doktorschmause nötigen Gelder besass. Erfolglos hatte er gegen jenen Titel remonstriert, man glaubte einen so bedeutenden Menschen nicht mit einem simplen: Herr Cassel, anreden zu dürfen. Hiergegen gab es nun kein anderes Mittel, als dass er durch die Verleihung des Doktortitels in die Lage käme, solchen mit Fug und Recht zu führen. Er wendete sich deshalb an mich, und ich ging auch auf seine Wünsche ein, obwohl ich mir sagen musste, dass solche nicht zu erfüllen wären. Es kam denn auch vom Herrn Minister der Bescheid: dass er nicht die kompetente Behörde sei, da der Doktortitel nur von den Universitäten auf Grund stattgefundener Promotion oder wegen erheblicher wissenschaftlicher Verdienste ehrenhalber verliehen werde. Der Herr Minister machte dabei selbst darauf aufmerksam, dass bei der Verleihung des Professortitels dergleichen Schwierigkeiten nicht obwalteten. Dieser Wink wurde denn befolgt, und so erhielt Cassel den Titel als Professor. Später (1874) ist ihm allerdings auch der eines Doktors zuteil geworden, aber eines Doktors der Theologie, den ihm die Universität Wien honoris causa wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft der Theologie verliehen hat.

Während der Zeit, dass er noch in Erfurt weilte, kam seine litterarische Thätigkeit vielfach unserer Akademie zu gute. So verfasste er, als dieselbe am 19. Juli 1854 die hundertjährige Feier ihrer Stiftung beging, die Denkschrift der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. Herausgegeben am Säkulartage ihrer Gründung. Erfurt 1854, und gab als Jahrbuch derselben heraus: Wissenschaftliche Berichte. Unter Mitwirkung von Mitgliedern der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. 3 Lieferungen. Erfurt 1853 fgg. Aus dem Jahre 1854 sind auch seine Schriften über Wissenschaft und Akademieen und über König Jerobeam.

Eben so eingehend beschäftigte er sich mit anderen die Stadt Erfurt betreffenden Gegenständen. Das beweisen namentlich seine Schriften: 1802—1852. Erfurter Erinnerungsalbum an den 21. und 22. August 1852. Erfurt 1852, welche von ihm bei der Feier der funfzigjährigen Vereinigung Erfurts mit dem preussischen Staate verfasst wurde. — Das alte Erfurter Rathaus und seine Bilder. Ein akademisches Programm mit Kupfern, Erfurt 1857, worin er den Nachweis führte: dass die bemalten Holztafeln, welche einst die Decken des grossen Rathaussaales geschmückt hatten und sich gegenwärtig in dem städtischen Museum im Herrenhause des grossen Hospitals befinden, Darstellungen zu dem berühmten mitteldeutschen Lehrgedichte Freidanks Bescheidenheit enthalten. — Erfurter Bilder und Bräuche. Ein akademisches Programm. Erfurt 1859. Als der Druck dieser Schrift erfolgte, war Cassel bereits nach Berlin übergesiedelt. In der von dort aus den 7. Januar 1859 datierten Vorrede bemerkt er, dass er im Abschiede von einer durch langen und schönen Aufenthalt ihm liebgewordenen Stadt diese Zeilen schreibe, und Erfurt es in bedeutungsvollen sieben Jahren, die er dort zugebracht, wohl um ihn verdient habe, dass er die letzte Zeit seines Aufenthalts und sein letztes Programm als Sekretär der Akademie einem Rückblick in dessen Vergangenheit gewidmet habe. Gegenstand dieser Schrift bildet eine systematische Zusammenstellung und Erklärung der Hausbilder, welche ursprünglich jedes Gebäude in Erfurt geziert haben, von denen aber nur wenige bis auf diesen Tag gelangt sind. — Zu den auf Erfurt sich beziehenden Schriften gehört ferner: Erfurt und die Zäunemannin (d. i. die kaiser-

liche gekrönte Poetin Sidonie Hedwig Zäunemann). Hannover 1857; auch kann man die: Thüringische Ortsnamen. 1. und 2. Abhandlung. Erfurt 1856—1858, hierher rechnen, die einen lange vernachlässigten Zweig der thüringischen Heimatskunde wieder auf die Tagesordnung gerufen haben. Einem entlegeneren wissenschaftlichen Gebiete gehören die gleichfalls in diese Zeit fallenden: Eddischen Studien. Weimar 1856, von denen aber nur diese eine Abteilung, die Untersuchungen über Fiölniensmal enthaltend, erschienen ist, die jedoch dem Verfasser die Ehre einer Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. eingetragen hat, sowie die 1857 erschienene Schrift: Die Engländer in Delhi, und die ursprünglich in dem Weimarschen Jahrbuche für 1854 abgedruckte Arbeit: Zum armen Heinrich Hartmanns von Aue.

In den ersten Tagen des Januar 1859 gab Cassel den Aufenthalt in Erfurt auf und siedelte infolge des mit der Londoner Gesellschaft für die Mission unter den Juden getroffenen Abkommens nach Berlin über.

Die vorstehenden Mitteilungen beruhen meist auf eigener Wahrnehmung oder Erfahrung, die folgenden können dagegen den Anspruch auf Authenticität nicht erheben. Wir haben uns zwar gelegentlich besucht, auch in brieflichem Verkehr gestanden, aber nie wieder in einem Orte gelebt. Doch fehlt es für die, welchen das hier Gebotene nicht genügen sollte, nicht an einer ausführlicheren Darstellung von Cassels Leben, da das 15. Heft des II. Bandes der Sammlung: Deutsche Schriftsteller, dessen Biographie und Bildnis enthält.

In Berlin wirkte er zunächst, wenn auch in gottesdienstlichen Versammlungen, doch nur als Missionar; es beschloss jedoch die Gesellschaft, in deren Diensten er stand, eine besondere Kirche für ihn zu erbauen. Dies geschah durch die in der Königgrätzer-Strasse belegene Christuskirche, an der er, nachdem er die theologischen Prüfungen abgelegt, seit dem 15. Januar 1868 als Prediger wirkte. Mit der Kirche verband Cassel eine sehr besuchte Sonntagsschule nach englischem Vorbilde, sowie einen Missions-Frauen- und Jungfrauen-Verein, auch ein Kinderheim. Am bekanntesten machte er sich jedoch durch die von ihm vor einem grösseren gemischten Publikum in jedem Winter gehaltenen Vorträge aus den ver-

schiedensten Gebieten der Wissenschaft, zu denen der Zutritt unentgeltlich war, und nur die, welche einen festen Platz beanspruchten, etwas zu entrichten hatten. Dergleichen Vorträge sind von ihm auch an anderen Orten gehalten, wohin Einladungen an ihn ergangen waren. Sie waren sehr besucht, fanden viel Beifall, und Cassel ist durch dieselben eine sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit geworden. Wenn man hierbei wieder behauptet hat: Disposition, sowie rhetorische Feile und Abrundung hätten sich vermissen lassen, so erklärt sich dies durch ihre Beschaffenheit. Cassel sprach vollständig frei, da drängten sich ihm denn beständig während des Sprechens neue Gedanken auf, die ihn zu immer neuen Abschweifungen verleiteten.

Er hatte sich am 28. Mai 1860 mit der am 6. November 1834 geborenen jüngsten Tochter des wohlhabenden Besitzers einer Pianoforte-Manufaktur zu Berlin, Schulz, Anna Bertha, vermählt, einer eben so liebenswürdigen, als trefflichen und frommen Frau, die schon durch ihre in der Herrnhuterkolonie Gnadau stattgefundene Erziehung auf eine ernste Richtung angelegt war. Sie passte vortrefflich zu ihm und hat ihn, obwohl die Ehe kinderlos blieb, sehr glücklich gemacht. Aber leider dauerte der Bund nicht lange. Bereits 1864, während Cassel sich in Elberfeld befand, wohin er zur Haltung eines Vortrags berufen war, fing Anna an zu kränkeln, und obwohl die damalige Krankheit überwunden ward, blieb doch eine unheilbare Schwäche zurück, die es ihr unmöglich machte, einem neuen Krankheitsanfall im August 1871 zu widerstehen, und der am 28. dieses Monats ihr Hinscheiden herbeiführte. Cassel hat selbst seiner Gemahlin ein Denkmal gesetzt in einer Schrift: Aus einem Stillleben. Erinnerungen an meine Frau Anna, mitgeteilt für Freunde. Als Manuskript gedruckt. Erst in den letzten Jahren seines Lebens hat Cassel jener seiner ersten Frau eine Nachfolgerin in einer jungen Dame gegeben, welche als Lehrerin an seiner Anstalt sich bewährt hatte, und eine treue Lebensgefährtin, Begleiterin auf seinen Reisen und treffliche Pflegerin in den letzten Tagen seines Lebens ihm gewesen ist.

In Berlin wurde er in den Strudel der Politik hineingerissen, indem er von dem Wahlbezirk Teltow-Beeskow-

Storkow 1866 in das Abgeordnetenhaus gewählt ward, dem er als Mitglied der konservativen Partei 1866 und 1867 angehörte. Er war zwar bereits in Erfurt ein eifriges Mitglied des patriotischen Vereins gewesen, hatte auch die Adresse entworfen, welche dieser Verein dem Könige Friedrich Wilhelm IV. bei dessen Anwesenheit in Erfurt überreichte; indessen waren Politik und Parlamentarismus nicht das Feld, auf dem er sich wohl und heimisch fühlte, und so sind denn auch seine Leistungen in diesem Fache, obwohl er mehrfach mit Beifall gesprochen, nicht hervorragend gewesen, und er ist auch später nicht mehr als Politiker hervorgetreten, wenn er auch gelegentlich in Broschüren an der Erörterung von Tagesfragen sich beteiligt hat, wie er z. B. die Antisemiten mehrfach, zuerst in der kleinen Schrift: Wider Heinrich von Treitschke, 1880 scharf bekämpfte.

Cassel fand vielmehr das Hauptfeld seiner Thätigkeit in der, welche er als Prediger entwickelte. Doch blieb ihm auch hier mancher Kampf und manche trübe Erfahrung nicht erspart. Die Kirche, an welcher er als Prediger angestellt war, die Christuskirche, war nämlich eigentlich nur eine Kapelle ohne Parochialrechte; denn solche hatte die Londoner Missionsgesellschaft ihr nicht übertragen können, da sie selbst dergleichen nicht besass. Es war nun aber sehr erklärlich, dass die regelmässigen Besucher seiner Predigten, und deren gab es eine grosse Anzahl, sich auch, wenn sie geistlicher Amtshandlungen bedurften, deshalb an ihn wendeten. Obenein war die Kirche, welche in der Gegend, wo die Christuskirche lag, Parochialrechte besass, die ziemlich entfernte Dreifaltigkeitskirche, deren Parochie ohnehin eine so grosse Anzahl von Eingepfarrten zählte, dass die an ihr angestellten Geistlichen die ihnen obliegenden Geschäfte kaum bewältigen konnten. Es war daher sehr natürlich, dass Cassel die regelmässigen Besucher seiner Kirche, wenn sie sich wegen Amtshandlungen an ihn wendeten, nicht immer zurückwies; so kam er denn zuweilen in Konflikte mit dem Geistlichen der Dreifaltigkeitskirche, die sich wiederholten und lange hinzogen, endlich zu erregten Verhandlungen vor den höheren geistlichen Instanzen Anlass gegeben haben. Schliesslich kam er auch mit seiner Auftraggeberin, der Londoner Missionsgesellschaft, der er den

Vorwurf machen zu können glaubte, dass sie sich seiner nicht energisch genug annähme, in Differenzen, die endlich zu einem Aufhören des bisherigen Verhältnisses und einem gänzlichen Schliessen der Christuskirche für den Gottesdienst führten, angeblich, weil dieselbe nur einen Eingang besass, dies polizeiwidrig sei, die Missionsgesellschaft aber die nötigen baulichen Abänderungen nicht vornehmen wollte. Cassel musste in Folge dessen seine bisherige Wohnung neben der Kirche räumen und bezog eine von ihm erworbene Villa in der Sponholzstrasse des auf der Feldmark des Dorfes Wilmersdorf entstandenen Berliner Vorortes Friedenau, wo er denn in fast ländlicher Stille die letzten Jahre seines Lebens zugebracht und nur seinen Studien gelebt hat. Seine Musse wurde nur durch die in jedem Winter in Berlin, sowie an manchen anderen Orten gehaltenen öffentlichen Vorträge unterbrochen. Auch nach Erfurt haben ihn diese Reisen einige male geführt, und er hat seine hiesige Anwesenheit zu dergleichen Vorträgen in unserer Akademie und in dem Vereine für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, der ihn zu seinem korrespondirenden Mitgliede ernannt hatte, benutzt. Einer der letzten aller seiner derartigen Vorträge — der allerletzte ist von ihm am 13. Dezember v. J., also nur 10 Tage vor seinem Tode, gehalten — ist denn auch der gewesen, welchen er über Shakespeares Kaufmann von Venedig am 24. August v. J. in unserer Mitte gehalten hat, bei welcher Gelegenheit zugleich ein Abkommen getroffen wurde, wonach aus den Mitteln der Akademie ihm eine Beihülfe zu den Druckkosten einer Sammlung seiner kleineren Schriften gewährt werden sollte. Dasselbe gelangte denn auch zur Ausführung, und es ist der erste Teil dieser Sammlung als XVIII. Heft der Neuen Jahrbücher der Akademie bereits in Ihre Hände gelangt.

Bald nach seiner Rückkehr nach Friedenau wurde Cassel von einem Karbunkelgeschwüre befallen, das ihm zwar grosse Schmerzen verursachte, aber durchaus nicht gefährlich schien, und von welchem er, wie er mir brieflich mitteilte, sehr bald wieder hergestellt zu sein hoffte. Aber es kam anders. Die Eiterung des Geschwürs verursachte eine Blutvergiftung, welcher Cassel am 23. Dezember v. J. morgens 1½ Uhr erlag. Sein Privatsekretär Kienast bemerkt in der Todesanzeige, die

er mir zugehen liess: sanft wie sein Leben, und friedvoll, wie sein Streben, war sein Tod. —

Seine Beerdigung erfolgte unter sehr zahlreicher Teilnahme am 27. Dezember nachmittags 2 Uhr von der Christuskirche, der Stätte seines langjährigen Wirkens, aus, auf dem Jerusalemer Kirchhofe. Einige seiner Freunde sind zusammen getreten, um die Mittel zu beschaffen, ihm dort ein würdiges Denkmal zu errichten. Ob die in einem Nachrufe ausgesprochene Vermutung: der Umstand, dass es ihm seit der Einziehung der Christuskirche an einem ihm gebührenden Wirkungskreise gefehlt, habe auf seinen schon zuvor nicht günstigen Gesundheitszustand schwächend gewirkt, zutreffend ist, mag dahingestellt bleiben.

Cassel war ein Mann von ungewöhnlicher wissenschaftlicher Durchbildung, ausgebreiteter und in seltenem Grade vielseitiger Gelehrsamkeit, von hervorragender Begabung für die freie Rede, von promptem Witze und poetischer Anlage. Alle seine zahlreichen Schriften zeugen von eingehenden Studien auf fast sämtlichen Gebieten des menschlichen Wissens und einer ausserordentlichen Belesenheit, die ihn freilich zuweilen verleitet hat, in Gebiete abzuschweifen, die mit dem eigentlich vorliegenden Gegenstande nicht in unmittelbarer Verbindung standen. In seinen theologischen Arbeiten ist es ihm sehr zu statten gekommen, dass er in der älteren jüdischen Litteratur in einer Weise heimisch war, wie es bei christlichen Theologen nur sehr selten der Fall ist. Cassels Hauptverdienst besteht überhaupt in dem, was er als Schriftsteller geleistet. Die von ihm erschienenen Bücher und Broschüren sind in der That Legion. Viele derselben habe ich bereits in diesem Vortrage erwähnt, andere sollen hier folgen; ich mache aber keinen Anspruch darauf, dass das Verzeichnis ganz vollständig sei. In einem Aufsatz von Dr. Friedrich Kirchner wird die Zahl seiner Schriften auf 42 angegeben, doch reicht dies wohl kaum. Cassel selbst befand sich keineswegs im Besitz aller seiner Schriften, und er ist mehrfach genötigt gewesen, wenn er eine derselben, z. B. um einen Wiederabdruck zu besorgen, bedurfte, sich an mich zu wenden und sie sich von mir verabfolgen zu lassen.

Die von ihm bearbeiteten Wissenszweige waren besonders: Theologie und Erbauung, Geschichte und Politik, Poesie, Litteraturwissenschaft und Sagenkunde.

In die erste Kategorie gehört vor allem die von ihm nicht nur herausgegebene, sondern auch ganz allein verfasste Zeitschrift: Sunem. Ein berlinisches Wochenblatt für christliches Leben und Wissen. Es sind davon 16 vollständige Jahrgänge (1875—1890), jeder in 52 allwöchentlichen Nummern, deren jede mit einem religiösen Gedichte anhebt, erschienen. Die Zeitschrift ging sodann ein; es kam zwar im Oktober 1892 noch der Anfang eines 17. Jahrganges heraus, von diesem sind aber nicht mehr als 4 Nummern erschienen. Eine Beilage führte den Titel: Die Rose von Jesse. Im Sunem sind sehr viele Arbeiten Cassels zuerst erschienen, die nachher von ihm wieder in andere Sammlungen aufgenommen sind. Vorausgegangen dieser Wochenschrift war: Sunem. Ein Archiv alttestamentlicher Schriftauslegung und evangelischer Forschungen. I. und II. Band. Berlin 1869, auch unter den besonderen Titeln: I. Azeroth-Pfingsten. II. Mesopotamien. Israel der Ringer.

Andere Schriften Cassels aus dem Gebiete der Theologie sind: Für ernste Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen. Berlin 1870. — Geboren von der Jungfrau Maria. 95 Thesen zum Reformationsfeste. Steglitz 1892. — Arbu Rensos. Ein Sendschreiben an den Bischof Dr. Korum über den heiligen Rock zu Trier. Berl. 1891. — 988. Eine Erinnerung an das neunhundertjährige Jubiläum der Russischen Kirche. Mit einer Publikation und Erklärung des Briefes von Joh. Severus an den Grossfürsten Wladimir. Ein kirchengeschichtliches Blatt. Berlin 1888. — Weihnachten. Ursprünge, Bräuche, Aberglauben. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und des deutschen Volkes. Berlin 1866. — Altchristlicher Festkalender nach Ursprüngen und Bräuchen erklärt. Berlin 1869. — Über Renans Leben Jesu. Ein Bericht. Berlin 1864. — Die Erfüllung. Ein Wort für christliche Wahrheit. Ibid. 1868. — Das Buch Esther. Ein Beitrag zur Geschichte des Morgenlandes. Aus dem Hebräischen übersetzt. Historisch und theologisch erläutert. Berlin 1878. — Die Bücher der Richter und Ruth. Theologisch u. s. w. bearbeitet. Bielefeld 1865. — Das Evangelium des Sohnes Zebedäi. Berlin 1870. — Vom Weg nach Damaskus. Gotha 1872.

— Aus guten Stunden. Ibid. 1874. — Hermageddon. Apokalyptische Erläuterung des tausendjährigen Reichs. 1890. — Löwenkämpfe von Nemea bis Golgatha. Ibid. 1878. — Vom Grab und Scheiterhaufen. Reformation und Revolution. 1891. — Die Hochzeit von Kana. Berlin 1883. — Über den goldenen Thron Salomonis. Berlin 1867. — Briefe über die Probebibel. 1885. — Ist und Ich. Zur Probebibel Nr. III. — Vom bedenklichen Glauben. Eine sprachlich-exegetische Abhandlung. Berlin 1891 (Probebibel Nr. IV).

Schriften, welche historische und politische Gegenstände behandeln, sind: Deutsche Reden. Aus Anlass des deutsch-französischen Krieges gehalten. Berlin 1871. 2 Bände. — Kaiser- und Königsthrone in Geschichte, Symbolik und Sage. Berlin 1874. — Philippus, der Kaiser. Eine Apologie. 1888. — Der Chazarische Königshof aus dem 10. Jahrhundert. Berlin 1876. — Vom Nil zum Ganges. Ibid. 1880. — Litteratur und Geschichte. 2. Auflage. 1885. — Heidelberg und sein Name. 1886. — Berlin, sein Name und sein Beruf. Berlin (1874). — Drachenkämpfe. I. Archäologisch-mythologische Auslegungen. Berlin 1868. — 2. Auflage. Ibid. 1878. — Zoroaster. 1885. — Geschichte König Friedrich Wilhelm II. Gotha 1880. — Der Elefantenorden. 1888.

In das Gebiet der Litteraturwissenschaft, Symbolik, Sagenkunde und Poesie gehören nachstehende Schriften: Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung. Berlin 1869, auch mit dem Titel: Hierozoicon. Die Tierwelt in heiliger Schrift. Dritte Auflage. Ibid. 1877. — Die Schwalbe und ihre Heimkehr. Berlin 1866. — Iron und Isolde, ein altdeutsches Sagenbild, und der Bär von Berlin. Berlin 1881. — Die Symbolik des Ringes, zumal des Trauringes. Friedenau. Selbstverlag des Verfassers. 1892. — Mischle Sindbad. Secundus Syntipas. Edirt, emendirt und erklärt. Einleitung und Deutung des Buchs der sieben weisen Meister. 2. Auflage. Guben 1890. — Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Professor Bunge in Christiania. Ibid. eodem. — Liederbüchlein für die biblischen Verträge. I. Berlin 1859. — Gottfried. Aus dem Leben eines Sonntagsschülers. Berlin 1868. — Vom Frieden. Zwei Reden. Angehängt ist eine etymologische Untersuchung. Berlin 1871. — Frohe Botschaft. Neun Lieder. Mit einer Illustration. Zu Weihnachten 1888. —

Die Symbolik des Blutes. Berlin 1882. — Aus Litteratur und Symbolik. Leipzig 1884. — Fredegunde. Neue Auflage 1873. — Rose und Nachtigal. Berlin 1860. — Ahasverus. 1884. — Japanische Sagen. Berlin 1885. — Der grüne Papagei. 2. Auflage. 1888. — Veltro. Dantische Studie. — Adelheide. Sieben Vorträge über die sociale Frage. 1889. — Vom andern Aristoteles. 1891. — Kitim Cholim. 1887. — Hierzu tritt noch die 17 kleinere Schriften, das Leben des Menschen, die Geschichte und Symbolik betreffend, enthaltene Sammlung, die neuerdings mit unserer Unterstützung erschienen ist.

Es ist eine stattliche Anzahl von Werken, deren Titel ich Ihnen hier vorgeführt habe, so bedeutend, dass es schwer zu begreifen ist, dass ein Einzelner in der kurzen Spanne eines Menschenlebens sie zu vollenden vermocht, da es sich doch meist nicht um blosse Schöpfungen der Einbildungskraft handelt, die ein mit Talent Begabter so zu sagen aus dem Ärmel schütteln kann, sondern um Erzeugnisse einer gediegenen Gelehrsamkeit, die ein eingehendes und zeitkostendes Studium voraussetzen und eisernen Fleiss erfordern. Unter jenen Arbeiten befinden sich allerdings manche, die nur der Augenblick geboren, und denen nur das Leben einer Ephemere beschieden sein dürfte, aber es sind auch nicht wenige darunter, namentlich auf den Gebieten der Theologie, der Symbolik und Sagenkunde, die einen unzweifelhaften wissenschaftlichen Wert besitzen und die den Namen unseres bisherigen Genossen auch noch bei kommenden Geschlechtern zu einem gefeierten machen werden.

Die

Entstehung und das Wesen

der

griechisch-morgenländischen Kirche.

Vortrag

gehalten

am 19. November 1892 in einer öffentlichen Sitzung
der Königlichen Akademie

von

Lic. Dr. Schwarzlose.

Hochansehnliche Versammlung!

Dem bekannten Worte vom „Zuge nach dem Westen“ sind wir genötigt eine grosse Berechtigung beizumessen. Sind doch wirklich unsere, d. h. der Abendländer Blicke mehr dem Westen als dem Osten zugekehrt, eine Thatsache, die auch nicht dadurch widerlegt wird, dass uns mancherlei Beziehungen des Handels und der Politik mit den Ländern im Aufgang verknüpfen. Denn diese beiden Beziehungen sind letztlich doch mehr aus Notwendigkeit vorhanden, sie entspringen mehr unserem Triebe nach Selbsterhaltung als unserem innersten Wesen. Dieses steht den Verhältnissen des Ostens ziemlich kühl gegenüber. Eigentlich sind es immer nur Reisende, Gelehrte oder Politiker gewesen, die sich aus wahrem sachlichen Interesse das Studium jener Gegenden und ihrer Sitten angelegen sein liessen. Die meisten von denen, welche sonst mit vollem Rechte als Gebildete bezeichnet werden, haben wohl selten oder kaum einmal Gelegenheit genommen, sich ernstlicher mit den im Osten geltenden Sitten und Anschauungen zu befassen. Um das Richtige dieser Behauptung zu erhärten, brauche ich beispielsweise nur die Frage hinzuwerfen: Was wissen wir im Durchschnitt von Russland? Die wenigsten von uns werden über dasselbe genauer unterrichtet sein oder auch nur das lebhafte Bedürfnis nach einer solchen genaueren Orientierung jemals verspürt haben. Ebenso ist es mit Griechenland und Kleinasien. Letztere kennen wir hauptsächlich als Pflanzstätten der antiken Bildung, wir bringen ihnen im Grunde nur ein historisches Interesse entgegen, und von allen, die heute ihre Schritte dorthin lenken, suchen die meisten auch heute dort nicht die Gegenwart, sondern was übrig geblieben ist aus einer glanzvollen Vergangenheit. Aus dieser geringen Teilnahme für die Lebensäusserungen des Ostens erklärt es sich

leicht, dass in unserer Bildung das Wissen um die dortigen Verhältnisse eine so geringe Rolle spielt, dass wir so selten etwas davon wahrgenommen haben, wie man auch dort drüben Gedanken hat. Freilich muss man, um gerecht zu sein, zugeben, dass in diesem Zustande in neuester Zeit eine kleine Wandlung eingetreten ist; zum Beweise dafür darf angeführt werden, dass augenblicklich auch russische Schriftsteller bei uns gelesen und geschätzt werden.

Es ist nur eine Folge unseres Verhaltens gegen das gesamte geistige Leben des Ostens, dass es bei uns so gut wie Gewohnheit ist, die griechisch-morgenländische Kirche gänzlich zu ignorieren. Und zwar liegt der Grund dafür, dass das grosse Publikum die morgenländischen Christen völlig ausser Beachtung stellt, zum teil mit darin, dass es die Theologie lange Zeit hindurch nicht viel besser gemacht hat. Erst in neuerer Zeit hat man in der theologischen Litteratur und auf unseren Hochschulen wieder damit begonnen, die in der griechischen Kirche vorliegende Ausprägung des Christentums eingehender in den Kreis der wissenschaftlichen Betrachtung hineinzuziehen. Jedoch trifft die Schuld, dass so lange keine nennenswerten Beziehungen zwischen abend- und morgenländischen Christen stattgefunden haben, nicht einzig die abendländische Kirche, vielmehr hat auch die morgenländische in ihrer starren Abgeschlossenheit nie darnach getrachtet, mit den Christen ausserhalb ihrer Grenzen Gedankenaustausch zu pflegen. Allerdings ist auch hier in der letzten Zeit eine leise Besserung zu verspüren; hat es sich doch in den letzten Jahren verschiedentlich ereignet, dass man drüben die Resultate unserer Forschungen beachtet und eigene Arbeiten an dieselben angeknüpft hat. Ob jedoch infolge dessen in absehbarer Zeit ein regerer geistiger Verkehr eintreten könnte, ist schwer zu entscheiden, mir erscheint es sehr zweifelhaft.

Jedenfalls verdient aber eine christliche Konfession, die sich von den abessinischen Alpen bis zum nördlichen Eismeer ausdehnt und nahezu 100 Millionen Glieder zählt, nicht allein die Beachtung der Gelehrten und insonderheit der Theologen, sondern aller Christen, wenigstens aller Gebildeten. Und aus diesem Grunde habe ich es nicht für unangebracht gehalten, Ihnen heute in kurzen Zügen von der Entstehung und dem

Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche ein Bild zu entwerfen, d. h. ich will versuchen darzustellen:

1. wie es gekommen ist, dass sich die grosse morgenländische Kirchenhälfte von der abendländischen losgelöst und als selbständige Konfession konstituiert hat, und
2. welches denn ihr besonderer, von den anderen christlichen Konfessionen unterschiedener Charakter ist.

Als den ersten Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Aufmerksamkeit habe ich die Entstehung der griechisch-morgenländischen Kirche bezeichnet. Wie ich schon angedeutet habe, ist das Wort „Entstehung“ nicht so zu fassen, als ob die morgenländische Christenheit einen von der übrigen verschiedenen Ursprung aufzuweisen hätte, sondern lediglich als eine Darlegung der geschichtlichen Verhältnisse, welche die allmähliche Absonderung der morgenländischen Kirchenhälfte mit Notwendigkeit herbeiführten. Bekanntlich wurde die Trennung im 11. Jahrhundert perfekt. Ihre Motive liegen aber bedeutend zurück; sie wurzeln schon in der Geschichte der alten Kirche, weshalb wir es nicht umgehen können, von dieser unsere Betrachtung ausgehen zu lassen.

Bekanntlich trat das Christentum in die Weltgeschichte ein, als die Römer den Erdkreis, so weit er bekannt war, beherrschten. Innerhalb des römischen Weltreichs breitete es sich mit staunenswerter Schnelligkeit aus; allenthalben um das Mittelmeer herum entstanden christliche Gemeinden, die zunächst nicht durch eine feste Organisation, sondern einzig durch denselben Glauben und dieselbe brüderliche Liebe miteinander verbunden waren. Eine Organisation entstand allmählich dadurch, dass sich die verstreuten Gemeinden enger an die Gemeinden anschlossen, welche entweder als Apostelgründungen oder als Gemeinden von Hauptstädten ein erhöhtes Ansehen genossen. Es waren dies vor allem die Gemeinden in Jerusalem, Alexandria, Antiochia, Ephesus und Rom, deren Bischöfe bald unter dem Titel „Metropoliten“ zu weittragender Autorität gelangten. Von Anfang an nahm der römische Bischof eine besonders günstige Stellung ein; einmal sass er in der Hauptstadt der Welt, und sodann war die römische Ge-

meinde im Abendlande die einzige, die sich des direkten Zusammenhanges mit den Aposteln rühmen konnte, ein Vorzug, auf welchen in der alten Kirche der höchste Wert gelegt wurde. So kam es denn, dass der römische Bischof nach und nach der einzige kirchliche Gebieter im Abendlande wurde. Dieser Entwickelung der Dinge kam der Umstand noch besonders fördernd entgegen, dass der römische Kaiser — es war Konstantin der Grosse — im Jahre 330 seine Residenz nach dem Osten, nach Byzanz, verlegte, welches seitdem den Namen Konstantinopel führt. Es blieb also der Bischof in Rom ohne jegliche konkurrierende Autorität zurück. Freilich dankt der römische Stuhl sein Ansehen nicht einzig und allein der Gunst der Verhältnisse; es darf nicht verschwiegen werden, dass die römischen Bischöfe der ersten Jahrhunderte mit wenigen Ausnahmen hervorragend tüchtige Männer gewesen sind, die es wirklich verstanden, sich Achtung, Vertrauen und Herrschergewalt zu verdienen.

Die eben erwähnte Gründung Konstantinopels war aber nicht allein für den römischen Bischof, sondern für die Entwickelung des gesamten Kirchenwesens von der einschneidendsten Bedeutung. Denn durch sie wurde der Anfang gemacht zur Auflösung der engen Verbindung zwischen Orient und Occident, die einst durch Alexander den Grossen angebahnt und das verdienstvollste Werk seiner Herrschaft war. Die bei uns traditionsmässig sich fortpflanzende einseitig kriegerische Geschichtsbetrachtung, die nur überall da Beachtenswertes in der Entwickelung der Menschheit erblickt, wo Blut geflossen ist, möchte uns so gern glauben machen, er sei einzig und allein in der Geschichte als grosser Mann zu erwähnen, weil er ein paar Schlachten gewonnen hat; meines Erachtens ist er jedoch weit mehr deshalb der Grosse zu nennen, weil er die Schleusen des Orients und Occidents aufzog und so einen segensreichen Austausch der geistigen und materiellen Erzeugnisse beider Ländergebiete herbeiführte. Diesem engen Austausch zwischen dem Osten und Westen, der durch die Weltherrschaft der Römer noch gesteigert worden war, musste die neubegründete Residenz notwendiger Weise entgegenwirken, denn sie gab dem Osten einen besonderen Mittelpunkt und lockerte folgerichtig seine engen Beziehungen mit dem Abend-

land und Rom. Hat Konstantin sich unstreitig durch seine eifrige Beschirmung des Christentums, welches er zur Staatsreligion erhob, ein grosses Verdienst erworben, so ist doch andererseits gerade in ihm eine Hauptveranlassung für die spätere Trennung der Kirche in eine östliche und westliche Hälfte zu suchen. Allerdings lag dieselbe durchaus nicht in seiner Absicht. Denn der Gesichtspunkt, der ihn in staatlicher wie in kirchlicher Politik leitete, war der Einheitsgedanke. Derselbe hatte ihn auch bei der Begünstigung des Christentums mitbestimmt. Denn neben dem aufrichtigsten Respekt vor dem Werte des Christentums hatte ihn die Absicht, der Reichseinheit durch eine allgemein anerkannte Religion eine neue Stütze zu geben, vornehmlich dazu bewogen, die neue Religion in seinem Reiche als Staatsreligion zu legitimieren. Der Erfolg seiner Bestrebungen wurde freilich ein gegenteiliger und zwar wesentlich durch die Gründung der östlichen Residenz. Ein halbes Jahrhundert später — im Jahre 395 — fiel das gewaltige Römerreich nach des grossen Theodosius Tode in zwei Hälften auseinander, von denen die östliche Konstantinopel als Hauptstadt erhielt. Diese politische Trennung hat die spätere kirchliche nicht zum wenigsten vorbereitet. — Freilich wäre dieselbe nicht möglich gewesen ohne einen anderen wichtigen Umstand, dessen wir nunmehr zu gedenken haben. Die neue Residenz erhielt nämlich auch ihren eigenen Bischof. Dieser erlangte mit Eilgeschwindigkeit im Osten eine führende Stellung und zwar teils durch die Gunst der Kaiser, die ihren Hofbischof mit allen möglichen Rechten und Vorrechten ausstatteten, teils durch die orientalischen Bischöfe, die diesen Amtsgenossen in der Residenz mit leicht begreiflicher Ehrerbietung behandelten und ihm freiwillig eine bevorzugte Stellung einräumten. Beide Umstände führten dazu, dass der konstantinopolitanische Bischof bald denselben Rang einnahm, wie die Patriarchen der alten christlichen Metropolen Ephesus, Antiochia, Jerusalem und Alexandria. Ja, die ersten drei verdunkelte er gar bald mit seinem Ansehen; Alexandria hat sich nicht immer dem Machtwort des byzantinischen Kirchenfürsten gefügt. Als Pflanzstätte der christlichen Bildung und Hauptort der hochbedeutenden ägyptischen Kirche besass es die Machtmittel, seine Selbständigkeit zu wahren. Ja, es ist, wie ich beiläufig bemerken will, nicht

ausgeschlossen, dass das politisch und theologisch so hervorragende Alexandria dauernd eine herrschende Stellung behauptet und womöglich überhaupt die herrschende Stellung in der Kirche erlangt hätte, wenn es nicht später preisgegeben und dem kriegerischen Ansturme der islamitischen Türken unterlegen wäre. Die Verhältnisse brachten es also mit sich, dass Konstantinopel das alleinige Centrum der östlichen Kirche wurde; galt der römische Bischof auch immerhin als der vornehmste Würdenträger der Kirche, so wurde ihm doch der konstantinopolitanische oder, wie er auch heisst, der neurömische im Range sehr nahe gerückt. Durch das Konzil von 387 wurde ihm der Platz nach dem Bischof von Alt-Rom angewiesen, durch das Konzil von Chalcedon im Jahre 451 erhielt er überhaupt die gleichen Ehrenrechte. Damit war der Grund zu einer beständigen Rivalität zwischen Altrom und Neurom, d. h. zwischen dem römischen und byzantinischen Patriarchen gelegt. Der römische Bischof, der sich dem byzantinischen gegenüber als auf etwas Besonderes auf die apostolische Gründung seines Bistums berief, wollte diesen nicht als gleichberechtigt anerkennen, während hingegen letzterer nicht einsah, weshalb er sich dem römischen unterordnen sollte. So kam zur politischen Trennung des Reiches die Rivalität der beiden Kirchenhäupter des Westens und Ostens hinzu. Dieselbe hat vom 5. bis 11. Jahrhundert die meisten Beziehungen der beiden Kirchenhälften beeinflusst und als nicht unwichtiger Faktor zum endlichen Bruche beigetragen. Allerdings darf die Eifersucht des römischen und byzantinischen Patriarchen in ihrer Bedeutung für die Entwickelung der Gesamtkirche auch nicht überschätzt werden. Weder sie noch die politische Teilung des alten römischen Reiches wäre imstande gewesen, die Kirche in eine abendländische und morgenländische Hälfte zu zerlegen und beide äusserlich zu entfremden, wenn sich dieselben nicht schon längst innerlich fremd geworden wären. Und diese innerliche Entfremdung, dieses allmähliche Ausprägen einer ganz verschiedenen geistigen und religiösen Anschauungsweise ist, richtig besehen, für den tiefsten und treibenden Grund der Kirchenspaltung zu erachten.

Durchlebte auch äusserlich die gesamte Kirche bis zum Jahre 451 und zum teil noch weiterhin dieselbe dogmatische

Entwickelung, so lässt sich doch konstatieren, dass das Morgenland das Christentum nach und nach ganz anders auffasste als das Abendland und zwar oft unter Anerkennung derselben Formeln. Es liegt mir fern, mich bei dieser Auseinandersetzung in theologische Details zu verlieren; jedoch erheischt es hier unser Gegenstand, zum Verständnis einige allgemeinere theologische Gesichtspunkte anzuführen. So muss z. B. berücksichtigt werden, dass bei der zunehmenden politischen Trennung alte nationale Geistesrichtungen sich wieder in den Vordergrund drängten und auf das theologische und religiöse Denken Einfluss gewannen. Der ursprünglich griechische Teil des römischen Weltreichs, d. h. der Osten, war mehr philosophisch, mehr spekulativ angelegt, der Westen mehr praktisch. Und so kam es dann, dass die morgenländische Theologie bald einen innigen Bund einging mit der hellenischen Philosophie. Mit Hülfe derselben wollte sie das Geheimnis der Person Christi, die sie vornehmlich in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen rückte, und sein Verhältnis zu Gott ergründen. Das trinitarische und das christologische Dogma waren die beiden Hauptgebiete, auf denen sich das christliche Denken des Orients bewegte. Nahm das Abendland naturgemäss auch mit Ernst an diesen Spekulationen teil, so drängte sich doch hier, der Vorliebe für das Praktische entsprechend, bald die Betrachtung des Werkes Christi in den Vordergrund. Das Problem, wie die im Werke Christi wurzelnden Kräfte in der Welt weiterwirken, ist das eigentliche Arbeitsfeld der theologischen Denker des Abendlandes gewesen. Die Sünde, Schuld und sittliche Erneuerung des Menschen, die Gnadenmittel, die Disciplin und äussere Organisation der Kirche, das waren die Fragen, mit denen sie sich hauptsächlich beschäftigten. Der Fortschritt des Abendlandes liegt darin, dass es auch die praktischen Konsequenzen des Christentums systematisch in Erwägung zog. Es setzte die Religion in direkte Beziehung zum wirklichen Leben und stellte sittliche Probleme auf, eine Nutzanwendung der christlichen Ideen, die dem Orient völlig fern lag. Dort blieb das Dogma von der Menschwerdung Gottes mit dem Zwecke, die menschliche Natur vom Tode zu erlösen und endlich zu vergotten, der einzig würdige Gegenstand des Denkens. Von den späteren in der lateinischen Kirchenhälfte

erörterten, für die gesamte geistige und sittliche Entwickelung der abendländischen Völker so wichtig gewordenen religiösen Fragen nahm das Morgenland gar keine Notiz. So ist z. B. ein Geistesheros wie der Kirchenvater Augustinus, der mit seiner Gedankenwelt das Mittelalter der Kirche und noch weitere Jahrhunderte in religiöser Hinsicht beherrscht hat, spurlos an der Kirche des Orients vorübergegangen; ihr eigentlicher geistiger Stammvater ist vielmehr der Alexandriner Athanasius in Verbindung mit der mystischen Persönlichkeit des Dionysius Areopagita. Es that sich also allmählich, wie aus dem Gesagten zur Genüge erhellt, eine tiefe Kluft auf zwischen den religiösen Anschauungen des Morgenlandes und Abendlandes; sie wandelten beide in gänzlich verschiedenen Bahnen. Will man die Verschiedenheit kurz ausdrücken, so lässt sich sagen: Die Religiosität des Orients verband sich mit den Denkformen der hellenischen Philosophie, die Religiosität des Occidents dagegen befreundete sich mit der praktischen und gesetzlich-juristischen Lebensauffassung des alten Römertums. Dort stand im Mittelpunkt die Spekulation über die metaphysische Seite des Christentums, hier das Nachdenken über seine irdische Auswirkung. Das war nun freilich eine völlig auseinandergehende Beurteilung und Nutzanwendung des Christentums, sie war verschiedenartig genug, um dahin zu führen, dass sich morgenländische und abendländische Christen nicht mehr recht verstanden; sie erstrebten wohl beide dasselbe Ziel, nämlich die Aneignung des in Christo dargebotenen Heiles, suchten dasselbe aber auf Wegen, die nach ihrer Eigenart auseinandergingen, zu erreichen.

Dieses Auseinandergehen wurde noch wesentlich dadurch beschleunigt — und diesen Umstand darf man vielleicht als vierten Faktor der Entfremdung anführen —, dass mit dem Dahinfallen der Reichseinheit auch der Verkehr zwischen Osten und Westen nachliess. Und infolgedessen verlor die griechische Sprache, die bisher für alle Völker des römischen Imperiums das Mittel des Verständnisses gewesen war, ihre grossartige Bedeutung als antike Weltsprache. Ihre Kenntnis wurde selten im Occident, noch seltener freilich die Kenntnis der lateinischen Sprache im Morgenlande. Und so kam es denn, dass die kirchliche Litteratur, die bisher eine

einheitliche, nämlich griechische gewesen war, sich seit dem vierten Jahrhundert in zwei Sprachen bewegte, in der griechischen und lateinischen. Wie entfremdend aber gerade sprachliche Verschiedenheit auf alle Verhältnisse einwirkt, ist ohne weitere Ausführung einleuchtend.

So haben wir denn eine ganze Reihe von Umständen kennen gelernt, welche dazu beitrugen, Morgenland und Abendland, Griechentum und Römertum von einander abzulösen und jedes seine eigenen Wege gehen zu lassen. Man redete in einer anderen Sprache, man dachte mit anderen Begriffen, man lebte politisch in anderen Verhältnissen, die beiden kirchlichen Spitzen befehdeten sich — wessen bedurfte es da weiter als der geringsten Veranlassung, um die politische Trennung auch zur kirchlichen zu machen und zwischen morgenländischer und abendländischer Christenheit einen tiefen Riss zu ziehen!

Nachdem schon in früheren Jahrhunderten wiederholt Reibereien vorgekommen waren, traten im 9. Jahrhundert Ereignisse ein, welche die Spaltung zur Thatsache werden liessen. Diese Ereignisse knüpfen sich an den Namen des byzantinischen Patriarchen Photius, eines Mannes, der sich durch seine ausserordentliche Gelehrsamkeit einen Ehrenplatz in der Geschichte der kirchlichen Wissenschaft errungen hat. Er war aber, wie dies im oströmischen Reich bei der Verflochtenheit von Kirche und Staat häufig der Fall war, auf ungesetzmässige Weise zur Würde eines Patriarchen gelangt. Sein Vorgänger Ignatius, eine sehr achtenswerte Persönlichkeit, hatte sich durch seine strengen Strafreden gegen das lüderliche Treiben am Hofe die Ungnade des Regenten Bardas zugezogen. Er wurde seines Amtes entsetzt und durfte in der Verbannung über die Zweckmässigkeit des Schweigens nachdenken. Statt seiner erhob nun Bardas im Jahre 857 den hochgelehrten Photius auf den Patriarchenstuhl, wiewohl derselbe bisher gar keine kirchliche, sondern eine militärische Stellung bekleidet hatte. Er war nämlich Protospatharius gewesen, eine Stellung, die, in unsere Verhältnisse übersetzt, etwa der Würde eines kaiserlichen Generaladjutanten gleichkommen würde. Da sich aber Ignatius allgemeinster Liebe und Achtung erfreute, so bildete sich in Konstantinopel eine grosse Partei, welche mit seiner Absetzung nicht einverstanden war und dem Photius viel zu

schaffen machte. Da es nach und nach um seine Sache bedenklich stand, trotzdem auch er persönlich ein durchaus achtbarer Mann war, so suchte er durch die Verbindung mit dem angesehenen römischen Bischof seine Stellung zu stützen und wandte sich daher an diesen mit dem Ersuchen, den Streit zu schlichten. In Rom sass in dieser Zeit einer der gewaltigsten Päpste auf dem bischöflichen Stuhle, wie sie die römische Kirche nur selten gehabt hat, Nicolaus I., der mit den Koryphäen des Papsttums, mit einem Leo I., Gregor I. und Gregor VII. in eine Linie gestellt zu werden verdient. Derselbe freute sich nun der Gelegenheit, mit seinem Machtworte in die Geschicke der oströmischen Kirche eingreifen zu können, und fasste die Sache so auf, als ob er als richterliche Instanz in der strittigen Angelegenheit zu entscheiden habe. Er untersuchte die Streitfrage und erklärte schliesslich Ignatius für den rechtmässigen Patriarchen. Diesem Urteil fügte sich aber Photius selbstverständlich nicht, sondern erwiderte dasselbe mit der Zusammenberufung eines Konzils, welches die römische Kirche der Ketzerei beschuldigte und den Papst Nicolaus mit dem Bann belegte. Die Ketzerei, welche Photius der römischen Kirche vorwarf, bestand darin, dass sie im Nicänischen Symbol den Zusatz filioque gemacht habe und somit in Abweichung von der rechten Lehre der übrigen Kirche die ungeheuerliche Neuerung verkünde, dass der heilige Geist nicht vom Vater allein, sondern auch vom Sohne ausgehe. Ausserdem verbiete sie die Priesterehe, reserviere fälschlich die Firmung einzig dem Bischof und dulde in der Quadragesimalzeit eine laxere Fastenordnung. Recht besehen, sind dies zumeist Dinge, die sich in der Zeit des abnehmenden Verkehrs als Besonderheiten herausgebildet hatten. — Zur Erklärung der Thatsache, dass man in Byzanz so rasch bei der Hand war, die Gemeinschaft mit Rom aufzuheben, darf man vielleicht auf ein im Hintergrunde stehendes Ereignis verweisen, durch welches der Westen sein Ausscheiden aus dem alten Reichsverbande aufs offenkundigste bewiesen hatte: die Annahme der Kaiserwürde durch Karl den Grossen.

Trotz der Differenz zwischen Photius und Nicolaus bestand in der Folgezeit immer noch ein leiser Zusammenhang. Definitiv wurde der Bruch erst im 11. Jahrhundert. Da be-

schuldigte der Patriarch Michael Caerulareus die Lateiner von neuem der ärgsten Irrtümer. Er vermehrte die Vorwürfe des Photius noch um den der jüdischen Ketzerei. Als solche erschien ihm die Sitte der römischen Kirche, sich beim Abendmahl des ungesäuerten Brotes zu bedienen. Darüber entstand ein heftiger Notenwechsel, der schliesslich damit endete, dass am 16. Juli 1054 die Legaten des Papstes eine Exkommunikationsschrift auf dem Altare der Sophienkirche in Konstantinopel niederlegten, in welcher das Band mit der oströmischen Kirche für zerrissen erklärt wurde. Hiermit war der Bruch der beiden Kirchenhälften vollendet.

Wie ich schon vorhin hervorgehoben habe, waren diese äusseren Streitigkeiten nur die Veranlassung, die schon längst innerlich bestehende Kluft vor aller Welt sichtbar zu machen. Thatsächlich ist die innere, die geistige Differenz der eigentliche Grund der Kirchenspaltung. Morgenland und Abendland waren nicht mehr fähig, sich gegenseitig zu verstehen. Es waren geistige und kulturelle Verschiedenheiten aufgekommen, die ein liebevolles Eingehen auf die Art des andern in hohem Grade erschwerten. Die Christenheit lebte nicht mehr in derselben geistigen Atmosphäre, sondern in zwei verschiedenen Gedankenkreisen. Wäre nicht diese innere Entfremdung vorangegangen, so hätte sich der Streit um geringfügige Äusserlichkeiten niemals so zuspitzen können. Die Richtigkeit dieser Geschichtsbetrachtung bestätigt u. a. eine kurze Erörterung der Unionsversuche, die in späteren Jahrhunderten unternommen wurden. Sie sind sämtlich gescheitert, vom Lyoner Konzil im Jahre 1274 bis zur Bonner Konferenz im Jahre 1874, und zwar aus dem Grunde, weil man sich im Orient und Occident an eine grundverschiedene Auffassung der religiösen Fragen gewöhnt hatte. Freilich wurden diese späteren Einigungsversuche auch nicht aus Lust am Kirchenfrieden, sondern lediglich aus äusseren Motiven unternommen.

Im Orient war es die von den eroberungslustigen Türken drohende Gefahr, welche den byzantinischen Kaiser eine Aussöhnung mit dem Abendlande wünschen liess. Im Hinblick auf dieselbe ergriff er auch die Initiative, dem vergessenen Westen wieder näher zu treten. Im Jahre 1274, auf dem Konzil von Lyon, geschah der erste Versuch einer Union; er ging

aus von dem Kaiser Michael Palaeologus, der eigens zu diesem Zwecke seinen Patriarchen Johannes Bekkos zu dem abendländischen Konzil entboten hatte. Die Einigung scheiterte jedoch an dem Widerwillen der grossen Mehrheit des griechischen Volkes, dem einmal, wie schon gesagt wurde, der gemeinsame religiöse Boden mit dem Abendlande abhanden gekommen und sodann die Beutegier und Roheit noch unvergessen war, welche die Franken während der Kreuzzüge unter ihnen bewiesen hatten. Dieselben müssen sich dort in der That nicht besonders lobenswert aufgeführt haben, da die Zeit des sogenannten lateinischen Kaiserreichs, das von 1204—1261 in Konstantinopel errichtet war, noch heute in der Erinnerung des Griechenvolkes lebt als die Zeit der schlimmsten Drangsal, die es je hat erfahren müssen. Infolgedessen darf man leider die Behauptung wagen, dass die Kreuzzüge der Wiedervereinigung der beiden Kirchenhälften entgegen gewirkt haben. Michaels Sohn Andronicus II. konnte nicht anders, als die von seinem Vater geschlossene Union bereits im Jahre 1282 widerrufen.

Von mehr Erfolg als dieser erste Versuch einer Einigung schien der zweite zu sein, der in den Jahren 1438 und 1439 zu Ferrara und Florenz unternommen wurde. Hochangesehene orientalische Bischöfe traten hier für die Union ein. Man wollte griechischerseits den Primat des Papstes und römischerseits den griechischen Ritus und die Priesterehe anerkennen; ausserdem sollten beide Texte des Nicänischen Symbols als berechtigte gelten. Aber wieder scheiterte die Einigung an dem Widerstande des griechischen Volkes; es sah in derselben Verrat an der eigenen Kirche. Der byzantinische Kaiser hätte sich gern mit dem Papst ausgesöhnt, um durch ihn Hülfe gegen die Türken zu erlangen, die in immer bedenklichere Nähe Konstantinopels vorgerückt waren. Aber das Volk wollte die Hülfe gegen die Türken nicht mit der Union erkaufen. Es ging in jenen Tagen, wie uns der griechische Historiker Demetrakopulos erzählt, die Devise durch die konstantinopolitanische Bevölkerung: „Es sei besser den Turban des türkischen Sultans als einen römischen Schleier inmitten ihrer Stadt zu erblicken.“ Durch Zurückweisung der abendländischen Hülfe war das Schicksal des oströmischen Reiches und seiner Kirche

besiegelt; am 27. Mai 1453 strahlte zum ersten Mal der Halbmond über den Kuppeln von Byzanz. Für das Abendland hatte das traurige Geschick Konstantinopels die nutzbare Folge, dass viele hochgelehrte Griechen, darunter der Unionsfreund Bessarion, mit ihren Wissensschätzen nach Italien flohen und dort wesentlich dazu beitrugen, jenen Geistesfrühling heraufzuführen, der in der Geschichte als „Humanismus" rühmlichst bekannt ist.

Die beiden erwähnten Unionsversuche sind nicht die einzigen geblieben im Laufe der Geschichte. Auch nach dem Fall Konstantinopels hat man verschiedentlich sich bemüht, das zerrissene Band zwischen den beiden Kirchenhälften wieder zu knüpfen; zum letzten Mal geschah dies im Jahre 1874 auf der Unionskonferenz in Bonn. Aber alle diese Versuche haben zu keinem wesentlichen Resultat geführt. Thatsächlich sind die abend- und morgenländische Kirche seit dem mitgeteilten Ereignis aus dem Jahre 1054 getrennt geblieben.

Ehe wir nun dazu übergehen, das besondere Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche in seinen Hauptzügen zu charakterisieren, dürfte es wohl angebracht sein, zuvor einen kurzen Überblick über die territoriale Ausdehnung dieser christlichen Konfession zu geben. Dieselbe zerfällt, recht besehen, heute in drei Gruppen, von denen die erste die Gesamtheit der griechisch-orthodoxen Christen bildet. Diese verteilen sich auf fünfzehn selbständige Landeskirchen. Die grosse Zahl rührt daher, dass jeder Staat der Balkanhalbinsel seine besondere Landeskirche hat. Die wichtigsten unter den zu diesen Gruppen gehörigen morgenländischen Kirchengemeinschaften sind: das Patriarchat von Konstantinopel, das alle griechisch redenden orthodoxen Christen vom Sinai bis zum Balkan umfasst, die griechische Landeskirche, die unter einer permanenten Synode von fünf Bischöfen steht, und endlich die russische Kirche, die sich seit 1589 von der Oberherrschaft des Patriarchen in Konstantinopel losgelöst hat und gegenwärtig von der Synode in Petersburg regiert wird, an deren Spitze der Zar steht. Als zweite Gruppe gehören der morgenländischen Christenheit an die schon seit Mitte des 5. Jahrhunderts von der christlichen Grosskirche getrennten nestorianischen und monophysitischen Christen, von

denen die ersteren in ganz Kleinasien und Persien, die letzteren in Armenien und Syrien und hauptsächlich in Ägypten und Abessynien ihre Wohnsitze haben. Verbindet die Nestorianer und Monophysiten ebenso wie die Glieder der griechisch-orthodoxen Kirche nicht die geringste Beziehung mit Rom, so finden sich doch innerhalb der Grenzen der griechisch-morgenländischen Kirche einige kleinere christliche Gemeinschaften, die sich der Oberhoheit des Papstes unterworfen haben. Für diese Unterordnung hat ihnen derselbe zwei Konzessionen gemacht, nämlich den Gebrauch ihrer Volkssprache als Kirchensprache und die Priesterehe beim niederen Klerus. Diese mit Rom verbundenen Christen, welche die dritte Gruppe der morgenländischen Kirche ausmachen, bilden nach der Bezeichnung der griechischen Orthodoxen die „griechisch-katholische" oder, wie sie auch heisst, die „griechisch-unierte Kirche". Das Attribut „griechisch-katholisch" kommt also keineswegs, wie wir gewöhnlich gewillt sind zu glauben, der morgenländischen Christenheit in ihrer Gesamtheit zu, sondern nur dem kleinen Bruchteil derselben, welcher sich dem Primat des Papstes unterworfen hat. Die Mehrheit der morgenländischen Christen, welche in der von uns gebotenen Aufzählung der ersten Gruppen angehört, nennt sich keineswegs die „griechisch-katholische", sondern vielmehr die „griechisch-orientalische" oder auch die „orthodoxe-anatolische Kirche". Jedoch diese Bemerkung führt uns schon hinüber zur Schilderung des Wesens der griechisch-morgenländischen Kirche.

In der That ist zur Erkenntnis ihres Wesens, ihrer besonderen christlich-religiösen Anschauungsweise, schon auf ihre Selbstbenennung Bezug zu nehmen. Sie bezeichnet sich, wie schon gesagt ist, als die orthodoxe-anatolische, d. h. als die rechtgläubige morgenländische Kirche. Indem sie mit Stolz das Attribut „orthodox" für sich in Anspruch nimmt, behauptet sie damit, allein im sicheren Besitz der christlichen Wahrheit zu sein. Und zwar glaubt sie die Wahrheit am zutreffendsten in ihrer Mitte zu haben aus dem Grunde, weil sie die Lehrüberlieferung der Väter, die „Tradition" der Kirche am treuesten bewahrt zu haben meint. In keiner christlichen Konfession

wird die Tradition dermassen hoch geschätzt. Selbst die römische Kirche ist noch weit davon entfernt, ihr einen so hohen Wert beizumessen, wie ihn die Griechen ihr zuweisen. Bei ihnen gilt nur das als heilig und verehrungswürdig, was aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit stammt, was von den heiligen Vätern angeordnet und überkommen ist. Etwas hieran ändern, die „Grenzsteine verrücken, welche die Väter gesetzt haben", d. h. Neuerungen einführen, das ist eines der schlimmsten Verbrechen, die sich ein griechischer Christ überhaupt ausdenken kann. Sein Stolz ist eben, dass er das Überlieferte festhält. Dem Abendland macht er es gerade zum Vorwurf, dass es nicht beim Alten stehen geblieben ist, sondern eine Weiterentwickelung kennen gelernt hat. Aus dieser Ursache kann er sich nicht entschliessen, demselben gleichfalls das Ehrenprädikat „orthodox" zuzuerkennen. Ziehen wir, um den Gegensatz recht deutlich hervortreten zu lassen, die Selbstbezeichnungen der abendländischen Konfessionen zur Vergleichung heran, so rührt der Name der evangelischen Kirche daher, dass Gottes Wort, insonderheit das Evangelium von Christus, ihr Fundament und ihre Richtschnur ist. Hier folgt schon aus dem Namen, dass es in dieser Konfession ein Stillestehen, wie es in der morgenländischen vorhanden ist, niemals geben darf, da es zu ihrem Wesen gehört, sich beständig nach den wechselnden Verhältnissen der Zeiten auf Grund und in Gemässheit des göttlichen Wortes zu reformieren. Am allerunzweideutigsten spricht aber bei der römischen Kirche der Name das Wesen aus. Sie nennt sich die katholische. Dieses Wort stammt aus dem zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche und bezeichnet sie als eine über die ganze Welt verbreitete, es drückt also den Weltberuf des Christentums aus. Wenn also die römische Kirche dieses Attribut zu dem ihren macht, so giebt sie dadurch ihren Anspruch, Weltreligion zu sein nnd alle Christen in sich aufzunehmen, deutlich zu erkennen; wer Christ sein will, muss nach ihrer Auffassung eigentlich ihr zugehören. Hieraus erhellt, dass die römisch-katholische Kirche, wie es auch die Wirklichkeit bestätigt, unter den christlichen Konfessionen die grundsätzlich erobernde und propagandistische ist. Der griechischen Kirche liegen alle Eroberungsgelüste fern, wie sich gleichfalls aus ihrem Namen

herauslesen lässt. Denn indem sie sich die anatolische, die morgenländisehe nennt, thut sie kund, dass sie nicht beabsichtigt, über ihre geschichtlich gegebenen Grenzen hinauszudringen. Jedwedes Missionieren liegt ihr fern. Nur wenn ihre Anhänger — d. h. für uns konkret gesprochen: die Russen — ihre politischen Grenzen erweitern sollten, nur in diesem Fall würde auch sie an eine Vergrösserung ihres Gebietes denken.

Gehen wir nun etwas näher auf die Anschauung der griechisch-morgenländischen Konfession ein, so sind als ihre hervorstechendsten Charakterzüge zu nennen das soeben schon berührte Festhalten am Altkirchlichen und die Neigung zu sinnlicher, zu realistischer Frömmigkeit. Aus der treuen Anhänglichkeit am Altüberlieferten folgt, dass die Morgenländer mit uns Abendländern in allen den Glaubenssätzen übereinstimmen, welche in den ersten Jahrhunderten von der Kirche auf ihren Konzilien festgestellt worden sind. So ist denn z. B. ihre Lehre von Gott und Christus der unsrigen ziemlich gleich. Vorhin wurde schon darauf hingewiesen, dass die griechische Philosophie nicht ohne Einfluss auf die morgenländisch christlichen Religionsvorstellungen geblieben ist. Hierfür ein Beispiel. Bekanntlich hat Plato das gesamte Universum in die Welt der Ideen und die Welt der Erscheinungen zerlegt, von denen er der ersteren den Vorrang in Bezug auf Zeit und Würde zuerkennt. Dementsprechend teilt auch noch heute die griechische Kirchenlehre die Welt in zwei Gebiete, in die intelligible und die materielle Welt, von denen sie die erstere unsichtbare für das Ideal und Vorbild der zuletzt genannten sichtbaren hält. Die Vorgänge in beiden setzt sie in notwendige Beziehung. Es giebt nach griechischer Anschauung kein Ereignis in der Geisterwelt, das nicht seinen Widerschein in das Diesseits wirft, und kein Ding im Diesseits, das nicht in der Welt der Ideen sein Urbild besitzt. Diejenigen Wesen, welche die Verbindung zwischen der Geister- und Körperwelt herstellen, sind die Engel und die Dämonen. Letztere sind die bösen Geister, auf deren unmittelbaren Einfluss die Griechen noch heute wie vor achtzehnhundert Jahren alles Böse und alle Neigung zum Bösen zurückführen. Die Engel hat die griechische Dogmatik in drei Rangklassen zu je drei Unter-

abteilungen gegliedert, eine Teilung, die weniger auf der heiligen Schrift als vielmehr auf dem byzantinischen Hofceremoniell beruht, dem man hiermit ein himmlisches Vorbild verehrt hat.

Ein weiteres Eingehen auf die Einzelheiten der griechischen Kirchenlehre würde den Rahmen der gesteckten Aufgabe überschreiten. Es sei deshalb bezüglich der Lehre nur noch bemerkt, dass auch die griechische Kirche sieben Sakramente oder, wie sie es nennt, Mysterien besitzt, nämlich Taufe, Myron — das entspricht unserer Konfirmation — Eucharistie — das entspricht unserem Abendmahl — Priesterweihe, Busse, Ehe und letzte Ölung. Die römische Kirche weist gern, um die Siebenzahl ihrer Sakramente zu verteidigen, auf die gleiche Anzahl bei den Griechen hin. Dieser Hinweis ist aber aus dem Grunde nicht sehr angebracht, weil die Griechen erst auf römische Beeinflussung hin, nämlich infolge des vorhin erwähnten Unionskonzils von Florenz im Jahre 1439, die Siebenzahl der Sakramente angesetzt haben. Von der römischen Kirche unterscheidet sich die griechische im übrigen besonders stark dadurch, dass sie den Primat des Papstes verwirft und den niederen Geistlichen, d. h. allen, die nicht bischöflichen Rang haben, die Ehe gestattet.

Die erste Besonderheit der morgenländischen Kirche besteht also darin, dass sie über den Gedankenkreis der ersten christlichen Jahrhunderte nicht hinausgeschritten ist. Höchstens in Nebensächlichem lässt sich eine fortschreitende Lehrbildung wahrnehmen. Im grossen und ganzen repräsentiert sie jedoch noch heute die Anschauungsweise, wie sie in der morgenländischen Christenheit innerhalb der Jahre 325 und 787 auf den grossen Reichssynoden fixiert worden ist; Kultus und Lehre der alten Kirche sind in ihr erstarrt.

Neben diesem Konservativismus ist das andere Hauptmerkmal des morgenländischen Christentums eine — man kann es kaum anders ausdrücken — sinnlich gefärbte Frömmigkeit. Der griechische Christ will das Religiöse körperlich, materiell in sich aufnehmen und auf sich wirken lassen und andererseits seine Frömmigkeit womöglich auch körperlich, physisch bethätigen. Wie immer und überall, so hängt auch hier die Praxis der Religion mit der Theorie zu-

sammen. Es ist schon vorhin bemerkt worden, dass die ganze griechische Lehre sich eigentlich um das Dogma von der Menschwerdung Christi gruppiert. Der morgenländische Christ sieht nun in der Erscheinung Christi nicht eine Abzweckung auf das menschliche Denken und Wollen, sondern auf die menschliche Natur. Dieselbe ist göttlicher Einwohnung gewürdigt worden. Das Ziel des Menschen ist daher seine einstige Vergöttlichung, sein völliges Entrücktsein aus den Banden der materiellen Welt. Wo man aber nun, wie es in der griechischen Kirche thatsächlich der Fall ist, nicht im entferntesten daran denkt, dass die Religion keine hoheitsvoll über uns schwebende Sache ist, sondern eine Angelegenheit, die unser Leben durchdringen und dasselbe mit den Kräften zu sittlicher Erneuerung erfüllen soll, überall da wird man das hohe Ziel der Gottähnlichkeit durch Abtötung alles Irdischen, durch Weltflucht zu erringen suchen, d. h. konkret ausgedrückt, man wird das Mönchtum für die vollendetste Stufe des Christentums halten. So ist es in der morgenländischen Kirche. In keiner Konfession, auch nicht in der römischen, wird das Mönchtum so überschätzt wie hier. Nirgends hat dasselbe es auch mit dem Grundsatz der Weltflucht so ernst genommen wie im Morgenlande; ja dort hat dieselbe von Anfang an ganz wundersame Auswüchse gezeitigt, ich erinnere beispielsweise nur an die Säulenheiligen. Infolge dieser strengeren Zurückgezogenheit von der Welt ist es dem morgenländischen Mönchtum auch versagt geblieben, einen solchen Einfluss auf die Geschichte und die Kultur auszuüben wie das abendländische Mönchtum, welches vielgeschäftig eintrat in die Aufgaben der Welt und dieselben in den Bereich der Kirche zog. Keine Brücke würde uns hinüberführen zur versunkenen Welt des klassischen Altertums, wenn nicht der Sammelfleiss tüchtiger Mönche die Geistesschätze früherer Jahrhunderte auf uns gebracht hätte; unsere Kulturentwickelung wäre eine weit beschwerlichere und mühseligere gewesen, wenn nicht thatkräftige Mönche als Pioniere der Kultur zu unseren Altvordern gekommen und sie ebenso, wie im rechten Glauben, auch im Ackerbau und Gewerbebetrieb, in Kunst und Wissenschaft unterwiesen hätten. Mit dieser vielseitigen Wirksamkeit verglichen, haben die orientalischen Mönche, wenn auch zeitweilig in Staat und Kirche

ihr Eingreifen zu verspüren ist, doch nur einen verschwindenden Einfluss auf die Geschichte des Morgenlandes ausgeübt.

Da aber nicht jeder Mönch werden kann und will, so erhebt sich die Frage, wie gewinnt denn die grosse Masse der morgenländischen Christen teil an den Gütern der christlichen Religion? Die Antwort darauf muss lauten: einmal dadurch, dass sie gewissermassen ein zeitweiliges und abgeschwächtes Mönchtum auf sich nimmt durch Unterordnung unter die Kirchen- und Fastengebote, und sodann und hauptsächlich dadurch, dass sie sich die Einwirkungen der Religion mit ihren sinnlichen Organen zu eigen macht. Letzteres geschieht vornehmlich im Kultus. Dieser ist das eigentliche Feld, auf dem sich die griechische Frömmigkeit bewegt. Der Kultus, der noch ebenso vor sich geht wie vor tausend Jahren, steht im höchsten Ansehen. Da hört das Ohr die alten heiligen Gesänge und Glaubensformeln, da sieht das Auge, wie der Priester die ganze heilige Geschichte an der Gemeinde vorüberziehen lässt. Der Gottesdienst der Griechen trägt einen durchaus dramatischen Charakter. Auch auf diesem Gebiete macht sich ihr starres Festhalten am Altüberlieferten geltend. Es ist ihr Hauptstolz, dass sie die alten Liturgieen wortgetreu gebrauchen; sie wachen mit Eifer gerade über dem Wortlaut. Als im 16. Jahrhundert in Russland der Patriarch Nikon einige der Zeit entsprechende Textänderungen vornahm, da ging ein Entrüstungssturm durch ganz Russland und viele Gemeinden traten der Änderung wegen aus der Kirchengemeinschaft aus. Sie wurden die erste Sekte der griechisch-russischen Kirche; ihre Anhänger haben sich bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Staroverzen erhalten.

Auf denselben Drang, sich das Heilige sinnlich anschaulich zu machen, ist das hohe Ansehen zurückzuführen, welches bei den morgenländischen Christen die Bilderverehrung geniesst. Es steckt in derselben freilich neben einem Rest von Heidentum ein gut Stück ihrer Dogmatik darin, aber zum teil spielt doch auch hier ihre lebhafte Phantasie eine Rolle. Sie wollen mit Augen sehen, wer sie erlöst hat, wie sie erlöst sind, welches die Helden des christlichen Glaubens gewesen sind. Wir können uns kaum einen Begriff davon machen, welchen breiten Raum die Bilderverehrung in der orthodoxen Kirche einnimmt;

sie ist die eigentliche Frömmigkeit des täglichen Lebens. Geht der orthodoxe Christ auf Reisen, so nimmt er ein Heiligenbild mit. Dasselbe ist der erste Schmuck jedes Raumes, es sei Hütte oder Palast, es sei Wirts- oder Privathaus. Es ist das erste Geschenk, welches ein junges Paar bei der Hochzeit erhält. Ja, es kommt vor, dass Eltern bei der Taufe ihres Kindes das Bild eines Heiligen mit zu Gevatter bitten. Im letzten Grunde spielt in diesen Brauch die platonische Idee hinein, dass in jedem Abbild irgendwie etwas vom Urbild aus der oberen Welt vorhanden sei. Und in diesem Bilderglauben leben die griechisch-morgenländischen Christen noch in unserer Zeit, noch heute spielt wie ehedem die Bilderverehrung im Glaubens- und Volksleben der orthodoxen Kirche die grösste Rolle. Zum Beweise will ich nur eine Polizeiverordnung vorlesen, die vor etwa zehn Wochen der Moskauer Polizeidirektor über die Heiligenverehrung in Wirtshäusern erlassen hat. Dieselbe ist datiert vom 2. September 1892 und lautet folgendermassen: „Es wird beständig bemerkt, dass sowohl in Bier- und Schnapsbuden, als auch in besseren Trinkanstalten die männlichen Besucher derselben sich herausnehmen, bedeckten Hauptes dazusitzen, wodurch sie eine vollständige Abwesenheit aller Ehrfurcht vor den in diesen Lokalen befindlichen Heiligenbildern an den Tag legen und ausserdem bei dem neu hinzukommenden Publikum Unzufriedenheit erwecken, was wiederum zu Streitigkeiten und zur Störung der öffentlichen Ordnung Anlass giebt. Um diese dem Anstand und der Schicklichkeit widersprechende Gewohnheit aus der Hauptstadt auszurotten, befehle ich den Stadtteilsaufsehern, die Inhaber von Trinkanstalten zu verpflichten, in ihren Lokalen an einer allen sichtbaren Stelle eine schriftliche Bekanntmachung des Inhalts anzubringen, dass jeder Gast beim Eintritt seine Kopfbedeckung abzunehmen hat. Über die strikte Erfüllung dieser Aufforderung seitens des Publikums hat der Trinkhall-Inhaber zu wachen.“

Gerade die zuletzt erwähnte Eigentümlichkeit der griechischen Religiosität, ihr Verflochtensein mit allem, was auf die Sinne einwirkt, ist eine Hauptveranlassung dafür gewesen, dass die mit glühender Phantasie begabten Slavenvölker, voran die

Russen, das Christentum in seiner griechischen Ausprägung angenommen haben. Die Sage erzählt darüber recht sinnig: Der erste russische Fürst, der im Jahre 988 Christ wurde, der Grossfürst Wladimir, habe sich anfänglich nicht entscheiden können, welchem Glauben er sich vom Heidentum aus zuwenden sollte. Da habe er alle Bekenntnisse und Gottesdienste der Reihe nach angehört und, als er nach dem jüdischen, islamitischen und römischen endlich den griechischen Gottesdienst mit seiner bunten Pracht geschaut habe, da sei er voll Begeisterung mit seinem Volke der orthodoxen Kirche zugefallen.

Die eben mitgeteilte Sage weist unzweideutig als auf ein hervorstechendes Merkmal auf die realistische, die Sinne gefangennehmende Frömmigkeit der griechisch-morgenländischen Kirche hin und bestätigt somit, dass wir dieselbe mit Recht als ein besonderes Kennzeichen ihres Wesens hingestellt haben. Allerdings tragen Klima und Nationalität dazu bei, dass in dieser Konfession auf Auge und Ohr in so nachgiebiger Weise Rücksicht genommen wird, wie ja überhaupt die Eigenart der Völker nie ohne Einfluss bleibt auf die Gestaltung ihrer Frömmigkeit. Der auf Ernst und Gründlichkeit gerichtete Germane wird seines Heiles gewiss im Glauben und im Frieden eines schuldbefreiten Gewissens, der in den ehemaligen Grenzen des stolzen Römerreichs wohnende Romane wähnt sich geborgen in seiner Zugehörigkeit zu dem sich in der Kirche repräsentierenden Gottesstaate, während endlich der mit einer lebhaften Einbildungskraft begabte Grieche durch sinnliche Wahrnehmung seiner Erlösung gewiss werden will. Noch gerechter wird man freilich den drei verschiedenen christlichen Konfessionen bei einem vergleichenden Urteil, wenn man sie nicht nebeneinander, sondern nacheinander betrachtet, nicht als parallele Entwickelungen, sondern als Stufen der Entwickelung. In der griechisch-morgenländischen Kirche konserviert sich, wie wir es vorhin dargelegt haben, der Geist der alten Christenheit; sie ist in den Erstlingsformen des Christentums stehen geblieben und lebt und glaubt weiter in der Weise, wie ihre Väter vor mehr denn einem Jahrtausend gelebt und geglaubt haben. In der römisch-katholischen Kirche hat sich der Geist des Mittelalters erhalten, während hingegen durch den Protestantismus der Geist der Neuzeit weht. Das alte köstliche, im

Werte sich beständig gleich bleibende Gold der göttlichen Wahrheit immer wieder in neue gangbare Münzen zu prägen, das seligmachende Evangelium in der Sprache der Zeit zu verkünden und ihm so fortdauernd die Herrschaft über die Geister zu sichern, das ist seine Aufgabe und sein Wesen. Darauf beruht es, dass trotz der grösseren Machtfülle der anderen Konfessionen der Protestantismus der Träger der modernen Kultur und der Führer des modernen Geisteslebens geworden ist. Möge Gott ihm im Wechsel der Zeiten die Führung der Herzen und Geister erhalten!

C. Statistische Mitteilungen.

Vom Sekretär der Akademie Prof. Dr. Heinzelmann.

I. Verzeichnis der Mitglieder

der Königlichen Akademie im Jahre 1893 *).

a. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

Vice-Präsident: Dr. Freiherr Wilhelm von Tettau, Oberregierungsrat a. D. in Erfurt. 47.

b. Mitglieder des Senates **).

Biltz, Dr., Apotheker in Erfurt, Rendant der Akademie. 47.

Breysig, Prof. Dr., Oberlehrer am Königlichen Gymnasium in Erfurt. 68.

Heinzelmann, Prof. Dr., Oberlehrer am Königl. Gymnasium in Erfurt, Sekretär der Akademie. 75.

Neubauer, Direktor der Königl. Realschule a. D. 63.

Thiele, Dr., Direktor des Königl. Gymnasiums in Erfurt. 92.

Zange, Prof. Dr., Direktor des Königl. Realgymnasiums in Erfurt. 91.

c. Ehrenmitglieder.

Seine Königl. Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 54.

Seine Hoheit der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. 54.

Seine Excellenz Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen, Staatsminister a. D. 91.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 91.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

**) Die Reihenfolge ist hier wie unter d. und e. nach dem Alphabet bestimmt.

d. Ordentliche Mitglieder.

(Sämtlich in Erfurt.)

Anzahl: 25.

Auermann, Dr., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 77.
Axmann, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Direktor des Hebammen-Lehrinstituts. 59.
Bärwinkel, Dr., Senior des Evangelischen Ministeriums und Superintendent. 91.
Bernhardt, Prof. Dr., Oberlehrer am Kgl. Gymnasium. 77.
Beyer, Dr., Oberlehrer an der Kgl. Realschule, Stadtarchivar. 92.
Brünnert, Prof. Dr., Oberlehrer am Kgl. Gymnasium. 92.
Dircksen, Oberbau- und Geheimer Regierungsrat. 92.
Geutebrück, Dr. jur., Oberregierungsrat. 89.
von Hagen, Geschichts- und Portraitmaler. 91.
Heine, Dr. phil., Divisionspfarrer. 91.
Hellwig, Prof., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 57.
Jacobsen, Dr. jur., Landrichter. 92.
Jacoby, Prof. Dr., Königl. Departements-Tierarzt. 68.
Kayser, Prof. Dr., Oberlehrer am Königl. Gymnasium. 63.
Lorenz, Dr. phil., Pastor. 86.
Oergel, Pastor an der evangelisch-lutherischen Gemeinde. 91.
Pilling, Prof. Dr., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 77.
Schmitz, Prof. Dr., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 77.
Schreiber, Dr., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Kgl. Gymnasium. 91.
Schubring, Prof., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 77.
Schulze, Dr. Lic., Diakonus. 89.
Stange, Dr., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Kgl. Gymnasium, Bibliothekar der Akademie. 91.
Venediger, Dr., Direktor der Kgl. Realschule. 92.
Voigt, Geheimer Regierungsrat a. D. 64.
Wieacker, Direktor des Königl. Schullehrerseminars. 92.

e. Auswärtige Mitglieder.

Anzahl: 45.

Anton, Dr., Gymnasialdirektor a. D. in Jena. 60.
Bäntsch, Dr. Lic., Privatdocent an der Universität zu Jena. 92.
Bergfeld, Staatsrat in Weimar. 58.

Béringuier, Dr., Amtsrichter in Berlin. 89.
Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungsrat, vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 92.
Beyschlag, Dr. theol., Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 92.
Brecht, Dr., Geheimer Kanzleirat im Justizministerium zu Berlin. 77.
Brunkow, Lieutenant a. D. in Berlin. 80.
Bussler, Militär-Oberpfarrer in Metz. 90.
von Eberstein, Freiherr, Kgl. Preussischer Ingenieur-Hauptmann in Dresden. 90.
Fechner, Prof. Dr., Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Breslau. 65.
Fischer, Dr., Direktor in Strassburg. 59.
Frenzel, Stadtrat a. D. in Eisenberg. 45.
Frommel, Dr. theol., Kgl. Hofprediger, Militär-Oberpfarrer des Gardekorps in Berlin. 92.
Hesse, Dr., Oberlehrer am Kgl. Domgymnasium in Magdeburg. 86.
Höfler, Dr., Professor an der K. K. Universität zu Prag. 62.
Hübschmann, Dr., Professor an der Kaiserl. Universität zu Strassburg. 75.
Hummel, Lic., Stadtpfarrer zu Schwaigern in Württemberg. 93.
Ilse, Dr., Forstrat zu Diedenhofen in Lothringen. 65.
Jühlke, Königl. Gartendirektor in Potsdam. 60.
Kesselmeyer, Ingenieur in Manchester. 76.
Kiepert, Dr., Professor an der Kgl. Universität zu Berlin. 50.
Kirchhoff, Dr., Professor an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 64.
Klun, Dr., Herausgeber des Historischen Jahrbuchs für Krain und Laibach in Laibach. 55.
Krause, Prof. Dr., Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Zerbst. 92.
Kroner, Dr., Rabbiner in Hannover. 85.
Kroschel, Dr., Schulrat und Direktor des Fürstl. Gymnasiums zu Arnstadt. 59.
Kürschner, Prof., Geheimer Hofrat in Eisenach. 84.

Leuchtenberger, Direktor am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen. 89.

Meinardus, Grossherzogl. Oldenburgischer Musikdirektor in Bielefeld. 92.

Pietro da Ponte, Prof. Dr., R. Ispettore degli Scavi e Monumenti in Brescia. 79.

Quidde, Prof., in Georgenthal i. Thür. 63.

von Richthofen, Freih., Oberregierungsrat in Danzig. 86.

Sauppe, Dr., Professor an der Königl. Universität zu Göttingen. 46.

Scheibner, Dr., Professor an der Königl. Universität zu Leipzig. 60.

Schrader, Dr., Realgymnasialdirektor a. D. in Halle a. S. 48.

Schreiber, Dr., Missions-Inspektor in Barmen. 92.

Schuchardt, Dr., Geheimer Regierungs- und Medicinalrat in Gotha. 68.

Schultze, Dr., Geheimer Hofrat und Professor in Jena. 73.

Schwarzlose, Lic. Dr., Hilfsarbeiter im Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin. 91.

Thiele, Prof. Dr., Oberlehrer am Fürstl. Gymnasium in Sondershausen. 93.

Topf, Pfarrer und Kreisschulinspektor in Köttichau bei Hohenmölsen. 92.

Tuckermann, Postbaurat in Potsdam. 73.

Graf Utterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neu-Scharffenberg bei Eisenach. 64.

Warneck, Dr. theol., Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. 92.

II. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Anzahl: 39.

Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde.
Berlin. Hufelandsche Gesellschaft.
Bonn. Verein für Altertumsforschung in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein (Gewerbeblatt).
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung des Provinzial-Museums.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld (Mansfelder Blätter).
Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde in Erfurt.
Erfurt. Gewerbeverein.
Erfurt. Gartenbauverein.
Erfurt. Thüringer Waldverein.
Frankfurt a. O. Historisch-statistischer Verein.
Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungs-Bezirks Frankfurt a. O.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1892 anzusehen.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Halle a. S. Kaiserlich-Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher (Leopoldina).
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
Hanau. Hanauer Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. Geographische Gesellschaft.
Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.
Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für Naturkunde.
Königsberg i. Pr. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.
Münster. Verein für Geschichte Westfalens.
Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.
Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stettin. Dieselbe Gesellschaft Greifswalder Abteilung.
Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.

Anzahl: 26.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.

Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Gotha. Thüringer Garten- und Seidenbau-Verein.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Pomologie und Gartenbau.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von und für Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Strassburg. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Würtembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Würtembergische Franken.
Stuttgart. Litterarischer Verein.
Stuttgart. Statistisch-topographisches Büreau der Würtembergischen Kommission für Landesgeschichte.
Ulm. Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

II. Oesterreich-Ungarn.

Anzahl: 12.

Aussig a. d. Elbe. Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn. Naturforschender Verein.
Budapest. Magyar Tudományos Akadémie.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Laibach. Historischer Verein für Krain.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein der Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Wien. Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

Anzahl: 13.

Amsterdam. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Bergen. Museum.
Brüssel. Société géologique de Belgique.
Cambridge. Harvard College.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Kopenhagen. Gesellschaft für nordische Altertümer.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Société royale des sciences naturelles et mathématiques.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen und Russland.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.

B. AMERIKA.

Anzahl: 14.

Albany. Scientific Council of the Dudley observatory.
Baltimore. John Hopkins university circulars.
Boston. Society of natural history.
Buffalo. Society of natural Sciences.
Chicago. Academy of Sciences.
Connecticut. Academy of arts et sciences.
Cordóba, Republica Argentine. Academia Nacional de Ciencias Cordóba.
St. Louis. The Academy of Science.
Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
Salem, Massachusetts. Essex Institute.
Washington. Smithsonian Institution.
Washington. Smithsonian College.
Wisconsin. Academy of Sciences, Arts and Letters.
Wisconsin. Naturhistorischer Verein.



In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft I. (1860.) Preis 2 ℳ

Inhalt: v. Tettau, staatsrechtl. Verhältnis von Erfurt zum Erzstift Mainz. — Keferstein und Werneburg, Verzeichnis der Schmetterlinge von Erfurt. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.) Preis 3 ℳ

Inhalt: Jenzsch, Structur der Krystalle. — Zacke, das Totenbuch des Dominikaner-Klosters und die Prediger Kirche zu Erfurt. Mit 8 Kupfertafeln. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863.) Preis 4,50 ℳ

Inhalt: v. Tettau, die Reduction von Erfurt und die ihr vorausgegangenen Wirren 1647—1665, nach handschriftl. amtlichen Quellen, mit Plan. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.) Preis 4,50 ℳ

Inhalt: Werneburg, Gedächtnisrede auf den Direktor der Königl. Akademie Herrn G. Christoph Werneburg, Geheimen Regierungsrath a. D. - Ilse, Flora von Mittelthüringen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Dr. Wolff, der Chloroform-Tod in gerichtlich-medicinischer Beziehung. — Karl Hermann, das Wappen und die Siegel der Stadt Erfurt. Mit Abbildungen. — Dr. Jenzsch, über amorphe Kieselerde, amorphe Kieselsäure. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Entomologische Notizen, aus dem Tagebuche des zu Madagascar verstorbenen Herrn Tollin. - Dr. Boxberger, Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode, in einer Reihe von Vorträgen. — v. Tettau, über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert. - Akad. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.) Preis 3,60 ℳ

Inhalt: Historisch-satirisches Gedicht aus dem 18. Jahrhundert von Nicolaus von Bibera, dem Erfurter Verborgenen, im Versmass des Originals (leoninischen Hexametern) aus dem Lateinischen übersetzt vom ev. Pfarrer Dr. Albr. Rienäcker. Die absoluten Höhen aus den Uebersichtskarten der Forste im Amtsbezirke Gehren. Von A. Fils. — Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala. Von W. Frhr. v. Tettau. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877.) Preis 3,60 ℳ

Inhalt: Verzeichnis der Käfer Thüringens mit Angabe der nützlichen und der für Forst-, Land- und Gartenwirtschaft schädlichen Arten, von A. Kellner, Forstrat a. D. — Kaiser Heinrich V. und Papst Paschalis II. im Jahre 1112, von Dr. Wilhelm Schum.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.) Preis 3,60 ℳ

Inhalt: Koch, Resultate 8jähr. Witterungs-Beobachtung in Erfurt.

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. (1880.) Preis 3 ℳ

Inhalt: A. Werneburg, die Wohnsitze der Cherusken und die Herkunft der Thüringer. — Akademische Nachrichten.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XI. (1882.) Preis 2 M.

Inhalt: Ueber den Modeluxus, hauptsächlich in nationalökonomischer Hinsicht, von A. Voigt, Kgl. Preuss. Geh. Regierungsrat a. D. — Briefe Herders an C. A. Böttiger. Aus Böttigers auf der Dresdner Bibliothek befindlichem Nachlass. - Briefe des Bildhauers Ch. Rauch an Böttiger, aus dessen Nachlass mitgeteilt von Dr. R. Boxberger.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XII. (1884.) Preis 6 M.

Inhalt: Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens, zusammengestellt und besprochen von A. Werneburg. Nebst einer Karte. — Der christliche Kalender alten und neuen Stils, in tabellarischer Form dargestellt von G. Schubring. Nebst Tafeln.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.) Preis 3 M.

Inhalt: Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt von W. J. A. Frhr. von Tettau. I.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIV. (1886.) Preis 3 M.

Inhalt: Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt von W. J. A. Frhr. von Tettau. II.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1887.) Preis 3 M.

Inhalt: A. Werneburg: Ueber die Grenz-Beschreibungen in einigen thüringischen Urkunden nebst Bemerkungen zu diesen Urkunden. (Mit einer Grenzenkarte.) — Dr. Koch: Einige Resultate 38jähriger Witterungs-Beobachtungen der Station II. Ordnung in Erfurt. (Mit zahlreichen Wetterkarten.)

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.) Preis 1,50 M.

Inhalt: Frhr. W. v. Tettau: Ueber des Grafen Don Frances von Viamonte handschriftliche Chronik von Spanien. — G. Leuchtenberger: Das Greisenalter und Kaiser Wilhelm I. — Dr. C. Axmann: Ueber den Missbrauch der inneren Desinfektion in der Geburtshülfe.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XVII. 1892. Preis 2 M.

Inhalt: Gymnasialdirektor Gottlieb Leuchtenberger: Die Lebenskunst des Horaz. — Professor Dr. Heinzelmann: Über die Erziehung zur Freiheit. — Professor Dr. Breysig: Germanicus. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Geschichte der römischen Christengemeinde im ersten Jahrhundert. — Professor Dr. Bernhardt: Die Fürwörter der Anrede im Deutschen (du, ihr, er, Sie). — Prof. Dr. Heinzelmann: Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie vom 28. Oktober 1891 bis 6. Januar 1892 und Nekrolog des verstorbenen Sekretärs der Königlichen Akademie Direktor Dr. K. F. Koch. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. — Preisaufgabe der Königlichen Akademie für das Jahr 1892.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XVIII. 1892. Preis 4,50 M.

Inhalt: Professor Dr. Paulus Cassel: Gesammelte Schriften. Das Leben des Menschen in Geschichte und Symbol.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XX.

Mit zwei graphischen Tafeln.

ERFURT, 1894.
Verlag von Carl Villaret.




Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft XX.

Mit zwei graphischen Tafeln.

ERFURT, 1894.
Verlag von Carl Villaret.

The Academy,

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Freiherrn Wilhelm von Tettau

Dr. philos., Königl. Ober-Regierungsrat a. D.,
Ritter hoher Orden,

ihrem verehrten langjährigen Vicepräsidenten

widmen dieses Jahrbuch

zu seinem neunzigsten Geburtstage

in aufrichtiger Hochschätzung

die Mitglieder der Königlichen Akademie.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochverehrter Herr Freiherr!

Es gereicht uns zu besonderer Freude, durch Darbietung des nachfolgenden Bandes unserer Jahrbücher dem innigen Danke einen Ausdruck zu geben, den wir Ihnen schulden für die hohen Verdienste, die Euer Hochwohlgeboren Sich um die Förderung und Erhaltung einer ehrwürdigen wissenschaftlichen Gemeinschaft erworben haben, der Sie über vierzig Jahre lang als Vorsitzender Ihre besten Kräfte widmeten.

Seit Jahrzehnten als einer der ersten Kenner und eifrigsten Pfleger der Wissenschaften und Künste in unserer Stadt und weit über die Grenzen derselben bekannt, ein würdiger Nachfolger der Boyneburg und Dalberg, als ein Gelehrter von seltenem Umfang des Wissens und vielseitigstem Interesse, auf den verschiedensten, auch entlegeneren Gebieten der Litteratur mit einer gründlichen Kenntnis der

einschlägigen Schriften ein sicheres Urteil über ihren Wert, sowie einen klaren Einblick in den Stand der Forschungen verbindend, haben Sie als ein Meister in dem Fache der Lokal- und der Familiengeschichtschreibung nicht bloss Ihr reiches Wissen in zahlreichen Schriften dargelegt und den gelehrten Kreisen durch Ihre Vorträge und Abhandlungen die dankenswerteste Anregung und Belehrung gegeben, sondern Sie haben, dem Sinnspruche unserer Akademie getreu, auch die Anwendung dieses Wissens auf das praktische Leben nie ausser Acht gelassen und demzufolge an den gewerblichen Bestrebungen unserer Stadt, deren Ehrenbürger Sie sind, seit vielen Jahren einen hervorragenden Anteil genommen.

Wie Sie aber andererseits, weit entfernt, den Begriff des Gemeinnützigen im Sinne einer engherzigen und einseitigen Nützlichkeitslehre zu fassen und den praktischen Beruf der Wissenschaft auf die Pflege und Förderung der materiellen Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft einzuschränken, als gründlicher Kenner des klassischen Altertums, als begeisterter und thatkräftiger Patriot, als warmer evangelischer Christ lebhaft durchdrungen sind von der Überzeugung, dass die Wissenschaft erst dann ihren im besten Sinne gemeinnützigen, praktischen Beruf wahrhaft erfüllt, wenn sie ihre schönste Aufgabe darin erkennt, mit den ihr zugewiesenen Mitteln durch Weckung und Pflege des Sinnes für das Gute und Schöne, das Edle und Grosse, das Ewige und Heilige den höchsten Zwecken des Lebens zu dienen, das haben Sie, hochverehrter Herr Freiherr, im allgemeinen dadurch bewiesen, dass Sie die reichen

Schätze Ihres Wissens und Ihrer Lebenserfahrung vor allem in den Dienst der wichtigsten und umfassendsten sittlichen Gemeinschaften, des Vaterlandes und der Kirche, in letzter und höchster Beziehung des Reiches Gottes auf Erden stellten, insbesondere aber dadurch, dass Sie als ein rechter Mann des Volkes noch vor kurzem der von unserer Akademie angeregten Bearbeitung von Preisschriften über die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen durch Pflege und Verbreitung einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung die lebhafteste thätige Teilnahme entgegen brachten.

Hochgeschätzter Herr Freiherr!

In gerechter Würdigung und warmer Anerkennung alles dessen, was die Akademie Ihrem rührigen und zielbewussten Wirken, wie Ihrem persönlichen Vorbilde verdankt, widmen wir Ihnen diesen Band unserer Jahrbücher als ein Zeichen unserer unwandelbaren Verehrung unter herzlicher Anwünschung des reichsten göttlichen Segens für Ihren Lebensabend.

Möge Ihnen Gott der Herr die seltene Geistesfrische, deren Sie Sich beständig erfreuen, auch fernerhin erhalten und nach seiner Gnade in vollem Masse an Ihnen erfüllen die Verheissung des 92. Psalmes, V. 13—16!

Erfurt, im Juni 1894.

Der Senat und die Mitglieder der Königlichen Akademie.

Inhalt.

Seite

A. Abhandlungen.

1. Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum, von Gymnasialdirektor Dr. Thiele . . . 1
2. Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, ein Beitrag zur Würdigung der philosophischen Forschung des Kirchenlehrers, von Professor Dr. Heinzelmann . 41
3. Die Phantasie, ihr Wesen, ihre Wirkungsweise und ihr Wert, von Gymnasialdirektor Leuchtenberger . . 101
4. Über die Berechtigung des Chors in Schillers Braut von Messina, von Schuldirektor a. D. Neubauer . . 129
5. Die evangelische Mission, ein Beweis für die Wahrheit des Christentums, von Missionsinspektor Dr. Schreiber 149
6. Die heutige Limesforschung am Pauluswall, von Gymnasiallehrer Dr. Schreiber 169
7. Giebt es spezifisch trophische Nerven? Vom Königl. Geh. Sanitätsrat Dr. Axmann 199
8. Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382, von Oberlehrer Dr. Beyer . 229
9. Zur Geschichte der deutschen Geschlechtsnamen, ein Beitrag aus Erfurter Urkunden von Prof. Dr. Bernhardt 269
10. Über die Kegelschnitte, welche um oder in Dreiecke und Vierecke sich beschreiben lassen, von Professor Hellwig 293
11. Simon Petrus, Skizze eines Charakterbildes, von Militär-Oberpfarrer und Hofprediger D. Emil Frommel . 335
12. Die deutsche Kaisersage, vom Direktor der städtischen Realschule Dr. Venediger 351

B. Jahresbericht der Akademie für das Jahr 1893/94, vom Sekretär der Akademie Professor Dr. Heinzelmann . . 385
I. Geschäftliche Mitteilungen. Bericht über die Thätigkeit der Akademie vom 1. Juli 1893 bis zum 31. Mai 1894 385
II. Sitzungsberichte 389

Seite

III. Statistische Mitteilungen 406
1. Verzeichnis der Mitglieder der Akademie . 406
2. Verzeichnis der wissenschaftlichen Gesellschaften, mit welchen die Akademie im Tauschverkehr steht 410

C. Beilagen.

a. Tafel I. zu Seite 199.
b. Tafel II. zu Seite 293.

A. Abhandlungen.

Die Insel Island

und

ihre Bedeutung für das germanische Altertum.

Vortrag,

gehalten

in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt

am 25. Oktober 1893

von

Dr. R. Thiele,
Königl. Gymnasialdirektor.

Es ist leider eine unbestrittene Thatsache, dass wir Deutschen von dem inneren Leben unseres Volkes in der Ur- und Vorzeit eine recht mangelhafte Kenntnis haben. Dies entspricht allerdings nur der Art der Überlieferung durch die Geschichtsschreiber des Mittelalters, welche fast alle in einseitiger, meist kirchlicher Tendenz ihre Werke verfasst haben. Fast gänzlich sind aber unsere heimischen Überlieferungen in Bezug auf Religion, Sitten und Gewohnheiten verklungen, — und „doch strömt alle Fülle des Lebens aus dem Geiste und aus dem Glauben hervor!“ Ist es da nicht für eine gebildete Nation ebenso wie für den gebildeten Einzelnen, ich will nicht sagen eine Pflicht, aber doch ein Bedürfnis, um das eigene Volk und seine Eigenart zu erfassen, dass er das Wenige voll verstehen lerne, welches von demselben aus der Vor- und Urzeit — der oft der Erkenntnis beste, weil reinste Quellen entfliessen! — noch heute bewahrt ist? Denn das „erkenne dich selbst“ der hellenischen Weisen ergänzen wir durch den Zusatz: „und dein Volk“, da hier die starken Wurzeln deiner Kraft sind. Erst dann werden wir Deutsche es begreifen, warum es gerade den germanischen Nationen in ihrer Urkraft gelang, die antike Welt in Trümmer zu schlagen und, das ganze Kulturland Europas, von dem eisigen Kjölengebirge bis zur Feueresse des Ätna und noch südlicher, von den Steppen Russlands bis zum wogenden Ocean im Westen erfüllend, eine neue Welt zu erschaffen! — Doch nicht mit Bewahrung ihrer vollen Eigenart, nirgends und am wenigsten wohl im eigentlichen Deutschland, vollzog der germanische Geist diese seine welthistorische Aufgabe: fast überall, nur mit Ausnahme des nördlichsten Europas, fand er eine überlegene Kultur vor;

Quellen und Hilfsmittel: U. a. Die Lieder der älteren Edda, herausg. von K. Hildebrand, 1876; Saemundar Edda hins frodha, ved Svend Grundtvig, 1874; Die Edda übersetzt von K. Simrock [2], 1855; Analecta Norroena v. Th. Möbius, 1859; Altnord. Lesebuch v. Ferd. Pfeiffer, 1860; Bes. Literarische Einleitung in die nordische Mythologie von K. F. Köppen, 1837; Handbuch der deutschen Mythologie von K. Simrock , 1869; Die Götter der deutschen und nordischen Völker von W. Mannhardt, 1860; Altnordisches Leben von K. Weinhold, 1856.

ihr beugte er sich, und sie veränderte ihn mehr oder minder. Am meisten aber wirkte das Christentum ein! Seit der Germane Christ geworden war, mochte er nun durch die sanften Worte glaubensfreudiger Apostel und Missionare, denen kein anderes Machtmittel als die beseligende Kraft des Evangeliums zu Gebote stand, oder durch das scharfe Schwert schon christlich gewordener Fürsten — denken Sie an die Bluttaufe der Sachsen durch Karl den Grossen! — zur neuen Lehre gebracht sein, er war dadurch ein anderer geworden, nicht bloss in seinen religiösen Anschauungen, nein, auch in der ganzen Lebensauffassung: in seinem staatlichen Leben (— der freie Volksstaat wurde zum Lehnsstaate!), in seinem Rechtsleben — das römische Recht verdrängte das volkstümliche immer mehr!), endlich in allen äusseren Ordnungen der Gesellschaft und Familie, nach der guten wie nach der schlimmen Seite.

Nur im Norden, woselbst, wie gesagt, der Germane keine vorgeschrittene Kultur bei der Inbesitznahme des Landes vorfand, war der germanische Geist unberührt geblieben, und je nördlicher und einsamer, desto reiner und länger; — länger, sage ich, wenigstens so lange, bis er seine Anschauungen und sein Denken über Religion, Staat, Recht und Sitte aufgezeichnet hatte; dann ist er auch hier entschlummert, um neu in christlich-nationaler Gesittung aufzuwachen.

Diese Bedeutung hat im allgemeinen der skandinävische Norden für das germanische Altertum, namentlich Norwegen, besonders aber die **Insel Island**, auf welcher alles eben Gesagte in höchstem Grade seine Bethätigung findet. Wenn ich daher heute, hochgeehrte Anwesende, Ihren Blick auf die Insel Island hinlenke, so bewegt mich eben das patriotische Gefühl, Kenntnis von den Vortagen unseres Volkslebens an dieser so wenig gekannten, und doch für unser Wissen so ergiebigen Stelle Ihnen zu übermitteln, obwohl ich mir wohl bewusst bin, Ihnen nur zum Teil Andeutungen, zum Teil linienhafte Skizzen bieten zu können, denn „Isländische Altertumskunde“ ist wenig weniger denn urgermanische Altertumskunde, und diese ist eine Wissenschaft, deren Resultate sich nicht in einen Vortrag zusammendrängen lassen; andrerseits weiss ich auch wohl, dass isländisch und germanisch, geschweige denn deutsch sich noch lange nicht decken. Aber die Grundzüge des

Volkscharakters wie aller Germanen, so auch der Deutschen finden sich, was Religion und Sitte, diese zwei Pole des menschlichen Denkens, also seines inneren Seins, angeht, am reinsten in der isländischen Litteratur aufgezeichnet und im isländischen Volksleben bewahrt, und deshalb ist ihre Darstellung, zieht man die durch Stamm und Ort hervorgerufenen Eigentümlichkeiten ab, zugleich im wesentlichen Darstellung des germanischen Geistes in seiner vollkommensten und eigenartigsten Offenbarung in der Urzeit.

Ich kann aber noch nicht zu meiner eigentlichen Aufgabe übergehen, ohne dass ich mich mit Ihnen — und damit ist unser Thema wenigstens indirekt gefördert! — über einen Begriff verständigt habe, den ich späterhin vielfach gebrauchen werde, aber nur anwenden will, nachdem ich meine Auffassung desselben genau dargelegt habe: es ist der so oft gemissbrauchte Begriff: „germanische Mythologie“. Ist schon in der germanischen Wissenschaft von Laien und Halbgebildeten arger Spott getrieben worden und wird noch getrieben, so noch viel, viel mehr in der Mythologie, welche für das nicht mit Methode bewaffnete Auge des Gebildeten weniger scharf gezogene Grenzlinien hat als jede andere Wissenschaft. Und namentlich in der germanischen Mythologie mit ihren „dämmernden Göttergestalten“, um ein altnordisches Bild zu gebrauchen! Ist doch auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Mythologie noch sehr jung und teilweise wegen der weitgehenden Sprachkenntnisse, die überall vorausgesetzt werden müssen, und wegen der philosophisch-abstrakten Methode, die hier nötig ist, selbst von unseren Gebildeten kaum in den Resultaten verstanden worden. Begriffe wie Theogonie, Kosmogonie, Anthropomorphose, Hypostase, Euhemerismus, Mythos, Götter- und Heroensage und andere in der Mythologie gäng und gäbe Ausdrücke — wer versteht sie wissenschaftlich befriedigend? Und vollends die Glanz- und Enddisciplin, die „vergleichende Mythologie“ mit ihren so leicht dehnbaren Linien, welche nur eine exakte Kritik und eine zielbewusste philosophische Methode festhalten kann, — haben sie nicht seichte Halbwisser oder gutmütige Schwärmer, die sich überall vordrängen, zum Schmerzenskinde der Wissenschaft, ja so anrüchig gemacht, dass man ihrer leider bereits nur mit spöttischem Lächeln zu

gedenken pflegt? — Doch lassen wir das! Streben wir vielmehr danach, auf wissenschaftlichem Grunde den gesuchten Begriff jetzt festzustellen.

Die Psychologie stellt schematisch ein dreifaches Seelenvermögen auf: Erkennen, Fühlen und Begehren, jedoch kommt das letztere für die folgenden Zwecke nicht in Betracht, sondern nur Gefühl und Erkenntnis, um so zu ordnen.

Alles heidnisch-religiöse Bewusstsein — wir sehen hier natürlich von der Offenbarung ab und betrachten nur die nach dem göttlichen Weltplane Jahrtausende lang sich selbst überlassenen heidnischen Religionen — erscheint zunächst auf der untersten Stufe des Gefühles: es ist dies das unmittelbare Innewerden göttlicher Mächte und Kräfte, das sich aus der Betrachtung der uns umgebenden Natur ergiebt. Somit ist jede Religion zunächst Naturreligion, Verehrung und Anbetung der waltenden Naturkräfte, mit der Ahnung, es gäbe ein höheres Etwas, welches einst das allmächtige „Werde" sprach. Für diese, allerdings graduell verschieden erscheinende Auffassung der Religion waren die Indogermanen besonders beanlagt, und auf dieser Stufe verharren auch die niederen heidnischen Religionen, während die später von genialen Völkern weiter entwickelten nur in den Tagen ihrer Kindheit sich auf ihr befinden. Denn aus der Unmittelbarkeit des Gefühles gelangt dann das religiöse Bewusstsein, indem das Erkenntnisvermögen thätig eingreift, zur Anschauung und Vorstellung: Phantasie wie Verstand des Volkes wie der Einzelnen ist hier wirksam. Auf dieser Stufe stehen die höher entwickelten heidnischen Religionen, namentlich die griechisch-römische, aber auch die germanische. Jene alten Elementargottheiten verloren ihre wesenhafte Existenz als himmlische Gewalten, ohne dass die Erinnerung an sie schwand: sie werden zu Riesen auseinandergezerrt, diesem Invalidenkorps der Mythologie, wie man wohl gesagt hat, oder sie schrumpfen zu Zwergen zusammen, namentlich die Mächte der Tiefe und des Erdinnern; sie finden sich in allen jenen Mythologieen mehr oder minder, und es ist grundfalsch, sie für halbgöttliche Wesen zu halten, sie sind vielmehr durchweg aufgegebene Götter. — Endlich tritt die Reflexion hinzu, wenn sich die Vernunft einmengt. An der Reflexion aber, über welche sie nicht hinaus-

geben können, sind alle heidnischen Religionen zu Grunde gegangen, vornehmlich die griechisch-römische. Die Heidenwelt wird in diesem „Sehnen der Kreatur" reif für die Offenbarung, und heilend und helfend ist hier überall das Christentum eingetreten, und es fand da besonders einen breiten Boden und bereite Geister.

So lange nun die Germanen, unbekannt den antiken Kulturvölkern, ein urhaftes, naturkräftiges Leben führten, ging ihr religiöses Denken ganz in Empfindung auf; ihr religiöses Bewusstsein ist kaum mehr als eine Ahnung, sie fühlten das Göttliche nur; keine Götterbilder giebt es bei ihnen, keine Tempel, ja überhaupt keinen eigentlichen Kult! Doch die Keime zu weiterem waren vorhanden, und als der Ruf der Weltgeschichte die Germanen aus ihrem traumhaften Dasein aufweckte, als die Schönheit südlicher Länder mit ihrem Sirenengesange die Cimbern und Teutonen an die Ufer der Rhone und des Po lockte, lernten sie in diesen Ländern auch griechisch-römische Kultur, also eine neue Welt des Geistes kennen: das Morgenrot des Tages ihres geschichtlichen Lebens brach an. Die neuen Eindrücke weckten Verstand und Phantasie; damit kamen auch neue Anschauungen, die Geheimnisse des Göttlichen lösten sich ihnen, sie begannen zu denken und damit ihrer Religion sich bewusst zu werden. Erzählungen über Entstehung der Götter und der Welt entstanden, eigene und eigenartige Namen der göttlichen Wesen treten hervor; ein Himmel, entsprechend der germanischen Natur, wurde nun geschaffen, das Leben der Götter und ihrer menschlichen Abbilder, der Helden, gefeiert, — kurz: erst dann kann die eigentliche germanische Mythologie entstanden sein. Aber viel weiter sind die eigentlichen Deutschen nicht gekommen, ja selbst das, was sie schufen, ist zum Teil wieder vergessen, zum Teil nur traumhaft erhalten. Denn gerade als die Ahnung zur Gestalt, das Gefühl zum Bilde geworden war, als aus der Nacht des Empfindens eine klare und plastisch gegliederte Götterwelt herausgeboren war, gerade damals wurde das heidnische Vorleben unserer Vorfahren durch die Völkerwanderung gebrochen. Gold und Land fanden die Deutschen in den neu eroberten Gebieten, aber auch einen neuen Himmel: Christus, der wahre Gott, siegte über die alten,

erst halbklaren Götter, und das Läuten der Glocken in Klöstern und auf Kirchen übertönte die altheidnischen Lieder und liess sie endlich ganz verstummen: nur halbe Erinnerung blieb, welche in der ersten Blütezeit unserer Littesatur wenigstens zum Teil Gestalt gewann, und so wurde etwas, wenn auch nur ein Weniges gerettet.

Während aber über die eigentlichen Deutschen die Sonne des Christentums aufging, erglänzte im Norden noch hell die Sternennacht des Heidentums: noch Jahrhunderte lang hielten unsere germanischen Vettern jenseits der Ostsee fest an der alten naturgeborenen, stammtümlichen Religion, ja führten sie weiter durch alle Phasen der Entwickelung, auch der Reflexion, bis sie, verblüht und abgestorben, nicht durch einen äussern, gewaltsamen Stoss, sondern durch sich selbst, da die Bedingungen ihres Wesens erfüllt waren, zu Grunde ging. Denn als auch nach dem Norden glaubensstarke Apostel kamen, und die herrschenden Gewalthaber sich ihnen, allerdings meist aus weltlichem Interesse, anschlossen, war das heidnische Bewusstsein der Nordmannen bereits im Innersten gebrochen; darum konnte man verhältnismässig so rasch der sonst so kräftigen und trotzig-gewaltigen Männer im eisigen Norden Herr werden.

Jedoch nicht eher geschah dies, ehe der Hauptinhalt der heidnischen Vorstellungen aufgezeichnet und somit für das Wissen gerettet war. Was dort geschaffen ist, das ist die germanische Mythologie; und es giebt wirklich eine solche, wenn auch leider im Norden selbst von tüchtigen Gelehrten, wie Bugge und Bang, Zweifel daran jetzt erhoben sind; eine eigentlich deutsche Mythologie hat es allerdings nie gegeben. Die nordischen Götter und Helden aber, sind sie auch nicht ganz die unseren, so sind sie uns doch keine fremden, sie sind germanischen Geistes, wie es auch die wenigen göttlichen Gestalten der eigentlichen Deutschen, die wir nur dem Namen nach kennen, des Woden, des Dunnaer, des Saxnot und anderer „Unholde" waren.

Mit dieser Einschränkung können wir die nordische Mythologie als die einzig vorhandene echt germanische auch als unsere betrachten. Und da nun das Meiste von ihr in Island gedacht, gesungen und aufgezeichnet ist, so lernen wir

in dem, was wir von dort erfahren, uns selbst, d. h. unsere Vorzeit kennen.

In einsamer Ferne im kalten Nordmeere, zwischen dem 63. und 66. Gr. nördlicher Breite und dem 13. und 24. Gr. westlicher Länge, 120 Meilen von Dronthjem in Norwegen, aber nur 35 Meilen von Grönland entfernt, liegt die feuergeborene Eisinsel Island, auf welcher die Feuergarben nie ruhender Vulkane im ewigen Eise der Gletscher sich spiegeln, wo die Lava noch glühend in das mit Eisschollen bedeckte Meer zischt, wo grollende Wellen sie verschlingen, während ohnweit heisse Springquellen ihre Strahlen häuserhoch schleudern. Doch lassen wir, da nur Autopsie ein solches Wunder wirksam schildern kann, einen Mann reden, der wie wenige dazu berufen ist, Wilhelm Jordan, den modernen Nibelungenrhapsoden, welcher diese Stätten, welche ihm der beste Brunnquell seiner tiefsinnigen Poesie gewesen sind, innig und treu lieb gewonnen hat. Er schildert Island so:

Im Norden und Osten, umdrängt von den Eismassen des Polarmeeres, wird die Insel einigermassen bewohnbar nur durch den letzten Rest von Wärme, den ein Arm des Golfstromes aus dem Heizkessel für Europa, dem mexikanischen Meerbusen, emporführt bis zu ihren westlichen und südlichen Küsten. Gebirgsmassen, hoch hervorragend aus Nebel und Wolken, bedeckt mit ewigem Schnee und Gletschern, schimmern dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegen. Erloschene Vulkane erheben sich wie Riesen der Vorwelt in Eispanzern, die jedem Sonnenstrahle widerstehen. Erstarrte Lavaströme türmen ihre Schollen übereinander in phantastischen Gestalten und unabsehbarer Ausdehnung. Weithin vernehmlich donnert noch jetzt der Hekla und sprüht hochaufwirbelnde Aschenwolken und die unerloschene Glut des Erdinnern hinaus in eine Wüste von Schnee und Eis. Mächtige Kochbrunnen, Geisir genannt, schiessen gigantische Schaumgarben siedend heissen Wassers in die Luft; bis zu zehn Fuss dick erhebt sich der flüssige Stamm jetzt zu Turmeshöhe, gekrönt mit einem Wipfel von ungeheuren Dampfwolken; im nächsten Augenblicke, auf einen dumpfen Schlag in der Tiefe, stürzt die Schaumsäule zusammen, ent-

wichen wie eine wundersame Traumgestalt beim ersten Strahle des Morgens. — Wenn das Treibeis von Spitzbergen, wie es zuweilen geschieht, die nördliche Küste bis in den Juli, ja bis in den August hinein umlagert hält, dann hat die Insel, oder wenigstens ihr nördlicher Teil, gar keinen Sommer, und nach kurzer Unterbrechung des Frostes durch stürmisches Tauwetter und Regen geht ein Winter in den anderen über. Sonst folgt dem langen Winter ein kurzer Sommer, der aber auch kaum etwas anderes ist als ein süddeutscher März oder ein norddeutscher April; denn fortwährend wechselt der Sonnenschein mit Regen- und selbst Schneeschauern. Dazwischen toben Stürme von verheerender Gewalt, die den Reiter vom Pferde werfen, die Oberfläche des Meeres in eine Staubwolke zerpeitschen und sie als einen Sprühregen von Salzwasser emportreiben bis auf 2000 Fuss hohe Berge. — Auf der Höhe des Jahres steht eine dunkelrot glühende Sonne selbst um Mitternacht am nördlichen Horizont. Aber nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld so weit zu reifen, dass man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Ährenbündel auf südwärts gerichteten Trockenstellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende September beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, um für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, dass nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moose, nirgends aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt, und dass die Menschen oft ungehindert hoch über den Dächern ihrer eingeschneiten Wohnungen hinwegschreiten. Nur noch das Renn findet seinen Weg durch die Winterwüste und weiss sich das karge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee herauszuscharren. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Scharen von Seevögeln die eisklirrende Küste, lautschreiend und gegen den Sturm ankämpfend. Alles andere Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternenhellen Firmamente das Nordlicht seinen zauberischen Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder, vom braunen Grundbogen am Horizonte bis zum Zenith, und zeigen die starren Eisgefilde in geisterhaft

unbestimmter Beleuchtung. Dürftig, doch erhaben, mahnt diese Natur mit ihren gewaltigen Kontrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise, an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und an das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben, schroff kolossal, scharf beprägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen, nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Hier zerstreut die Phantasie kein Sinnenreiz; die öde Gegenwart liess sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken! In achtmonatlicher Wintermusse in verschneiter Hütte, an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis ins Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende, und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeere bis zur sonnenglühenden Urheimat der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern des heiligen Ganges!

So wurde Island ein Patmos des germanischen Heidentums!

Island ward im letzten Drittel des 9. Jahrhunderts, ums Jahr 870, entdeckt, grade zu einer Zeit, als im Norden die ursprüngliche Stammverfassung, das Volkskönigtum, vernichtet und die königliche Alleingewalt mit dem Lehnswesen, natürlich in einer dem Norden eigentümlich umgestalteten Weise, begründet wurde. Es sind dies die Zeiten in Dänemark Gorm des Alten, in Schweden Eirik Eymundarsons, in Norwegen des gewaltigen Harald Harfagr d. h. „Schönhaar“. Damit begann für die nordischen Reiche eine ganz neue Zeit: das einigende Band des alten Naturstaates war gelöst, und alles, was bisher Macht und Geltung gehabt hatte, verschwand mit der alten Stammverfassung. Aber auch die alte Gesinnung entschwand immer mehr, die Sitte der Väter veraltete, die Götter des Heidentums wichen dem Gekreuzigten, und das Christentum, von den neuen Monarchen begünstigt, breitete sich rasch und siegreich aus. Grosse Auswanderungen begannen, und damals erreichten die Raubzüge der Normannen, welche das westliche und südliche Europa so beunruhigt haben, ihren Höhepunkt; namentlich aber wanderten Mitglieder der edelsten Geschlechter, welche sich weder dem Scepter des Gewaltherrn, noch dem Krummstabe der Bischöfe beugen wollten, nach dem eben ent-

deckten Island aus, welches der Zufluchtsort so vieler ward, dass schon nach 60 Jahren die Insel — die zuerst Snîaland, Schneeland, hiess — vollständig besiedelt war, so weit sie eben bewohnbaren Raum bot.

Das Leben der Ausgewanderten gestaltete sich ganz so, wie es früher in der Heimat gewesen war: man wollte ja nur das Bestehende beibehalten. Die Verfassung war einfach und patriarchalisch, und in ihr erscheint in noch verhältnismässig später Zeit die reine Form des altgermanischen Staates, wie sie einst Tacitus, wenn auch nur unvollständig, schilderte. Der Häuptling nämlich, der auch Eigentümer des Schiffes gewesen, auf welchem eine Anzahl freier Männer zum fernen, herrenlosen Eilande geflüchtet waren, nahm die Gegend, wo er gelandet, feierlich in Besitz und teilte sie unter seine Verwandten, Freunde und Begleiter, kurz unter seine Familie und Gefolgschaft aus. Einen solchen Bezirk nannte man das Herad, in dessen Mitte ein Tempel als gemeinsames Heiligtum erbaut wurde; er bildete als Thing-Stätte zugleich den gerichtlichen und politischen Mittelpunkt, denn die Versammlungen der Gemeinfreien, welche zu richten und zu beschliessen hatten, fanden hier statt. Der Anführer bei der Kolonisation aber blieb selbstverständlich Haupt der gegründeten Genossenschaft in politischer und kirchlicher Hinsicht.

Allmählich aber, indem einzelne Häuptlinge und einzelne Bezirke gemeinschaftliche Angelegenheiten auch gemeinsam berieten und ausführten, verbanden sich diese einzelnen kleinen Bezirke zu grösseren Gemeinden, und so wurde 54 Jahre nach dem ersten Anbau der isländische Staat im Jahre 928 als ein politisches Ganze gegründet. Zuerst Aristokratie und in aristokratischem Interesse geschaffen, nahm er bald, da die Einzelinteressen in dem kleinen Gemeinwesen leicht von den Einzelnen geltend gemacht werden konnten, eine demokratische Gestalt an, die aber zuletzt, da die wenigen Grossgrundbesitzer immer mehr Rechte und damit Macht und Einfluss sich anmassten, zu einer Oligarchie wurde. Aber das hatte man, getreu den altgermanischen Erinnerungen, bewahrt, dass die Volksversammlung, das Al-Thing, der eigentliche Souverain blieb; sie selbst setzte sich nach den einzelnen Dörfern, welche vier Gaue bildeten, zusammen. Dem

Al-Thing, das sich alljährlich nur einmal versammelte, lag sowohl Gesetzgebung als auch Gerichtsbarkeit in letzter Instanz ob. Jeder der vier Gaue aber hatte drei Tempelbezirke, und an der Spitze eines jeden derselben standen die Gôdar, die Priester, welche zugleich die Einzelrichter waren und über den Frieden in den Gemeinden wachten, grade so, wie es schon Tacitus von den Priestern der alten Germanen berichtete. Das Oberhaupt der Gôdar, also eigentlich das des gesamten Freistaats, war der Lögmadh*r (oder Lögsögumadhr), d. h. der „Gesetzmann", also eine Art Hoherpriester mit richterlichen Funktionen. — Diese Verfassung bestand freilich nur bis zum Jahre 1000, denn damals wurde von dem Alt-Thinge auf Olav Tryggvasons Betreiben das Christentum in Island eingeführt, alle Bemühungen des sich heftig sträubenden und heimlich noch lange beibehaltenen Heidentums blieben der siegenden Wahrheit des Christentums gegenüber ohnmächtig. Und als erst die heidnische Religion Halt und Bedeutung verloren hatte, zerfiel natürlich auch der auf ihr sich aufbauende Isländische Staat von innen heraus und löste sich allmählich in blutigen Parteikämpfen auf, bis im Jahre 1261 die Insel ihre Freiheit verlor: sie musste sich der Norwegischen Herrschaft unterwerfen! Mit der Freiheit aber sank auch Bildung und Gelehrsamkeit dahin, und den letzten Rest vernichtete fast ganz der um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Island wütende „schwarze Tod", jene fürchterliche Pest, welche ganz Europa heimsuchte. Erst seit Einführung des Protestantismus hat sich Island wieder etwas gehoben; es musste Norwegens Schicksale lange Zeit teilen, freilich unberührt in seiner einsamen Lage von den Welthändeln sowohl Europas als auch Amerikas, blieb aber, als Norwegen an Schweden fiel, bei Dänemark, freilich fast frei, so dass bis dahin nie ein König seinen Boden betreten hatte, als im Jahre 1874 der noch heute regierende Herrscher Dänemarks, König Christian IX., zur Feier der 1000jährigen Kolonisation der Insel die Isländer mit einem Besuche beehrte und erfreute.

*) Die dem d entsprechende Spirans (vgl. Wimmer, Altnord. Gram. S. 7) ist mit dh transscribiert, die dem t entsprechende mit th, da die betreffenden Lettern nicht vorhanden sind.

Das ist in kurzen Zügen eine geographische und historische Würdigung der merkwürdigen Insel, deren Geschichte allerdings wenig mannigfaltig, ja fast einförmig zu nennen ist. Aber doch besitzt Island eine grossartige Bedeutung für uns, welche — um es hier einmal kurz zusammenzufassen! — darin besteht, dass der germanische Geist, speciell der nordische, als letzter Repräsentant urhafter germanischer Erscheinung, als er das Ende seiner heidnischen Tage herannahen fühlte, sich Island zum Ruhepunkte auserkor, gleichsam um hier in stiller Abgeschlossenheit seine Gedanken aufzuzeichnen; denn nicht um etwas Neues zu begründen, sondern damit das Alte in Sitte, Religion, Verfassung und Sprache erhalten bleibe, ward Island bebaut. Alles, was dort geschah, hat rückschauende Bedeutung: der Isländer ist der Träger des fliehenden Germanentums; der Geist der germanischen Vorzeit, aus Europa vertrieben, schlug hier seinen Sitz am äussersten Endpunkte der alten Welt auf, nicht weit von der erst nach Jahrhunderten allgemein entdeckten neuen Welt, die allerdings den Nordmannen schon längst bekannt war, wenn sie auch nicht in richtigem geographischen Zusammenhange aufgefasst wurde, eben so wenig wie dies Columbus zuerst that. Aber zum Glück, sage ich! Damit dieser Geist sich durch das Neue nicht zerstreuen liess, sondern in der langen winterlichen Stille Islands seiner selbst und seiner Gedanken bewusst werden und sie aufzeichnen konnte. — Wie kam das? Die Antwort ist nicht schwer zu finden! Island war nicht etwa vom ausgespieenen Pöbel des Mutterlandes kolonisiert worden, sondern von den freisten und edelsten Männern Norwegens, selbst aus königlichem Geschlechte, und der Blüte des alten Adels, und diese Männer brachten ihre ganze Kultur mit. Zunächst die Sprache: jene diamantharte, krystallreine, goldschwere Sprache, wie man sie mit Recht genannt hat, welche die Isländer durch die langen Jahrhunderte so treu bewahrt haben, dass dieselbe heute noch mit wenigen Veränderungen den alten Bestand zeigt. Sie ist neben dem Gotischen der edelste und älteste Repräsentant der germanischen Sprachsippe, sicherlich aber der in sich kräftigste Vertreter, ja sogar mit Hinblick auf alle uns bekannten Sprachen kann man behaupten, dass die altisländische, auch altnordische Sprache genannt, an gram-

matischer Vollendung wenigen anderen Sprachen nachsteht, vielleicht der indischen und griechischen an Reichtum und Vollendung der Formen; aber an Energie und Durchsichtigkeit, an Gefügigkeit und Biegsamkeit in der Wortbildung, Ableitung und Zusammensetzung kann sich keine europäische Sprache mit ihr messen, ebenso übertrifft sie dieselben an konsonantischer Fülle, so dass die einzelnen Silben und Worte, gleich den wilden Wikingern, die sie sprachen, ein kühnes, ja trotziges Aussehen haben. Diese in ihrem Wesen liegenden Vorzüge machten sie natürlich einer hohen Ausbildung fähig: sie ist allen Arten des Ausdruckes gerecht geworden, der einfachsten Prosa ebenso wie der erhabensten, bilderreichen Poesie; in ihr hat man es verstanden, bald schlicht und kindlich einfach, in der Weise Herodots, zu erzählen, bald aber in höchstem hymnischen Schwunge tiefsinnige Ideen in der künstlichsten Strophenverschlingung, ähnlich Aeschyleischen und Sophokleischen Chören, darzustellen. Dann aber nahmen die Norweger auch neben der Sprache, welche die Form der Litteratur ist, den Inhalt derselben mit nach Island, d. h. die nordische Götter- und Heldensage in ihrer ganzen Ausdehnung, denn zu dem norwegischen Grundstocke kamen noch die besonderen Volkssagen zuwandernder Dänen und Schweden hinzu, ebenso die Stamm- und Lokalsagen von einzelnen der herüberwandernden Geschlechter und Familien. — Die Sage aber mündet stets und überall in die Geschichte aus, und so ist auch die historische Sage und dann die reine Geschichte auf Island behandelt worden, z. B. Harald Harfagrs Siege und Bedrückungen. — Endlich hatten die Ansiedler auch ihre Rechtsgewohnheiten mitgebracht, und somit fand auch die Rechtskunde, die gleichsam ein Codex altgermanischen Rechtslebens ist, ebenfalls auf Island Ausbildung und Aufzeichnung. — Und es war nötig, dass der Isländer nach dieser Art geistiger Thätigkeit griff, denn sein reger Geist fand in dem beschränkten Leben auf der Insel keine volle Befriedigung. Einsam sass auf seinem Hofe der Häuptling aus dem Stamme Yngnis: das kleine Hauswesen, dem er vorstand, war bald besorgt; Ackerbau, meist auch dem Gesinde überlassen, nahm nur geringe Zeit in Anspruch. So flossen die Tage, namentlich in dem langen, sieben bis acht Monate dauernden Winter

in ermüdender Einfachheit dahin, und nur die Zeit des Things oder die Feste oder auch Fehde und Zank unterbrachen das einförmige Leben. Ja, durch die geräuschlose Stille eines solchen Lebens wurde der Hang zum Sinnen und zur Erinnerung erst recht geweckt: je leerer die Gegenwart war, desto lauter und inniger musste die Vergangenheit reden. Und neugierig wurden die wenigen Fremden ausgefragt, die im Sommer als Kaufleute oder Gewerbtreibende nach Island kamen; den begierig Lauschenden mussten im Winter diejenigen erzählen, welche aus fremden Ländern heimgekehrt waren, und von Jahr zu Jahr mehr nahmen die Fahrten der Isländer zu, teils aus kommerziellem Interesse, teils um dem Seeraub nachzugehen oder Skaldenkunst auszuüben, so dass es bald in Island hiess: heimskr er heimalit barn, d. h. „dumm ist der Ungereiste".

So vielgestaltig war das geistige Leben auf dem öden Island, und deshalb so reich seine Litteratur. Aber so wäre es nie geworden, wenn nicht — rühmend muss man es hervorheben! — die Geistlichen stets treu-national gesinnt gewesen wären. Obwohl sie meist im Auslande, selbst in Italien erzogen wurden, konnten doch nie die Ideen universalistischer Kirchenherrschaft, von welchen das Mittelalter ganz erfüllt war, bei ihnen Wurzel fassen; wählte doch das Al-Thing die Bischöfe, und erst 1057 war das Bistum Skalholt, 1107 das von Holar entstanden. Vielmehr fühlten sich die Geistlichen, bei all ihrem gerechtfertigten Stolze als Priester, doch stets als freie Isländer und verwendeten ihre Gelehrsamkeit dazu, Sage wie Dichtung ihres Volkes zu erforschen und niederzuschreiben, besonders seit dem Ende des 12. Jahrhunderts: der freie nordische Steinadler liess sich eben nicht in den engen Käfig hierarchischen Strebens einsperren, und jene nationalen Priester schrieben nicht lateinisch, sondern behielten die Volkssprache bei und mit ihr die volkstümlichen Stoffe, nur dass sie dieselben veredelten. Ihnen verdanken die Isländer die Schreibkunst, wodurch die Gründung einer Litteratur überhaupt möglich war, ihnen eine gewisse Büchergelehrsamkeit und Schulweisheit, welche Gelehrte wie Ari hina frodhi, d. h. den weisen, Saemund Sigfusson, Snorri Sturluson, Olav Hvitaskald (d. h. den weissen Skalden) u. a. hervorbrachte. Doch

diese Gelehrten vergassen über Trivium und Quadrivium nicht die heimischen Sagen- und Dichtungsschätze; namentlich den altheidnischen Volksliedern wandten sie sich gern zu: ihnen verdanken wir zum grössten Teile deren Aufbewahrung und damit die beste Kunde altgermanischen, speciell heidnisch-religiösen Lebens. Wollen wir daher dieses näher kennen lernen, so müssen wir uns nun speciell der altnordischen Litteratur zuwenden: in ihr finden wir für unsere ältere Dichtung Parallelen und vielfach ergänzende und erklärende Darstellungen in Werken, die viel vollständiger als bei uns erhalten sind. Wie könnte man auch wissenschaftlich Altdeutsch treiben, ohne die altnordische Litteratur mit heranzuziehen?

Behandeln wir daher zunächst

die poetische Litteratur.

Wie bei den meisten Völkern, so geht auch nach der altnordischen Auffassung der Ursprung und Anfang der Poesie auf direkte göttliche Mitteilung zurück: Odhin und die Asen erscheinen als ihre Schöpfer. Historisch genommen aber können auch die ältesten der uns erhaltenen Lieder erst nach der Völkerwanderung entstanden sein, da sie alle die Lokalfarbe entweder der durchwanderten südeuropäischen Länder oder der neuen nordischen Heimat haben. Wie das harte, gedrungene, pelasgische Bewusstsein der Griechen, sagt mit Recht ein gediegener Forscher, erst durch die Anschauung und den Genuss des kleinasiatischen Lebens sich zur homerischen Poesie erweichte; wie die Romantik im Mittelalter erst reich und voll und fleischig wird, nachdem unsere Väter auf den Zügen nach dem heiligen Grabe ihre Leiber in das Wasser des Jordan, ihre Seelen in das glutatmende Leben des Orients getaucht hatten, so konnten auch in dem frischen und reizbaren, aber einfachen und gründlichen Geiste der alten Nordmannen Sonnenglanz und Farbenschmuck der Phantasie erst durch die Berührung mit dem Süden hervorbrechen. In der Völkerwanderung unter den Goten und anderen mitkämpfend, sahen einzelne Scharen das üppige Byzanz mit seinen prächtigen Bauwerken, seiner schimmernden Kultur, seinen lockenden Genüssen, sie betraten die schon verfallenen, aber unter mildem Himmel und auf gesegnetem Boden immer noch herrlichen Stätten der griechischen

Bildung, sie atmeten die weichen Lüfte Ioniens und fühlten den sengenden Strahl der orientalischen Sonne, die die Eisrinde ihres Geistes auftaute. Da wurden sie ergriffen von märchenhaftem Zauber; sie waren auf der Insel der Circe, in den Gärten der Armide, die ja eben auch die Kreuzfahrer zu umstricken suchte. Ein gewaltiger Kampf beginnt seitdem in der Brust und im Bewusstsein der Nordländer: der Vanenkampf. Der Friede aber, welcher aus ihm erblüht, ist, wie die Sage sich ausdrückt, die Poesie, oder eigentlich jene weichere und lebensvollere Anschauung der Dinge, welche nunmehr dem Geiste aufging. Die Vanen, die Geister des Wahnes, d. h. der Phantasie, die das luftige Windheim bewohnen, werden jetzt in das nordische Bewusstsein aufgenommen und beherrschen es einträchtig in Gemeinschaft mit den alten Mächten, den Asen. Wenn früher die Seele des Nordmanns in aufdämmernder Ahnung mehr schatten- und nebelhafte, Ossianische Gebilde aus ihrer Tiefe hervorgerufen hatte, so tauchten nun klare, bestimmte, fertige Gestalten in ihr auf. Jetzt erst begann in Skandinavien ein vielgestaltiger Kultus, denn sie, die Vanen, wissend und reich, sind dessen Gründer und Beschützer.

Im Übrigen war die älteste Poesie Volksdichtung, das Wort richtig verstanden: schlicht und einfach, aber in tiefbedeutungsvoller Weise, voll Kraft und Begeisterung, mit reicher sinnlicher Anschauung erzählt sie in gehobenem Tone dem Volke von dem göttlichen Walten in der Natur, und so schuf sich dieses seine Götter- und Heldensage. Und zwar alle im Volke thaten dies, da eben alle den Stoff beherrschten, während die Form das Gleichgiltigere war und erst nach und nach künstlicher gestaltet wurde, als die Fähigkeit des Dichtens, an welches man einerseits höhere Ansprüche dann stellte, von dem man aber andererseits durch andere Thätigkeit abgehalten wurde, mehr Sache, später Eigentum Einzelner ward; so entstand das Skaldentum, das wir später noch genauer kennen lernen werden, ein Werk der Übung und des Talentes. Somit sehen wir in Island die Poesie den Weg einschlagen wie überall, nur dass uns hier alle Etappen, so zu sagen, erhalten sind; dadurch ist die Isländische Litteratur wie für die Geschichte aller Poesie, so noch besonders für die der deutschen Dichtung so wichtig, in welcher

ja bekanntlich das erste Stadium, die Volksdichtung mythischer Stoffe, bis auf wenige Spuren verloren gegangen ist und nur aus Notizen historischer Schriftsteller, von Tacitus an bis zu den sterilen Chroniken des Mittelalters herab, geahnt oder aus dem Niederschlage in späteren Jahrhunderten, besonders in der mittelhochdeutschen Zeit, erschlossen werden kann. Im Norden aber ist jene Dichtung, wie gesagt, noch vorhanden.

Der Charakter dieser ältesten Volksdichtung ist hymnisch: Beschwörungsformeln, Zaubergesänge, Weissagungen, Lieder zu Ehren der Götter gehören hierher. Dann wird diese Dichtung mythologisch: theogonische und kosmogonische Gesänge erzählen von der Herkunft und dem Untergange der Götter, der Erschaffung und Vernichtung der Welt. Daneben läuft schon frühzeitig eine sententiöse Richtung der Poesie, grade wie bei den Griechen neben einem Homer ein Hesiod steht: Lehren der Weisheit und Erfahrung werden in ein poetisches Bild gehüllt. — Die jüngste Gestaltung der Volkspoesie ist dann die epische: es sind die Lieder, welche uns die Thaten der Götter und Helden melden.

Alle diese Volksweisen hatten eine einfache Form: das sogenannte fornyrdhalag, d. h. die „alte Weise“, eine schlichte Art von Versen, die nur durch das Gesetz des Stabreims oder der Alliteration gebunden waren. Wenn sechs solcher Verse zu einer Strophe vereinigt wurden, so nannte man dieselbe Ljódha-háttr. —

Haben wir nun noch solche alten, volksmässigen Lieder? Ja, es sind diejenigen, welche die Nordländer schon im 12. und 13. Jahrhundert als uralte bezeichnen, und eine Sammlung derselben ist die sogenannte „ältere Edda“. Wann und wo und von wem diese Lieder aber gesammelt sind, ist unbekannt und wird es auch wohl stets bleiben, nur der Fundort und die Fundzeit der Handschrift derselben ist bekannt. Im Jahre 1643 fand nämlich der Bischof Brynjúlf Svendsen in Skalholt unter mehreren Handschriften auch ein sehr altes Pergamentmanuskript, voll von uralten Volksliedern. Er liess es abschreiben und nannte es Edda (d. h. „Urgrossmutter“) Saemundar hins fródha, d. h. Sämunds des Weisen, weil er, der Bischof Brynjúlf, die Sammlung dem weisen Priester Saemund zuschrieb; er meinte, nur jenem hätte ein solches Werk

gelingen können; andere Gründe hatte er nicht. — Diese Sammlung altheidnischer Volkslieder ist allerdings ein Schatz, ja, da diese Dichtungen von der seltensten Reinheit und Lauterkeit sind, wohl der grösste Schatz für das gesamte germanische Altertum: denn fast der ganze Volksglaube des Nordens und damit in den Grundzügen der der Urgermanen ist uns hier erhalten. Dem Irrtum muss freilich vorgebeugt werden, dass die Eddalieder in Island gedacht oder auch nur entstanden sind; sie sind allerdings dorthin mitgebracht, dem Stoffe nach also sind sie gemeingermanisch, der Form nach altnordisch, aber in Island sind sie aufgezeichnet worden und erhalten: wahrlich Verdienst genug!

Nicht lange, hochgeehrte Anwesende, will ich Sie hier aufhalten, nur gestatten Sie mir, Sie auf den Inhalt der älteren Edda im allgemeinen aufmerksam zu machen und die Stellen hervorzuheben, welche für unser nationales Nibelungenlied besonders wichtig sind. Die Edda zerfällt in Lieder mythologischen, ethischen und epischen Inhaltes, entsprechend der oben angedeuteten Natur der Volkslieder.

Die mythologischen Lieder sind die ältesten und wichtigsten und enthalten das Ganze der nordischen Mythologie in nuce oder beschränken sich erschöpfend auf einzelne Gottheiten und Sagenkreise. Kosmogonischen und theogonischen Inhalt haben nur drei Lieder: 1) Der Vala Weissagung — ich verschone Sie, wo ich es kann, mit den fremden Namen! — von Herder trefflich verdeutscht, noch besser von Simrock; ich bitte Sie, das Lied, das hier zu lang für die Mitteilung ist, selbst nachlesen zu wollen, nur der Anfang sei hier mitgeteilt:

„Allen Edeln gebiet ich Andacht,
Hohen und Niedern von Heimdalls Geschlecht;
Ich will Walvaters Wirken künden,
Die ältesten Sagen, der ich mich entsinne!“

2) Grimmis und 3) Vafthrúdhnis Gesang.

Das erste Lied ist uralt, von hoher Einfachheit, aber tiefer Bedeutsamkeit und fast von mythischer Universalität, denn es beginnt mit der Urzeit, durchläuft alle Entwicklungsperioden der heidnischen Welt und endigt mit der Götterdämmerung und Baldurs Wiedergeburt. Das zweite Lied schildert uns die Wohnungen der zwölf Götter und Walhallas Herrlichkeit,

dann die Weltesche Yggdrasill und knüpft kosmologische Auseinandersetzungen an. Das dritte stellt Odhins Wettgesang mit dem genannten Riesen dar: die Schöpfung der Erde, der Ursprung von Sonne und Mond, Tag und Nacht, Sommer und Winter u. s. w., und was nach dem Weltuntergang und der Götterdämmerung sein wird, kommt zur Behandlung.

Doch ich muss kürzer sein, dies nur, um den Wert der einzelnen eddischen Lieder kennen zu lernen. Es folgen dann Gedichte aus dem Sagenkreise Baldurs und Thors; letztere waren ja der Lieblingsgegenstand der altnordischen Dichter, und diese Lieder sind reich an den schönsten und erhabensten, aber auch an den ergötzlichsten Stellen, besonders die launigen Gesänge von Hymir und Thrymr.

Ich erwähne zunächst:

1) Thrymskvidha, Lied von Thrymr (auch Hamarsheimt, „Hammers Heimholung" genannt), das schönste Lied der poetischen Edda, wie es Simrock nennt, dessen Inhaltsangabe ich hierher setze: Der Donnergott Thor vermisste einst beim Erwachen seinen Hammer Miölnir, das Symbol des Blitzes; er klagte es Loki; sie baten Freya um ihr Federgewand, mit welchem Loki in das Riesenland fliegt; dort sitzt Thrymr, der Riesenfürst, auf einem Hügel, schmückt seine Hunde mit goldenem Halsband und strält den Rossen die Mähnen. Auf Lokis Frage bekennt er, Thors Hammer entwandt und acht Klafter tief in der Erde verborgen zu haben; er will ihn nur herausgeben, wenn ihm Freya als Braut gebracht wird; diesen Bescheid bringt Loki den Asen, Freya aber gerät in wilde Wut. Da halten die Götter Rat, und Heimdall ersinnt folgende List: Thor soll als Freya verkleidet dem Riesen zugeführt werden, Loki ihn als Magd begleiten. Thors Sträuben wird durch die Mahnung überwunden, dass die Riesen Asgard bewohnen werden, wenn Thors Hammer nicht heimgeholt wird. So wird Thor bräutlich als Freya geschmückt, und er wie Loki kommen zu Thrymr. Der Riese freut sich der Braut und lässt das Hochzeitsmahl rüsten, das aufgetragen wird. Da isst die Braut einen ganzen Ochsen, 8 Lachse und alles süsse Geschleck, das den Frauen bestimmt war, und trinkt dazu drei Kufen Meth. Der Bräutigam verwundert sich, aber der als Magd verkleidete Loki sagt ihm, die Braut habe aus Sehn-

sucht nach Riesenheim acht Nächte lang nichts gegessen. Erfreut lüftet der Riese der Braut das Linnen des Schleiers, um sie zu küssen, fährt aber erschreckt zurück, denn furchtbare Augen flammen ihm entgegen, der Blick brennt wie Glut. Loki weiss auch das günstig auszulegen: vor Sehnsucht nach Riesenheim habe die Braut acht Nächte lang des Schlafes entbehrt, darum glühen ihr die Augen so. Beruhigt befiehlt Thrymr nunmehr den Hammer Miölnir zu bringen, um die Ehe (nach altgermanischer Sitte) mit dem Hammer zu weihen — (darum finden die Hochzeiten nach Urväter Sitte selbst bei uns noch meist am Donnerstage, am Tage des Donnar, statt), — da ergreift diesen Thor und erschlägt den Riesen und dessen ganzes Geschlecht. —

2) Harbárths-lied, „Lied des Harbárth", ein Gespräch zwischen Thor und dem Fährmann Harbárth, unter dessen Gestalt sich Odhin verbirgt; beide zählen ihre Thaten auf, die grundverschieden sind, wie auch das Wesen beider Götter.

3) Alvís-mál, das Lied von Al-vis, d. h. dem „Allweisen". Alvis ist ein Zwerg, der Thors Tochter freien will, den Gott aber belehrt, wie in den verschiedenen Welten und in der Sprache der Asen, Vanen, Riesen, Alfen, Zwerge, der Menschen und endlich der Bewohner des Totenreiches die wichtigsten Dinge benannt werden, so Erde, Himmel, Mond, Sonne, Wolken, Wind, Windstille, Meer, Feuer, Wald, Nacht u. a.

4) Hymis-kvidha, Lied von Hymir. Thor holt für die Götter, welche bei Aegir Bier trinken wollen, einen Kessel von dem Riesen Hymir; bei der Bewirtung schlachtet dieser drei Stiere, von denen Thor allein zwei verzehrt; da erklärt Hymir, für die Mahlzeit des nächsten Abends müssten sie erst am folgenden Tage auf den Fischfang gehen. Dazu ist Thor bereit; als Köder reisst er in der Herde einem schwarzen Stiere das Haupt ab. Bei der Seefahrt zieht Hymir an der Angel zugleich zwei Walfische heraus, Thor aber wirft seinen Köder für die Midgardschlange aus; als diese angebissen hat, zieht sie der Gott zum Schiffsrand empor und trifft ihr hässliches Haupt mit dem Hammer; doch das weltumgürtende Ungeheuer versinkt wieder in das Meer. Heimgekehrt giebt Thor eine Probe seiner Kraft, indem er das Schiff mit den Fischen und allem Fischgerät in Hymirs Felsenkluft trägt. Gleichwohl will

der Riese seine Kraft nicht anerkennen, wenn er nicht einen Kelch zerbreche; diesen schleudert er durch Säulen hindurch, doch bleibt er heil, bis ihm die freundliche Frille rät:

„Wirf ihn an Hymirs Haupt, härter ist das.“

Dieses thut Thor, da bricht alsbald der Becher entzwei. Nun durfte er den Kessel nehmen; doch sein Begleiter, der Gott Tyr, mühte sich vergebens, diesen zu rücken, aber Sifs Gemahl, d. h. Thor, nahm ihn aufs Haupt, und sie entfernten sich; doch das Riesenvolk unter Hymirs Leitung setzten ihnen heimlich nach; da schwang der Donnergott den „mordbösen Miölnir“

„und fällt sie alle, die Felsungetüme,
die ihn anliefen in Hymirs Geleit.“

Andere Lieder behandeln dann einzelne Gottheiten; ich nenne nur das lieblichste: Skírnis-Fór, die Bewerbung Freys um die Riesentochter Gerdur.

Schwer zu verstehen sind die ethischen Gesänge, eine Zusammenstellung weisheitsreicher Sprüche, meist Odhin zugeschrieben. Das berühmteste ist das Háva-mál, das „Lied des Hohen“, d. h. Odhins. Gestatten Sie, dass ich Ihnen einige mitteile, einen zugleich als Sprachprobe in der Urfassung:

	d. h.
Vits er th*órf	Witz bedarf man
theim er vidha ratar,	auf weiter Reise,
Daelt er heima hvat;	Daheim hat man Nachsicht;
at augabragdhi verdhr,	Zum Augengespött
sá er ekki kann	wird der Unwissende,
ok medh snotrum sitr.	der bei Sinnigen sitzt.

oder:

Ein Umweg ists zum übeln Freunde,
Wohnt er gleich am Wege;
Zum trauten Freunde führt ein Richtsteig,
Wie weit der Weg sich wende. —

oder:

Mässig weise muss der Mann sein,
aber nicht allzuweise;
das schönste Leben ist dem beschieden,
der recht weiss, was er weiss.

oder:

Den Tag lob' abends, die Frau im Tode,
das Schwert, wenns versucht ist,
die Braut nach der Hochzeit, eh' es bricht das Eis,
das Ael (d. h. Bier) wenns getrunken ist. —

* Transkription der Rune thorn, vgl. S. 13 Anm.

Endlich die epischen Gesänge! In ihnen tritt uns das nordische Heldentum in seiner ganzen Grösse entgegen: lebensvolle, urkräftige Gestalten, nicht minder gross und herrlich als die Götterwelt.

Das älteste sind die Lieder von Helgi, dem grossen Helden des Völsungengeschlechtes, Sigmunds und Sigurds Lieder; er ist jedoch der deutschen Sage fremd. Seine Gestalt führt uns zu den herrlichen Liedern voll Homerischer Kraft und Fülle, welche von den Völsungen handeln, achtzehn grössere und kleinere Lieder. Hier finden wir das ganze deutsche Nibelungenlied wieder, aber alles viel vollständiger und begründeter, so dass wir erst hieraus erkennen können, wie viel uns verloren gegangen ist, und dass unser Nibelungenlied wenig mehr als ein Trümmerhaufe ist, aus welchem anstatt des mächtigen Tempels, der einst dort stand, ein geringes Haus gebaut ist. Und hierher hat sowohl Wilhelm Jordan zum grossen Teile seine Nibelungenlieder, als auch Richard Wagner die Ideen zu seinen Opern, sofern sie altgermanisch-mythische Stoffe behandeln, genommen! Lassen Sie mich eins herausgreifen, um die ganze wilde und grossartige Natur dieser Lieder zu schildern, den Hélreidh Brynhildar Budla-dottur, den Todesritt Brynhilds, der Budlis-Tochter. Brynhildr (Brunhild) war Sigurds (Siegfrieds) rechtmässige Gattin, welche er verlassen hat; sie findet ihn als Gemahl einer andern wieder, Gudruns (= Kriemhild), und bald erliegt der Völsungenheld ihrer Rache; sie selbst aber von Liebe und Schmerz verzehrt, durchsticht sich mit dem Schwerte Sigurds, um wenigstens im Tode mit dem noch immer heiss Geliebten vereinigt zu werden: sie will mit ihm auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. Ihr Wille geschieht. Im deutschen Nibelungenlied verschwindet sie im zweiten Teile; weshalb ist dort nicht ersichtlich, hier ist der Schlüssel gegeben. Als sie aber zur Hel, der Unterwelt, reitet, trifft sie ein Riesenweib, welches sie, die Fluchbeladene, fortscheuchen will; Brynhild erzählt mit kurzen Worten ihre Schicksale; noch jetzt ist sie von der Rechtmässigkeit ihrer Rache überzeugt, aber auch gewiss, dass sie sich nun nicht mehr von Sigurd trennen wird, mit welchem sie sich im Tode zum zweiten Male vereinigt hat. Und dann klingt das Lied voll aus:

	d. h.
munu vidh ofstrídh	Zum Unheil werden noch allzulange
alls til lengi	Männer und Weiber zur Welt
konur ok karlar	geboren.
kvikvir foedhask;	Aber wir beide bleiben
vit skulum okkrum	zusammen,
aldri slíta	Ich und Sigurd: Versinke
Sigurdhr saman;	Riesenbrut!
sökkstu gýgjarkyn!	

Ich schliesse meine Anführungen aus der Edda hiermit und übergehe auch mehrere alleinstehende Lieder, nicht ohne jedoch bemerkt zu haben, dass wir aus Mitteilungen in der späteren Litteratur und aus Bruchstücken in Prosaumarbeitungen sicher schliessen können, dass eine Unzahl von Volksgesängen, den eddischen Liedern gleich an metallener Schwere und Kraft der Darstellung, verloren gegangen sind, so dass der Auffinder der Edda, Brynjúlf Svendsen, wenn auch in seinem Schmerze übertreibend, ausgerufen haben soll, dass nur etwa der tausendste Teil der Edda uns erhalten sei!

Wir kommen jetzt zur Skaldenpoesie!

Der Übergang zu ihr von der älteren Poesie im engeren Sinne ist kein schroffer, aber der Gegensatz zwischen beiden ist allmählich doch ein sehr wesentlicher geworden. Je mehr nämlich das historische Bewusstsein bei den Nordmännern erwachte, desto mehr musste die alte mythische Volksdichtung verstummen: die Poesie begann ein Werk der Kunst zu werden. Das geschah bereits am Ende des 8. und im Anfang des 9. Jahrhunderts in Skandinavien, noch mehr aber, als die Alleinherrschaft der Könige begründet wurde: unter deren Schutze erwuchs und erblühte das Skaldenwesen. Aber Island? werden Sie fragen. Allerdings gehören reichlich die Hälfte aller Skalden den anderen nordischen Ländern an, jedoch die andere und bessere Hälfte, da die Skaldik erst nach ihrer Verpflanzung nach Island ihre eigentliche Ausbildung fand, waren Isländer, welche allerdings an die nordischen Höfe zogen, aber dann mit Ruhm, Ehre und Schätzen beladen nach ihrer eisigen Inselheimat zurückkehrten. Und was noch mehr ist: alles, was von skaldischer Poesie erhalten ist, das ist meist in Island aufgezeichnet worden.

Das Skaldenwesen geht ebenfalls bis auf mythische Anfänge zurück, welche wir übergehen. Allenfalls historisch ist Brági der Alte, zwei bis drei Menschenalter vor Harald Harfagr, dieser bedeutendsten Heldengestalt des Nordens, lebend. Zu Haralds Zeit aber war die Blüteperiode des Skaldentums: der grosse König ehrte und liebte die Skalden und in seinem Gefolge wie in dem seiner Nachfahren haben die Skalden, namentlich die isländischen, einen ehrenvollen Platz. Die berühmtesten Namen sind hier: Eilif Gudrunarson, Guttorm Sindhri, vor allen aber strahlt der Name Eyvinds, eines Mannes von königlichem Stamme, denn er war der Urenkel von Harald Harfagr, und ihn erkannten selbst die Isländer als höher an und nannten ihn deshalb Skáldaspillir, d. h. „Skaldenvernichter", da kein anderer Skalde neben ihm aufkommen konnte. Allein mit Olav Trygvason, der das Christentum einführte, begann bereits die Ausartung der im Heidentum wurzelnden skaldischen Poesie; doch geniessen Hallfred Ottarson Vandrädaskáld, Gumlaug Ormstunga, Thorleif Jarlaskáld u. a. noch hohes Ansehen. Rascher in Skandinavien, langsamer auf Island verfiel dann das Skaldentum, und wenn es sich auch noch einige Jahrhunderte hielt, artete es doch nach und nach in leere, tote Künstelei aus.

Über die Skalden ist viel gefabelt worden. Da hat man ihnen tiefe Weisheit und hohe Wissenschaft beigelegt, welche sie auf Reisen ins Morgenland gesammelt hätten; bald schreibt man ihnen eine dem Volke verborgene Geheimlehre zu, ja man erklärte sie für einen gesonderten Stand, eine Art Priesterkaste, gleich den altindischen Brahmanen, den keltischen Druiden oder den altpreussischen Kriwen. Nichts von alledem ist richtig; der Skalde unterscheidet sich von jedem aus seinem Volke nur durch sein Talent und seine Sagen- und Geschichtskenntnis, die er aus schriftlicher wie mündlicher Überlieferung schöpft; er ist also in seiner Gesamterscheinung den mittelalterlichen Troubadours und Minnesängern nahe verwandt. — Damals lebte in den nordischen Völkern, als sie Christen geworden waren, die Sage nicht mehr in der heiligen Tiefe des Gemütes, im Glauben, sondern sie spiegelte sich nur auf der Oberfläche des Geistes ab, im Gedächtnisse. Die Skaldenpoesie, sagt ein Gelehrter, strahlt nicht im Früh-

rote des Mythos, sondern im Sonnenglanz der Geschichte. Somit ist der Skaldengesang durchgreifend historisch; er lehnt sich an die Wirklichkeit an und überliefert die alte Geschichte, doch nicht als seine Gedanken, sondern als Gedanken der Vorzeit. Durch diese bewusste That der Überlieferung, die sich besonders in der Auswahl des Stoffes zeigt, ward die Dichtung das Werk des Einzelnen, des Talentes, welches durch Übung gefördert wurde. Aber wie viel Stoff aus dem mythischen Vorleben der Nordmänner und damit gewissermassen auch aller Germanen, ist durch den Skaldengesang gerettet worden! Denn der Skalde sang von Kampf und Schlacht und Tod, vom unendlichen Meere mit seinen Reizen und seinen Gefahren, aber er schilderte auch, wenn zwar nur zur Vergleichung und im Bilde oder als überlieferte Sage, die Seligkeit der Götter, an welche er und das Volk nicht mehr glaubten, und das Leben der Einherier in Walhalla, welches sie als Lohn für den schönen Ehrentod auf dem Schlachtfelde erhielten, und deren Genüsse sich an den reichen Tafeln der Könige widerspiegelten.

Also im Inhalte ist die Skaldenpoesie von der alten volkstümlichen nicht bloss graduell, sondern erst recht in der inneren Behandlung des Stoffes verschieden, und ein ebenso grosser Unterschied findet sich in der Form. Die Dichtung ward zur Kunst! Ja später entstand sogar eine förmliche Theorie des Dichtens, eine Poetik, Skáldaskapr genannt. — Zunächst der Ausdruck! Die Skaldenpoesie nahm ihren Stoff nicht selten aus dem täglichen Leben, aber im Hinblick auf die hohen Vorbilder der Vorzeit musste man, um gewürdigt zu werden, eine kunstvolle Sprache haben. Aus diesem Bestreben, den prosaischen Stoff poetisch zu umschleiern, entstammen jene oft künstlichen Bezeichnungen, jene nicht selten rätselhafte Bildersprache der Skalden. Der poetische Sinn der alten Nordmannen war nun nicht jener zarte, träumerische, ahnungsvolle Natursinn, wie er uns in den Dichtungen der Inder wie in einer zauberischen Wunderwelt entgegentritt, auch nicht ruhiger und klarer hellenischer Schönheitssinn, welcher den Gedanken in eine einfache, aber doch stets fesselnde und passende Form kleidet, sondern ein kühner, trotziger, manneskräftiger Sinn, welcher nur sich selbst und seinem

Wollen gehorcht. Wie hätte auch können in der Dichtung der alten Nordmannen ein anderer Geist wehen als in ihrem Leben? Daher ist die skaldische Poesie, wie wir dies von der ganzen altnordischen auch im allgemeinen zugestehen müssen, nicht eigentlich schön, aber sie ist ausgezeichnet durch die Tiefe des Gefühles, durch feste Gedrungenheit und hohe Unmittelbarkeit der Anschauungen. Doch wegen dieser Tiefe gerät sie nicht selten ins Masslose oder erstarrt auf dem Wege zu dem zu weit gesteckten Ziele. Dieses gewaltige Ringen, für den mächtigen Gedanken eine entsprechende Form zu finden, ist die eigenste Eigentümlichkeit der skaldischen Poesie: ihre Sprache ist phantastisch, bizarr und grotesk, ein Übermass von Leidenschaftlichkeit lebt in ihr, vor deren gigantischer Kraft uns schwindelt wie auf einem abschüssigen Felsstege in wilder Gebirgslandschaft. Das Skaldengedicht aber war gleich dem Schwerte für den Nordmannen ein Lebensbedürfnis: kein Fürst oder Edler konnte seit Harald Harfagr, welcher die Skalden hoch in Ehren hielt und sie sich gegenüber am Ehrenplatze sitzen liess, ohne einen Skalden sein: denn wer für den Skalden offene Ohren und Hände hatte, der hatte auch eine Zunge für seinen Ruhm gewonnen. Die Skaldenpoesie nun mit den seltsamen, starren Worten entsprach jedoch dem Wesen der Nordlandsvölker. Daher entstammen jene vielen Umschreibungen, welche, da sie meist mythisch sind, für den Mythologen unschätzbaren Wert haben. Um nur einige Beispiele zu geben, so wird das Wort „Gold“ wiedergegeben mit: Fafnirs Lager, der Asen Lösegeld, Freyas Thränen, Sifs Haar, Fyllas Stirnband; die Schlacht ist: Odhins Wetter, Odhins Windsturm, der Valkyrien Sturmritt, Thors Grimmzorn u. a.; die Dichtkunst heisst u. a. Zwergenmet, Riesenmet, Odhinsmet, Asenmet, Vaterbusse der Riesen, Fang und Fund und Bürde Odhins, u. dergl. Wer kann das ohne reflektierendes Verständnis der nordischen Mythologie begreifen? Die Skaldensprache ist also nicht auf das Gefühl, sondern auf den Verstand aufgebaut; sie giebt fortwährend Rätsel auf, welche nur scharfer Witz und umfassende Sagenkenntnis lösen kann.

Auch das Versmass entspricht der kühnen Sprache: das alte einfache Fornyrdhalag wurde zum Dróttquaedhi, „Königsweise“, mit Stab- und Linienreim, ja auch mit Anreim, woraus

sich das Rúnhenda bildete. — In Bezug auf die Darlegung des Inhaltes der Skaldenpoesie muss ich mich sehr beschränken, da des Mannigfaltigen gar zu viel ist. Die Skaldenpoesie enthält nämlich Göttergesänge und heroische Lieder (das herrlichste ist Lodbroka-quidha: König Ragnar Lodbrok, gefangen genommen und in eine Schlangengrube geworfen, stimmt, während die Schlangen in seinen Eingeweiden wühlen, diesen grausig-schönen Totengesang an und stirbt dann, des unsterblichen Ruhmes gewiss, lächelnd, um froh mit den Asen auf dem Hochsitz Met zu trinken), am meisten aber historische Sagas, Gesänge von den Thaten der nordischen Könige. So erzählt die Ynglinga-tál Thiodolfs von Hvin die Stammsage der nordischen Könige, die Eiriks-drápa ist ein Lobgedicht auf Erich Blutaxt, vor allen aber strahlt des grossen Eyvind Skáldaspillirs Hákonar-mál „König Hakons Totengesang", das unübertroffene Meisterstück skaldischer Poesie, das ich Ihnen in Herders guter, aber doch tief unter dem Original stehenden Übersetzung *) mitteilen will, damit wir wenigstens eine Probe skaldischer Poesie bekommen:

König Hakos Todesgesang.

Gaundul und Skogul **)
Sandte Gott Thor,
Zu kiesen einen König
Aus Ynguas Stamm,
Der sollte zum Odin
Fahren hinauf,
Zu wohnen in Walhall'!

Biärners Brüder
Fanden sie, sich
In Panzer kleiden;
Der edle König,
Er eilt ins Feld,
Wo Feinde gefallen,
Und Schwerter noch klungen
Im Beginn der Schlacht.

Er rief Haleyger,
Er rief Halmeyger,

*) Vgl. Herders Sämmtl. Werke, herausgeg. v. Bernh. Suphan, Bd. XXV, 1885: Herders poet. Werke, herausg. v. Karl Redlich, 1. Bd., S. 217 ff.

**) Zwei Walkyrien.

Der Heldentödter,
Und zog hinan.
Normannen Heere
Waren um ihn.
Der Jüten Veröder
Stand unter Helm.

Der Mühlsteinspalter *)
In Königs Hand,
Als spaltet' er Wasser,
Spaltet er Erz!
Die Spitzen stiessen;
Die Schilde brachen!
Auf Männerschädeln
Erklang der Stahl!

Tyrs und Baugas
Schwerter sprangen
Auf den harten Schädeln
Der Normannsfechter:
Die Schlacht ergoss sich,
Die Schilder brachen
Von der Hand der Helden,
Oder wurden blutroth.

Blitze flammten
In blutende Wunden;
Schilde bargen
Der Männer Leben;
Von fallenden Leibern
Tönt das Land,
An Strodas Ufer
Blutmeer floss.

Blutige Wunden
Und Schwertwolkhimmel **)
Flossen in Ein!
Als gälts um Ringe,
Spielten sie Schlacht.
Im Windsturm Odins ***)
Blutstrom floss.
Männer stürzten
Vorm strömenden Schwert.

Die Könige sassen
Mit Schwertern umzogen,
Schilde zerbrochen,
Panzer durchbohrt.

---

*) Beiname des Schwertes. **) Schilde. ***) Schlacht.

Noch aber dachte
Nicht das Heer
Nach Walhalla zu wandern. — —

Gaundul sprach
Gestützt aufs Schwert:
„Gross wird jetzt werden
Der Götter Versammlung.
Sie haben den König
Zum Mahle geladen,
Und all sein Heer!“

Der König hört
Der Wählerinnen,
Der schönen Jungfraun
Auf hohen Rossen
Schicksalswort!
Nachsinnend standen
Im Helme sie da;
Sie standen gelehnet
Auf Schwertes Schaft!

„Was teilst, sprach Hako,
Du Schwertesgöttin,
Die Schlacht also?
Sind wir von Göttern
Des Siegs nicht wert?“
„Wir sinds, sprach Skogul,
Die Sieg Dir bringen!
Sollst Feld behalten,
Und die Feinde fliehn.

Wohl auf nun reiten,
Zusammen reiten
Ueber grüne Haiden,
Der Götter Welt.
Dem Odin sagen,
Ein Volksgebieter
Zu schaun ihn kommt
Und mit ihm wohnen.“ —

„Hermoder und Braga *),
Sprach Odin, geht
Dem König' entgegen!
Es kommt ein König,
Ein Held im Ruhme
Zu unsrer Hall.“

---

*) Götter.

Der König sprach
(Aus der Schlacht gekehrt
Trof er von Blut),
Sprach: „unhold scheint
Gott Odin uns!
Unserm Beginnen
Lächelt er nicht!“

„Sollt mit den Helden
Dich in Walhalla
In Frieden freun;
Sollt mit den Göttern
Da trinken Oel *).
Hast droben schon
Acht Heldenbrüder,
Die harren Deiner,
O Fürstenfeind.“
Braga sprachs.

„Wir aber wollen
Die Waffen bewahren;
Helm und Panzer
Bewahren, ist gut!
Das Schwert bewahren
Nützet oft viel“.

So sprach der König!
Und ward nun kund,
Wie heilig der Gute
Die Götter geehrt;
Die Götter all
Willkommen ihn hiessen,
Den guten König,
Und standen auf!

Am Glückestage
Ist der geboren,
Der das erwirbt!
Der Ruhm wird bleiben
Von seiner Zeit.
Von seinem Herrschen,
Und werden Gesang!

Eh wird Wolf Fenris
(Die Ketten zerrissen)
Menschen würgen,
Eh solch ein König
Wird wieder füllen
Die öde Spur.

---

*) Bier.

Es sterben Heerden,
Es sterben Freunde,
Das Land wird wüste,
Seit König Hako
Bei den Göttern wohnt.
Und viele Menschen
Trauern um ihn.

Doch mit der skaldischen Kunst hatte die Poesie, und zwar je länger, desto mehr, einen gefährlichen Weg eingeschlagen, und sie erlag auch, indem sie in steifen oder dunkeln Wendungen zu totem Formelwesen erstarrte. Da trat zum Glück ergänzend die

Prosa

ein, die auf Island nicht über das 12. Jahrhundert zurückreicht. Was der Skalde in dunkeln Runenrätseln nur angedeutet hatte, das löste der Saga-Mann, der Verfasser prosaischer Erzählungen, in heller, klarer Prosa auf. Götter- und Heldensagen wurden so zuerst erzählt, und diese Erzählungen sind oft jetzt die alleinige Quelle für unsere Kenntnis; bald aber entsteht die reine Geschichtsprosa. Nirgends ist so viel und so gut erzählt worden als auf Island, wo die Stille und Traulichkeit, und auch die Langweiligkeit des Lebens, besonders im Winter, dies begünstigte: am einsamen Herde des Hauses, bei Gastmählern und im Thing, überall hörte man den Erzähler gern, und da man ihn reich belohnte, so widmeten sich viele, welche Talent hatten, dieser ehrenvollen und gewinnbringenden Thätigkeit, und von Vater auf Sohn und Enkel vererbte sich die mündliche Kunde, gleichwie auch das medicinische Wissen, hier wie im Altertum, als schätzbares Familieneigentum oft ganze Generationen hindurch fort, bis sie endlich aufgeschrieben und dadurch der flüchtigen mündlichen Tradition entzogen wurde. So tritt allmählich neben den Skalden ebenbürtig der Sagamann!

Hierher gehört die jüngere Edda, auch Snorris Edda genannt, von einem unbekannten Verfasser, vielleicht von Snorri Sturluson, 1628 von Arngrim Johnsen gefunden. Sie zerfällt in drei Teile: in zwei prosaische Mythensammlungen (Gylfa-Ginning und Brágaraedhr), in die Kenningar, eine Zusammenstellung der poetischen Benennungen und Umschreibungen, und

endlich in die Skálda, Poetik: sie ist also nur ein Kursus der skaldischen Kunst! Der erste Teil, welcher eine Übersicht der gesamten nordischen Götterlehre im Zusammenhange giebt, lehrt den Inhalt, der zweite Teil die Sprache — denn nach dem oben Gesagten wird wohl klar sein, dass die Kenntnis der poetischen Synonymen für die Skaldensprache eine grosse Hauptsache war —, der dritte Teil endlich giebt die poetische Technik an die Hand.

Unendlich reich ist nun die Saga-Litteratur in Island. Saga bezeichnet zunächst die mündliche Erzählung, und wir sahen, wie sich Mythos und Geschichte forterbten, bald aber jede prosaisch niedergeschriebene Erzählung, nicht bloss eine mythische, sondern auch die historischen, und diese letzte Bedeutung überwuchert bald. Und so bedeutet „Saga" auf isländisch dann jedes prosaisch erzählende Buch, jedes allgemeinere historische Werk, jede chronikalische Aufzeichnung, jede Orts- und Familiengeschichte, ja jede Lebensbeschreibung eines Helden, Geistlichen, Skalden und anderer, aber ebenso auch die mythische Geschichte der Völsungen oder Ynglinger. Die Blütezeit der Sagas ist das 12. und 13. Jahrhundert, und sie zerfallen in erdichtete und historische Sagas. Die ersteren sind entweder individuell nordisch und erzählen deshalb von dänischen, norwegischen, schwedischen oder isländischen Helden, wie z. B. von Hrolf Kraki, dem grossen Dänenkönige, oder sie sind allgemein germanisch: die Sage des Nibelungenliedes ist auch hier noch einmal in breitester Vollständigkeit in der herrlichen Völsunga-saga erhalten. — Wichtiger sind noch die sogenannten romantischen Sagas, reine Märchen oder Ritterromane, nach Art der französischen oder deutschen Ritterepen. Als Beispiel nenne ich Ihnen die jedem bekannte lieblich-erhabene Frithjófs-saga, welche Tegnér, der schwedische Bischof, dessen 100. Geburtstag am Anfange des letztverflossenen Jahrzehnts (1882) Schweden wie Deutsche gefeiert haben, so trefflich bearbeitet hat, und welche durch gute Übersetzungen fast ein deutsches Familienbuch geworden ist; auch in der altnordischen Fassung ist sie voll der schönsten Stellen, ihr Inhalt aber ist eigentlich durchaus mythisch, denn sie geht genau auf die Schilderung von Baldurs Dienst und seines prächtigen Tempels ein, doch überwiegt in

der Behandlung das romanhafte Element, nämlich die Liebe Frithjófs und Ingeborgs. —

Die gesamte reiche Übersetzungslitteratur der Isländer übergehe ich: diese haben nämlich fast alle dichterischen Werke der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier und anderer Völker, die Sagen von Karl dem Grossen, Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Gral, sowie von Dietrich von Bern (in der Wilkinasaga), von Parcival, Iwein, Tristan, Lohengrin, ebenso die Heiligengeschichten und die Legenden übersetzt, selbst eine schöne Melusine giebt es bei ihnen, aber auch ebenso die Lieder der Troubadours und der Minnesänger. Ich erwähne sie nur, damit Sie sehen, dass die einsamen Inselbewohner fast keine poetische Blüte, welche der romantische Geist in Süd- und Mitteleuropa trieb, unbeachtet liessen oder zu gering schätzten, um sie nicht in ihre Sprache zu übertragen. Welch ein herrliches Prototyp der Universalität germanischen Geistes in späteren Jahrhunderten und heutzutage! In Island ist also das Germanentum auch in dieser Hinsicht am frühzeitigsten und herrlich zur Bethätigung seiner in ihm wohnenden geistigen Kraft gekommen!

Und nun Islands Geschichtslitteratur, seine historischen Sagas! Sie sind eine herrliche und grossartige und durchaus eigentümliche Erscheinung. Hier liegen, hat man mit Recht gesagt, reiche Schätze für den Historiker, Rechtsphilosophen und Archäologen, Schätze, die fast noch unberührt und ausserhalb des Nordens beinahe noch ungeahnt sind; hier lernt man, was germanische Verfassung, was ein germanischer Staat, was germanisches Wesen und Sitte war, hier werden die sämtlichen Verhältnisse der Familie wie des Gemeinwesens auf das Schärfste und Bestimmteste nach allen Seiten und nach allen Beziehungen hin geschildert; kurz hier findet man für Auffassung und Darstellung des altgermanischen Lebens mehr Stoff wie in allen anderen Quellenwerken zusammen, und ebenso über Tempel, Feste, Opfer und andere religiöse Gebräuche kann man Belehrung erhalten, welche eine verständige Forschung verwerten kann für die Kenntnis des altgermanischen Kultus, über den so wenig einsichtige und glaubwürdige Nachrichten erhalten sind, von Tacitus an bis zu den mönchischen Quellen des Mittelalters. Genaueres hier mitzuteilen,

muss ich mir versagen, da die Zeit mangelt, und da der Stoff nachdem wir seine allgemeine Bedeutung darzulegen versucht haben, als politische Geschichtsquellen betrachtet sich auf Island selbst und die nordischen Reiche beschränkt. Nur eine Bemerkung möge noch gestattet sein. Die Isländer veranlasste, sobald sich bei ihnen eine Schriftsprache herausgebildet hatte, ihr stets lebendiges Nationalgefühl und die Liebe zum Althergebrachten, diese historischen Sagas, und zwar teils nach Skaldenliedern, teils nach mündlicher Überlieferung, aufzuzeichnen, sie sind meistenteils deshalb älter als die oben genannten mythischen und romantischen Sagas, da sie dem Ende des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrhunderts entstammen, sowohl die Isländer-Geschichten, die Islendinga-sögur, als auch die Geschichten der nordischen Vorfahren, die Fornmannasögur. Interessant ist auch die sogenannte Kristni-saga, Geschichte der Einführung des Christentums in Island; sie beginnt 981 und schliesst 1120, ist selbst aber am Anfange des 12. Jahrhunderts verfasst; sie wirft scharfe Schlaglichter auf das altheidnische Leben der Isländer. Als Beispiel nennen wir nur noch die Heimskringla, d. h. Weltkreis, von Snorri Sturluson, nächst den Edden das berühmteste Buch der isländischen Litteratur. Es überliefert die Urgeschichte Norwegens, beginnt bei der mythischen Zeit und stellt dann die Begebenheiten bis auf Magnus Erlingsson dar, d. h. bis zum Jahre 1176. Das Verdienst Snorris besteht darin, dass er eine Menge einzeln stehender, auch schon geschriebener oder nur erzählter Sagas mit Umsicht und Geschmack zu einer Einheit verband und so ein grosses Nationalwerk schuf, denn Norwegen ehrten die Isländer stets als ihr altes Vaterland und liebten es treu und innig. Was hier auf dem viel spröderen Gebiete der Prosa wirklich geschah, sollte es unmöglich sein, wenn es galt, Lied an Lied zu reihen? Darum ist diese Entstehungsart der Heimskringla wichtig für die Erkenntnis der Entstehung unseres Nibelungenliedes, das nach unserer Auffassung auch von einem echt dichterischen, hellen und klaren Geiste fast zu jener selben Zeit, als die Heimskringla entstand, aus einzelnen Liedern zu einer grossen einheitlichen Epopöe geschaffen ist.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, mit kurzen Worten der reichen Thätigkeit der Isländer auf dem Gebiete der

Rechtskunde

zu gedenken, da wir hier besonders ergiebige Aufschlüsse für das Wesen unseres altgermanischen Rechtes gewinnen. Wir wissen, dass altnorwegisches, d. h. urgermanisches Recht nach Island verpflanzt worden ist, und zwar durch Ulfiötr. Eine Kodificierung dieses zuerst nur in der Tradition lebenden Rechtes fand schon im Jahre 1118 durch den Lagman Bergthor Hrafnson statt, fünf Jahre später, 1123, zeichneten die Bischöfe Thorlak und Ketil das kirchliche Recht auf, und bereits 1123 bis 1125 unternahm Bergthors Nachfolger Gudmund Thorgeirson eine Revision der gesamten Gesetze, und so entstand das berühmte isländische Rechtsbuch, welches den wunderlichen Namen Grágás (d. h. „graue Gans", nur eine andere Bezeichnung für „Alte") führt, es galt bis zur Unterwerfung Islands unter die norwegische Herrschaft. Was dann später an seine Stelle trat, das strenge Hakonarbók Járnsida („Eisenseite"), welches etwas in dem im Jahre 1280 entstandenen Iónsbók gemildert wurde, geht uns weniger an, das Wichtige für uns ist, dass wir es in der Grágás mit uraltem germanischen Rechte, das durchaus heidnischen Ursprungs ist, zu thun haben, und dass wir aus ihm wie aus keinem anderen Buche die Rechtsbegriffe und die im Staate und im Familienleben geltenden Bestimmungen kennen lernen, wie sie aus dem germanischen Geiste heraus als sein ursprüngliches Eigene entstanden sind. Denn das tiefe Rechtsgefühl der germanischen Völker hatte schon früh zu festen, staatlichen und rechtlichen Einrichtungen geführt, die im engsten Zusammenhange mit allen übrigen Vorstellungen des Volkes standen. Das Leben im Rechte musste eben in den nordischen Ländern ganz besondes erstarken: Deutschland selbst musste unterdessen viele Umwälzungen auf staatlichem Gebiet und daher auch der rechtlichen Anschauungen in den fortwährenden Kämpfen mit fremden Nationen durchmachen, während der Norden in ruhiger Entwicklung seiner Volkstümlichkeit blieb. Deshalb sind die isländischen Rechtsbücher viel ausführlicher als die deutschen Volksrechte; diese letzteren wurden ja auch vom römischen Rechte immer mehr

verdrängt; namentlich das aber, was als ur- und echtgermanische privatrechtliche Bestimmungen anzusehen ist, ward in reichlicher Fülle vermerkt und somit erhalten: nur im Norden kann man also das ureigene germanische Recht kennen lernen. Und die Isländer, wie auch die übrigen Skandinavier waren sich dieses hohen Schatzes auch bewusst, die genaue Kenntnis des Rechtes war der stolzeste Teil ihres Wissens, und die Bestimmungen über Haus- und Gemeinwesen, der Gang des Rechtsstreites und die vielen Formeln bei Klage und Gegenrede, Übergabe und Ausweisung, Zeugnis und Eid waren im ganzen Volke lebendig. Der höchste bürgerliche Beamte der lögmadhr, der Gesetzesmann, wachte über die Reinheit des Wissens hier: er kannte alles geschriebene und traditionelle Recht und vermittelte die unverfälschte Überlieferung desselben: alle fünf Jahre, denn so lange dauerte im republikanischen Island die Amtsperiode desselben, wurde von ihm das gesamte Recht revidiert, und jedes Jahr musste er die Gerichtsordnung vom Gesetzesfelsen in einer für jedermann fasslichen Weise vortragen. So blieb das altgermaniche Recht in Island lebendig und war in seinen Hauptbestimmungen Eigentum eines jeden freien Mannes, der es in den Landes- und Gerichtsversammlungen stetig selbständig und praktisch anwenden musste. —

In diesen drei Zweigen, Poesie, den Sagas und den Rechtsquellen, ist die altertümliche Litteratur Islands vollständig beschlossen, namentlich so weit sie für die Erkenntnis des germanischen Altertums wichtig ist. Und dass sie sehr wichtig sei, glaube ich, wird aus dem Vorhergehenden zur Genüge klar geworden sein, und damit die Berechtigung erwiesen, dass diese anspruchslose Zusammenstellung gemacht und Ihnen, hochgeehrte Anwesende, vorgetragen ist. Woher sie geschöpft ist, wird dem Kundigen nicht verborgen geblieben sein, und auch wohl jedem, dass es nicht ohne mannigfache Mühe geschehen ist, da die Quellen nicht grade bequem fliessen. Somit dürften wir auch wohl dem Vorwurfe entgehen, welcher einem litterarischen Vortrage — und der unsrige war besonders in den letzten Partieen ein solcher — nicht selten gemacht wird, dass man das Gehörte sich selbst — wenns auch nur immer geschähe! — aus grösseren Litteraturgeschichten

zusammensuchen könne. Mein Endzweck aber war, wie ich bereits im Anfange aussprach — und damit erfülle ich wohl auch das eigenste Programm unsrer Akademie, welche die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften heisst, also in erster Linie nicht fachwissenschaftliche Forschungen fordert, sondern bestrebt ist, die Wissenschaft, damit sie allgemein nütze, durch die Popularisierung zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen —, mein Endzweck also war, Ihr Interesse für die so wenig gekannte und doch des Schweisses der Forschung so würdige ebenso volkstümliche als reiche Litteratur Islands und damit für das urgermanische Altertum zu wecken; ist dies nur einigermassen geschehen, so fühle ich mich reich belohnt. Möge diese Isländische Litteratur, so schliesse ich mit den patriotischen Worten eines auf diesem Gebiete hochverdienten Forschers, nicht bloss in ihrer weltgeschichtlichen, sondern auch in ihrer nahen verwandtschaftlichen Bedeutung immer mehr bei uns anerkannt und gewürdigt werden, damit der germanische Geist noch klarer und inniger seine uranfängliche Tiefe und Herrlichkeit erfasse, und aus dem, was er gewesen ist, lerne, was er sei, sein könne und sein soll.

Augustins Ansichten

vom

Wesen der menschlichen Seele.

Ein Beitrag

zur Würdigung der philosophischen Forschung

des Kirchenlehrers.

In der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie
am 17. Januar 1894 gelesen

von

Prof. Dr. Wilh. Heinzelmann,
Sekretär der Akademie.

Drei grosse, nach Geistesanlage und Lebensentwicklung, Charakter und Wirken verwandte Persönlichkeiten haben den Gang der christlichen Kultur in epochemachender Weise bestimmt, der Apostel Paulus, der Kirchenlehrer Augustinus und der Reformator Luther. Wie unter diesen dreien der Apostel als solcher an Ursprünglichkeit, Reinheit und Tiefe des christlichen Gedankens, an Kraft und Umfang des Wirkens seine beiden Nachfolger überragt, so steht unter ihnen der Kirchenlehrer dem Reformator in der Gabe der Volkstümlichkeit, an praktischem Geschick und genialem Blick für das Wesentliche des Christentums weit nach, während er ihn seinerseits durch die Kunst dialektischer Entwicklung und verständiger Vermittlung des christlichen Glaubensinhalts entschieden übertrifft. Der letztgenannte Vorzug giebt dem Genius des romanischen Christentums vor dem des germanischen eine für die Wissenschaft überhaupt und besonders für Zeiten der Reflexion und der Gegensätze, wie die unsere, verhältnismässig höhere Bedeutung. Hat man ihn doch, vielleicht im Hinblick auf den individuellen, persönlichen Charakter seines Denkens und Empfindens, so wie die hier gegebene einzigartige Verbindung eines kräftig entwickelten Gefühlslebens mit einer bis zur Virtuosität gesteigerten Reflexion, den ersten modernen Menschen genannt [1]). Schon vor seiner Bekehrung weist Augustin nach seiner ganzen Denkart und Lebensrichtung moderne Züge auf, und man kann seine Selbstbekenntnisse, jenes merkwürdige, für einen Litteraturzweig der Neuzeit tonangebende Werk, „Das erste Beispiel einer rein innerlichen Selbstschilderung", nicht lesen, ohne unwillkürlich mit unsrer Zeit Parallelen zu ziehen. Vollends aber in den an Goethes Faust gemahnenden Verirrungen und Kämpfen seines

[1]) Vergl. Sell, Aus der Geschichte des Christentums 1888, S. 43.

eigenwilligen und eigenartigen Strebens nach den höchsten Lebenszielen, der persönlichen Gemeinschaft mit Gott und der Erkenntnis der Wahrheit, so wie in der Art und Weise, wie er zu diesen Zielen gelangt, erscheint er im höchsten Grade vorbildlich für unsre Zeit. Die Frage um die Vermittlung von Gefühl und Reflexion, Glauben und Wissen, die um die Versöhnung des religiösen und des spekulativen Gedankens, die nach dem Verhältnis des Göttlichen und des Natürlichen, der christlichen und der antiken Sittlichkeit und ähnliche Lebensfragen, nach deren befriedigender Lösung unsre Zeit ringt, hat er bereits auf dem Boden des persönlichen Christentums praktisch und wenigstens annähernd, so weit das möglich ist, auch im Begriff für das verständige Denken gelöst.

In hohem Grade befähigte ihn dazu eine im ganzen Altertum einzig dastehende, in der Neuzeit nur von unserm grössten Dichter erreichte Universalität geistiger Begabung und eine alle Höhen und Tiefen persönlicher Empfindung erschöpfende, die verschiedensten Stufen menschlicher Kultur und Bildung umfassende und in sich verarbeitende Lebensentwicklung, welche uns in ihrer Verschlingung des kühnsten Idealismus mit dem konkretesten Realismus inmitten einer Zeit alternder und absterbender Kultur fast wie ein Wunder anmutet. Es tritt uns hier ein Mann entgegen, der nach Art aller schöpferischen und bahnbrechenden Geister zwar ein Kind seiner Zeit ist, aber sich doch nicht aus seiner Zeit allein begreifen lässt, sondern dieselbe weit überragend, allen Zeiten angehört. Denn Augustin ist keine einseitige künstlerisch-ästhetische oder wissenschaftliche, keine bloss moralisch-verständige noch auch einseitig religiöse Natur, sondern das religiöse, das sittliche, das intellektuelle und ästhetische Moment sind gleich stark vertreten, Denken, Fühlen und Wollen gleichmässig in ihm entwickelt [2]). Dabei strömt alles aus einer un-

---

[2]) Wir können nach den drei Grundelementen seiner Natur drei Entwicklungsreihen in seinem Leben unterscheiden, welche teils nach einander hervortreten, teils sich durchkreuzen, teils neben einander herlaufen und sich wechselseitig bedingen. In den einzelnen Entwicklungsstadien lassen sich wieder zwei Stationen oder Ruhepunkte unterscheiden. Zuerst wird das Ziel der Entwicklung für das strebende Subjekt prinzipiell ins Licht des Bewusstseins gestellt, sodann ergreift das Subjekt den Gegenstand

erschöpflichen Tiefe persönlicher Empfindung und innerster Lebenserfahrung, das drückt allen Ergebnissen wissenschaftlichen Forschens, sittlichen Strebens den Stempel der Wahrheit und Unmittelbarkeit, der Ursprünglichkeit und Freiheit auf. Alle wichtigen Momente geistiger Natur stehen hier in lebendiger Wechselwirkung und gewähren uns in ihrer Entwicklung das anziehende Schauspiel einer ganzen, in sich abgeschlossenen und doch zugleich echt menschlichen, in rastlosem Werden und Wirken begriffenen, allewege für das Höchste aufgeschlossenen Persönlickeit — eine merkwürdige Verkörperung zugleich des christlichen und des antiken Lebensideals.

Die hohe Bedeutung Augustins für die Entwicklung und Förderung des christlichen Denkens und Lebens wird heutzutage von allen Theologen anerkannt, seine Verdienste um die Fortbildung des christlichen Dogmas werden in gebührender Weise gewürdigt, wenn man sich auch gegen die ihm durch seine Zeit wie durch die Eigenart seiner Natur gesetzten Schranken nicht verschliesst. Neben dem Göttinger Kirchengeschichtschreiber Reuter [3]) verdient hier vor allem der hervorragendste Dogmenhistoriker der Gegenwart, Adolf Harnack in Berlin, genannt zu werden, welcher in seinem neuesten, grossartig angelegten und tief durchdachten dogmengeschichtlichen Werke Augustinus in begeisterter Weise als den Kirchenlehrer *κατ' ἐξοχήν*, als „den Reformator der

---

persönlich mit dem Willen, gleichwie es zuvor von demselben ergriffen war. Die erste Station eröffnet die Entwicklung, doch erst in mehr vorbereitender Weise, die zweite bezeichnet den Wendepunkt in derselben und vermittelt den freien Durchbruch des Prinzips, welches sich von da an seiner Bestimmung gemäss ohne Hemmung bethätigt. Der Hauptwendepunkt der Entwicklung des sittlichen und des religiösen Moments ist im Leben Augustins durch seine Bekehrung bezeichnet. Dagegen der prinzipielle Durchbruch für die des intellektuellen Momentes ist bereits früher zu suchen; sie ist durch die Bekanntschaft mit dem Neuplatonismus, näher mit Plotin vermittelt. Das intellektuelle Moment behauptet darnach bei Augustin, im Unterschiede von Paulus und Luther, eine gewisse, scharf hervortretende Selbständigkeit gegenüber dem religiösen und dem sittlichen. Doch erscheint es andrerseits auch von Seiten seiner Ausübung und Entwicklung wesentlich durch dieselben bedingt, wie es seinerseits sollizitierend und kräftigend auf ihre Entfaltung zurückwirkt.

[3]) Reuter, Augustinische Studien 1887.

christlichen Frömmigkeit" feiert [4]). Dieselbe Stellung, welche Origenes unter den Kirchenlehrern griechischer Zunge einnimmt, und eine verhältnismässig weit wichtigere, behauptet Augustin unter den Kirchenlehrern lateinischer Zunge. Wie jener das Denken des christlichen Morgenlandes entscheidend auf Jahrhunderte hin bestimmt hat, so beherrscht dieser fast unumschränkt die Gedankenentwicklung des christlichen Abendlandes bis tief in die Zeit der Reformation, ja in die Neuzeit hinein. Als Vater der Mystik und Scholastik des Mittelalters steht er jedenfalls unter allen Kirchenlehrern des Abendlandes unerreicht da durch die überhaupt seltene Verbindung zweier entgegengesetzter Geisteselemente, eines mystischen, intuitiven Tiefsinns und eines durchdringenden dialektischen Scharfsinns. Die grossen kirchlichen Denker des Mittelalters ruhen durchweg auf seinen Schultern, die Reformatoren Luther und Calvin haben mehr oder weniger aus dem Ideenreichtum geschöpft, der in seinen Schriften niedergelegt ist, und die gesamte christliche Erbauungslitteratur der Neuzeit, sofern sie überhaupt in weiteren Kreisen wirksam geworden ist, atmet zum nicht geringen Teile den Geist augustinischer Frömmigkeit.

---

[4]) A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3. Band. 1890. S. 54—215. „Er kannte sein Herz als das schlimmste und den lebendigen Gott als das höchste Gut; er lebte in der Gottesliebe, und er besass eine hinreissende Fähigkeit, innere Beobachtungen auszusprechen. Indem er das that, lehrte er die Welt, dass der höchste und süsseste Genuss in dem Gefühl gesucht werden soll, das aus bezwungenem Seelenschmerz, aus der Liebe Gottes als des Brunnquells des Guten und deshalb aus der Gewissheit der Gnade entspringt. Die Theologen vor ihm hatten geträumt, dass der Mensch ein Anderes werden müsse, um selig sein zu können, er lehrte, dass der Mensch ein Anderer werden kann, wenn er sich von Gott finden lässt und aus der Zerstreuung heraus sich selbst und seinen Gott findet. Er zuerst schied die beiden Gebiete, deren Verbindung man lange und ohne Erfolg zu lockern versucht hatte, die Natur und die Gnade; aber er band damit die Religion und die Sittlichkeit zusammen und gab der Idee des Guten einen neuen Inhalt. Er steckte dem ziellosen Streben der Askese ein festes Ziel: die Vervollkommnung in der Gottesliebe, die Unterdrückung der Eigensucht, die Demut. Er lehrte den Schrecken über die Sünde und Schuld, die er aufdeckte, zusammen zu empfinden mit dem seligen Gefühl eines immerfort getrösteten Elends und einer nie versiegenden Gnade." (S. 57.)

Allein die Bedeutung dieses Mannes reicht weit hinaus über die Grenzen der Kirche und der Theologie. Wie sein christliches Denken sich auf dem Hintergrunde einer allgemeinen, philosophischen Geistesbildung abhebt, so bezeichnet er nicht bloss einen Wendepunkt in der Entwicklung des christlichen Dogmas, sondern nimmt auch einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philosophie ein. Nachdem bereits Erasmus [5]), der Herausgeber seiner Werke, und nach ihm besonders Leibniz [6]) die Geistesgrösse und ungewöhnliche Begabung Augustins auch auf diesem Gebiete unumwunden anerkannt hatten, ist es unter den neueren Geschichtschreibern der Philosophie vor allem Heinrich Ritter [7]) gewesen, der zuerst wieder auf den lange Zeit unbeachtet gebliebenen, weil nicht verstandenen Kirchenlehrer hingewiesen und seine Bedeutung auch nach dieser Seite hin zu würdigen gesucht hat. Das ungerechte, leicht absprechende Urteil des sonst gründlichen und besonnenen Kantianers Reinhold [8]) darf heutzutage als völlig veraltet und überwunden betrachtet werden; die neuesten Grundrisse der Geschichte der Philosophie von Überweg [9]), Erdmann [10]), Windelband [11]) u. a. lassen Augustin die ihm gebührende Beachtung zu teil werden; am eingehendsten und

---

[5]) Erasmus, dessen Ausgabe von Augustins Werken (Basel 1519) die nachfolgenden Zitate entnommen sind, erkennt ihm in der Dedicationsvorrede die Palme zu unter allen Schriftstellern der christlichen Zeit, da derselbe in vollendeter Verbindung der Weisheit und Beredsamkeit die bei allen übrigen Kirchenlehrern sich zerstreut findenden Vorzüge in sich vereinigt.

[6]) Leibniz nennt ihn Praefat. ad Theodic. 834: vir sane magnus et ingenii stupendi und litt. ad Primar.: vir sine controversia magnus, vastissimo ingenio praeditus.

[7]) Ritter, Geschichte der Philosophie Bd. VI.: „Niemand, der ihn kennt, wird ihm Sitz und Stimme in der Geschichte der Philosophie verweigern.

[8]) E. Reinhold, Geschichte der Philosophie. 3. A. Bd. I. S. 325 f.

[9]) Fr. Überweg, Grundriss dee Geschichte der Philosophie. Th. II., 2. A. S. 80—94.

[10]) Ed. Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie. Bd. I. Th. II. 2. A. S. 224—232.

[11]) W. Windelband, Geschichte der Philosophie. 1892. S. 208—226; besonders dle trefflichen Bemerkungen auf S. 208. 212. 217—220.

verständnisvollsten hat ihn Rudolf Eucken [12]) in seinem genialen geschichtsphilosophischen Werke „Die Lebensanschauungen der grossen Denker“ gewürdigt. Hören wir, wie sich der neben Siegwart, Wundt und Paulsen wohl bedeutendste, jedenfalls geistvollste Philosoph der Gegenwart über diese Denkerpersönlichkeit ersten Grades äussert.

Augustin ist nach Eucken „der einzige grosse Philosoph auf dem eigenen Boden des Christentums. In lateinischer Umgebung wurzelnd, nimmt er mächtige Einflüsse griechischer Art auf, Altchristlichem und Neuplatonischem giebt er eine neue Mischung, in der das Christliche seine Eigenart kräftiger wahrt“, als es bei Origenes und andern christlichen Denkern des Altertums der Fall ist, „und deren Ergebnis alle weitere Gestaltung des Christentums beherrscht. Die Gedankenentwicklung ist hier in hervorragendem Grade Ausdruck der Persönlichkeit, ja unmittelbares persönliches Leben.“ (S. 258) „Das religiöse Streben der Menschheit, auf der Höhe des Denkens sonst gewöhnlich von einer Müdigkeit an der Welt und einer entsagenden Stimmung begleitet, wird hier Sache des allerkräftigsten Lebens; selbst das Erkennen wird ein Stück des Selbstlebens, eine Wesenserhöhung, ein Geniessen.“ (S. 259.) „Alle Welt- und Lebensanschauung steht hier unter dem Einfluss der Thatsache, dass in diesem so gewaltig nach Vollbefriedigung drängenden Manne grosse Gegensätze zusammentreffen, wider einander wirken und das Denken in unablässiger Bewegung halten. — Einmal ein Drang, das ganze Sein in Eins zu fassen, das Leben in sich selbst zu konzentrieren, und mit dem tiefsten Wesen sich der Seligkeit unmittelbar zu bemächtigen, sie in vollen Zügen zu geniessen; hier ein Hinausstreben über alle Formen und Begriffe, ein Leben und Weben im Gefühl [13]). Zugleich aber das Verlangen,

---

[12]) R. Eucken, Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 1890.

[13]) Vergl. Goethes „Faust“ 1. Teil, 1. Scene:
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch, Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

das Selbstleben über die Weite des Alls auszudehnen [14]) und alles Dasein mit dem *Denken* zu durchleuchten, für alles Thun Grund und Rechenschaft zu geben, somit eine weltumspannende Gedankenarbeit, eine wissenschaftliche Vermittlung der geistigen Wirklichkeit. Aus beiden zusammen eine gewaltige religiöse Spekulation, in der sich Fühlen und Denken, unmittelbares und vermitteltes Leben untrennbar verschlingen. Ferner einerseits ein *mächtiges Streben nach reiner Geistigkeit*, die Ursprünglichkeit und Überlegenheit eines reinen Innenlebens; andererseits eine *glühende Sinnlichkeit*; beides verbunden in einer *mächtigen Phantasie*, welche ebenso die Weiten der Welt umspannt, wie den dunklen Tiefen der Innenwelt Gestalten abringt. In demselben Mann einmal eine gewaltige Naturkraft mit dem Drang, alles Vermögen zu entwickeln, alle Anlage zu voller Belebung zu bringen, eine ungeheure Energie des Lebensprozesses; aber zugleich ein *tiefer moralischer Zwiespalt* und das dadurch bedingte glühende *Verlangen nach Errettung* durch übernatürliche Mächte, nach Versetzung in einen Stand der Ruhe und des *Friedens*. Und diese verschiedenen Richtungen werden nicht durch Einfügung in ein allumfassendes System von vorn herein ausgeglichen, etwa in der Art eines Aristoteles gemildert, sondern erst nachdem jede

Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist,
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reisst!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben,
Du musst! du musst! und kostet es mein Leben!

Wenn ihr's nicht *fühlt*, ihr werdet's nicht erjagen,
u. s. w.
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht *aus eigner Seele quillt.*

[14]) Vergl. Goethes „Faust“ 1. Teil, 4. Scene:
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

einzelne zur deutlichsten Aussprache und kräftigsten Entwicklung gekommen ist, erfolgt eine gegenseitige Beziehung und ein Streben zur Einigung." (S 260.) Das giebt bei dem mannigfachen Sichdurchkreuzen von Gegensätzen Widersprüche mannigfacher Art, aber es hindert nicht im mindesten eine mächtige Entfaltung durchaus ursprünglicher, inniger Gefühle, das Hervorbrechen gewaltiger Naturtöne schlichtmenschlicher Art. Namentlich erlangt hier das religiöse Gefühlsleben eine kindliche Einfachheit und eine feurige Sprache des Herzens wie kaum bei irgend einem andern." (S. 268.) Jene Widersprüche, welche das Verständnis der Lehren Augustins, ja eine gerechte Würdigung seines Wesens in hohem Grade erschweren, „erwachsen einfach aus dem Zusammentreffen einer ungeheuren Weite des geistigen Horizontes mit einer starken Erregsamkeit für jedes Einzelne, aus dem Zusammentreffen ferner eines ursprünglichen, wahren Schaffens und eines Reflektierens über das Schaffen." „In ihre Wurzel verfolgt zeigen alle seine Äusserungen und Lehren ein echtmenschliches, vollverständliches Streben, einen ganzen Menschen, dem nichts Menschliches fremd ist." (S. 261.) Und tritt uns bei Augustin der entschiedenste Gegensatz zu „jener bloss formalen Bildung entgegen, wie sie das ausgehende Altertum beherrschte", verbunden mit einem energischen Bestehen auf einem wertvollen Inhalt alles Thuns", so ist er doch bei dieser scheinbar kulturfeindlichen Haltung „in der That ein Künstler der Darstellung, ein Meister des Wortes allerersten Ranges; im besonderen hat seine Sprache durch die Kraft und die Weichheit eines durchgehenden Gemütstones einen musikalischen Klang hinreissender Art". (S. 276.)

Treten wir nun im Anschluss an diese geistvolle und umfassende Würdigung der Denkerpersönlichkeit des Kirchenlehrers den Ergebnissen seiner philosophischen Forschung näher, so weit sich dieselben auf das psychologische Gebiet erstrecken, so haben wir zunächst den

Ausgangspunkt und die Richtung des augustinischen Philosophierens

in Betracht zu ziehen.

Den Ausgangspunkt seines Philosophierens hat Augu-

stin selbst in dem in seinen „Bekenntnissen[15]) dargestellten Entwicklungsgange seines inneren Lebens deutlich bezeichnet. Augustin ist, wie er dort erzählt, zuerst durch das Lesen von Ciceros „Hortensius" zur Beschäftigung mit der Philosophie angeregt worden. Diese Schrift hat den in der Weltstadt Karthago von Ehrgeiz und Sinnenlust gestachelten 19jährigen Jüngling wieder zu sich selbst zurückgerufen, ihn an das Ziel seiner Bestimmung gemahnt und gleicher Weise den Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit wie den religiös-sittlichen Trieb nach der Gemeinschaft mit Gott in ihm geweckt. Während gleichzeitig die tieferen, auf dem Grunde seiner Seele schlummernden Eindrücke, die er in frühester Jugend durch die christliche Erziehung der frommen Mutter empfangen hat, sich kräftig erweisen, beginnt in seinem Innern ein „Kampf des Geistes mit dem Fleisch." Eine Zeit lang vermag er den Lockungen der sündigen Lust zu widerstehen; aber bald siegt die Sinnlichkeit wieder über die Vernunft; ohne sittlichen und religiösen Halt im Leben, verirrt er sich in den Wahn des Manichäismus und fällt endlich, durch denselben enttäuscht, in einen an der Wirklichkeit der objektiven Wahrheit überhaupt und folglich auch an der Möglichkeit ihrer Erkenntnis verzweifelnden Skeptizismus, in welchem ihn nur noch der religiöse Gedanke an Gott und eine zukünftige Vergeltung vor dem sittlichen Untergange bewahrt. Da hebt ihn während seines Aufenthaltes in Mailand, wohin er sich inzwischen über Rom von Karthago aus begeben hat, die für sein Denken epochemachende Bekanntschaft mit Schriften der „Platoniker", nämlich der durch den Rhetor Victorinus ins Lateinische übersetzten Schriften des Neuplatonikers Plotinus aus dieser Tiefe empor und führt ihn auf die lichten Höhen einer reineren, ihres Grundes und Zieles gewissen Spekulation. Während ihm nun die durch die Sekte der Manichäer eingeimpften Vorurteile und falschen Vorstellungen von der h. Schrift und der christlichen Kirche durch das Hören der geistlichen Reden des Bischofs Ambrosius allmählich genommen

---

[15]) Vergl. Karl von Raumer, Sancti Augustini Confessionum lib. XIII. 1876. W. Bornemann, Augustins Bekenntnisse. 1888. A. Harnack, Augustins Konfessionen. 1888.

werden, vollzieht sich durch das Lesen jener philosophischen Schriften gleichzeitig in seinem Verstande die Reinigung seiner vom Manichäismus her ihm anhaftenden materialistisch-pantheistischen Vorstellungen vom Wesen Gottes und der menschlichen Seele. Aufs Neue besinnt er sich auf seine erhabene Bestimmung, er blickt in sich und schaut nach tieferer Einkehr in sich selbst zugleich über sich das ewige Licht, die Wahrheit selbst, Gott als die rein geistige, unveränderliche, intelligible Substanz, in dem er seinen Schöpfer, den Urquell seines eignen und des gesamten Seins und Lebens, und in ihm sich selbst als immaterielle, geistige Substanz erkennt (Vergl. Confessiones, VII, 7—11). In diesem, den entscheidenden Übergang von dem niederen Gebiete des durch die sinnliche Wahrnehmung beherrschten Vorstellens zu der höheren Sphäre des unabhängig von der sinnlich bedingten Vorstellung sich vollziehenden, begrifflichen Denkens bezeichnenden Momente seiner inneren Lebensentwicklung haben wir die eigentliche Geburtsstätte der augustinischen Spekulation, den zureichenden Erklärungsgrund für die spätere Bildung seiner psychologischen und theologischen Grundbegriffe zu suchen, weniger, wie Ritter behauptet, in dem oben erwähnten Skeptizismus, der, von lediglich kritischer und vorbereitender Bedeutung für das Denken, nur als negativer Reiz für die Entstehung eines positiv Neuen mitwirken kann, ohne dass er imstande wäre, dieses Neue selbst zu setzen.

Ist mit diesem Ausgangspunkt der augustinischen Spekulation bereits die Richtung auf das Ziel derselben bezeichnet, so wäre es doch irrig, wollte man diesem blitzartigen Aufleuchten eines höheren Bewusstseins auch die Kraft zuschreiben, jenes Ziel zu erreichen. Vielmehr werden wir gerade an diesem Punkte auf Einflüsse hingewiesen, welche auf einem anderen Gebiete liegen und die für die gesamte Erkenntnis des Kirchenlehrers von entscheidender Bedeutung sind. Wir meinen jene Einwirkungen höherer Art auf religiös-sittlichem Gebiete, wie sie bei der Bekehrung Augustins bestimmend waren. Nur durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis sollte und konnte er zur Himmelfahrt der Gotteserkenntnis gelangen. Wahre Selbsterkenntnis aber wie lebendige Gottes-

erkenntnis ist überall bedingt durch die Thätigkeit des religiösen Gewissens und geknüpft an die durch den Glauben d. h. die völlige Hingabe an den persönlichen Gott gewirkte freie Selbstentscheidung des sittlichen Willens für das Gute, welche eins ist mit dem energischen Entschluss entschiedener Abkehr von der Sünde. Mit hinreissender Wahrheit schildert uns der Kirchenlehrer in seinen Selbstbekenntnissen den inneren Kampf, den es ihn gekostet hat, ehe er wirklich an dem ersehnten Ziele anlangte, wie ihn in den gehobensten Momenten philosophischer Begeisterung plötzlich das niederschmetternde Gefühl eigner Ohnmacht, das durchbohrende Bewusstsein der sittlichen Verwerflichkeit seines gesamten Lebens überkam, so dass er wie Moses zwar das gelobte Land von ferne schaute, aber selbst nicht hineinkam, bis endlich, vermittelt durch den Gebrauch der h. Schrift und besonders durch den persönlichen Verkehr mit hervorragenden Gliedern der Kirche in dem Momente seiner Bekehrung dem früheren religiös-spekulativen Durchbruch der religiös-sittliche, der intellektuellen Selbstentäusserung und Selbsthingabe die religiös-ethische Selbsthingabe in grundlegender Busse und im Glauben an die durch Schriftwort und Kirchengemeinschaft sich darbietende persönliche Lebenswahrheit folgte und nunmehr, durch das Bad der persönlichen Herzenserneuerung geläutert und gekräftigt, sein Denken die verständige Vermittlung der im Glauben unmittelbar ergriffenen Wahrheit sucht und — findet.

In dieser Richtung, ganz durchdrungen und hingenommen von der Macht des all sein Denken und Thun beherrschenden religiösen Gedankens, schafft Augustin nach seiner Bekehrung ein System eines spezifisch-religiösen Realismus als Gegenstück und Seitenstück zugleich zu Plotins logisch-metaphysischem Realismus. Treffend würdigt Eucken die hohe Bedeutung des religiösen Faktors für die gesamte Spekulation Augustins. Die ausschliessliche Richtung seiner Seele auf Gott „ergiebt eine ungeheure Verinnerlichung des Lebensprozesses; es entsteht ein selbständiges Reich innerer Erfahrung, das keinerlei Bestätigung von aussen bedarf. Die Beziehung der Einzelpersönlichkeit auf die absolute Persönlichkeit erweist hier

das Vermögen, das Geistesleben mächtig in sich selbst zu vertiefen, ihm bei sich selbst eine grosse Welt zu schaffen." „Fühlen und Wollen des ganzen Wesens werden hier die bewegenden Mächte, das Selbst des Menschen der Einsatz in dem gewaltigen Lebenskampfe. Die Innenwelt, welche Plotin in seinen Begriffen entworfen hatte, erfüllt sich hier mit lebendigem Gehalt aus dem Strom eines mächtigen Seelenlebens." Aber Augustin hebt zugleich in das Licht wissenschaftlicher Betrachtung, was in dem gewaltigen Ringen aus der Tiefe aufquillt, er zeigt sich hervorragend, ja bahnbrechend in der Beobachtung und Analyse des Seelenlebens; er giebt in Summa, was er erlebt, nicht als bloss individuelles Erlebnis, sondern als etwas, das der allgemeinen Bewegung des Geisteslebens angehört und tiefstens in sie eingreift; der christliche Grundgedanke der Überlegenheit, ja Ausschliesslichkeit der persönlichen Geisteswelt hat hier zuerst seine wissenschaftliche Verkörperung erhalten." (Eucken a. a. O. S. 277.)

Von hier aus erschliesst sich uns erst der volle Wert der philosophischen Forschung Augustins in ihrer Nachwirkung auf die ferne Zukunft und bis in die Gegenwart hinein. Indem er sich, ausgehend von den ihm selbst unumstösslich gewissen Thatsachen innerster persönlicher, religiös-sittlicher Lebenserfahrung in seinem höheren Selbstbewusstsein, zu einer sicheren Erkenntnis Gottes und der menschlichen Seele zu erheben weiss, hat er, ebenso tiefsinnig in Auffindung neuer, ursprünglicher Ideen, wie scharfsinnig in ihrer Begründung und dialektischen Entwicklung, die für die metaphysische und psychologische Forschung der neueren Zeit epochemachenden Beweise eines Anselm [16]) und Cartesius [17]) bereits nach

[16]) Der sog. ontologische Beweis für das Dasein Gottes, beruhend auf dem Schluss von der im Bewusstsein des Menschen gegebenen Idee eines vollkommensten Wesens auf dessen reale Existenz: das Urdatum der Religionsphilosophie.

[17]) Das bekannte cogito, ergo sum, der auf dem Identitätsgesetz beruhende Schluss von der im Bewusstsein gegebenen Thatsache des Denkens auf das wirkliche Dasein des denkenden Subjekts: das Urdatum der Geistesphilosophie.

ihren Hauptmomenten angedeutet [18]) und beansprucht, geschichtlich betrachtet, auch insofern ein erhebliches Verdienst um die Fortbildung des spekulativen Gedankens, als er den durch ihn in ihrer Kulturentwicklung wesentlich mitbestimmten neueren Völkern, wie Heinrich Ritter in seiner Geschichte der Philosophie bemerkt, „die vorherrschende Richtung auf die Untersuchung des Geistigen gegeben, welche fast „alle ihre ausgezeichneten Leistungen charakteristisch bezeichnet". Ja nach Euckens tief eindringendem Urteil steht er da als ein gewaltiger philosophischer Heros zugleich trennend und einigend, rückblickend und vorblickend, zusammenfassend und neuschaffend an der Grenze zweier grossen Kulturperioden der Menschheit. „In ihm ist die abschliessende Höhe der Wechselwirkung von Christentum und Altertum erreicht" und zugleich „der Ausgangspunkt einer neuen Welt" gegeben, welcher die Gegenwart umfasst. „Augustin ist nicht nur zugleich der Mann der Scholastik, der Mystik, der religiösen Erbauung, nicht nur der Held des Katholizismus wie des Protestantismus, weit über das kirchliche Gebiet hinaus könnten ihn mächtige Geistesbewegungen für sich anführen, so im modernen Leben der Subjektivismus des Gedankens wie des Gefühles, der Pantheismus, die Entwicklungslehre. Jedem gehört ein Teil, aber keinem das Ganze; es bleibt in dem Manne etwas Irrationales, das ihn über alle Parteiung hinaushebt, eben damit aber etwas Unerschöpfliches. Dringen wir über die äussere Einkleidung zum Kern der Gedanken vor, so sind seine Probleme unmittelbare Probleme der Gegenwart, mehr als die irgend eines älteren, ja vielleicht mehr als die irgend eines neueren Denkers, Kant, Hegel und Schopenhauer nicht ausgenommen." (S. 291.)

Zum Erweis der Richtigkeit dieser scheinbar übertriebenen Behauptung wenden wir uns nunmehr denjenigen Schriften

---

[18]) Jenen de mor. Man. II, 11, 24; Confess. VII, 4; de lib. arb. II, 5—15; diesen de trin. X, 10, 13 f. Wohl mit Beziehung hierauf urteilt auch Fr. Düsterdieck, „Die weltliche Bildung der Geistlichen". Hannover. 1873, gelegentlich: Augustin ist der Vater nicht nur der scholastischen Theologie, sondern auch der ganzen modernen Religionsphilosophie, ja der ganzen neueren Philosophie geworden.

zu, in welchen der Kirchenlehrer sich ausschliesslich oder doch vorwiegend mit philosophischen Fragen beschäftigt. In erster Linie kommen hier die unmittelbar nach seiner Bekehrung abgefassten Schriften in Betracht. Sie geben uns ein treues Abbild von dem Denken und Leben des Kirchenlehrers in dieser Übergangsperiode seiner inneren Entwicklung. Er hat sich auf ein Landgut in der Nähe von Mailand zurückgezogen, wo er in stiller Einsamkeit mit seiner frommen Mutter Monika, die des Lobes und Dankes voll ist wegen der lang ersehnten und heisserflehten Bekehrung ihres Sohnes, und mit christlichen Freunden weilt, um sich ernsten Studien hinzugeben und die in echt philosophischer Weise auf das Höchste wie das Geringste gerichteten Gedanken austauscht in geistvollen und heiteren Gesprächen, vor allem aber im Gebet nach Klarheit über die wichtigsten Gegenstände religiöser und sittlicher Erkenntnis ringend, sich angemessen auf den Empfang der Taufe vorbereitet — das Ideal eines christlichen Philosophen, ein christlicher Plato. Und was er da in stiller, durch trauten Freundesverkehr belebten Einsamkeit erlebt und wie er gelebt, was er gedacht, wie er gesucht und gefunden, das alles hat er uns einfach und treu, schlicht und wahr, frisch und lebendig in Briefen und aufgezeichneten Gesprächen mitgeteilt, in Selbstbekenntnissen eigener Art, die den antiken Geist hellenischer Heiterkeit und äusseren Sorglosigkeit atmen und über denen doch der ahnungsvolle Zauber einer neuen Welt ausgebreitet ist, der Morgenglanz der Ewigkeit schimmert. So entstehen die philosophischen Erstlingsschriften Augustins. Es sind die Schriften, welche die Titel führen: „Gegen die Akademiker“, „vom seligen Leben“, „von der Ordnung“, „Selbstgespräche“, „von der Unsterblichkeit der Seele“, „von der Grösse der Seele“, „vom freien Willen“, und einige andere minder wichtige Schriften. Sie gehören rein litterarisch angesehen, zu dem Interessantesten und Eigenartigsten, was die christliche Zeit hervorgebracht hat, und sind zugleich ein Spiegel des echt christlichen Geistes, dem nichts Menschliches fremd ist, und der doch das scheinbar Geringfügigste und Unbedeutendste durch die Beziehung auf das Höchste zu adeln und zu heiligen weiss, der aber andererseits das Höchste und Tiefste, was es hier auf Erden

giebt, das Geheimnis der Menschenseele, noch ganz anders zu deuten versteht, als es dem antiken Geiste möglich war, weil er die Menschen nicht bloss, wie dieser, von unten d. h. von der Welt und von sich selbst aus, sondern vor allem von oben, von dem wahren, lebendigen und persönlichen Gott aus zu begreifen sucht. Freilich gehört dazu eine Schärfe und Tiefe der Selbstbeobachtung in Verbindung mit gereifter religiös-sittlicher Lebenserfahrung, wie sie ein Augustin besass. Begriffliches Denken und inneres Leben steht bei ihm, wie bei allen voll und ganz angelegten, praktischen und willenhaften Naturen, im engsten Zusammenhang und bedingt sich wechselseitig. Er ist nicht bloss, was er denkt, oder sucht es doch immer mehr zu werden, indem er der erkannten Wahrheit gemäss zu leben strebt, sondern es gilt ihm auch andrerseits das Erkennen als Lebensaufgabe, er fühlt in sich den unwiderstehlichen Drang, die sittliche Nötigung, die im Glauben unmittelbar und gefühlsmässig mit dem Willen ergriffene Lebenswahrheit in einer den Ansprüchen des reflektierenden Verstandes genügenden Weise zu erkennen, er ringt nach begrifflicher Erkenntnis dessen, was ihm auf Grund persönlicher innerer Lebenserfahrung Gegenstand höchster Gewissheit geworden ist, d. h. nach klaren Begriffen über das Wesen Gottes und der menschlichen Seele [19]). In die Erhebung des unmittelbaren Selbstbewusstseins und Gottesbewusstseins zu einer begrifflich klaren, verstandesmässigen Gottes- und Selbsterkenntnis setzt er die Aufgabe der Philosophie [20]), und hiernach bestimmt sich denn auch wesentlich der Charakter seines Philosophierens. Er ist, wie Ritter hervorhebt, ein theologischer und psychologischer, psychologisch, sagen wir bestimmter, im Prinzip, theologisch im Ziel, aber so, dass hier alles seinen Ausgangspunkt nimmt von einer persönlichen Glaubenserfahrung und seinen höchsten Richtpunkt hat in einer lebendigen Frömmigkeit. Alle Spekulation des Kirchenlehrers geht aus von den psychologischen Thatsachen des religiössittlichen Bewusstseins, wie sie ihm zuerst in der Zeit seiner

---

[19]) de ord. II, 20.
[20]) de ord. II, 18; solit. II, 2.

Bekehrung zum Christentum zur Gewissheit geworden sind und von da sein gesamtes Leben und Denken beherrschen, und endet in theologischen Sätzen. Aber diese ganze Gottes- und Selbsterkenntnis ist durchaus Glaubenserkenntnis, sie ist nicht rein theoretischer Natur, sondern im Grunde und Ziele durchaus praktisch, das Wort praktisch im tiefsten und innerlichsten Sinne genommen, d. h. auf die Grundkräfte der menschlichen Seele, Gemüt, Herz und Wille, bezogen, sie ist geboren aus einem lebendigen, persönlichen Verhältnis zu Gott und zielt ab auf die Förderung und Stärkung der Frömmigkeit; losgelöst von diesen religiösen Mächten hat sie keinen Sinn und keinen Zweck, ist sie schlechthin unverständlich. Wie nun dem philosophierenden Kirchenlehrer Gott und die Seele als die einzig würdigen Gegenstände der Philosophie gelten, nach deren vollkommner, begrifflicher Erkenntnis er unter Anwendung der aszetischen Mittel des Gebetes und der Betrachtung strebt [21]), so dienen ihm nächst Christus, der höchsten Autorität in Glaubenssachen, die Platoniker d. h. die Neuplatoniker, unter ihnen besonders Plotin, als die zuverlässigsten Führer auf dem Wege zu diesem Ziele [22]), indem er von der stillschweigenden Voraussetzung ausgeht, dass sich der christliche Glaubensinhalt und die Lehrsätze der platonischen Philosophie nicht widersprechen.

Diese Voraussetzung war insofern nicht falsch, als der letzte grosse Vertreter der griechischen Philosophie, welcher berufen war, das reiche Erbe der Vergangenheit an die Zukunft zu übermitteln, mit seiner ausgeprägten Gefühlsinnigkeit und dem dadurch bedingten energischen Zug zur Innerlichkeit, mit seiner kräftigen Betonung das Ethischen und dem entschieden religiösen Charakter seiner ganzen Spekulation dem Christentum in der That näher stand als irgend ein anderer griechischer Philosoph, Plato nicht ausgenommen [23]). Wenn Plotin

---

[21]) Solil. I, 1.

[22]) Contra Acad. III, 18. 20.

[23]) Plotin lebte 205—270 n. Chr.; sein Philosophieren steht — den offen zu Tage liegenden prinzipiellen Unterschied seines religiös-spekulativen Idealismus vom positiven, geschichtlichen Christentum selbstverständlich zugegeben — immerhin unter der unverkennbaren, wenn auch ihm selbst nicht zum Bewusstsein gekommenen Einwirkung des christ-

auch durch die Voranstellung der übergreifenden Begriffe des Guten und der Liebe dem Rationalismus des Aristoteles und der Stoiker, den einseitigen Systemen des Wissens und des Handelns, entgegentrat, so waren doch die wertvollen religiösen und sittlichen Momente samt der kräftigen Innerlichkeit der plotinischen Philosophie bei ihrer einseitig abstrakten Fassung, bei dem entschieden weltflüchtigen Charakter der plotinischen Ethik, bei dem unverhüllten Gegensatz der plotinischen Spekulation gegen den Monotheismus des Christentums, namentlich gegen die christliche Lehre von der Persönlichkeit Gottes und von der Gottebenbildlichkeit des Menschen, wie besonders gegen den positiv-geschichtlichen Offenbarungsgehalt der christlichen Religion für sich allein nicht imstande, den einseitigen Intellektualismus und Verstandesaristokratismus der alten Welt zu überwinden, erst dann konnten sie zur vollen Geltung und Wirksamkeit gelangen, wenn sie auf den Lebensbaum des Christentums aufgepfropft wurden und damit zugleich eine wesentliche Umbildung erfuhren. So und so allein konnte dieses bedeutendste und geistvollste aller philosophischen Systeme des Altertums die ihm von der göttlichen Vorsehung verliehene Bestimmung erfüllen, mitzuwirken an der Aufrichtung jenes weltumfassenden Gedankenbaues, jenes der Kulturarbeit der Menschheit in den verschiedenen Zeiten ihrer Entwicklung als höchstes Ziel gesetzten Baues der Ewigkeiten, welchem das Christentum berufen ist, den rechten religiös-sittlichen Halt und Gehalt, der Geist des griechischen Altertums aber begriffliche Form und künstlerische Gestalt zu geben [25]).

Den ersten und wichtigsten Grundstein zu diesem Dome war kein anderer als Augustin bestimmt zu legen. Er allein war dieser grossen, kulturgeschichtlichen Aufgabe gewachsen

lichen Geistes und kann nur von diesem Gesichtspunkte aus in völlig befriedigender Weise geschichtlich begriffen werden. Vergl. über ihn F. Creuzer, in den Prolegomenen zu der Pariser Ausgabe der Werke Plotins; C. H. Kirchner, die Philosophie des Plotin, Halle 1854; vor allem: Arthur Richter, neuplatonische Studien. Darstellung des Lebens und der Philosophie des Plotin. Halle 1867. Endlich: Eucken a. a. O. S. 231—58.

[25]) Vergl. hierzu besonders die trefflichen Ausführungen von Eucken a. a. O. S. 254—56.

bei seiner gleich kräftig auf das Erkennen wie auf das Glauben angelegten Natur. Vermöge seiner universellen Begabung und der ihm eignenden gewaltigen Denkkraft war er imstande, in den innersten Geist der plotinischen Spekulation einzudringen, ihre weltumfassende Gedankenwelt in sich aufzunehmen und sie selbständig zu verarbeiten. Andrerseits war gerade er durch seine besonderen Lebensführungen wie durch den ihm eignenden Zug der religiös-sittlichen Innerlichkeit berufen, den höchsten religiösen wie sittlichen Gehalt des Christentums auf dem Wege persönlicher Erfahrung zu erfassen und ihm mit Hilfe jener von ihm selbständig angeeigneten plotinischen Spekulation begrifflich zu entwickeln. Freilich ist es nicht zu verwundern, dass ihm dies nicht sogleich gelingt. Wir können zwei Perioden seiner schriftstellerischen Thätigkeit unterscheiden. In der ersten Periode seiner philosophischen Forschung, wie sie durch die unmittelbar nach seiner Bekehrung abgefassten philosophischen Erstlingsschriften bezeichnet ist, ist er vorwiegend durch die plotinische Philosophie bestimmt; die im engeren Sinne christlichen Wahrheiten treten zurück gegen die allgemein-religiösen und sittlichen Wahrheiten. Die dieser erstern, mehr ausschliesslich philosophisch gerichteten Zeit angehörenden Schriften tragen daher das unverkennbare Gepräge der plotinischen Spekulation an sich. Später, als er mit dem Eintritt ins praktische Amt eines Presbyters und dem eines Bischofs zu Hippo Regius die Bedürfnisse der Gemeinde näher kennen lernt und mit der Erweiterung seines Blicks sich sein persönliches Glaubensleben vertieft, tritt eine gewisse Änderung in seiner Denkweise ein. Der christliche Faktor in seiner Geistesentwicklung gelangt zu grösserer Selbständigkeit und gewinnt die Herrschaft über die Schranken und Einseitigkeiten der antiken Denkart. Er kommt allmählich von dem einseitigen Intellektualismus zurück, in welchem er auch in den ersten Jahren nach seiner religiösen Umwandlung noch befangen war, und überwindet den Verstandesaristokratismus der alten Welt, indem er in dem Glauben einen näheren und sicherern, auch dem Ungebildeten zugänglichen Weg zum Heile erkennt, wogegen der Weg der begrifflichen Erkenntnis weniger sicher und nur von wenigen

zu betreten sei[26]). In dieser zweiten, durch die Aussprüche der h. Schrift und durch die Kirchentradition normierten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit wendet er sich den enger philosophischen Fragen meist nur gelegentlich und beiläufig zu; doch sind die grossen dogmatischen Hauptwerke dieser Periode durchzogen von einer Fülle anregender und fruchtbarer spekulativer Ideen. Gegen das Ende seines Lebens berichtigte er von dem höheren Standpunkte gereifterer christlicher Erkenntnis in der Selbstrezension seiner sämtlichen Schriften, in den sog. Retractationen, Aussprüche früherer Zeit, besonders solche, die infolge idealistisch überspannter Anschauung die Bedeutung des Leiblichen und Sinnlichen verkennen. So hat er denn auch in späterer Zeit das System Platos und Plotins bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge und ihrer inneren Verwandtschaft mit dem Christentum einer eingehenden Kritik unterzogen[27]).

---

[26]) Vergl. Harnack a. a. O. S. 57: „Er zerstörte das Wahnbild der antiken populären Psychologie und Moral; er gab dem Intellektualismus des Altertums den Abschied; aber er liess ihn neu wiederaufleben in dem frommen Denken des Mannes, der in dem lebendigen Gott das wahre Sein und das höchste Gut gefunden hat."

[27]) Augustin erwähnt den Plotin namentlich c. Acad. III, 18; Solil. I, 4; de civ. Dei VIII, 12; IX, 10. 17; X, 4. 14. 16. 17. 23. 30, über seine spätere Stellung zum Platonismus und Neuplatonismus spricht er sich näher aus Confess. VII, 9. Er würdigt Umfang und Tiefe der Erkenntnis der Neuplatoniker, indem er beistimmt ihren Ansichten 1) über Grund und Ziel der Schöpfung der Welt und des Menschen; das Offenbarungsmedium der Schöpfung ist bestimmt, zugleich Mittel der Erlösung und Vollendung der Menschheit zu werden (Confess. VII, 9); 2) über den Grund der Seligkeit und Vollendung der Seele, sofern derselbe nicht in ihr selbst liegt, sondern nur in einem selbständig von ihr unterschiedenen, über ihr befindlichen Lichte d. h. in dem ewigen Gott (de civ. Dei X, 4); 3) über die erziehende Bedeutung der sinnlichen Schönheit und über die in dem einzelnen Naturschönen sich zugleich offenbarende Fürsorge Gottes (civ. X, 14. 17); 4) über den seligen Genuss des Schauens (civ. X, 16). — Er verkennt andrerseits nicht die wesentlichen Schranken ihrer Erkenntnis. Er vermisst neben jenen mit der geoffenbarten Wahrheit übereinstimmenden rein didaktischen Momenten die für das Christentum grundlegenden historischen, die Anerkennung der Erlösungsthatsachen und bezeichnet als Grund der Verwerfung dieser Thatsachen eine mit Geringschätzung des Leiblichen und Aeusserlichen verbundene Selbstüberhebung (Confess. VII, 9; civ. X, 27—29), vermöge deren sie die in Knechts-

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Charakterisierung der philosophischen Forschung Augustins den Schriften der ersten Periode seines Philosophierens zu, in welchen sich der Kirchenlehrer mehr unter der Einwirkung der Plotinischen Spekulation befindet, und thun wir einen Blick in ein Gebiet seiner Forschung, welches in hohem Grade geeignet sein dürfte, die Bedeutung des augustinischen Philosophierens zur Anschauung zu bringen. Es ist das Gebiet der psychologischen Forschung. Während sich der Kirchenlehrer in der zweiten, dogmatischen, Periode seines schriftstellerischen Wirkens besonders mit anthropologischen und theologischen Fragen beschäftigt, sehen wir ihn in der ersten, rein philosophischen Periode fast ausschliesslich psychologischen Problemen zugewandt. Am meisten interessieren uns hier

Augustins Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele.

Unsres Wissens sind die Grundgedanken des Kirchenlehrers über diesen Gegenstand noch nicht in befriedigender Weise begrifflich erörtert und im Zusammenhang dargelegt. Unter den oben genannten Grundrissen der Geschichte der

gestalt und Niedrigkeit der Welt erschienene Herrlichkeit des persönlichen Gotteswortes verachteten. Die Schatten- und Kehrseite dieser hochmütigen Verkennung der geschichtlich geoffenbarten Gotteswahrheit ist ihm dann aber die unsittliche Selbsterniedrigung im polytheistischen Götzendienst, welchen selbst die edelsten Philosophen trotz ihrer besseren Erkenntnis gehuldigt hätten (Confess. VII, 9; civ. VIII, 12; X, 4). Ausserdem tadelt er in Anbetracht ihrer Lehre, dass sie von den drei Grundprinzipien die Seele dem Intellekt nachgestellt (civ. X, 23), sowie auch, dass sie eine Seelenwanderung durch Tier- und Pflanzenkörper angenommen haben, während nach dem Evangelium einfach jede einzelne Menschenseele in ihren eigenen Leib zurückkehre (civ. X, 30). — Dies die spätere kritische Stellung Augustins zu Plotin und zum Neuplatonismus. Gleichwohl bleibt seine Spekulation in den metaphysischen Grundlagen und besonders in den theologischen Grundbegriffen durch Plotin bestimmt. Ein durchgreifender Unterschied zwischen beiden wird durch die Stellung des Leiblichen bezeichnet, welchem von Augustin auf Grund der geschehenen Auferstehung Christi und im Hinblick auf die zukünftige Auferstehung der Gläubigen und deren Bekleidung mit einem neuen, verklärten Leibe eine bleibende, nicht bloss temporäre Bedeutung beigelegt wird.

Philosophie, die sich mit mehr aphoristischen Andeutungen begnügen, gehen Überweg und Windelband auch nach dieser Seite noch am meisten auf die Gedanken Augustins ein, ohne jedoch die durch den Zweck ihrer Schriften gesteckten Grenzen zu überschreiten. Ritter giebt nur in markigen Strichen die Grundlinien von Augustins theologischem System, doch in einer mehr anregenden, als belehrenden Weise; auf die Entwicklung der psychologischen Gedanken des Kirchenlehrers lässt er sich nicht ein. Bindemann (Der h. Augustinus. 1844—69. 3 Bde.) beschränkt sich auf eine Inhaltsangabe der ersten philosophischen Schriften, ohne eine eingehendere Erörterung der Grundbegriffe zu versuchen. Auch Eucken und Harnack gehen auf den vorliegenden Gegenstand nicht näher ein, sie sind durch den allgemeinen Charakter ihrer Werke genötigt, sich mit Andeutungen zu begnügen. Am meisten befriedigt in dieser Beziehung noch die fleissige Arbeit des katholischen Theologen Gangauf, metaphysische Psychologie des h. Augustinus, 1. u. 2. Abth. Augsburg 1852. Doch entbehrt sie, da der Verfasser, von den Voraussetzungen der Günther'schen Philosophie beherrscht, das historische Moment zu wenig berücksichtigt und neben sachgemässer Darlegung der Lehre des Kirchenvaters noch anderweitige praktische Zwecke verfolgt, der nötigen Objektivität. Wir sehen uns daher genötigt, in der Behandlung unsres Gegenstandes eigene Wege zu gehen.

Das bei der rechten Behandlung des in Rede stehenden Gegenstandes einzuschlagende Verfahren kann unsres Erachtens nur das historische sein. Für die historische Behandlung aber hat Augustin selbst in einem, seiner späteren Lebenszeit angehörenden, über Wesen und Ursprung der menschlichen Seele sich auslassenden Schreiben an den Kirchenlehrer Hieronymus (epist. 28 ad Hieron.) die Gesichtspunkte angegeben, nach denen die Lehre vom Wesen der menschlichen Seele darzustellen ist. Er hebt dort die Schwierigkeit der Untersuchung über die Seele hervor (vergl. de gen. ad litt. VI, 28) und dringt in besonnener Weise auf Unterscheidung des Gewissen, wissenschaftlich Feststehenden von dem Ungewissen, durch wissenschaftliche oder der h. Schrift entnommene Gründe nicht zu Erhärtenden. Bei dem Gewissen unterscheidet er wieder das schon durch bloss mensch-

liche Vernunftgründe Erweisbare von dem, was nur auf Grund der göttlichen Offenbarung festgestellt werden kann. In Anbetracht der ersteren, uns hier zunächst nur interessierenden Art der Gewissheit gilt ihm ein Dreifaches als wissenschaftlich begründete Überzeugung:

1) dass die Seele relativ unsterblich,
2) dass sie unkörperlich,
3) dass sie kein Teil der göttlichen Substanz, sondern dass sie von Gott geschaffen ist als eine eigene, vom Göttlichen wie vom Körperlichen real unterschiedene, in gewisser Weise unvergängliche Substanz.

Die folgende Auseinandersetzung beschränkt sich auf eine einfach objektive Darlegung der beiden erstgenannten, von Augustin bezeichneten Punkte, welche die psychologische Forschung des Kirchenlehrers zunächst ins Auge gefasst hat, nämlich der Lehre von der Unsterblichkeit und Unkörperlichkeit oder Immaterialität der menschlichen Seele, indem sie dem geschichtlichen Gange des augustinischen Philosophierens an der Hand der ersten Schriften nachgeht, und zur Erläuterung die einschlägigen Stellen aus den späteren Schriften unter Benutzung der von Augustin in den Retractationen angegebenen Selbstrezension seiner Werke herbeizieht, um auf diese Weise an einem kleinen Teile in ein noch weniger bekanntes Gebiet der Gedankenwelt des genialen Kirchenlehrers einzuführen und zu einer eingehenderen Beschäftigung auch mit den philosophischen Schriften desselben einzuladen.

Für unsern Zweck kommen unter den von Augustin als Katechumen vor seiner Taufe verfassten Schriften besonders in Betracht: Soliloquia und de immortalitate animae, vergl. Retractationes I, 4. 5; von den nach seiner Taufe verfassten Schriften der ersten, mehr spezifisch philosophisch gerichteten Periode: de quantitate animae, de libero arbitrio, de musica lib. VII und de magistro, vergl. Retract. I, 8. 9. 11. 12; unter den von ihm als Presbyter abgefassten Schriften der zweiten, mehr praktisch gerichteten, durch die Aussprüche der h. Schrift und durch die Kirchentradition normierten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit gelegentlich de genesi ad litteram lib. VI. VII, vergl. Retract. I, 24; endlich unter den von Augustin als Bischof von Hippo geschriebenen de

origine animae ad Hieronymum epist. 28 und de anima et ejus origine, vergl. Retract. II, 45. 56. Eine scheinbar hierher gehörige Schrift, de spiritu et anima, erweist sich durch fremdartigen, wiewohl gewandten Stil und einzelne pantheistisch geartete Aussprüche als unecht. Von anderen echten Schriften Augustins aus späterer Zeit ziehen wir beiläufig heran Confessiones, de trinitate, de civitate Dei, vergl. Retract. II, 6. 15. 43.

Wir beginnen mit der Darlegung der

I. Lehre Augustins von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

Die Frage um die Unsterblichkeit der Seele bildet bei Augustin, wie bei vielen Denkern der alten und der neuen Zeit, den geschichtlichen Ausgangspunkt der eingehenderen psychologischen Forschung. Die Erörterung dieses Punktes giebt, obwohl streng genommen nicht zur Lehre vom Wesen der menschlichen Seele gehörig, doch nicht unbedeutende Beiträge zur Erkenntnis des Wesens der Seele, da sie ja auch in der That einen klaren Begriff von letzterer voraussetzt. Der in Rede stehende Gegenstand wird von Augustin in einer besonderen Schrift behandelt, der fünften seiner uns erhaltenen philosophischen Schriften, de immortalitate animae, einer Schrift aphoristisch und konzis im Stil, springend und gedankenreich, wie es scheint, im Fluge philosophischer Begeisterung abgefasst — von der Augustin gegen das Ende seines Lebens (Retract. I, 5) bekennt, dass sie ihm selbst unverständlich sei. Sie steht wie keine andere des Kirchenlehrers unter der unmittelbaren Einwirkung der neuplatonischen Philosophie und ist, von dieser Seite betrachtet, vielleicht die interessanteste. Wir geben im folgenden eine selbständige Reproduktion dieser durchaus eigenartigen Schrift und versuchen es, Fortschritt und Zusammenhang der in ihr niedergelegten Gedanken aufzuweisen. Da es uns aber hier darauf ankommt, die Gedanken des Kirchenlehrers historisch-genetisch zu entwickeln und uns daran gelegen sein muss, zu erfahren, wie sich die Frage nach der Unsterblichkeit allmählich seinem Geiste mit grösserer Deutlichkeit und Bestimmtheit aufgedrängt hat, so werfen wir vorher

einen kurzen Rückblick auf den Inhalt der ersten vier von ihm verfassten Schriften.

Die Frage nach der Unsterblichkeit erscheint zuerst angedeutet gegen das Ende der dritten unter seinen Erstlingsschriften. Nachdem er in der ersten, „gegen die Akademiker“ gerichteten Schrift sich den festen Grund für seine Spekulation wieder erobert hat und gegenüber der im Begriff als haltlos und in den praktischen Konsequenzen als gefährlich nachgewiesenen Wahrscheinlichkeitstheorie der „Akademiker“ die Wirklichkeit einer objektiven Wahrheit, die objektive und die subjektive Bedingung für die Möglichkeit ihrer Erkenntnis und die sittliche Notwendigkeit ihrer Anerkennung aufgezeigt hat, nachdem er sodann in der zweiten Schrift, „vom seligen Leben“, das höchste Moralprinzip festgestellt hat[28]), fasst er nun in dem dritten tiefsinnig und grossartig angelegten Dialog „von der Ordnung“, auf dem Wege der Selbsterkenntnis zur Gottes- und Welterkenntnis fortschreitend, das Universum unter den Begriff der Ordnung, d. h. der höchsten, alle Gegensätze, die des Weisen und des Thörichten, des Hässlichen und des Schönen, wie die des Bösen und des Guten umfassenden Einheit und Harmonie oder der verwirklichten Idee der göttlichen Gerechtigkeit, zu deren Erkenntnis oder Anschauung der den ganzen Umkreis der menschlichen Wissenschaften durchlaufende Weise, der wahrhaft Gelehrte, auf dem Wege der Abkehr vom Sinnlichen und der Einkehr in sich selbst, unter Gebet und vernünftiger Betrachtung sich emporringt, und bezeichnet zuerst bestimmt als die eigentlichen Gegenstände der philosophischen Forschung die Seele und Gott[29]),

---

[28]) Augustin weist hier auf Grund seiner eignen Erfahrung nach, dass nicht das rastlose, aber nie zum Ziel kommende Suchen nach Wahrheit, sondern allein der Besitz der Wahrheit dem Menschen wahre innere Befriedigung giebt, ein Gedanke, den er später in seinen „Konfessionen“ näher ausführt. Vergl. die bekannten Aussprüche: Tu (Deus) fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te (Conf. I, 1) und: Una ibi virtus erit, et id ipsum erit virtus praemiumque virtutis, quod dicit in sanctis eloquiis homo qui hoc amat: Mihi autem adhaerere deo bonum est (Aug. ep. 155 c. 12. 13). Allein durch die Gemeinschaft mit Gott gelangt der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit und zugleich in den Besitz des Lebens, d. h. des Friedens der Seele.

[29]) de ord. II, 18. Das Forschen nach der Seele ist angenehmer,

das Streben nach Selbst- und Gotteserkenntnis als die beiden hauptsächlichsten Aufgaben des Philosophen, während die Rücksicht auf den Körper von der philosophischen Erkenntnis schlechthin auszuschliessen sei [30]). Der Gedanke der in der göttlichen Weltordnung verwirklichten, vom Weisen geschauten höchsten Einheit führt ihn am Schluss dieser Schrift auf Wesen und Unsterblichkeit des schauenden Subjekts. „Alles strebt in der Welt nach Einheit, Freude ist empfundene Einheit, Schmerz empfundener Zwiespalt. Der aus mehreren Stoffen ein Ganzes, z. B. ein Haus, bildende Mensch bewirkt die Einheit, ist mithin besser als diese aus Stoffen gebildete Einheit. Er ist aber auch besser als die Vögel. Denn als Vernunftwesen erkennt er geistige Grössen, wie die Zahlen, und unterscheidet sich selbst durch die Vernunft von seinem Werke. Diese Vernunft ist unsterblich; so gewiss, als der Satz, dass zwei mal zwei gleich vier ist, ewige Wahrheit enthält, und Vernunft für die Existenz der veränderlichen Welt notwendig, wie für die Erkenntnis ihrer Gesetze massgebend ist, so gewiss ist der Geist, der jene Wahrheit erkennt, nämlich die Vernunft, unsterblich."

Von den hier angedeuteten Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele beginnt Augustin den vom Verhältnis des menschlichen Geistes zur Wissenschaft und zur Wahrheit hergenommenen in der vierten Schrift, in den „Selbstgesprächen", auszuführen. Die Wahrheit im Unterschiede von dem vergänglichen Wahren, das an jener nur teil hat und durch dieselbe erst ihr Sein empfängt, ist unvergänglich. Denn gesetzt auch, sie könnte untergehen, so

---

bringt uns Selbsterkenntnis, macht uns des ewigen Lebens würdig und ist für den Lernenden bestimmt; das Forschen nach Gott verschafft uns die Erkenntnis unsres Ursprungs, ist erhabener, macht uns des ewigen Lebens teilhaftig, d. h. selig, und ist für den „Gelehrten" bestimmt.

[30]) de ord. II, 2. „Nicht die Augen sehen, nicht die Ohren hören im Weisen, sondern ein drittes zwischen Geist und Körper, die Seele. Diese samt ihrem Gedächtnis aber ist dem Weisen, der bei Gott alles in Gegenwart zugleich schauend des Gedächtnisses, als des Organs für die Erkenntnis des Vergangenen und des Zukünftigen, nicht bedarf, blind als Diener unterworfen und gehorcht ihm unverzüglich, sobald er auf die Welt durch Handeln sittlich einwirken will, sei es durch Wohlthätigkeit oder durch Mitteilung seiner Lehre an andere."

wäre die Thatsache des Untergehens wahr. Da aber nichts wahr sein kann als durch Anteil an der Wahrheit, so müsste es doch eine Wahrheit geben. Diese Wahrheit, fährt er fort, hat ein Sein, eine Stätte im menschlichen Geiste. Denn die Wissenschaften der Geometrie und die Dialektik sind selbst Bestandteile der Wahrheit. Sind aber schon sie in der unveränderlichen Wahrheit gegründet, so noch viel mehr unsere Intelligenz, welche jene Wissenschaften schauend besitzt, und die Unsterblichkeit der Seele ist ausser Zweifel gesetzt, wenn anders feststeht, dass die Wissenschaft unzertrennlich mit dem Subjekte verknüpft ist. Den gegen die letztere Voraussetzung erhobenen Einwand, dass die Wissenschaft von einem Subjekte zum andern übergehen könne, und während jene bliebe, das Subjekt vernichtet würde, weist er ab durch die Berufung auf die Thatsache der unmittelbaren Gewissheit unseres Geistes von der unzertrennlichen Verbindung mit der in uns sich als unvergänglich bezeugenden Wahrheit [80]). Einen andern Einwand, den nämlich, dass sich die Wissenschaft ja nur in sehr wenigen Menschen und in diesen auch nicht einmal zu allen Zeiten finde, so dass also nur wenige und diese auch nur zu Zeiten von der Gewissheit ihrer Unsterblichkeit überzeugt sein dürften, berücksichtigt er hier nicht. Ausführlicher dagegen widerlegt er beide in der folgenden, sich unmittelbar an die Selbstgespräche anschliessenden fünften Schrift, „von der Unsterblichkeit der Seele“, in welcher er in Bezug auf diesen Gegenstand zu begrifflicher Gesamtanschauung zusammenfasst, was ihm bis dahin als vereinzeltes Moment in der Form mehr dunkler Vorstellung vorgeschwebt hatte.

Zum besseren Verständnis dieser schwierigen, aber gedankenreichen Schrift schicken wir folgende Bemerkungen voraus über die Grundbegriffe aus der Erkenntnislehre des Kirchenvaters. Während er hier die Begriffe Vernunft, Denken, Wissenschaft und Wahrheit bestimmter unterscheidet, tritt uns ein gewisses Schwanken entgegen in der Bezeichnung der Be-

---

[80]) Solit. II, 19: „Die Wahrheit kann nicht untergehen, sie ist es, die ruft: ich bin unsterblich, wende dich ab vom Schatten in dich, es giebt keinen Untergang für dich als den, dass du vergessen kannst, du könntest nicht untergehen!“

griffe Geist und Seele, so wie in Betreff des Verhältnisses von Geist und Vernunft. Das denkende Subjekt ist der Geist des Menschen (animus oder mens; anima übersetzen wir zum Unterschiede davon durch „Seele"). Vernunft (ratio), das zur Herrschaft über das niedere Element unsrer Natur bestimmte höhere, von Augustin definiert als Geistesauge oder Geistesblick, adspectus animi (de ord. II, 11; de immat. an. 6) oder mentis (de quant. an. 27), ist das den Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit befähigende Organ des Geistes, durch dessen Gebrauch er auf dem dialektischen Wege der Begriffsscheidung und -Verknüpfung (de ord. II, 11) mittelst der Bewegung des vom Sichern zum noch nicht Erkannten fortschreitenden Denkens (ratiocinatio) zur scientia, zum festen, allseitig begründeten und bestimmten Wissen (de quant. an. 26), dem sichern Besitze der Wahrheit und im Fixieren derselben zum Genusse der visio, des Schauens der Wahrheit (de quant. an. 27. 33), gelangt. Das zum Sehen erforderliche Organ, die ratio, besitzt jeder Geist, dagegen die rechte, zum Suchen erforderliche Thätigkeit desselben, die ratiocinatio, findet sich nur in dem gesunden, sittlich gereinigten Geiste des Weisen. Das Schauen bezeichnet das höhere Ziel, welches der Geist mittelst des Vernunftblickes erstrebt (de quant. an. 27). In der scientia besitzt er die Erkenntnis eines Teiles der verae rationes, d. h. der höchsten Real- und Erkenntnisprinzipien, der Wissenschaft (disciplina), so wie weiter des künstlerisch abgerundeten Systems der Wissenschaften (ars, de immort. an. 4. 6). Die Wahrheit endlich (veritas) ist der vollkommene Inbegriff aller rationes, d. h. der göttlichen, allen Dingen Sein und Bestand verleihenden Ideen, und gründet ewig und unveränderlich im göttlichen Verstande (mens, intellectus; 83 quaest. 46; de gen. ad litt. IV, 6. 24. 29; V, 13; conf. I, 6); während die Wissenschaft, ihr unvollkommener Reflex im menschlichen Geiste, auf dem Wege der verständigen Vermittlung mit Hülfe des begrifflichen Denkens gefunden werden muss, wird sie, die Wahrheit, unmittelbar, und zwar ewig und ursprünglich von Gott, abgeleitet auch von dem wahrhaft Weisen geschaut [31]).

---

[31]) Vergl. zu diesen Grundbegriffen aus der Erkenntnistheorie Augu-

Nach diesen Vorbemerkungen schreiten wir zur Feststellung des Grundgedankens der Schrift [32]) und bestimmen denselben folgendermassen: Der menschliche Geist, wesentlich selbst Vernunft oder doch innig und unzertrennlich mit ihr verknüpft, wird teils schon gegenwärtig vermöge seiner vom Körper unabhängigen, auf die Erkenntnis der Wissenschaft gerichteten Denkthätigkeit durch die Veränderung und Bewegung des mit ihm verbundenen Körpers nicht alteriert, sondern beharrt ihm gegenüber in wesentlich unveränderlicher Selbständigkeit; teils besitzt er für die Zukunft in der unauflöslichen Verbindung mit der von seiner Vernunft geschauten ewigen Wahrheit, welche ihm ihr eigenes unveränderliches Sein mitteilt, die feste, reale Bürgschaft dafür, dass er nicht nur durch keine feindliche Macht von der allgemeinen Form des Seins und der des Lebens, sondern auch nicht etwa auf dem Wege einer Verwandlung des höheren Seins in ein niederes Sein von der ihm besonders eignenden Lebensform getrennt werden kann.

Versuchen wir es nun, eine selbständige Reproduktion der Gedankenentwicklung dieser originellen Schrift zu geben, so treten uns sogleich zwei verschiedene Gruppen von Beweisen entgegen. Die erste Reihe von Beweisen gründet die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes auf seine Verbindung mit der unveränderlichen Wissenschaft, eine zweite Reihe auf seine Gemeinschaft mit der ewigen Wahrheit.

A. Die erste Reihe wird durch vier Glieder gebildet. Der erste Beweis gründet sich besonders auf die Thätigkeit oder den Prozess des Denkens, der zweite auf das Denkorgan, die Vernunft, der dritte auf die gegenüber dem Körper wesentlich unveränderliche Beschaffenheit des Geistes als des denkenden Subjekts, der vierte auf die wesentliche Verbindung des denkenden Subjekts mit seinem Objekte, der Wissenschaft. Wir schreiten nunmehr zur ausführlicheren Darlegung der Beweise des ersten Teils.

---

stins die Dialektik Plotins nach der Ausgabe von F. Creuzer und G. H. Moser: Plotini Enneades I, lib. III, Cap. 4—6.

[32]) Vergl. zu der ganzen Schrift: Plotini Enn. III, lib. VI, 1—5; IV, lib. VII.

1. Ist irgendwo eine Wissenschaft, so ist sie nur in einem lebendigen Träger, in dem sie ist; ist sie immer, so muss auch ihr lebendiger Träger immer sein. Zunächst: Die Wissenschaft ist, das steht fest, und das, in welchem sie ist, ihr Träger, ist der menschliche Geist; denn nur er denkt und lernt. Als lernend und denkend aber muss er leben; der menschliche Geist ist mithin der lebendige Träger der Wissenschaft. Ferner: Die Wissenschaft ist immer, denn sie ist unveränderlich. Dass nämlich der Durchmesser eines Kreises grösser ist als die Sehne, dass zwei mal zwei gleich vier ist, überhaupt dass die Sätze der Mathematik, eines Teiles eben der Wissenschaft, ewig unveränderliche Wahrheit enthalten, wird Niemand bezweifeln wollen. Was aber unveränderlich ist, muss notwendig immer sein. Desgleichen muss das, in welchem es ist, der Träger, immer sein; denn nichts, was immer ist, duldet die Entziehung dessen, was die notwendige Grundlage seiner immerwährenden Existenz bildet. Steht es nun fest, dass in der wissenschaftlichen Denkthätigkeit unser Geist es ist, der da thätig ist, nicht unser Körper, ja dass er behufs dieser Thätigkeit des körperlichen Beistandes nicht bedarf, und zwar so wenig, dass er vielmehr, je unabhängiger vom Körper, sie desto besser vollzieht; steht es ausserdem fest, dass die Wissenschaft seiner, als des denkenden Subjekts, zu ihrer Existenz ebensowohl bedarf, als er in seinem Denken ihrer festen Erkenntnisprinzipien, so folgt mit Notwendigkeit auch die immerwährende Dauer unsres Geistes als des notwendigen Trägers der unveränderlichen und unvergänglichen Wissenschaft [33]).

2. Wie die Wissenschaft aber das Objekt des Denkens, so ist auch das begreifende Denkorgan, die Vernunft, unveränderlich. Es fragt sich nun, in welchem Verhältnis der Geist zur Vernunft steht. Augustin giebt hier keine ganz bestimmte Antwort. Entweder, sagt er, ist der Geist selbst die Vernunft, oder er ist doch unzertrennlich mit ihr verknüpft. In beiden Fällen ist er unsterblich. Jedenfalls ist er weder Körper, noch Harmonie eines Körpers. Denn als denkend ist er unabhängig vom Körper und verändert sich nicht mit ihm,

---

[33]) Vergl. zu diesem Argumente Augustins: Plato, Meno p. 80 ff.

während dagegen die Harmonie nur in Abhängigkeit von der Substanz zu denken ist, an der sie sich als Qualität befindet, und schlechthin durch deren Veränderungen bedingt ist[34]).

3. Doch nicht bloss als von dem Körper schlechthin unabhängiges, als denkendes, sondern auch als auf denselben einwirkendes, den Körper bewegendes Prinzip ist der Geist, das Subjekt des Denkens, wesentlich unveränderlich. Es folgt das nach Augustin:

a. Aus dem Begriff des Geistes; dieser ist als lebendige Substanz, während er bewegt, selbst unbeweglich[35]).

b. Aus sittlichen Zuständen. Es giebt eine Tugend der Beständigkeit; diese aber ist wesentlich Unveränderlichkeit in der vom Geiste ausgehenden, nicht ohne Bewegung bewirkten Handlung.

c. Aus den sittlichen Willensakten. In jedem Akte des Handelns behauptet sich der Geist gegenüber der Reihe von Veränderungen, welche er durch seine Einwirkung in seinem eignen oder in einem andern Körper verursacht, als unveränderlich, indem er in einem Akte, wie mit der Intention, der Aufmerksamkeit, das Gegenwärtige, so zugleich mit dem Gedächtnisse die in der Vergangenheit bereits vollzogenen, wie die für die Zukunft noch zu vollziehenden Wirkungen in der Erwartung festhält.

Angenommen aber auch — so schreitet Augustin von der direkten zur indirekten Beweisführung fort, — der Geist könnte sich verändern, so würde das doch keine Vernichtung in sich schliessen. Denn schon der Stoff des Körpers wird vom Künstler verändert, ohne dadurch vernichtet zu werden. Vollends beim Geiste müsste in dieser Veränderung doch das Leben bleiben. Denn er hat in sich ein Festhalten, Aufmerken, Erwarten — was nicht ohne Leben der Fall sein kann. Überhaupt aber erleidet der Geist keine substanzielle Veränderung. Es giebt nämlich eine substanzielle, wesentliche, und eine accidentelle, zufällige Veränderung. Die letztere bewirkt nur einen Wechsel der Zustände oder Qualitäten, die erstere dagegen die Vernichtung oder Auflösung der

---

[34]) Vergl. Plato, Phaedon p. 86 fl.
[35]) Vergl. Plato, Phaedrus p. 245.

Substanz. **Eine accidentelle Veränderung an Naturgegenständen ist z. B. der Farbenwechsel, eine substanzielle die Auflösung des Wachses; zufällige am menschlichen Körper sind die durch Alter, Schmerz und Krankheit bewirkten, am Geiste die durch Lernen, durch die Freude hervorgerufenen. Eine substanzielle Veränderung des Geistes ist nicht möglich, da dieselbe eine Auflösung oder Vernichtung seiner Substanz in sich schliessen würde. Seine Substanz, d. h. dasjenige, wodurch er eigentlich ist, was er ist, ist eben die Vernunft, welche ihrem Wesen nach als unzerstörbar zu erachten ist [36]).**

---

[36]) Hier scheint eine petitio principii vorzuliegen. Augustin setzt als Axiom, als von vorn herein gegebene, als unbezweifelbar festzuhaltende Wahrheit voraus, was er hätte beweisen sollen — ein stillschweigendes Zugeständnis, dass sich, wie später Kant in seinen Kritiken ausgeführt hat, die individuelle Unsterblichkeit der menschlichen Seele, ebenso wenig wie das Dasein eines persönlichen Gottes ausschliesslich auf dem Wege der theoretischen Vernunft mit rein wissenschaftlichen Mitteln erweisen, sondern lediglich auf dem Wege der praktischen Vernunft als Postulat, d. h. als Forderung des sittlichen, richtiger des religiösen Bewusstseins, als unumgänglich nötige Bedingung und Voraussetzung für die Möglichkeit der Erfüllung der sittlichen und religiösen Aufgabe verständlich machen lässt. Alle rein theoretischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, wie für das Dasein Gottes und, setzen wir hinzu, für die Freiheit des Willens führen daher notwendig zur Einsicht in die der theoretischen Vernunft des Menschen gesetzten Schranken. Da aber zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft kein ausschliessender Gegensatz bestehen kann und der menschliche Geist als eine Einheit gedacht werden muss, so wird man sich bequemen müssen, jene drei Wahrheiten nicht bloss als Postulate der praktischen Vernunft, sondern zugleich als Axiome der theoretischen Vernunft, d. h. als metaphysische Glaubenssätze anzuerkennen; oder man wird, wofern man der „Metaphysik" als solcher keine wissenschaftliche Geltung zuschreibt, einfach erklären, dass jene grossen Probleme überhaupt nicht vor des Forum der reinen Vernunftwissenschaft gehören, sondern nur vom Standpunkte des Glaubens aus in befriedigender Weise gelöst werden können, mithin vor das Forum der Glaubenswissenschaft, d. h. nicht der Philosophie, sondern der Theologie gehören. Nach den Grundsätzen einer gesunden Glaubenswissenschaft aber, welche die geschichtliche Offenbarung Gottes und den ganzen darauf beruhenden religiös-sittlichen Lebensprozess der Menschheit als unleugbare Thatsache voraussetzt, kann die einzelne Menschenseele als zum ewigen Leben bestimmt, nicht anders als unsterblich, d. h. nach dem Tode mit Bewusst-

4. Die Unsterblichkeit folgt weiter aus der unzertrennlichen Verbindung des Geistes mit dem unveränderlichen Gegenstande seiner denkenden Vernunft, der Wissenschaft. Das System der Wissenschaft (ars) gründet in der Vernunft, mit der sie wesentlich eins ist, wie beide in der Person ihres Meisters, des Gelehrten (artifex), der sie seinerseits nur im Geiste tragen kann. Der Beweis wird indirekt geführt. Gesetzt, die Wissenschaft wäre nicht unzertrennlich mit dem Geiste verknüpft, so könnten vier Fälle stattfinden. Entweder sie wäre nirgends, weder in, noch ausser dem Geiste; oder sie wäre irgendwo, aber ausser dem Geiste; oder sie wäre im Geiste, aber in stetem Übergange von dem einen zum andern begriffen; oder endlich sie wäre im Geiste, aber nicht immer, sondern nur zu Zeiten.

a. Nirgends kann sie nicht sein. Denn sie ist und ist noch dazu unveränderlich. Was aber ist, kann nicht nirgends, was unveränderlich, kann nicht irgend einmal nicht sein.

b. Irgendwo ausser dem Geiste kann sie auch nicht sein; denn die Wissenschaft ist nie ohne Leben, dieses aber samt der Vernunft ist nur in der lebendigen Seele, der „anima".

c. Auf der Wanderschaft von einem Geiste zum andern kann sich die Wissenschaft ebenfalls nicht befinden, weil dann der eine nur durch den Tod des andern gelehrt werden könnte, während doch das Subjekt durch Mitteilung seines Wissens an andere keinen Abbruch erleidet.

d. Ein nur zeitweiliges Sein der Wissenschaft im Geiste ist endlich auch nicht anzunehmen. Allerdings ist im Bewusstsein des Menschen Gegenstand der gegenwärtigen Denkthätigkeit jedesmal nur eine einzelne Wissenschaft. Indes es ist gleichwohl Musik im Geiste, sobald er Geometrie treibt. Das Nichtbewusstsein schliesst nicht aus das Dasein [37]). Freilich kann der Geist vergessen, den Besitz der

---

sein fortdauernd gedacht werden. Die Unsterblichkeit der Seele gehört mithin zum Begriff, zum Wesen des Menschen. Dies ist der Standpunkt, auf den, wenn auch unbewusst, Augustin sich stellt, und darauf stützt sich die uns sonst unbegreifliche Zuversicht seiner Aussagen über diesen Gegenstand.

[37]) Ein bedeutsamer Geistesblitz des genialen Kirchenlehrers: Der Geist geht nicht auf im Bewusstsein, nur ein Teil, vielleicht

Wissenschaft verlieren, oder unwissend sein, d. h. gar nicht in ihren Besitz gelangen. Dann ist die Wissenschaft dem Geiste fern. Indes doch nur scheinbar; nur wir mit unserm Bewusstsein sind ihr fern, nicht sie uns, sondern sie ist uns vielmehr stets gegenwärtig. Sobald wir ernstlich in uns gehen, finden wir sie in uns vor. Tief im Grunde des menschlichen Geistes verborgen, ruhen die ewigen, wahrhaft seienden Real- und Erkenntnisprinzipien (verae rationes), sie sind im Geiste, auch wenn er sie, unwissend, noch nicht sucht oder sie, vergessend, scheinbar verliert. Das führt den Kirchenlehrer auf den zweiten Teil seiner Beweisführung.

B. Wie mit der die Wissenschaft erkennenden Vernunft, so ist der menschliche Geist auch mit der von der Vernunft zu schauenden Wahrheit unauflöslich verbunden. Die Wahrheit als das höchste Sein und die Fülle aller Realitäten teilt der mit ihr verbundenen Substanz ihr Sein mit. Die Verbindung aber des Geistes mit der Wahrheit ist eine unzertrennliche. Denn es giebt keine Macht, welche diese Verbindung aufzuheben vermöchte. Es vermag das weder eine körperliche Macht, denn sie steht dem Geiste nach; noch wird die allgemeine Vernunft, als die höhere Geistesmacht, es wollen, denn sie hat sich neidlos an den einzelnen Geist mitgeteilt; noch endlich wird der einzelne Geist selbst das Band seines Lebens lösen wollen. Überhaupt aber ist der Begriff der Trennung nur auf räumliche, nicht auf geistige Verhältnisse anzuwenden. Aus der unauflöslichen Verbindung des Geistes mit der unveränderlichen Vernunft und der durch sie geschauten Wahrheit als der höchsten, an das schauende Subjekt sich mitteilenden Seins- und Lebensform folgt nun weiter, dass der Geist in Zukunft weder von der allgemeinen Form des Seins oder der Existenz, noch von der besonderen Seins-

---

nur ein geringer Teil von dem, was wirklich in unserm Geiste ist, tritt in unser Bewusstsein, wird auf dem Wege des Denkens unser bewusstes Eigentum und wird als solches mit begrifflicher Klarheit erfasst. Die Wahrheit dieses, bereits von Augustin angedeuteten Gedankens — wohl geeignet, den Uebergriffen eines seine Grenzen verkennenden empirischen oder spekulativen Rationalismus entgegenzutreten — ist neuerdings im Zusammenhange begründet und ins Licht gestellt von Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewussten.

form des Lebens, noch endlich von der ihm eigentümlichen besonderen Lebensform, dem vernünftigen Bewusstsein, getrennt werden kann. Dies legt der Kirchenlehrer nun im folgenden eingehender dar.

1. Zunächst könnte die Möglichkeit einer Trennung des Geistes vom Sein oder von der Existenz behauptet werden mit Rücksicht auf die im Geiste sich findende Thorheit, welche, als Abwendung von der Wahrheit und als Streben zum Nichtsein, im Gegensatz zu der durch die Hinwendung zur Wahrheit und in den Besitz der Seinsfülle gelangenden Weisheit einen Verlust am Sein in sich schliessend, endlichen Untergang und gänzliche Vernichtung des Geistes bewirken könnte [38]. Indes einem völligen Untergang ist nicht einmal der Körper unterworfen. Wird nämlich das Sein des Körpers zwiefach, nach Masse und nach Form, bestimmt, so unterliegt weder die Masse noch die Form desselben einer gänzlichen Vernichtung. Jene nicht, wegen der unendlichen Teilbarkeit, welcher sie fähig ist; diese, die Form der Schönheit und Lebendigkeit, nicht; denn da sie dem nicht durch sich selbst entstandenen, sondern durch eine unkörperliche Macht geschaffenen Einzel- wie Weltkörper durch den Schöpfer mitgeteilt, den Bestand des Universums bedingt, und der Schöpfer billiger Weise das von ihm geschaffene Werk nicht verlassen, sondern es erhalten wird, so ist sie unzerstörbar, und mithin jede scheinbare Zerstörung der Form nur Übergang zu neuer Gestaltung. Ist nun schon das Sein des Körpers weder nach Stoff noch nach Form der Vernichtung unterworfen, so noch viel weniger der Geist, der, während der Körper nur durch ein Anderes ist und bedürftig sich nach einem Andern bewegt, durch sich selbst ist und besteht, sich selbst nicht verlässt, vielmehr in Besitz der eignen Lebensfülle beharrt.

2. Mit dem letztgenannten Momente ist dann schon die Unmöglichkeit der Trennung des Geistes von der besonderen Daseinsform des Lebens gesetzt. Die Annahme, dass der Geist sich im Tode des Lebens entäussere, so dass er im Momente des Todes zwar nicht aufhöre zu sein, aber doch le-

[38]) Vergl. Plato, republ. X, p. 609.

bendig zu sein, streitet wider den Begriff des Geistes, der nicht anders als lebendig gedacht werden kann, mit dessen Existenz das Leben notwendig verknüpft ist, der als lebendige Substanz das Leben nicht bloss, wie der belebte Körper hat, sondern auch ist und dem Körper mitteilt [39]). Wiche nun im Tode das Leben vom Geiste, so wäre nicht das Verlassene der Geist, sondern das Entweichende. Dieses Leben aber, das dem Geiste durch die wesentliche Verbindung mit der ewigen, unvergänglichen und an sich seienden Wahrheit zuteil geworden ist, kann durch keine Macht irgendwie vernichtet werden [40]). Auch nicht durch die Thorheit als Gegensatz zu der die Wahrheit besitzenden Weisheit, denn sie ist einerseits keine selbständige Macht, sondern sie äussert sich nur auf dem Grunde des geistigen Lebens, und sie ist andrerseits als Gegensatz zur Wahrheit, dem höchsten Sein, wesentlich Nichts, mithin machtlos. Kann dem Geiste nun nicht einmal der Gegensatz zur Wahrheit das Leben entziehen, so bleibt er notwendig im immerwährenden, unbestrittenen Besitze desselben.

3. Endlich aber ist auch die Behauptung einer Trennung des Geistes von der ihm eigentümlichen besonderen Lebensform [41]) durch den Übergang in eine niedere Substanz

[39]) Hier begegnet uns ein ähnliches Argument wie oben S. 73. Vergl. Anm. 36. Die zu Grunde liegende Voraussetzung ist die des Spiritualismus, der mit Schillers Wallenstein behauptet: Der Geist ist's, der den Körper baut. Er ist platonischen Ursprungs, ihm gegenüber hat der Materialismus eine relative Berechtigung. Beide Betrachtungsweisen sind einseitig und daher unhaltbar. Beide verkennen das thatsächlich gegebene Verhältnis der Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, Leib und Seele. Unzweifelhaft aber lässt sich die spiritualistische Betrachtung vom Standpunkt des religiösen und des sittlichen Idealismus vernünftiger Weise rechtfertigen, während die entgegengesetzte Betrachtung des Materialismus einfach unvernünftig ist, da sie nicht blos den Thatsachen des religiösen und sittlichen Lebens, sondern auch denen des geistigen Lebens überhaupt schlechthin widerspricht.

[40]) Vergl. Plato, Phädon p. 100 — 107.

[41]) Augustin stellt im folgenden ein neues, von Plato und Plotin nicht berührtes Argument auf. Doch giebt er nicht mit wünschenswerter Klarheit an, was er unter dieser „dem Geiste eigentümlichen, besonderen Lebensform" versteht. Aus dem Zusammenhange der Gedanken dürfen wir schliessen, dass er auf die Grundbestimmungen der Persönlichkeit, Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung, hindeutet. Da er indes von der

auf dem Wege der Verleiblichung ungegründet. Dieser Übergang könnte geschehen entweder freiwillig aus eigenem Triebe des Geistes, oder er könnte durch einen äusseren Zwang herbeigeführt werden.

a. Aus dem Willen des Geistes selbst würde er nicht erfolgen können. Denn auch bei dem grössten Hange zur Pflege, Belebung und zum Besitze des Körpers wird der Geist doch stets die Herrschaft über denselben behaupten und, da er sich als demselben übergeordnet weiss, nicht in die niedere Existenzform des Körpers übergehen wollen.

b. Der Zwang ferner könnte entweder durch einen Körper oder durch einen andern Geist ausgeübt werden.

1) Ersteres könnte nur in denjenigen Zuständen geschehen, in welchen der Geist dem Körper gegenüber erfahrungsmässig am wenigsten Widerstandskraft besitzt; also etwa im Schlafe. Allein selbst dann lebt der Geist abgeschlossen von der Aussenwelt in sich, indem er die durch den Körper während des Wachens empfangenen Eindrücke im Traume bewegt, und, unwandelbar bleibend im Wechsel, nimmt er jene Eindrücke in den wachen Zustand hinüber, ohne eine Verringerung an seiner

---

einen Grundbestimmung des persönlichen Wesens, dem freien Willen oder der bewussten Selbstbestimmung, hier überhaupt nicht redet, so könnten wir nur an das andre denken, nämlich an die Vernunft oder das Selbstbewusstsein, und zwar in der Form des individuellen, dem einzelnen Menschen eignenden Bewusstseins, seiner geistigen Eigenart oder Eigentümlichkeit. Und inderthat hat damit der Kirchenlehrer erst den Kern der Frage nach der Unsterblichkeit der menschlichen Seele berührt. Denn es handelt sich hier um den Nachweis der persönlichen Fortdauer des einzelnen Geistes als solchen, nicht um die Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele überhaupt. Erst durch diese bestimmtere Fassung erhält das vorliegende Problem einen Sinn, ist die Frage richtig gestellt. Plato und Plotin beweisen nichts, denn sie beweisen zu viel. Nach ihrer Ansicht wären nicht blos die Menschenseelen als unsterblich zu bezeichnen, sondern auch die Tierseelen, ja Plotin schreibt auch den Pflanzen Seelen zu und muss ihnen, da er, wie Plato, bei der Idee des Lebens stehen bleibt, folgerichtig ebenfalls Unsterblichkeit zuerkenneu. Diese Folge ergiebt sich aus ihrer falschen Fragestellung. Es handelt sich nicht um das Leben überhaupt, sondern um das individuelle persönliche Leben, wie es ausschliesslich dem Menschen im Unterschiede von den Tieren und Pflanzen zukommt,.und dessen selbständige Fortdauer nach dem Tode des einzelnen. Vergl. Anm. 36.

Kraft zu erleiden. — Oder aber der Geist könnte sich dem Körper naturgemäss assimilieren, wie eine kleine Flamme durch den stärkeren Luftzug verzehrt und wie überhaupt eine edlere Substanz leicht von der unedleren verschlungen wird. Allein jene Vorstellung ist nur auf räumliche Grössen, nicht auf den Geist anzuwenden. Dieser steht — nicht örtlich, sondern nach der Ordnung der Natur — den ewigen, unveränderlichen Wahrheitsprinzipien, den „Intelligenzen“ [42]), näher als dem Körper und wird durch dieselben in seinem Wesen weit mehr bestimmt, als durch den Körper, welchem von dem höchsten Wesen erst durch die Vermittlung der Seele [43]) die Seins- und Lebensform mitgeteilt wird. Wenn es nun lediglich die Seele ist, welche den Körper zum Körper macht und sich, indem sie zugleich ganz und in allen Teilen desselben ist, als nicht lokal mit ihm verbunden, sondern als über ihm schlechthin erhaben erweist, so könnte die Seele nur durch die Seele zum Körper werden. Der Körper aber wird nimmermehr dasjenige, durch welches er Leben und Form besitzt, zwingen können, zu seinem Wesen überzugehen.

2) Ein Geist endlich wird den andern Geist nicht zwingen, sein Wesen aufzugeben. Weder der gute noch der böse. Jener wird den andern geistig fördern, dieser ihn in seinem Wesen erhalten wollen, um ihm gebieten zu können.

Dies die Grundgedanken der in vieler Hinsicht merkwürdigen, in der energischen Gedankenentwicklung vielfach an Fichte, in der Art der Begründung der Gedanken an die grossen Denker des Mittelalters und an Hegel erinnernden Schrift des Kirchenlehrers „über die Unsterblichkeit der Seele“. In den Retractationen tadelt er an ihr besonders:

1. Dass er damals den Menschen als ausschliesslichen

[42]) Vergl. über die „Intelligenzen“ (rationes, principales formae quaedam vel rationes rerum) 83 quaest. 46; de gen. ad litt. I. 18; II, 6; IX, 18.

[43]) Der von nun an in der Schrift de imm. an. 15. 16 statt animus gebrauchte Ausdruck anima vivificans deutet auf den erst später von Augustin klar erkannten Unterschied zwischen dem die „Intelligenzen“ erkennenden höheren Denkvermögen (mens, ratio, intelligentia) und dem niederen animalischen, den Körper belebenden Prinzipe.

Träger der Wissenschaft und des vernünftigen Lebens gefasst habe, während doch Gott, der die Wahrheit selbst ist und durch sich selbst lebt, im höchsten Sinne Vernunft und Leben besitze.

2. Dass er der Vernunft oder der Intelligenz Unwandelbarkeit zugeschrieben habe.

3. Dass er den Begriff der Trennung nur auf räumliche Verhältnisse angewandt und mithin die Unmöglichkeit der Trennung des Geistes von der ewigen Vernunft behauptet habe.

Wir sehen, alle drei Ausstellungen richten sich gegen übertriebene, die in der Endlichkeit und Sündhaftigkeit des Menschen begründeten Schranken des menschlichen Geistes und seinem wesentlichen Unterschiede von Gott, dem absoluten Geiste, verkennende Behauptungen, wie sie dem hochgespannten Selbstgefühl des einseitigen Idealismus zu entspringen pflegen und in ihren letzten Konsequenzen leicht in Fichte'schen Anthropotheismus endigen können. Später macht der hochgespannte Idealismus des durch Plotin bestimmten Philosophen einem gesunden, nüchternen Realismus Platz, der doch in keiner Weise die berechtigten idealen Momente der plotinischen Spekulation verleugnet. So bemerkt Augustin besonders hinsichtlich des letzten von ihm beanstandeten Punktes auf Grund der h. Schrift, dass es allerdings nicht bloss in örtlicher, räumlicher, sondern auch in geistiger Beziehung eine Trennung gebe, indem er an die nach Jes. 59, 2 durch die Sünde bewirkte Scheidung des Menschen von Gott erinnert.

So modificiert sich denn in späterer Zeit auch seine Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele, indem er, wie zwischen formaler und realer, metaphysischer und sittlicher Willensfreiheit des Menschen, so auch zwischen formaler und realer Unsterblichkeit [44]) bestimmter unter-

[44]) Unter formaler Unsterblichkeit verstehen wir die rein metaphysische Fortdauer der menschlichen Seele, als einer bewussten, nach dem Tode ohne Rücksicht auf den Zustand, in welchem sie sich befindet; unter realer Unsterblichkeit verstehen wir die Vollendung des persönlichen Daseins der einzelnen Menschenseele durch den vollkommenen Besitz und Genuss des ewigen Lebens in der vollkommenen Gemeinschaft mit Gott. Der Erweis der ersteren Art von Unsterblichkeit ist Sache der philosophierenden Vernunft, während die reale Unsterblichkeit, unabhängig

scheidend, der menschlichen Seele nicht mehr, wie in obengenannter Schrift, absolute, sondern mit Rücksicht auf ihre Veränderlichkeit und die durch die Sünde zur Wirklichkeit erhobene Möglichkeit ihrer Trennung von Gott, dem Quell des wahren Lebens, nur relative Unsterblichkeit zuschreibt, wogegen unsterblich im absoluten Sinne nach I. Tim. 6, 16 allein Gott genannt werden dürfe [45]). Er begnügt sich statt aller philosophischen Argumente mit dem Selbstbeweis des christlichen Glaubens, der das ewige Leben in der durch Christus vermittelten Gemeinschaft mit Gott thatsächlich und erfahrungsmässig besitzt und der Untrennbarkeit von seinem Lebensquell weit über alle Demonstration hinaus schlechthin gewiss ist.

An die Erörterungen über die Unsterblichkeit der Seele schliessen wir nunmehr dem historischen Gange gemäss den zweiten Hauptpunkt der psychologischen Forschung des Kirchenvaters:

II. Die Lehre Augustins über die Immaterialität der menschlichen Seele.

Damit steigen wir aus dem Gebiete der rationalen Psychologie und ihrer abstrakten Höhe in das dem modernen Menschen vertrautere Gebiet der empirischen Psychologie herab. Wir vergegenwärtigen uns zunächst in kurzem Überblick den geschichtlichen Entwicklungsgang der psychologischen Forschung des Kirchenlehrers. Schon in der noch in Mailand verfassten Schrift von der Unsterblichkeit ist der negative wie der positive Beweis für die Immaterialität der Seele beiläufig gegeben, in der

---

von Vernunftgründen und unerreichbar dem blossvernünftigen Denken, dem Menschen nur durch den religiösen Glauben zuteil werden kann.

[45]) Epist. 28 ad Hier. 1; de gen. ad litt. VII, 28. „Die Seele besitzt Unsterblichkeit nach ihrer Weise, nicht auf alle Weise wie Gott. Die h. Schrift redet von Todesarten der Seele. Aber doch stirbt die vom Leben Gottes entfremdete Seele so, dass sie nicht schlechthin aufhört, in ihrer eigenen Natur zu existieren.“ Die Sünde raubt ihr also nicht das Leben, wohl aber das selige Leben (de civ. Dei VI, 12); denn nur der Glaube begründet die Hoffnung auf die wahre Unsterblichkeit, das ewige Leben in Gott (de trin. XIII, 12).

nächstfolgenden, zu Rom verfassten „de quantitate animae“ wird er ausgeführt. Augustin wirft hier fünf Fragen auf, die nach dem Ursprung, der Beschaffenheit, der Grösse der Seele, nach ihrem Eintritt in den Leib und ihrem Zustande nach dem Tode, er beantwortet jedoch nur die nach der Grösse eingehender. Er kommt zu dem Resultate: Die Seele ist unkörperlich und doch eine Realität, ihre Grösse besteht nicht in räumlicher Ausdehuung, sondern in ihrer Kraft und Entwicklungsfähigkeit (vis, potestas, potentia; de quant. an. 17. 34). Ihre Kraft entfaltet sie in einem Entwicklungsprocesse, in welchem sie auf sieben Stufen mittelst eben so vieler, nach ihrer dreifachen Grundbeziehung zum Körper, zu sich selbst und zu Gott eigentümlich bestimmten Grundakte von der Belebung des Körpers an bis zum Schauen sich zur Verwirklichung ihrer Bestimmung emporhebt. Die höhere Funktion des Denkens beginnt er zu unterscheiden von den niederen Funktionen der sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung oder des Gedächtnisses in den drei Büchern de libero arbitrio und im sechsten de musica, mit welchem die mit den „Selbstgesprächen“ beginnende, auf Erkenntnis Gottes und der Seele gerichtete Bewegung des philosophischen Gedankens zum relativen Abschlusse gelangt. Die hier gegebenen Erörterungen über die Zustände und Arten des Gedächtnisses werden ergänzt durch Confess. X, 8—15; die über die sinnliche Wahrnehmung durch die Ausführungen in de gen. ad litt. VII, 13—19. Den Prozess des Selbstbewusstseins untersucht er de trin. X, 10 ff. Die de civ. Dei XI, 23 bereits genannten drei Grundfunktionen der Seele treten endlich deutlich ans Licht de an. et ej. orig. IV, 12—22 [46]).

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns den von Augustin gegebenen Beweisen für die Immaterialität der menschlichen Seele zu.

Um zu beweisen, dass die menschliche Seele weder Körper noch Körpermischung, weder eins der bekannten vier sog.

---

[46]) Zu der ganzen folgenden Auseinandersetzung vergl. Plotin a. a. O. Enn. IV, lib. III, c. 20—23; lib. V; lib. VI, 1—5; lib. VII, 1—9 und Arthur Richter: Neuplatonische Studien, B. IV, Die Psychologie des Plotin.

Elemente noch auch ein uns unbekanntes fünftes Element sei, stellt er einen allgemein zugestandenen Begriff von Körper auf, untersucht die erfahrungsmässig gegebenen Zustände und Thätigkeiten der menschlichen Seele und zeigt, dass uns dieselben auf ein vom Körper und überhaupt von allem Materiellen wesentlich verschiedenes Sein hinführen. Körper ist alles räumlich, d. h. durch die drei Dimensionen der Länge, Breite, Höhe Ausgedehnte, das mit seinen grösseren Teilen einen grösseren, mit seinen kleineren Teilen einen kleineren Raum einnimmt und mithin weniger ist im Teile als im Ganzen [47]. Jeder Körper ist leidensfähig, er wird bewegt, verändert. Somit kommen demselben ausser den Prädikaten der räumlichen Ausdehnung und Teilbarkeit die der Abhängigkeit und Passivität zu. Nun zwingen uns weder die Zustände noch die Thätigkeiten der menschlichen Seele, ihr diese Bestimmungen beizulegen.

A. Die Zustände nicht. Denn

1. Was die sittlichen Zustände betrifft, so wird niemand „die Früchte des Geistes", Friede, Freude, Glaube, Hoffnung, Liebe und überhaupt die christlichen Tugenden der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit u. s. w. für etwas Körperliches, räumlich Ausgedehntes halten, und doch wird ihre Realität nicht bezweifelt [48]. Dasselbe würde von dem Subjekte, in dem sie sich befinden, von der Seele, ausgesagt werden müssen.

2. Was ferner die physischen Zustände anlangt, so hat man behauptet, die Seele wachse mit dem Körper, dehne sich mithin nach Art eines Körpers aus. Indes müssen wir unterscheiden zwischen einem quantitativen Grösserwerden und einem qualitativen Besserwerden, zwischen einer Veränderung der Beschaffenheit oder des Wesens und der des Zustandes [49]. Die Seele wird nicht grösser, aber wohl besser, wenn sie zur Tugend gelangt; nicht ihre Grund-

---

[47]) de quant. an. 4; de gen. ad litt. VIII, 22; ep. ad Hieron.; de an. et ej. orig. IV, 12. 21.

[48]) de quant. an. 4; de gen. ad litt. XII, 3—4. 31; de an. et ej. orig. IV, 15.

[49]) de quant. an. 16 (melius — majus); de gen. ad litt. X. 26 (habitus — status); cf. de imm. an. 3, 5 über den Begriff der lebendigen Substanz.

beschaffenheit, wohl aber ihr Zustand verändert sich, wie der Glanz des Goldes sich verändert.

B. Aber auch die Thätigkeiten der Seele führen uns nicht auf körperliche Prädikate. Augustin unterscheidet, wie wir bereits erwähnt haben, drei Grundfunktionen der menschlichen Seele je nach drei Hauptarten der Wahrnehmung. Die erste Art ist diejenige, durch die wir wahre, d. i. wirkliche Körper sehen, empfinden; in der zweiten schauen wir dem Körper Ähnliches, Körperbilder; in der dritten erblicken wir weder Körper noch Körperbilder, sondern rein geistige, unsichtbare, intelligible Objekte, wie Glaube, Liebe, Hoffnung, mittelst der Vernunft [50]). Die letzte Sphäre der Betrachtung ist diejenige, in der wir bestimmt sind, eigentlich heimisch und so nach dem Ebenbilde des Schöpfers erneuert zu werden, denn in ihr schwindet alle Rücksicht auf Körper und Geschlecht. Wie die erste Art von der niederen, dem Körper zugewandten Seite der menschlichen Seele ausgeübt wird und das Gebiet der unmittelbar auf den Körper gerichteten sinnlichen Wahrnehmung umfasst, so bezieht sich die dritte auf die höhere, Gott und den unkörperlichen Exi-

[50]) de gen. ad litt. XII, 6—8. 24; de an. et ej. orig. IV, 20 ff. cf. de viv. Dei XI, 23. Augustin bezeichnet die drei Arten als tres visiones, tria visorum genera, genus corporale, spiritale, intellectuale. Dem ersten genus giebt er das Prädicat sentire, dem zweiten contueri oder cernere, dem dritten conspicere verbunden mit intellecta, als Bezeichnung der Objecte, auf welche der Geist sich richtet. Er veranschaulicht sie de gen. ad litt. XII, 6 — 8 durch ein Beispiel. Wenn wir, sagt er, den Ausspruch „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" geschrieben mit den Augen lesen, so erhalten wir die mittelst der Sinne auf den Körper gerichtete visio corporalis, das leibliche Sehen. Richten wir unsern Geist auf die mittelst unserer Körpersinne perzipierten Wortbilder im Gedächtnis, so erhalten wir die visio spiritalis, das „geistige" (!) Sehen, das Vorstellen. Fassen wir endlich mit dem Blick der Vernunft das geistige Verhältnis, das zwischen uns und dem Nächsten bestehen soll, die Liebe, ins Auge, so werden wir auf die visio intellectualis, das vernünftige Sehen, geführt. In Bezug auf die Rangordnung dieser drei Arten bemerkt er de gen. ad litt. VII, 24: Die erste (visio corporalis) ist nicht ohne die zweite möglich; die zweite ist möglich ohne die erste, bedarf aber (behufs Beurteilung und Unterscheidung der Vorstellungen) der dritten Art. Die dritte dagegen, die visio intellectualis, ist ohne die zweite möglich und steht selbständig da, während die zweite die Mitte hält zwischen der ersten, untersten, und der dritten, höchsten.

stenzen zugewandte Seite derselben und umfasst das Gebiet des reinen Denkens. Zwischen beiden Gebieten in der Mitte befindet sich das dem mittleren Teile der menschlichen Seele angehörige Gebiet des Gedächtnisses, eine Bezeichnung, unter welcher Augustin zugleich das der Vorstellung und Einbildungskraft mit befasst. Das Gedächtnis empfängt und sammelt wie in einem Behälter entweder vermittelst des äusseren Sinnes und der sinnlichen Wahrnehmung ihr zugeführte Eindrücke aus der niederen, sichtbaren Körperwelt, Bilder von sichtbaren Dingen, welche der Geist in Vorstellungen festhält und durch den Akt der Wiedererinnerung sich zurückrufen kann, oder vermittelst des inneren Sinnes und des begrifflichen Denkens ihr zugeführte Eindrücke aus der unsichtbaren Ideenwelt. Somit empfängt und behält es Vorstellungen und Begriffe und wird, je nachdem es als durch die höhere oder als durch die niedere Seite der menschlichen Seele bestimmt aufgefasst wird, entweder zu dem niederen oder zu dem höheren „Teile“ der Seele, häufiger indes zu ersterem, gerechnet [51]).

Zunächst weist nun Augustin negativ den mit Rücksicht auf die niederen, vom Körper mehr oder weniger abhängigen Funktionen erhobenen Vorwurf der Materialität der Seele auf Grund einer eingehenden Untersuchung des Prozesses der sinnlichen Wahrnehmung und der Vorstellung zurück; sodann beweist er positiv die Immaterialität, d. h. die Einfachheit der Seele und ihren höheren, vom Körper unabhängigen Verrichtungen, in welchen sie ihr eigentliches Wesen zu erkennen giebt.

1. Bei der Sinnesempfindung unterscheidet der Kirchenlehrer das empfindende Subjekt, die menschliche Seele, das die Empfindung verursachende körperliche Objekt, die Empfindung selbst und die Organe, die Medien und den Sitz der Empfindung. Er zeigt,

1) dass die Seele in der Empfindung gegenüber ihrem Körper samt seinen Organen sich nicht leidend, sondern thätig verhält;
2) dass sie in jedem Teile des Körpers ganz ist;

[51]) Vergl. Plotin a. a. O. Enn. IV, lib. III, c. 25; lib. IV, c. 7.

3) dass sie sogar die Grenzen ihres Körpers relativ überschreitet,

und folgert aus dieser Aktivität, relativen Ubiquität und Transscendenz ihre Unkörperlichkeit.

a. Die Seele leidet nicht, sondern der Körper; die Seele aber nimmt das Leiden des von aussen affizierten Körpers wahr und verhält sich dabei aktiv, Organe der Empfindung sind die körperlichen Sinne. Die bekannten fünf Sinne, neben oder über denen Augustin noch einen sog. innern Sinn oder Gemeinsinn annimmt, mittelst dessen das Subjekt die Sinne selbst und ihre Objekte von einander, von den Sinnen und von sich unterscheidet [52]), dienen der Seele als Boten zur Kenntnis des Körperlichen, als Mittel der Verwaltung ihres eigenen Körpers. Zu letzterem Zwecke bedient sie sich ausserdem noch gewisser Medien. Sie verwaltet die mehr festeren, erdigen und flüssigen Teile ihres Körpers durch die feineren, mehr geistartigen, beweglichen und freien Elemente des Lichts und der Luft und durch noch andre, uns unbekannte feine Elemente, welche sich in den körperlichen Organen befinden [53]). Drei Gehirnkammern bezeichnet Augustin als Sitz des Sinnes und der Empfindung, der Bewegung und des die Körpereindrücke in Bildern bewahrenden Gedächtnisses. Von der vorderen, am Gesicht befindlichen geht aller Sinn, von der hinten am Nacken befindlichen alle Bewegung aus, in der zwischen beiden in der Mitte liegenden ruht das Gedächtnis [54]). Das an sich mehr aktive Licht kündigt der Seele die Affektionen, welche der Körper von aussen erleidet, an, ohne selbst mit ihr identisch zu sein; die den Nerven eingeflösste Luft ge-

[52]) Zuerst de lib arb. II, 3. 4. Sonst nennt Augustin auch die Vernunft im Gegensatz zu den äusseren körperlichen Sinnen einen innern Sinn de civ. Dei XI, 27, doch im bewussten Unterschiede von jenem Gemeinsinn.

[53]) de gen. ad litt. VII, 15; vergl. Plotin, Enn. IV, lib. V.

[54]) In den vorderen Teil des Antlitzes hat Gott dem Menschen die Seele eingehaucht. Ihm gebührt der Vorzug vor dem hinten befindlichen. Jener führt, dieser folgt; von jenem als dem Zentralsitze der Empfindung stammt der Sinn; dieser geht der Bewegung voran, wie das Denken dem Handeln, wie der Plan der Ausführung (de gen. ad litt. VII, 17). Der mittlere Teil, der des Gedächtnisses, vermittelt den Uebergang zwischen beiden.

horcht dem die Glieder bewegenden Willen, ohne selbst Wille zu sein; jener mittlere Teil kündigt die Bewegung der Glieder an behufs Aufbewahrung des Wahrgenommenen, ohne jedoch selbst Gedächtnis zu sein [55]). Sobald nun — bemerkt Augustin über den Prozess der Sinnesempfindung [56]) — infolge eines von aussen auf die Sinne hervorgebrachten Eindrucks die von jener Affektion zunächst betroffenen, in den Sinnesorganen befindlichen feineren Medien des Lichts und der Luft durch ihre Schwingungen die gröberen Elemente des Körpers in Bewegung gesetzt haben, so erleidet die Mischung des Körpers eine gewisse Störung oder doch Veränderung. Dieses Körperleiden bleibt der zur Herrschaft über den Körper samt den ihr dienenden Sinnen berufenen Seele vermöge ihrer Aufmerksamkeit durch sich selbst nicht verborgen [57]), d. h. sie nimmt es sinnlich wahr; und indem sie in dieser Störung der Mischung ihres Körpers eine Beeinträchtigung ihrer Vorsteheraktion erblickt, sucht sie sich durch Beherrschung jenes Körpereindrucks in ihrer Autonomie zu behaupten. Bedarf es dazu wegen Übereinstimmung jenes Eindrucks mit ihrer leitenden Thätigkeit von ihrer Seite einer geringeren Gegenwirkung, so empfindet sie Lust; bedarf es, weil jener Eindruck sich ihrem Regimente widersetzt, einer grösseren Widerstandskraft, so empfindet sie Unlust, Schmerz. Mithin erscheint die Seele bei jeder Empfindung, und zwar im

---

[55]) de gen. ad litt. VII, 19.

[56]) Vergl. de quant. an. 23. 25. 30. de mus. VI, 5; de gen. ad litt. VII, 13—20.

[57]) Das „non latere" (de quant. an. 24) wird gleicherweise auf das sentire, cognoscere, scire angewandt. Doch unterscheidet sich das sentire, die Sinnesempfindung, dadurch von dem cognoscere oder colligere, der sinnlichen, auf Grund sinnlicher Wahrnehmung auf ein Nichtsichtbares oder Nochnichtdaseiendes schliessenden Erkenntnis, dass in jener der Seele etwas durch sich selbst, d. h. durch seinen unmittelbaren Eindruck, dagegen in dieser mittelst eines andern sinnlich Wahrnehmbaren nicht verborgen bleibt. So nimmt die Seele das Feuer, welches sie mit den Augen sieht, wahr, empfindet es; dagegen schliesst sie aus dem sichtbaren Rauch auf das zu Grunde liegende Feuer. Im Unterschiede von dieser sinnlichen, d. h. durch die Sinne des Körpers vermittelten Erkenntnis, ist die rein geistige Erkenntnis, das scire, ein der Seele durch die reine Intelligenz oder die Vernunft Nichtverborgenbleiben.

Schmerz noch mehr als in der Lust, als aktiv, nicht als leidend [58]). Wenigstens ist das normale Verhältnis dieses, dass sie jeden von aussen ihrem Körper zugefügten Reiz mit Leichtigkeit überwindet. Wenn sie nun dennoch in Wirklichkeit selbst leidet und durch äussere Eindrücke alteriert wird, so geschieht das durch ihre eigene Schuld in Folge der Sünde, vermöge deren sie sich von Gott, ihrem rechtmässigen Gebieter, ab- und ihrem Diener, dem Körper, zugewandt und damit sich selbst die Leitung ihres Unterthans erschwert hat [59]). Desgleichen können, wie das im Tode der Fall ist, die Boten der Empfindung und die Diener der Bewegung, sowie die des Gedächtnisses ihr gänzlich ihre Dienste versagen. Dann scheidet sie von dem Leibe, da die Grundlage ihrer irdischen Existenz aufgehoben ist. Oder es wird, wie das in der Krankheit der Fall ist, ihre Spannkraft wesentlich verringert, und sie sucht die wankende Lebenskraft zu erneuern, ohne es freilich für sich allein zu vermögen. Da hat dann der Arzt an dem Gebiete der Störung zu erkennen, welchem Teile der dienstbaren Organe er durch Medicin zu Hülfe kommen muss [60]).

Indes die Thatsachen,

1) dass der Mensch sich durch angespanntes Denken mit offenen Augen von allem Sichtbaren abwenden,
2) dass er plötzlich stillstehend die Bewegung des Körpers aufhalten,
3) dass er am örtlichen Ziele vorbeigehen kann, beweisen zur Genüge, dass die menschliche Seele, real unterschieden vom Körper, frei und unabhängig über den körperlichen Organen steht [61]).

b. Die aus der, im allgemeinen Prozess der sinnlichen

---

[58]) Vergl. Plotin, Enn. IV, lib. IV, c. 19—29.

[59]) de mus. VI, 5. In diesem krankhaften Zustande besteht ihre rechte Sorge (cura) darin, jeden körperlichen Eindruck durch den Aufschwung zu der höheren Macht zu überwinden, während die Sorglosigkeit (securitas), in welcher sie ihn gar nicht überwindet, sondern sich träge von ihm beherrschen lässt, sündig und tierisch ist. Ist sie kämpfend wieder zur vollkommenen Gesundheit gelangt, so beherrscht sie mühelos alle Eindrücke und wird successiv der seligen Ruhe im Anschauen Gottes teilhaftig.

[60]) de gen. ad litt. VII, 19.

[61]) de gen. ad litt. VII, 20.

Wahrnehmung dem Körper gegenüber sich äussernden Aktivität und Selbständigkeit erwiesene Unkörperlichkeit der Seele wird bestätigt durch die besondere Erscheinung, dass die Seele jeden durch Berührung verursachten Eindruck an dem bestimmten Orte des Körpers, an dem er geschieht, ganz empfindet, ohne sich erst dahin zu bewegen und ohne deshalb gleichzeitig die übrigen Teile des Körpers zu verlassen, während doch nach der obigen Definition kein Körper an mehreren Orten zugleich ganz ist, sondern nur in dem von ihm eingenommenen Raume, nicht aber in den einzelnen Teilen desselben. Durch diese Ubiquität der Seele innerhalb der Schranken des Körpers wird es klar, dass sie den Körper nicht in der Weise eines räumlich Ausgedehnten, sondern in der Form einer denselben ganz und zugleich in allen einzelnen Teilen dynamisch durchdringenden Lebenskraft erfüllt [62]).

c. Dazu kommt, dass sie, während sie empfindet, besonders wenn sie sieht, sich nicht bloss in dem Körper, sondern zugleich ausser demselben befindet, nämlich an dem Orte des empfundenen Gegenstandes. Denn wir leiden oder empfinden, sagt Augustin, nicht da, wo wir sind, sondern da, wo wir nicht sind. Wenn nämlich unsre Augen nur da sähen, wo wir sind, dann würden sie nur sich selbst sehen [63]).

2. Mit noch grösserer Evidenz folgt die Unkörperlichkeit der Seele aus der Betrachtung der mittleren Funktion, der des Gedächtnisses, d. h. derjenigen Seelenthätigkeiten, welche dem Gebiete der Vorstellung angehören [64]). Sowohl

---

[62]) ep. ad Hieron.; de immort. an. 16; de trin. VI, 6; de civ. Dei XI, 10; ep. Manich. 16. Vergl. Plotin, Enn. IV, VII, 1—9.

[63]) de quant. an. 23.

[64]) Das Gedächtnis ist nach Augustin einerseits im weitesten Sinne das rezeptive bezw. reproduktive Grundvermögen des menschlichen Geistes, der menschliche Geist selbst, sofern er Eindrücke empfängt und verarbeitet (cf. conf. X, 8—15), während das spontane, produktive, allen seinen Thätigkeiten, von der sinnlichen Wahrnehmung bis zum Denken, zu Grunde liegende Vermögen der Wille ist, das allbeherrschende Zentrum der Persönlichkeit. Der Mensch ist nach Augustin wesentlich Wille (cf. de civ. Dei XIV, 6: voluntas est quippe in omnibus, imo omnes nihil aliud quam voluntates sunt), der Wille ist mithin das übergreifende Prinzip aller seiner Geistesthätigkeiten. Durch die Erkenntnis dieser wichtigen Wahrheit, die sich allerdings erst in seinen letzten Schriften klar ausge-

Qualität als Quantität der vom Gedächtnis erfassten Objekte weisen auf ein vom Körper total verschiedenes Subjekt.

---

sprochen findet, während sie ihm in den philosophischen Erstlingsschriften mehr oder weniger deutlich vorschwebt und alle seine psychologischen Aufstellungen bestimmt, unterscheidet sich Augustin wesentlich von dem Intellektualismus Platos und Plotins, überhaupt der antiken Philosophie, und des modernen Idealismus, nach welchem der Mensch wesentlich Denken ist und der Wille des Menschen auf den Gedanken zurückgeführt wird. Ist er durch das von ihm zuerst bestimmt und klar aufgestellte Princip der selbstgewissen Innerlichkeit der Urheber des modernen Denkens geworden, so hat er insbesondere durch die zentrale Stellung, welche er in seiner Weltanschauung dem Willen zugewiesen hat, der Schöpfer der modernen Ethik und Religionsphilosophie geworden. Und mit Recht bemerkt der feinsinnige Windelband (Geschichte der Philosophie S. 221): das leitende Motiv dabei ist zweifellos die eigene Erfahrung des Mannes, der, selbst eine triebheisse und willensstarke Natur, bei der grübelnden Durchforschung der eigenen Persönlichkeit auf den Willen, als auf den tiefsten Kern derselben, stiess." Ist aber der Wille, d. h. nach Augustin nur bewusste Selbstbestimmung, das übergreifende Princip, so ist er bestimmt, alle übrigen Geistesthätigkeiten in den Bereich seiner Herrschaft zu ziehen, und erscheint andrerseits auch das Gedächtnis als wesentlich durch den Willen mit bestimmt. Augustin unterscheidet nämlich ein mehr passives, gewohnheitsmässig und mechanisch empfangendes bezw. festhaltendes, und ein mehr aktives, unter der Mitwirkung des Verstandes und der spontanen Denkthätigkeit empfangendes und frei bildendes Gedächtnis. Jenes findet sich auch beim Tiere, dieses nur beim Menschen. Produkte jenes heissen „Phantasieen", das sind Bilder von Körpern (Vorstellungen), welche ohne unser Zuthun entstanden, im Gedächtnisse schlechthin vorgefunden werden. Die Produkte dieses sind die auf Veranlassung und auf Grund der Phantasieen aus der schöpferischen Seele unter dem Einfluss der cogitatio frei hervorgehenden, der imaginatio entstammenden „Phantasmen" (de quant. an. 28; de lib. arb. III, 11, 12; de gen. ad litt. VI, 28; de mis. VI, 5). Beide Arten von Produkten, aus körperlichen Sinnenreizen (motus carnales) stammend oder doch auf Grund derselben erzeugt, werden von Augustin als „inferiora", Geisteserzeugnisse niederer Art, bezeichnet und sind rein irdischen, bloss menschlichen Ursprungs bezw. sündig. Die Seele soll sich ihrer entschlagen und sich den von Gott mittelst geistiger Eindrücke (motus spiritales) mitzuteilenden ewigen und unveränderlichen „superiora", den im göttlichen Verstande ewig gründenden und von Gott dem menschlichen Geiste mitgeteilten Wahrheitsprinzipien, zuwenden, um durch dieselben im Grunde erneuert und von sinnlichen Vorstellungen gereinigt, mittelst der reinen Intelligenz die vera figura, d. h. die von aller sinnlichen Beimischung und blos menschlichen Gedankenzuthat freie, ewige Wahrheit, schauen zu können (de mus. VI, 3. 5; solil II, 20).

a. Was zuvörderst die Qualiät jener Bilder betrifft, welche die Seele entweder sich selbst unbewusst, sei's im Traume, sei's in krankhafter Erregung des Fiebers oder des Wahnsinns vorführt, oder bewusst im Wachen durch absichtliche Denkthätigkeit fasst, behält, gestaltet, oder endlich im Zustande der Ekstase oder Verzückung [65]) von oben her mit dem Bewusstsein des Unterschieds von der gemeinen Wirklichkeit empfängt, so sind dieselben allerdings den wirklichen Dingen, den materiellen Gegenständen, vollkommen ähnlich, keineswegs aber mit ihnen identisch; zwar Erscheinungsformen von Körpern, nicht aber selbst Körper oder körperlicher Natur, sondern geistartig [66]). Denn nicht der Körper bringt sie hervor im Geiste und teilt dem Geiste dadurch etwas von seiner Substanz mit, sondern der Geist selbst [67]) erzeugt sie

[65]) Die Ekstase, in welcher das sichtbar Wirkliche mit offenen Augen nicht gesehen, dagegen (relativ) Unsichtbares durch göttliche Einwirkung geschaut wird, unterscheidet sich durch das Bewusstsein des Unterschiedes zwischen dem Geschauten und dem Wirklichen von den krankhaft visionären Zuständen, in denen, wie auch im Traume, Geschautes und Wirkliches nicht bestimmt unterschieden wird. Von den drei, von Augustin unterschiedenen Arten der Wahrnehmung (vergl. Anm. 50) gehört nun die echte, gottgewirkte Ekstase meist nicht blos dem Gebiete der visio „spiritalis" an, in welcher der Geist Körperbilder empfängt, sondern auch dem der an sich einzig untrüglichen, über das Gebiet der opinio (des Vorstellens, Wähnens) erhabenen visio intellectualis an, in welcher er die reine, unkörperliche Wahrheit schaut, und unterscheidet sich eben dadurch als wahre, göttliche von der bloss natürlichen, erdgeborenen Ekstase. Diese sieht nur, ohne einzusehen (videt non intellegit), nimmt die Zeichen der unsichtbaren Dinge wahr, ohne deren Sinn und Bedeutung zu wissen. Jene ist mit einer Erleuchtung des Verstandes behufs Deutung des Sinnes verbunden und steht somit über ihr. So versteht sich Joseph auch auf die Deutung des von Pharao geschauten Traumes, so empfängt Daniel den Traum des Nebukadnezar samt seiner Bedeutung (cf. de gen. ad litt. XII, 6 — 14).

[66]) de an. et ej. orig. IV, 17. 20. 21; de gen. ad litt. XII, 2 ff. 18; VII, 21.

[67]) Das Subjekt der Wahrnehmung von Körperbildern wird von Augustin in der Regel durch spiritus bezeichnet und im Unterschiede von der Vernunft (mens, ratio, intelligentia), welcher das ratiocinari und intelligere zukommt, „proprio sensu" definiert als vis quaedam animae mente inferior, ubi corporalium rerum similitudines (corporum imagines) exprimuntur (de gen. ad litt. XII, 9; cf. 23. 24). Er beruft sich dabei auf den vom Apostel Paulus I. Cor. 14, 14. 15. (de gen. ad litt. XII, 9)

in sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Wie aber das Bild des Körpers vorzüglicher ist als der Körper selbst, so ist auch der Geist besser als die Substanz, aus der er das Bild geformt hat, gleichwie der Schöpfer besser ist als der Stoff, aus

---

gegebenen Unterschied von πνεῦμα (spiritus) und νοῦς (mens), doch hat er an jener Stelle den Begriff des πνεῦμα schwerlich richtig gefasst. Hieraus entwickeln sich nun Widersprüche in seiner weiteren Begriffsbestimmung. Er will nämlich andrerseits doch unter spiritus auch wiederum „proprio sensu" (!) „distincte" den höheren, mit mens identischen intellektuellen Teil der menschlichen Natur verstanden wissen und beruft sich dabei auf Schriftstellen wie Röm. 7, 25; Gal. 5, 17; Eph. 4, 23; I. Thess. 5, 23, in denen πνεῦμα mit νοῦς identisch (?) gebraucht werde (de an. et ej. orig. IV, 22). Schliesslich (de an. et ej. orig. IV, 23) bemerkt er, die Frage um den spiritus sei schwierig; das Wort werde in der h. Schrift in verschiedener Bedeutung gebraucht; auch die ganze Seele (anima) werde damit bezeichnet, ja im weitesten Sinne jede sinnlich nicht greifbare Substanz, mithin Gott selbst als der spiritus creator, wie der spiritus creatus, die Menschen- und Tierseele, so auch (vermutlich auf Grund des biblischen Sprachgebrauchs von רוּחַ und πνεῦμα) selbst die unsichtbare, wiewohl körperliche Luft. Was nun die Anwendung dieser Bezeichnung auf die menschlichen Seelenvermögen betrifft, so scheint uns aus der Vergleichung der hierher gehörigen Stellen zu folgen, dass er zwar spiritus meist medial wie anima gebraucht und im Wechsel mit anima auf beide Seiten der menschlichen Seele bezieht (indem, wie er bemerkt, auch nach der Schrift I. Mos. 2, 7 in anima der spiritus, Joh. 19, 30 in spiritus die anima eingeschlossen gedacht werde); dass er jedoch bestimmter spiritus fast überall, wo es im Gegensatz zum Körper steht, mit Einschluss der mens, also für die ganze Seele als ein schlechthin Unkörperliches, wo es dagegen im Gegensatz zur mens steht, ausschliesslich zur Bezeichnung des niederen „Teiles" der menschlichen Seele gebraucht. — Uebrigens erhellt aus diesem schwankenden Sprachgebrauch des Kirchenlehrers zur Genüge, wie misslich es ist, sich bei Aufstellung psychologischer Begriffe auf die Bibel zu berufen, deren vieldeutige, lediglich auf das Verständnis der auf dem Boden der göttlichen Heilsoffenbarung entsprungenen religiös-sittlichen Lebens abzielenden Bezeichnungen in ihrer unmittelbaren Uebertragung auf das Gebiet der philosophischen Forschung nur verwirrend wirken können. Es gehört zu den Errungenschaften der Reformation, insbesondere der modernen Theologie und Philosophie seit Kant und Schleiermacher, eine reinlichere Scheidung zwischen den beiden Gebieten der theologischen und philosophischen Forschung angebahnt zu haben, die Augustin bei seinem vielfach noch kritik- und prinziplosen Schriftgebrauch und bei seiner Abhängigkeit von der wissenschaftlichen Ueberlieferung der altchristlichen Zeit ausserstande war zu vollziehen. Vergl. Anm. 36.

dem er schafft; und wenn auch der behufs Erzeugung des Körperbildes erforderliche Körper der Zeit nach vorangeht, so steht er ihm doch hinsichtlich seiner Natur nach.

b. In Anbetracht aber der Quantität jener Bilder steht fest, dass die Seele, wenn sie ein Körperliches wäre, nimmermehr imstande sein würde, Bilder von so vielen und so grossen Körpern, Räumlichkeiten, Gegenden in eins zusammenzufassen und bei sich zu tragen, noch auch durch den Akt der Wiedererinnerung hervorzunehmen vermöchte, da kein Körper die Grenzen des von ihm eingenommenen Raumes überschreiten kann [68]). Angenommen nun auch, die Seele wäre eine so feine Substanz wie die Luft [69]), so würde doch selbst die durch den ganzen Weltraum ausgebreitete Luft jene Unzahl von Bildern nicht fassen können, da das eine über Räumlichkeit und Ausdehnung schlechthin erhabene, unteilbare und einfache Substanz voraussetzt. Eine solche ist eben die Seele, und wie sie selbst nichts räumlich Ausgedehntes ist, so ist auch ihre Wirksamkeit nicht, wie die des Körpers, eine zeitliche und räumliche zugleich, sondern eine bloss zeitliche [70]).

3. Wie nun schon aus der relativ vom Körper unabhängigen mittleren Funktion der Seele folgt, dass dieselbe weder ein Körper noch ein körperliches Element ist, so setzt eine Betrachtung der vom Körperlichen absolut unabhängigen Sphäre des Denkens die Immaterialität der Seele vollends ausser Zweifel. Betrachten wir nun den Akt und die Objekte des Denkens, so wird im ersten Falle die Annahme, dass die Seele eine Form oder Qualität, eine Mischung oder Harmonie des Körpers sei, im zweiten Falle, dass sie ein uns unbekanntes, feineres fünftes Körperelement sei, zurückgewiesen.

a. Im Akte des Denkens macht die Seele sich los vom

---

68) de an. et ej. orig. IV, 17.

69) de quant. an. 5. 14.

70) cf. de gen. ad litt. VIII, 20: „Der geschaffene Geist (spiritus creatus) bewegt sich in der Zeit, den Körper durch Raum und Zeit; der Schöpfer-Geist (spiritus creator) bewegt sich und die Welt ohne Zeit und Raum, den geschaffenen Geist durch die Zeit, ohne Ort, den Körper durch Zeit und Ort."

Körper, um intelligible Grössen zu erkennen. Die Mischung aber oder die Harmonie eines Körpers ist wie die Qualität oder das Accidenz, wie Farbe und Gestalt, unzertrennbar mit der Substanz verbunden und erscheint überall als durch deren Veränderungen bestimmt. Das Gegenteil findet statt bei der Seele im Akte des Denkens [71]).

b. Steht es weiter in Betreff der Objekte des Denkens fest, dass die Seele schlechthin unkörperliche, intelligible [72]) Grössen und Begriffe denkt, erkennt, weiss, so ist sie notwenig ein Unkörperliches. Denn wie das Körperliche nur durch ein körperliches Auge, so kann auch das Unkörperliche nur durch ein ihm entsprechendes Organ wahrgenommen werden [73]). Die Seele erkennt aber schlechthin Un-

[71]) Vergl. oben das Argument über die Unsterblichkeit der Seele zu I, A, 2 und Plato, Phaedon p. 86 f.

[72]) Augustin bezieht das Prädikat intellectuale auf das perzipierende Organ, die Vernunft, intelligibile auf das Objekt und gebraucht dieses im Gegensatze zu dem mittelst des Körpersinnes wahrzunehmenden sensibile; „jenes kann sehen, dieses gesehen werden" (de gen. ad litt. XII, 10; de civ. Dei VIII, 6). Aehnlich unterscheidet er (de ord. II, 11) rationale und rationabile; jenes Prädikat kommt dem mit Vernunft begabten Subjekte zu, dieses dem Objekte oder dem Produkte der Vernunft.

[73]) de quant. an. 14; de gen. ad litt. VII, 21; XII, 5. Der Satz: „Gleiches kann nur durch Gleiches erkannt werden", auf den der obige Beweis sich zu stützen scheint, wird später allerdings von Augustin limitiert, da ja streng genommen aus demselben die Unmöglichkeit irgend welcher Erkenntnis des Sinnlichen durch ein schlechthin Geistiges, sowie des absoluten Geistes, Gottes, durch den endlichen Geist des Menschen folgen würde. Jedenfalls ist der Sinn dieses Satzes auch bei Augustin nur der, dass das höhere Geistige nicht durch ein niederes Körperliches, während dagegen das niedere Körperliche wohl durch das höhere Geistige wahrgenommen werden kann. In späterer Zeit behauptete Augustin, dass Gott dereinst auch mit dem sinnlichen Auge des menschlichen Leibes, freilich nicht des natürlichen, der Sünde und der Verderbnis unterworfenen, sondern des verklärten Leibes, als geistartigen, vollkommenen Organs des Geistes, geschaut werde, gleich wie Gott, der schlechthin, d. h. im absoluten Sinne Geist ist, auch das Sinnliche, Körperliche schaue. Wir sehen auch hier, wie bei Augustin allmählich der gesunde Ideal-Realismus der christlichen Weltanschauung, welcher Idee und Wirklichkeit, Geist und Körper, Uebersinnliches und Sinnliches weder in dualistischen, unversöhnlichen Gegensatz stellt, noch auch pantheistisch identificiert, sondern beides in seinem realen Unterschiede erfassend, gleichwohl als thatsächlich in einem höheren Dritten versöhnt (Joh. 1, 14;

körperliches, wie die mathematischen Grössen, die mathematische Linie, den mathematischen Punkt. Der schlechthin unteilbare, unkörperliche Punkt aber würde nicht von einem Körperlichen, Teilbaren geschaut werden können. Mithin ist die Seele sicherlich schon aus diesem Grunde nicht ein fünfter, uns unbekannter Stoff, da derselbe, ob auch höherer und feinerer Art als die uns bekannten, wenn anders körperlich, immerhin als teilbar gedacht werden müsste.

Ferner erblickt der Mensch aber selbst in den Dingen der Welt ausser sich übersinnliche Verhältnisse und Formen, wie Zahl und Mass. Er führt dieselben nach einer inneren Nötigung zurück auf den Schöpfer aller Dinge, auf den Urheber aller Form, die Form selbst, die ewige Wahrheit, welche er durch Abkehr vom Sinnlichen und durch Einkehr in sich selbst über sich gewahr wird [74]). Ferner erkennt die menschliche Seele in sich sittliche Akte, Zustände und Beschaffenheiten, sowie deren ewige Normen in ihrem Bewusstsein, und schaut die höchsten Wahrheitsprinzipien. Endlich aber und vor Allem denkt, erkennt, weiss sie — sich selbst [75]).

Die Seele weiss um nichts besser als um sich selbst. Denn nichts steht ihr als Objekt ihrer Erkenntnis so nahe als sie sich selbst. Alles andere ist ihr relativ abwesend, steht ihr mehr fern und kann nur durch Vermittlungen von ihr erkannt werden. In Bezug auf das Wesen und Wirken der himmlischen Geister glaubt sie auf Auktorität

---

II. Cor. 5, 19) begreift, den Konsequenzen des einseitigen, wesentlich dualistisch gearteten, antiken Idealismus eines Plato und Plotin entgegen tritt, wenn er ihn auch nicht vollkommen zu überwinden vermag. (Vergl. Anm. 27.) Mit Rücksicht auf diese spätere Wandlung bezw. Modifikation seiner Denkart würden wir also statt des obigen Satzes richtiger den verwandten „Aehnliches kann nur durch Aehnliches erkannt werden" als Obersatz zu seinem Schlusse supponieren dürfen.

[74]) Vergl. hierzu das oben S. 52 zum Verständnis der Genesis des Augustinischen Philosophierens auf Grund seiner inneren Lebensentwickelung von uns Angedeutete und cf. VII, 7—11.

[75]) Vergl. zu der nun folgenden Untersuchung des Prozesses des Selbstbewusstseins Cartesius, meditationes de prima philosophia, sowie zur Vergleichung von Augustin und Cartesius: E. Melzer, Augustini atque Cartesii placita de mentis humanae sui cognitione quomodo inter se congruant a seseque differant, diss. inaug. Bonnae 1860.

hin; in Bezug auf den Willen anderer Menschen besitzt sie mehr ein Mutmassen auf Grund körperlicher Zeichen als ein Wissen; das Antlitz ihres eigenen Leibes erkennt sie nur im sinnlichen Medium des Spiegels, es ist ihr fern; sie selbst allein ist sich innerlich gegenwärtig, sich am nächsten, erkennt sich daher unmittelbar und kennt sich somit auch besser als Himmel und Erde, von denen sie nur mittelst der Augen ihres Leibes weiss [76]).

Wirklich besitzt auch die menschliche Seele bereits, indem sie selbst noch im Zustande des Nichtwissens auf ihr eigenes Wesen reflektiert, ein Wissen um sich selbst. Sie weiss sich in jenem Momente als nach Selbsterkenntnis strebend und als nicht wissend, weiss um jenen ihren Willensakt des Strebens, um diesen ihren Zustand des Nichtwissens [77]).

Nun aber kann vom Wissen eines Gegenstandes nicht die Rede sein, wenn nicht auch die Substanz desselben gekannt wird. Ist es mithin die Seele, welche als Subjekt zugleich um sich selbst als Objekt weiss, so kennt sie notwendig auch ihre Substanz, und die Gewissheit, welche sie von sich besitzt, ist zugleich eine Gewissheit von ihrer Substanz. Sie besitzt aber in Bezug darauf keine Gewissheit, ob sie Luft, Feuer, irgend ein Körper, ein Teil oder eine Erscheinungsform des Körpers ist. Folglich ist sie auch nichts Derartiges [78]).

Denn wie in Wirklichkeit die Aussagen derer, welche die Seele für ein Materielles halten, in Bezug auf den anzunehmenden Stoff selbst sehr verschieden und zum teil einander widersprechend lauten, so kann die Seele auch unmöglich in Bezug auf diesen Punkt es zu einer eigentlichen Gewissheit bringen. Denn gewiss weiss sie nur, was ihr innerlich nahe und gegenwärtig ist [79]). Alle materiellen Gegenstände aber sind ihr fern, fremd, äusserlich; um sie zu denken, bedarf sie der Einbildungskraft. Dass sie Feuer oder Luft oder überhaupt ein Körperliches ist, weiss sie nicht rein aus

---

[76]) de trin. X, 10. 3; 7—9; de gen. ad litt. VII, 21; de an. et ej. orig. IV, 19.
[77]) de trin. X, 10, 16.
[78]) de trin. X, 10, 13.
[79]) de trin. X, 10, 13.

sich, sondern nur mit Hülfe der Imagination; sie meint es nur, sie hält sich dafür, ohne es jedoch zu sein. Die Meinung, dass sie Luft sei, ist eben nur eine von aussen überkommene sinnliche Vorstellung, welche sie durch die Einbildungskraft auf sich bezieht.

Nun meinen aber nicht alle, dass sie Luft oder Derartiges seien; dagegen zweifelt niemand daran, dass er denkt und erkennt, dass er will, dass er sich erinnert und mithin, da kein Denken, Wollen, Sicherinnern ohne Leben, wie kein Leben ohne Sein oder Existenz gedacht werden kann, dass er ist und lebt als Subjekt zu jenen geistigen Thätigkeiten [80]). Das ist allen schlechthin gewiss, ja so über allen Zweifel erhaben, dass der Zweifel selbst als Bestätigung dieser Gewissheit dienen muss, insofern er nicht ohne Geistesakte des Denkens, Urteilens, Sicherinnerns u. s. w. vor sich gehen kann [81]). Das sind folglich Äusserungsweisen und Thätigkeiten, die sich die Seele nicht als etwas ihr von aussen Zugekommenes einbildet, sondern in denen sie sich wesentlich erscheint. Fasst sie nun jene ihre Grundakte rein für sich in bewusster Scheidung von aller durch die Einbildungskraft gegebenen sinnlichen Beimischung und getrennt von den Objekten, an denen sie sich bethätigen, ins Auge und betrachtet sie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander, so gelangt sie ohne Zweifel zur festen, sicheren Erkenntnis der Grundelemente ihres eigenen Wesens [82]).

---

[80]) de trin. X, 10, 14.

[81]) de trin. X, 10. 14. 16. In diesem Beweisgrund für die Immaterialität der Seele erkennen wir das Bedeutendste, was Augustin auf dem Gebiete der philosophischen Forschung geleistet hat. An diesem, bereits scharf von ihm hervorgehobenen Punkte setzt 1100 Jahre später die mit Cartesius beginnende moderne philosophische Forschung wieder ein, wie es scheint, selbständig und ohne von Augustin bestimmt zu sein, da wir bei Descartes schwerlich eine so vertraute Bekanntschaft mit den Schriften des grossen Kirchenlehrers voraussetzen dürfen. Hiernach würde sich die Frage nach der Berechtigung jenes oben unter Anm. 18 von uns beigebrachten Urteils zu entscheiden haben. Immerhin aber bleibt dem Augustin das Verdienst, den leitenden Gedanken der ganzen neueren Philosophie zuerst ausgesprochen zu haben. Auch Ritter bemerkt zu diesem Lehrpunkte: „Man muss gestehen, dieser Beweis geht vom Mittelpunkte der Sache aus, zweifelt jedoch, ob Augustin die volle Kraft dieses Beweises gefühlt habe.

[82]) de trin. X, 10. 15.

Mit unumstösslicher Gewissheit erkennt sich die Seele nunmehr im Unterschiede von dem bloss mit Sinn, Bewegung und niederem Gedächtnis begabten Tiere als denkendes und erkennendes Sein und Leben; als ein Sein, das selber Subjekt, nicht bloss eine Qualität des Körpers als des Subjekts [83]) ist, das daher nicht aus einer der sinnenfälligen Naturen stammt, sondern sich als eine eigene göttliche Setzung erweist [84]). Endlich erkennt sie sich als lebendige Einheit, deren Grundkräfte (Gedächtnis, Intelligenz, Wille), wie sie real und substanziell eins sind in dem einen Sein und Leben des Geistes, in einem solchen Verhältnisse zu einander stehen, dass nicht bloss die eine die andere und jede sich, sondern jede alle anderen, und zwar nicht zumteil, sondern ganz fasst [85]), und insofern als ein einfaches, indes doch im Unterschiede von der göttlichen Natur nicht als schlechthin oder absolut einfaches, sondern nur als relativ, d. h. im Vergleich mit dem Körperlichen, einfaches Sein [86]). Denn die Gott allein zukommende absolute Einfachheit schliesst jede Veränderlichkeit, mithin jede Verschiedenheit der Qualitäten von einander und von der Substanz aus; Gott ist, was er hat, er ist das Sein, das Leben, die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte selbst, und das Alles in Einem [87]). Dagegen offenbart die veränderliche menschliche Seele einen Unterschied der Qualitäten von einander und von der Substanz. Sie ist nicht selbst die Wahrheit, Gerechtigkeit u. s. w., sondern sie hat sie nur, hat nur teil am Wahrsein, Seligsein u. s. w., ohne es selbst zu sein [88]). Hierdurch erweist sie zugleich ihre Geschöpflichkeit, wie durch das denkende Prinzip ihre Gottebenbildlichkeit.

Die zuletzt gegebenen Bestimmungen des Kirchenlehrers über das Wesen der menschlichen Seele führen uns an die un-

---

[83]) Creatura spiritalis, substantia spiritalis, res quaedam intelligibilis; cf. de quant. an. 1. 13; de trin. I, 1; II, 8; XII. 1; Confess. XIII, 2; de trin. VI, 6.

[84]) de trin. X, 11; cf. IX, 2—6.

[85]) de trin. VI, 6.

[86]) Confess. I, 6; de civ. Dei XI, 10; de trin. XV, 5.

[87]) de lib. arb. II, 6; de trin. VI, 4. 6; de trin. VIII, 6.

[88]) de trin. IX, 4; XV, 22.

srer Abhandlung gesetzte Grenze; sie enthalten bereits die Grundlinien der Lehre Augustins über den Unterschied der menschlichen Seele von der tierischen nach unten, sowie über den von der göttlichen Natur nach oben und über die durch diese zwiefache Beziehung ihr gegebene Stellung unter den Weltwesen, Punkte, deren Erörterung uns nötigen würde, den Boden streng psychologischer Forschung zu verlassen und zugleich in das weite Gebiet der Theologie und Ethik hinüberzugreifen. Möchte inzwischen die kurze Darlegung der von uns berührten Lehrpunkte in etwas dazu beigetragen haben, das in der Einleitung über die Bedeutung Augustins auch auf dem Gebiete der Philosophie gefällte Urteil als nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen zu lassen, nämlich dass wir es hier mit einem Denker ersten Grades zu thun haben, der an Scharfsinn von keinem Philosophen der alten wie der neuen Zeit übertroffen wird, wie er an Tiefsinn schwerlich von jemandem erreicht sein möchte, der daher nicht bloss für das gesamte Mittelalter, sondern in mancher Hinsicht auch für die philosophische Forschung der Neuen Zeit tonangebend und grundlegend gewesen ist und deshalb vollen Anspruch erheben darf, wie die grossen Denker der alten Zeit, ein Plato, Plotin und Aristoteles, und die grossen Philosophen der Neuzeit, ein Spinoza, Leibniz, Kant und Hegel, auch heute noch gelesen und zwar gründlich gelesen zu werden.

Die Phantasie,

ihr Wesen,

ihre Wirkungsweise und ihr Wert.

Von

Gottlieb Leuchtenberger,

Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen.

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Sass zu Berg,
Hatte neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg;
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionierter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.

In diesem halb tragisch, halb komisch wirkenden Bilde hat Rückert ein Verhältnis äusserlich dargestellt, welches uns alle sehr nahe angeht. Es giebt Seelenkräfte, die in ihrer Beziehung zu einander gar oft genau diesem Ehepaar mit dem Hausfreunde gleichen, das Bild ist Wahrheit und lebt in uns: Zwischen Frau Phantasie und dem Herrn Verstand giebt es nicht selten „Scenen", nämlich allemal dann, wenn die sonst anmutige Frau zu Berge geht und zur Riesin emporschwillt, während der Verstand der proportionierte Mann bleibt. Für die verstiegene Laune der Unbotmässigen ist dann der Witz ein trefflicher Gehülfe, da er nach seiner Eigenart das Verschiedenartigste und scheinbar gar nicht Zusammengehörige drollig zu vereinigen weiss.

Nur der Phantasie hat der Dichter einen Bundesgenossen gegeben, nicht dem Verstande. Er hatte nur die Absicht, das Übergewicht der ersteren über den letzteren zur Darstellung zu bringen. Aber in Wirklichkeit hat auch der Verstand einen Bundesgenossen, und zwar in der eigenen Schwester der Phantasie, in der Erinnerung.

Das führt mich zunächst zur Untersuchung über das Wesen der Phantasie.

In der That, naturverwandt wie zwei Schwestern sind Erinnerung und Phantasie. Ihre gemeinsame Mutter ist unsre Seele, ihr gemeinsamer Vater die Welt der Erscheinungen, in-

sofern die erscheinenden Dinge als sogenannte Vorstellungen oder Anschauungen in der Seele Gestalt, Halt und Triebkraft gewinnen. Denn die Thätigkeiten der Seele, durch welche diese die einmal aufgenommenen Vorstellungen aus eigner Kraft wiedererzeugt, oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck dafür ist, reproduziert, sind eben Erinnerung und Phantasie.

Aber, so möchte man gleich anfangs einwerfen, wir sprechen doch von produktiver, d. h. frei aus sich gestaltender Phantasie, und gleichwohl sollen die Phantasievorstellungen auch nur reproduziert, also zuerst von der Aussenwelt aufgenommen und dann wiedergegeben sein? Es macht also die Sprache einen Fehler, indem sie die Bezeichnung „produktiv“ überhaupt auf die Phantasie anwandte? Sie macht auch einen Fehler, so oft sie die Phantasie „schöpferisch“ nennt? Denn damit wird ihr ja die Fähigkeit zugeschrieben, schaffen, d. h. aus nichts etwas machen zu können, nicht aber nur von aussen Empfangenes wiederzugeben. Zeigt sich denn nicht unleugbar erfahrungsmässig die Phantasie schöpferisch, produktiv? Goethe spricht in seiner 1. Epistel von einem Lande Utopien, d. h. Nirgendland, es giebt also ein solches Land in der Wirklichkeit nicht, und wenn Goethe es nun nachher doch beschreibt und seine Bewohner in ihren Sitten und Gebräuchen schildert, soll man da noch sagen, der Dichter gebe nur wieder, was er aufgenommen, er reproduziere, produziere aber nicht? Und wenn Schiller sagt: „Ewig jung ist nur die Phantasie: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie“, so ist es doch eben die Phantasie, die nach seiner Meinung das schafft, was sich nie und nirgends begeben hat, was also darum auch nicht zuvor von aussen her aufgenommen sein kann? Und endlich, wer hat denn jemals und irgendwo solche Dinge gesehen, wie wir sie doch in manchen Erzeugnissen der Phantasie finden: Die Riesen und die Däumlinge, die Hexen und Kobolde, die Zuckerhäuschen und die verzauberten Prinzen und Prinzessinnen, die goldenen Äpfel, die singenden Blumen, die redenden Tiere, die Meilenstiefeln und all den bunten Apparat und heitern Flitterstaat der lieben Märchenwelt?

Es scheint doch wirklich, als sei hier die Phantasie produktiv, schöpferisch thätig und nicht nur reproduktiv.

Und doch ist es nur Schein. Sehen wir uns einige Phantasiegebilde genauer an, z. B. die Centauern. Ja, wer hat denn jemals ein Wesen gesehen, halb Pferd und halb Mensch? Keiner. Also ist das doch wohl eine reine „Schöpfung" der Phantasie? Nein, keine Schöpfung, nur eine Bildung. Wer bildet, gestaltet vorhandene Teile zu einem Ganzen, und zwar zu einem neuen Ganzen. Nun war auch in der Zeit, in welcher der Mythos von den Centauern entstand, das Pferd eine häufige Erscheinung und der Mensch doch auch, endlich auch ein Mensch auf einem Pferde. Da haben wir die Teile, ja, da haben wir sogar schon das Ganze, welches die reproduzierende Phantasie bildete.

Wenn der griechische Künstler seine Göttergestalten bildete, anthropomorphisch, d. h. nach dem Vorbild der menschlichen Gestalt, musste er sie bilden. Er schmückte nun die Vorstellung der Menschengestalt, die er oft gesehen, mit der Summe von höchster Würde, Kraft und Schönheit, von höchster Anmut und Reinheit, Eigenschaften, die er vereinzelt und in geringerem Masse auch schon bei Menschen gesehen, — und „des Menschen schöngestalte Glieder blühen droben im Olympus", das idealisierte Menschenbild, der Gott, die Göttin war da.

Berghohe Riesen hat es nie gegeben, sie sind ein Phantasieerzeugnis. Aber es hat doch sehr lange Menschen gegeben und die Berghöhe überhaupt. Indem die Phantasie dem Menschen die Berghöhe beilegt, vereinigt sie wiederum nur Vorhandenes und oft Wahrgenommenes zu einem neuen, nie und nirgends wahrgenommenen Gebilde. Dass ein solcher berghoher Mann, nachdem er einmal da war, mit seinen langen Beinen auch lange Schritte machte, ist natürlich, dass er Stiefeln trug, war anständig. Warum sollte nun aber die Kraft, weite Strecken mit langen Beinen in kürzester Zeit zu durchschreiten, sich nicht an die Riesenstiefeln überhaupt heften und jedem zu statten kommen, der sie trug? warum sollte die Phantasie nicht Meilenstiefeln bilden?

Tiere haben freilich nie reden können, wie die Phantasie ihnen in der Fabel und im Märchen andichtet. Aber sie haben

doch Bewegung, Empfindung, Triebe, haben auch eine Stimme. Der Mensch kann reden; er ist ja aber dem Tiere in manchem ähnlich; freigebig überträgt nun die Phantasie die Fähigkeit zu reden auch auf die Tiere und bildet aus der Vorstellung des redenden Menschen und des stimmbegabten Tieres die neue Vorstellung von redenden Tieren.

Gesungen hat noch nie ein Baum und keine Quelle. Aber warum sollten sie im Märchen nicht auch einmal singen? Leid und Freude hat's in ihrer Nähe ja oft gegeben, und auch sie selbst haben manches davon erfahren; hätten der Baum und die Quelle eine Stimme zum Singen, sie würden wohl ihr eignes und andrer Leid und Freude singen. Nun, wenn der Wind im Laube weht, rauscht oder rast, so hat der Baum so etwas wie eine Stimme, und wenn das Wässerlein emporquillt aus der Tiefe, oder wenn es an den Stein schlägt, oder wenn's herabfällt vom Gestein, so hat's auch so etwas wie eine Stimme. Kein Wunder also, dass es für die Phantasie singende Bäume giebt und singende Quellen.

Somit ist's klar: Im strengen Sinne schöpferisch ist die Phantasie nicht und nie und nirgends gewesen; sie ist reproduktiv und bildnerisch. Hierin eben liegt ihre Ähnlichkeit mit ihrer Schwester, der Erinnerung, zugleich allerdings auch ihre Unähnlichkeit. Denn Erinnerung ist das Vermögen der Seele, die Vorstellungen so, wie sie ins Gedächtnis aufgenommen waren, auch wieder hervorzubringen. Phantasie aber ist ihrem Wesen nach das Vermögen, die Vorstellungen anders als sie aufgenommen waren, zu gestalten und zusammenzustellen, und sie so zu reproduzieren.

Übrigens behalten die Ausdrücke „produktive" und „schöpferische" Phantasie ihr relatives Recht. Sie bezeichnen dann eben einen besonders hohen Grad origineller und aus alten Elementen Neues gestaltender Phantasiethätigkeit, und wenn wir dem Dichter und dem Künstler produktive, schöpferische Phantasie zuschreiben, so drücken wir damit aufs beste aus, dass er neue und sinnvolle Vereinigungen des in der Welt Vorhandenen, Geschehenen oder nach den allgemeinen Lebensbedingungen Möglichen zu stande gebracht hat. So bleibt Schillers Wort bestehen: Was die Phantasie darstellt, braucht sich nie und nirgends begeben zu haben, Neues bildet

sie täglich, Dinge, die in der Gestalt noch nicht da waren. Aber auch das alte Wort: Es ist alles schon dagewesen, bleibt bestehen; denn die Teile, aus denen das Phantasiegebilde zusammengesetzt ist, waren vorhanden und aufgenommen.

Daraus ergeben sich auch manche praktische Konsequenzen. Wenn ich sicher bin, dass ein junges Mädchen schon einmal einen Berg und auch schon einmal eine Kirche gesehen hat, so kann ich ihr die Aufgabe für einen deutschen Aufsatz stellen: „Die Kapelle auf dem Berge.“ Ohne jemals eine Kirche auf einem Berge oder, was dasselbe sagen will, einen Berg mit einer Kirche gesehen zu haben, also ohne eine Erinnerungsvorstellung vom Ganzen, wird sie doch die Teile zum Ganzen vereinigen und das Ganze schildern können, falls sie genug Phantasie besitzt. — Hat aber ein junges Mädchen noch nie eine Wassermühle zu Gesicht bekommen, auch noch gar keine Vorstellung von einem Thale, so wird sie auch die Aufgabe: „Die Wassermühle im Thale“ nicht vernünftig lösen können.

Noch weniger ist's natürlich möglich, eine geographische Skizze zu entwerfen, wenn man den betreffenden Ort nie gesehen, und ich kann mir die entsetzliche Verlegenheit jener in hohem Masse mit Phantasie begabten Schülerin vorstellen, welche die Gegend am Mont Cenis schildern sollte, und sie war doch noch nicht dort gewesen, hatte auch bisher noch keinen grösseren Berg, sondern nur den Hügel hinter dem Hause ihres Vaters gesehen.

Zur treuen Wiedergabe von geographischen Skizzen ist die Erinnerung nötig, nicht die Phantasie, diese wenigstens nur zur glücklichen sprachlichen Darstellung des Erinnerungsbildes, zur Colorierung des Bildes und etwa noch zur Wiedergabe des tieferen Eindrucks der zu schildernden Gegend. Mischt sich die Phantasie sonst ein, so zeigt sie sich leicht als Feindin der Erinnerung. —

Und hier sehen wir denn nun die Unähnlichkeit zwischen Phantasie und Erinnerung aufs deutlichste: Die Erinnerung bemüht sich, die Vorstellungen so zu geben, wie sie dieselben empfangen, die Phantasie verändert sie geflissentlich.

Dass mit dem Gesagten in der That das **Wesen** der Phantasie ausgedrückt ist, wird auch klar, wenn man nun weiter ihre **Wirkungsweise** untersucht.

Ein jeder hat schon einmal gelesen, dass jemand die „bittersten“ Thränen geweint hat, und auch von „süssen“ Thränen spricht man. Und doch schmecken Thränen weder süss noch bitter, sondern salzig. Wie ist nun solch ein chemikalisches Versehen in die Sprache gekommen? Das kommt vom Anteil der Phantasie bei der Sprachbildung. Thränen sind Zeugen des Schmerzes, können aber auch Zeugen der Freude sein. Bitter und süss sind zunächst und eigentlich nur etwas für die Schleimhaut der Zunge und des Mundes, für den Geschmack. Nun aber ist „es schmeckt bitter“ meist so viel wie „es schmeckt unangenehm“, der Geschmack von Süssigkeit aber ist angenehm. Da nun also einerseits Thränen der Ausdruck des Schmerzes sind und der Schmerz unangenehm ist, andrerseits der bittre Geschmack auch unangenehm ist, so erkühnt sich die Phantasie, die Metapher in die Sprache zu bringen „bittre Thränen“, indem sie ganz davon absieht, dass „bitter“ ins Gebiet des Geschmacks gehört und Thränen aus dem Auge oder vielmehr aus dem Herzen kommen. Und so ist's umgekehrt auch mit den „süssen“ Thränen. Klar ist, von der chemischen Beschaffenheit der Thräne will hierbei die Phantasie nichts wissen; sie überlässt es einer andern Sprache, die Thräne Salzwasser zu nennen. Mithin sieht hier die Phantasie von einer Thatsache ab. Dieses Absehn aber von etwas zu Gunsten eines wichtiger erscheinenden Zweckes nennt man „abstrahieren“, und so zeigt sich also bei der Frage: wie verfährt die Phantasie, und welches ist ihre Wirkungsweise? zunächst, dass sie abstrahierend thätig ist.

Wer hätte noch nicht erfahren, was für ein treffliches Bild das ist: „der Stachel der Reue“! Aber wenn wir diesen Stachel fühlen, ist da vielleicht ein Stab, an welchem sich eine oder mehrere Spitzen befinden, und bohren sich diese eisernen oder hölzernen oder knöchernen Spitzen in unser Inneres, dahin, wo wir doch den Schmerz empfinden? Nein, von einem solchen Mordinstrument hat die Phantasie ganz abstrahiert, als sie den Ausdruck bildete, nur die Wirkung einer Verwundung durch den Stachel überträgt sie auf den brennenden, ätzenden Schmerz, das tiefe Wehe der Seele, welches wir Reue nennen.

Von einem jugendfrischen Mägdlein sagt man wohl, sie habe „rosige“ Wangen. Was soll das heissen? Meint man etwa damit: Ihre Wangen duften wie Rosen? Oder meint man damit, dass sich auf den Wangen Rundungen darstellen, die wie Rosenblätter aussehen? und dass dieselben auch so zahlreich seien, wie die Blätter einer Rose? Armes Kind, du wärst übel gezeichnet! Nein, von dem allen muss man bei diesem Sprachbilde ganz absehen; davon hat die Phantasie, als sie das Bild schuf, ganz abstrahiert. Sie wollte uns nur aufmerksam machen auf die Ähnlichkeit zwischen dem zarten Rot, dem schmelzenden Anhauch einer in Gesundheit lieblichen Menschenwange und dem lieblichen Farbenschmelz mancher roten Rosen. Mancher, auch nicht jeder. Denn auch davon müssen wir noch abstrahieren, dass es ja auch dunkelrote, und dass es auch gelbe und weisse Rosen giebt, denn diese alle haben mit den frischen Rosen auf den Wangen nichts zu thun.

Abstrahierend also wirkt die Phantasie, d. h. sie scheidet aus einer Reihe von ursprünglich verbundenen Vorstellungen die eine und die andre aus, oder löst von einer Einzelvorstellung gewisse Teile los.

Aber ihre Wirkungsweise kann auch die entgegengesetzte sein: In eine Reihe mit einander verbundener Vorstellungen fügt sie dann eine oder mehrere neue Vorstellungen ein, oder sie ergänzt in einer Einzelvorstellung eine oder einige Lücken, oder sie bestimmt das Dunkle und Unbestimmte und sie macht das Allgemeine zu etwas Individuellem. Diese ihre zweite Wirkungsweise nennen wir daher auch die determinierende, d. h. eben die bestimmende.

Ich will annehmen: Es hat jemand eine weite Reise gemacht. Reich an Erfahrungen und Eindrücken kehrt er zurück. War er schon sonst in Gesellschaften ein gern gesehener Mann, so drängt sich jetzt erst recht alles zu ihm, um ihn erzählen zu hören. Und er erzählt und schildert schön und fliessend. Sein Gedächtnis scheint ein äusserst glückliches; frisch, kräftig, zusammenhängend gestaltet er die Bilder seiner Reise. Ich nehme weiter an: Du sollst Gelegenheit haben, ihn auch zu hören; du wunderst dich, dass er niemals um den passenden

Ausdruck verlegen, dass er niemals über das Thatsächliche und in der Natur Vorhandene auch nur momentan in seinem Bericht in Zweifel ist. Du denkst: „Wie ein Buch!“ Aber du bist kritisch. Es ist dir gelungen, mit dem Manne näher bekannt zu werden. Eines Abends, nachdem er wieder einen Triumph gefeiert, gehst du mit ihm nach Hause. Du sprichst offen deine Verwunderung über sein Talent zu erzählen und zu schildern aus. „Mein guter Freund,“ entgegnet er darauf, „ich stehe nicht dafür, dass in der That auch alles genau so sei und von mir genau so wahrgenommen und aufgefasst sei, wie ich es da und dort erzähle. Aber ich habe einen solchen Widerwillen vor dem „ich glaube, so war's“ — und „ich muss mich doch erst genau besinnen“ — und „wenn ich mich nicht irre“ — und „ich denke, es wird so gewesen sein“ und vor dergleichen Vorsichtsäusserungen, dass ich lieber eine Lücke in meinen Erinnerungen willkürlich ausfülle; den Damen und Herren in der Gesellschaft wird dadurch unstreitig etwas Genussreicheres geboten, und wozu hätte man denn die Phantasie?“

Bei diesem Manne wirkte also in diesem Falle die Phantasie determinierend. Und er war sich dessen bewusst. Oft determiniert die Phantasie, ohne dass man sich dessen bewusst ist, und ohne dass man sie im geringsten dazu ermächtigt hat.

Der Abend sinkt hernieder. Es schreitet von bewohnten Hütten fern „im wilden Forst der Wandrer“. Er schreitet allein. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Siehe da, aus dem Gesträuch vor ihm erhebt sich eine lange Gestalt. Der Wald gilt längst für unsicher. Das Herz pocht dem Wandersmann, die Gestalt kommt näher: Struppiges Haar hängt um den dicken Kopf, einen gewaltigen Knüttel trägt sie hoch erhoben — armer Wandersmann, es gilt, dein Leben teuer zu verkaufen, noch wenige Schritte, und — er steht vor einem Baumstumpf, den die Phantasie, unterstützt vom Zwielicht und dem streifenden Nebel, zum Strolch herausstaffiert hatte.

Die alte Feindschaft zweier Völker hat in einem misslichen Streitpunkte neue Nahrung erhalten. Der besorgte Schöppenstädter redet schon vom nahen Kriege. Alle Bauern nehmen am nächsten Markttage Kriegsgedanken mit in ihre stillen

Dörfer. Der Krieg liegt in der Luft. Kein Wunder, da er in der Luft liegt, dass in der nächsten Nummer des Wochenblattes von Schöppenstädt zu lesen ist: „Der Krieg scheint unvermeidlich; schon kündigt ihn der Himmel selbst an; denn man hat gestern Abend gleich nach Sonnenuntergang Schwerter, Kanonen und Schlachtgetümmel in den Wolken gesehen.“ — Gewiss: „man“ hat das gesehen, „man“ wird das bei ähnlicher Gelegenheit wieder sehen. Da „man“ schon diese Schreckdinge im Kopfe hatte, so hat „man“ sie in den seltsamen Wolkenformationen, die sich bei und gleich nach dem Sonnenuntergang oft zeigen, auch gefunden, d. h. die determinierende Phantasie hat alles, was fehlte an der Erscheinung in dem Wolkenbilde — und das war gewiss nicht wenig — freigebig hinzugefügt.

An das Bleigiessen in der Neujahrsnacht will ich nur erinnern: Was wären meist die rohen Blei-Ungestalten, wenn die Menschen sie nicht mit der determinierenden Kraft der Phantasie gestalteten und nun ihre liebsten Wünsche oder ihre Befürchtungen in Erzsymbolen vorgebildet sähen.

Es sollte mich nun aber gar nicht wundern, wenn jemand, der den bisherigen Auseinandersetzungen und Beispielen aufmerksam gefolgt ist, bemerkte, dass bei der abstrahierenden Wirkungsweise doch auch zugleich etwas Determinierendes und umgekehrt bei der determinierenden auch etwas Abstrahierendes sei. Es ist in der That so. Völlig rein und ohne Beimischung der andern erscheint wohl keine von beiden Wirkungsweisen. Je nachdem nun die eine oder die andre vorherrscht, muss man die Bezeichnung wählen. Nicht immer aber ist es möglich, das Vorherrschende zu erkennen. Sehr oft ist die Phantasie mit solcher Freiheit thätig, dass man ihr nicht mehr recht auf die rosigen Finger sehen und nicht mehr recht sagen kann, ob sie mehr abstrahiert oder mehr determiniert, und inwiefern sie mehr das eine, inwiefern mehr das andere thut. Daher belegt man dieses Treiben und Wirken der Phantasie mit einer neuen Bezeichnung und sagt, die Phantasie wirke auch combinierend, nämlich dann, wenn sie determinierend und abstrahierend zugleich thätig sei. Eigentlich wirkt sie, wie eben gesagt, immer combinierend, aber nur ihre hochgradige combinierende Wirkungsweise

benennt man mit diesem Beiwort. Meist kann eine sorgfältige Untersuchung hier die beiden Elemente noch mit ziemlicher Genauigkeit scheiden. Wer Goethes Dichtungen und auch sein Leben kennt, der findet leicht, dass die ersteren vielfach Selbstbekenntnisse sind; seine Poesie ist Erfahrungspoesie im edelsten Sinne des Wortes. Indessen nicht alles Erfahrene und Wirkliche schlechthin eignet sich zur poetischen Darstellung, es müssen Abzüge davon und Zusätze dazu gemacht werden, beides, bis das Wirkliche idealisiert ist, und bis das persönlich Individuelle allgemeine Bedeutung gewinnt.

Historische Dramen und historische Romane, auch historische Bilder werden ohne die combinierende Kraft der Phantasie nicht entstehen. Die originellsten Erzeugnisse der Phantasie entstammen dieser ihrer combinierenden Wirkungsweise.

Es gehörte jedenfalls viel Phantasie dazu, ehe die Sage von der Niobe ausgebildet war. Eine Felsbildung so lange betrachten, bis sie als ein weinendes Frauenbild erscheint, das heisst sie zunächst zwar unter dem Einfluss der vorwiegend abstrahierenden Phantasie betrachten; denn von wie vielem an dem rohen Felsgebilde musste abgesehen werden, ehe man das Bild einer schönen, unglücklichen und unaufhörlich weinenden Frau sich von jenem abheben sah. Indessen ohne jede Mitwirkung der determinierenden Phantasie kamen auch diese Bestimmungen, diese Enthüllung des Felsenbildes nicht zu stande. Von nun an aber wird sie vorherrschend: Die Tiefe des Schmerzes, den das Steinbild zeigt, deutet auf ein sehr schweres Leid, die schwersten Leiden der Sterblichen entspringen, nach der Ansicht der frommen Alten, aus Verachtung der Unsterblichen; titanenhafter Stolz ist der schlimmste Verächter und Feind der Gottheit, aber sein Fall auch unvermeidlich und furchtbar. Der Titanismus in Niobe, dem sterblichen Weibe, zeigt sich gegen Leto, das unsterbliche Weib, in dem, was im frühen Altertum des Weibes höchste Ehre und höchster Stolz ist, in der möglichst grossen Schar blühender Kinder. Und nun gestaltet sich der Mythos fest und sicher. Das Steinbild war dereinst die lebensfrische, glückliche Königin Niobe. Von sieben blühen-

den Söhnen und sieben blühenden Töchtern war sie die stolze Mutter. Und so sehr vergass sie in ihrem Hochgefühl, dass das Unglück schnell schreitet, dass sie sich vorkam wie erhaben über den Wechsel des Geschicks. So wagt sie, da sie vierzehn Kinder habe, sich zu erheben über die Göttin Leto, die ja nur zwei Kinder besitze, den Apollo und die Artemis. Darüber ergrimmt das „göttliche Geschwisterpaar,“, und getroffen von den Pfeilen des Apollo sinken die sieben Söhne, getroffen von den Pfeilen der Artemis die sieben Töchter dahin, eine Beute des Todes. Die Königin aber „sitzt unbeweglich lange Tage und Nächte unter den vierzehn Leichen ihrer Kinder, bis ihr ganzer Körper zu Stein wird. Aber auch in dieser Gestalt kann sie den Ausbruch ihres Schmerzes nicht zurückhalten, und der Quell ihrer Thränen rinnt unversiegbar.“

Die phantasiereichste Art der Dichtung, das Märchen, ist auch zugleich das Gebiet der seltsamsten Kombinationen. Hier zeigt sich die Phantasie in ihrer combinierenden Wirkungsweise am regsten und am unberechenbarsten. Wer zurückdenkt an diese Zauberwelt, die ihn in seiner Kindheit lieblich umgaukelt, wer den Gang dieser wunderbaren und wunderlichen Begebenheiten, die sich nie begeben haben, weil sie sich nie haben begeben können, mit prüfendem Verstande verfolgt, der wird überall die beiden Hauptwirkungsweisen der Phantasie gemeinsam und oft gleichzeitig in ruheloser Thätigkeit finden, so dass eben hier eine Welt entsteht, deren einfachste Elemente zwar den realen Anschauungen entsprechen, deren Aufbau aber zu Teilen und zum Ganzen mit der Realität nichts mehr gemein hat.

Und mit den Phantasiebildern unsres eignen Lebens ist's ebenso. Wer sich die Mühe giebt — und es hat dies psychologischen und ethischen Wert —, dem Bilde seiner Phantasie, über dessen Entwurf, Ausmalen und sehnsuchts- oder angstvollem Betrachten er seine Seele ertappt, mit klarem Blick des Verstandes sich gegenüber zu stellen, der wird hier mehr die abstrahierende, dort mehr die determinierende Kraft seiner Phantasie erkennen, und wie beide Kräfte sich zur Kombination in einander fügen und die Hände reichen zum seltsamen Tanz und Spiel seelischer Gestaltungen.

Doch es giebt ja wohl Menschen, die, wie sie sagen, fertig sind mit der Phantasie und ihrem bunten Spiel. Darin spricht sich eine Geringschätzung der Phantasie aus. Andre dagegen erheben sie hoch: „Göttlich“ nennt sie Schiller, und Goethe verherrlicht sie in der bekannten schönen Ode: „Meine Göttin“.

Was ist denn nun eigentlich zu halten von dem Wert der Phantasie?

Wir müssen sie zunächst als eine Gehülfin des Verstandes bezeichnen beim Denken wie beim Ausdruck der Gedanken. Vor allem dient sie dem Verstande bei dem so ausserordentlich wichtigen Geschäft der Begriffsbestimmung. Wenn man nämlich den Begriff eines Dinges finden will, so muss man sich zuerst und vor allem Anschauungen oder Vorstellungen von dem Dinge verschaffen, und zwar möglichst viele. Wenn ich z. B. den Begriff Tugend bestimmen sollte, so müsste ich zuerst eine reiche Anzahl von Handlungen und Erscheinungen mir vorführen, welche man tugendhafte nennen könnte, weil bei ihnen irgend eine der Tugenden zur Darstellung kommt. Der Verstand will nämlich diese mancherlei Äusserungen und Erscheinungen von Tugenden mit einander vergleichen, um zu finden, was allen diesen Tugendäusserungen ohne Ausnahme eigen ist, und was dagegen nur einige derselben, andere aber nicht haben; er will von dem, was nicht allen gemeinsam ist, als von Zufälligem, absehen und nur das allen Gemeinsame als das Wesentliche festhalten; diese wesentlichen Merkmale will er dann zusammenfassen, und diese Zusammenfassung aller wesentlichen Merkmale der Dinge ein und derselben Art oder Gattung nennt man dann eben Begriff. Jene Vorstellungen und Anschauungen nun aber, von welchen jede Begriffsbestimmung ausgehen muss, für den Verstand zu beschaffen und sie ihm gleichsam vor die Augen zu halten und zur Verwertung darzubieten, das ist Sache der Phantasie; und wem nicht unbekannt ist, dass von allem, womit der Verstand es zu thun hat, das Wichtigste eben die Begriffe sind, dem ist schon deshalb der hohe Wert der Phantasie für den Verstand und seine Geschäfte unleugbar.

Ausser bei der Begriffsbildung dient aber die Phantasie dem Verstande auch sonst noch. Der Philosoph Herbart

sagt einmal, es sei zweifelhaft, ob Newton mehr Phantasie gehabt habe oder — Shakespeare. Wir stutzen. Shakespeare, das reiche Dichteringenium, und Newton, der Mann der strengen Wissenschaft? Was meint denn Herbart eigentlich? Aber er meint wirklich nichts anderes, als dass Newton für seine Wissenschaft ebenso sehr der Phantasie bedurfte als Shakespeare für seine Kunst. Newton war ein Forscher und Pfadfinder auf den Gebieten der Mathematik und der Naturwissenschaft. Auf beiden Gebieten hat er Neues und so Wichtiges gefunden, dass von ihm für beide Wissenschaften ein neuer Aufschwung datiert. Also wollte Herbart sagen, zu so grossartigen Erfolgen wissenschaftlicher Forschung bedarf es in hohem Grade der Phantasie. Und darin hat er recht. Jede wissenschaftliche Erfindung, ehe sie hinlänglich gesichert erscheint, steht als eine sogenannte Hypothese da. Eine gediegene Hypothese nun ist eine Vorwegnahme der Wahrheit. Wie aber Hypothesen zu stande kommen, das ist keineswegs stets klar, und bisweilen wird selbst der, der sie zu stande gebracht, den Weg, den er bis zu ihrer Aufstellung zurückgelegt, nicht genau angeben können. Das deutet schon hin auf die Mitwirkung einer nicht immer berechenbaren Kraft, wie die Phantasie es ist. Auch des Forschers Phantasie kombiniert zunächst Erscheinungen und Gesetze scheinbar mit jener Willkür, welche der Phantasie überhaupt eigen ist. Zuerst nur in dunkler Ahnung einer Wahrheit streckt sie mutvoll die Hand aus ins unermessne Reich der Möglichkeiten. Aber, was der Genius verspricht, leistet dann die Natur wirklich: Das in dunkler Ahnung Ergriffene wird vom Verstande geprüft, und die Probe ergiebt, dass thatsächlich jetzt ein höheres Prinzip gefunden ist, von dem aus viele bisher unerklärte und unter kein festes Gesetz zu zwingende Erscheinungen helles Licht und einheitliche Erklärung gewinnen.

Dass allein durch Hypothesen die Wissenschaften vorwärts kommen, ist längst anerkannt. Da nun aber Hypothesen nur unter dem Einfluss der Phantasie zu stande kommen, so kann eben die Wissenschaft, wenn sie ihren Fortschritt sichern will, die Phantasie nicht entbehren.

Und was von den wissenschaftlichen Erfindungen gilt, das findet bei Erfindungen auf dem praktischen Gebiet

auch seine Anwendung. Zur Konstruktion z. B. einer neuen Maschine braucht der talentvolle Ingenieur gleichfalls nicht bloss Verstand, sondern auch Phantasie.

Aber nicht bloss bei den Aufgaben des Denkens selbst leistet die Phantasie dem Verstande gute Dienste, sondern auch beim sprachlichen Ausdruck des Gedachten. Hierbei führt sie die reiche Fülle des Metaphorischen, Symbolischen und Allegorischen in die Sprache ein.

Müsste z. B. der Verstand rein begrifflich von einem Helden sagen: Er war kühn und unüberwindlich und zugleich grossmütig gegen den Feind, so giebt ihm dafür die Phantasie das eine anschauliche Bild an die Hand: Er war ein Löwe in der Schlacht.

„Der mittelalterliche Ritter verlässt sein Schloss, um in den Kampf zu ziehn. Seine Rüstung funkelt. Es galoppiert sein Ross. Er ist furchtbar anzusehn, und Verderben wird er bereiten.“ So müsste der Verstand sagen. Die Phantasie aber überredet ihn, seine Begriffe in das von ihr geschaffene Bild einzukleiden, und nun lesen wir: „Eine Donnerwolke flog der Ritter zur Schlacht.“ — Dort zieht der Spielmann der nahen Herrenburg zu. Mit dem Spiel seiner Harfe will er Damen und Herren erfreuen; denn die hellblinkenden Saiten, wenn Meisters Hand sie rührt, erwecken schöne Gefühle im Herzen. Wie viele und wie schale Worte! Die Phantasie drückt das alles kürzer und schöner aus. Sie sagt: „Süsser Wohllaut schläft in der Saiten Gold.“

Gesund an Leib und Seele, voll regen Strebens, kühner Hoffnungen, sich überschätzenden Selbstvertrauens, ohne Furcht, weil ohne Kenntnis der im Leben drohenden Gefahren —, so steht ein Jüngling vor uns. Am Stabe, vieler Hoffnungen beraubt, bescheiden auf weniges hinblickend, was er erreichte, nach Ruhe sich sehnend und allein noch stiller Beschränkung froh — das ist der Greis. Beide, den Jüngling wie den Greis, zeigt uns die Phantasie mit ihren Bildern so: „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“

So reicht also die Phantasie dem Verstande beim Ausdruck seiner Gedanken ihre Bilder dar.

Und das nicht etwa bloss in der poetischen Sprache. Lessing, der gewiss das Muster eines Prosaikers ist, zeigt sich als ein grosser Freund des Bildlichen. Statt z. B. zu schreiben: „Man erlaube mir einmal, nicht mit dem, was das erste ist, auch wirklich anzufangen, sondern aus dem, was der strengen Entwickelung nach erst später zur Besprechung kommen sollte, etwas gleich anfangs zu behandeln," statt so zu schreiben, sagt er vielmehr in seiner Abhandlung über die Fabel: „Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun." Dieser „Sprung in die Mitte", welch ein schönes, kräftiges Bild, und wie klar und kurz bringt es den Gedanken des Verstandes zur Geltung! Und solche Bilder und Reihen von Bildern der Phantasie liessen sich gerade aus des scharfsinnigen Lessing Prosa in Menge vorführen. Man denke nur an seine Selbstbeurteilung im 55. antiquarischen Briefe, in welchem er sich und seine Thätigkeit unter dem Bild einer Mühle darstellt.

Leider kann nun aber die Phantasie statt einer Gehülfin des Verstandes auch seine Gegnerin sein. Denn es ist ihr nach ihrem Wesen eigen, am Thatbestande der Dinge zu „drehen und zu deuteln". Damit ist eine grosse Gefahr angedeutet. Denn eine grosse Aufgabe der Menschheit ist, die Wahrheit zu erkennen. Wahrheit aber ist adäquate Erkenntnis, d. h. Wahrheit über eine Sache besitzt der Mensch dann, wenn er die Sache gerade so erkennt, wie sie in Wirklichkeit ist. Da also die Phantasie die Dinge in der Vorstellung gern ändert, so zeigt sie sich hier als eine Feindin des Strebens nach Wahrheit.

So sind denn auch die meisten der sogenannten Sinnestäuschungen auf die Wirkung der Phantasie zurückzuführen. Denn mit Recht sagt Kant: „Die Sinne sind es nicht, welche täuschen, nicht etwa, weil sie niemals falsch urteilen, sondern weil sie gar nicht urteilen." In der That fällt in den Spiegel unsres Auges das Bild des Gegenstandes so, wie er ist. Die Phantasie bewirkt die Täuschung. Dem Bilde des Gegenstandes, ehe er so, wie das Sinnesorgan ihn aufnimmt, ins Bewusstsein tritt, nimmt die Phantasie schnell und unvermerkt das eine, was er doch wirklich an sich hat, und giebt ihm das andre, was er doch in der Wirklichkeit nicht hat. Goethe stimmt Kant völlig bei:

„Den Sinnen kannst du kühn vertrauen,
Nichts Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand sich wach erhält."

Denn eben wenn der Verstand seine Pflicht nicht thut, so hat die Phantasie freien Spielraum und verändert durch hurtige Abstraktion, Determination und Kombination die Bilder der Gegenstände, welche der Seele zugeführt werden.

Auch die sogenannten Hallucinationen sind eine Wirkung zeitweise vorherrschender Phantasie. Während sonst regelmässig die äusseren Gegenstände von den Sinnesorganen aufgefasst, durch die sensibeln Nerven ins Gehirn befördert und nun auf dunklem Wege ins Bewusstsein aufgenommen werden, ist's bekanntlich bei den Hallucinationen umgekehrt: Vom Bewusstsein aus wird eine Wirkung auf die sensibeln Nerven und von hier auf das betreffende Sinnesorgan in der Weise ausgeübt, dass nunmehr das, was im Bewusstsein als Ton oder Bild vorhanden ist, auch vom Ohr gehört und vom Auge gesehen wird, obwohl doch Objekte für die entsprechenden Sinneswahrnehmungen in Wirklichkeit fehlen, und man die Augen vielleicht sogar geschlossen hält. Das Sehe- oder Schallbild aber wird eben im Bewusstsein durch nichts erzeugt als durch die Phantasie. Zur Zeit ganz besonders geringer Verstandesthätigkeit, so sehr oft vor dem Einschlafen, webt sich dann das Verschiedenartigste zu bunten Gestalten zusammen, und das Ohr hört dann, was doch gar nicht zu hören ist, das Auge sieht, was doch nicht zu sehen ist, ja selbst der Fühl- und Tastsinn fühlt und berührt, was doch gar nicht zu fühlen und zu berühren ist.

Und das geschieht nicht bloss dem Verstande zum Hohn, sondern oft auch dem Menschen zur Beängstigung und Qual, ja selbst zum Verderben. Denn eine Hallucination kann sich befestigen, und dann entsteht, was wir eine fixe Idee nennen, d. h. eben eine befestigte Wahnvorstellung, die zu den traurigsten Folgen führen kann. Starb doch jener wohlhabende Arzt in Hannover Hungers, weil seine Phantasie ihn unaufhörlich mit Zeugen der Armut umgab, die ihm zuraunten, er habe nicht genug, um sich satt zu essen.

Dergleichen ist ja selten. Aber überhaupt üble Wirkungen für das Wohlsein und selbst für das Leben führt die

durch den Verstand nicht gezügelte Phantasie auch sonst oft genug herbei: So beim sogenannten Hypochonder, dessen Phantasie so lange an den eignen körperlichen Zuständen abstrahierend und determinierend thätig ist, bis der Mensch an dieser oder jener Krankheit zu leiden die feste und ihn nun vielleicht thatsächlich krank machende Überzeugung hat, zur eignen Pein und zur Qual der Seinigen.

Auch steht erfahrungsmässig fest, dass zu gewissen Zeiten eine solche Wirksamkeit der Phantasie den Menschen sofort in die höchste Lebensgefahr bringen kann, z. B. bei Choleraepidemien. Wer die eigentümlichen Symptome, mit denen diese Krankheit sich ankündigt, durch die Phantasie leicht und oft auf die Zustände seines eignen Körpers überträgt, der steht bekanntlich in der grössten Gefahr. Denn der dann wieder und wieder von Angst durchzuckte Körper ist der geeignetste Fruchtboden zur Aufnahme des verderblichen Krankheitskeims.

Solchen tragischen Wirkungen gegenüber stehen nun auch mehr erheiternde. Denn in dieses Gebiet gehört auch das unzählbare Heer der sog. Einbildungen der Eitelkeit.

Bettina von Arnim schreibt in ihrem Briefwechsel mit Goethe, sie sei sich immer gross und schlank vorgekommen, was sie doch thatsächlich gerade nicht war. Und ähnlich geht es vielen. Manch einer nimmt an seinen körperlichen Mängeln durch die Abstraktion der Phantasie so viel weg und thut durch das Determinieren der Phantasie so viel Vorzüge hinzu, dass er sich selbst, trotz des Spiegels, ganz anders vorkommt, als er ist, und als er andern erscheint. Und mit unsern innern Eigenschaften steht's oft nicht besser.

Doch es ist gut, darüber den Schleier zu decken und an diesen Wirkungen der Phantasie, als der Gehülfin der Eigenliebe und als der Gegnerin der Selbsterkenntnis und der Wahrheit über uns selbst stillschweigend vorüberzuziehn.

Die Phantasie ist nun zweitens von höchster Wichtigkeit für unser Gemütsleben, d. h. also für die Macht der Gefühle und für die Kraft des Wollens.

Was zunächst das Gefühl betrifft, so hat die Phantasie hier die Bestimmung, ästhetisches Vergnügen zu ermöglichen, ästhetische Ausbildung zu fördern und ästhetisches Schaffen

zu begründen, ja sie ist für dieses alles das eigentliche Vermögen.

Wir sahen vorher, wie durch die sprachlichen Bilder, welche die Phantasie gestaltet, die Aufgabe des Verstandes unterstützt oder ergänzt wird. Es hat aber das Bildliche in der Sprache auch zugleich ästhetischen Wert, es ist das Kennzeichen des poetischen Ausdrucks. Denn das Bildliche ist das Anschauliche, und anschaubar müssen Gedanken, Gefühle, Gegenstände und Handlungen durch den rein poetischen Ausdruck dargestellt werden. Hierin ist der entscheidende Gegensatz zwischen Prosa und Poesie gegeben.

Der in Prosa schreibende Moralphilosoph kann sagen: Zwischen unserm wirklichen sittlichen Zustand und Leben einerseits und unserm sittlichen Lebensideal andrerseits ist ein grosser und selbst bei unablässigem Tugendstreben schwer zu beseitigender Unterschied.

Der Dichter aber singt:

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!“

Des Dichters Phantasie hat also für den mangelhaften sittlichen Zustand, den der Mensch gern verlassen möchte, ein höchst anschauliches Bild gesetzt: ein tiefes Thal, gedrückt von kalten Nebeln, aus dem der arme Wanderer den Ausgang sucht:

Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süsser Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muss sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muss sie sein! —

So setzt der Dichter dem trüben Bild der realen Sittlichkeit das glanzvolle Bild des Sittlichkeitsideals entgegen, und in der Sehnsucht des Wanderers, heraus aus dem dumpfen Thal und hinauf auf die grünen, sonnenbeglänzten, blumengeschmückten, mit Früchten gesegneten, von Melodien durchtönten und von lieblichen Lüften umweheten Höhen, in dieser Sehnsucht wird des edlen Menschen heisses Verlangen nach reiner Sittlichkeit in herrlichster Weise anschaulich gemacht. „Wie schön!" rufen wir aus, wenn wir ein solches Gedicht lesen, und zwar selbst dann schon, wenn wir noch gar nicht erkennen, dass das Ganze eine Allegorie ist, d. h. eine Reihe zur Einheit verbundener Bilder, gesetzt statt einer Reihe von Begriffen und Gedanken. Es erfreuen uns schon die anschaulichen Bilder an sich, sie wirken auf unser Gefühl für das Schöne, bereiten uns ästhetischen Genuss. Gebildet aber hat sie die Phantasie des Dichters und vergegenwärtigen können wir sie uns nur durch unsre Phantasie. — Ein starkes Gefühl und eine grosse Idee sind ja das erste und die eigentliche Triebkraft, wenn der Dichter, wenn der Künstler überhaupt etwas schaffen will, und somit ist der eigentliche Quell des poetischen und künstlerischen Schaffens das Gemüt; aber die Phantasie ist's, welche die Idee, von der das Gemüt ganz voll ist, so gestalten muss, dass sie in ihrer sichtbaren oder hörbaren Erscheinung für andre reizend wird. Allüberall daher, wo der Künstler eine mit starkem Gefühl umfasste Idee aus sich heraus gestalten will, da sucht seine Phantasie unter den möglichen Formen der Erscheinungen und fügt die geeigneten zum originellen Ganzen ästhetisch zusammen, auf dass sie die Hülle werden, in welcher seine künstlerische Idee erscheint.

Da gilt es z. B. für den Maler, das Abbild der reinsten und heiligsten Weiblichkeit darzustellen. Diese Idee liegt stark in seinem Gemüte. Was er nun an reinen, schönen weiblichen Zügen und Gestalten bisher gesehen, sie werden ihm gegenwärtig, umgeben ihn wie unsichtbare Geister und rinnen, ihm

selbst kaum bewusst, in eine Gestalt zusammen, in die Gestalt, welche er zur Darstellung seiner Idee braucht. So entsteht das herrliche Frauenbild mit den süssen und doch hoheitsvollen Zügen, mit der reizgeschmückten und doch Ehrfurcht einflössenden Gestalt, das Urbild der vereinigten Anmut und Würde. Er giebt ihr das heilige Kind in die Arme, und die — Madonna steht vor uns.

Und wie der Maler mit den Formen, die in das Gebiet seiner Kunst gehören, so macht's der plastische Künstler, so der Architekt mit den Formen, mit denen sie es zu thun haben, so auch der Musiker mit den Tönen. Alle aber bedürfen der Phantasie, um ihre Ideen zu sinnlich wahrnehmbaren, genussreichen und reizvollen Gebilden zu gestalten.

Nach dem tausendfachen Einfluss nun aber zu urteilen, den die Künste im Leben und auf das Leben haben, ist die Phantasie, ohne welche es ja eben keine Ausübung echter Kunst und keinen wahren Genuss und kein Verständnis der Kunstschöpfungen giebt, eine gewaltige Kulturmacht. Unter ihrem Einfluss sind nicht bloss die Künste selbst entstanden und weiter entwickelt, unter ihrem Einfluss hat sich das ganze Leben der Menschen in Wohnung, Kleidung, Haltung, ja in der Art, Speise und Trank zu sich zu nehmen, ästhetisch gebildet.

Aber das Gemüt kennt noch andere Segnungen der Phantasie.

Was wäre ohne Phantasie die Vergangenheit! Nichts, als was zumeist die Gegenwart ist: ein Gewebe, grau in grau, mit wenigen lichten und freundlich blickenden Blumen. Aber im Zauberlicht der Phantasie ändert sich das Bild. Nun treten sie mehr hervor, die hellen und freundlichen Lebensblumen, ja sie vermehren sich und breiten sich aus. Was in Wirklichkeit nur oasenartig des Lebens Einerlei unterbrach, das erscheint nun als eine blumenreiche Trift. Ja, die Bilder der Vergangenheit, befreit von dem vielen Unvollkommenen, was sie an sich trugen, als sie Gegenwart und Wirklichkeit waren, sie ziehen nun mit klingendem Spiel durch unser Gemüt, und wir gewinnen durch den Blick in die von der Künstlerhand der Phantasie gezeichnete Vergangenheit Freude, Mut, Kraft.

Von gleichem Segen für das Gemüt ist die Phantasie durch ihre Fähigkeit, die Zukunft auszumalen. Denn die Phantasie ist die Mutter der Hoffnung. Eine Hoffnung ist ein mehr oder minder ausgeführtes erfreuliches Lebensbild, dessen Wirklichkeit in der Zukunft erwartet und angestrebt wird. Wir bilden aber Hoffnungen aus, indem wir Zustände, die wir irgendwo und irgendwie bei andern kennen gelernt, entweder ganz so oder ähnlich auf uns übertragen. Das Wahrgenommene wird also zu neuen Gebilden zusammengesetzt; und das ist ja recht eigentlich die Arbeit der Phantasie. Was wäre also die Zukunft ohne Phantasie! Ohne sie gäbe es ja keine Hoffnung! Alle unsre Bilder von dem für uns und unsre Lieben möglichen irdischen Glück, ja unsre Bilder von himmlischem Glück, sie würden dahinsinken; denn hätte der Mensch die Gabe der Hoffnung nicht, so könnte er auch am Grabe nicht mehr ihr frohes Siegespanier aufpflanzen. Darum kann auch die Religion mit ihren trostreichen Vorstellungen von der unsichtbaren Welt der Phantasie nicht entraten, und diese hat, wie alle Seelenkräfte, auch ihre göttliche Weihe und ihre göttliche Bestimmung.

So darf denn also wohl niemand mit Rücksicht darauf, dass den Phantasiebildern als solchen doch eben die Realität noch fehle, spotten:

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden!“

Denn vertreibe diese Schattenbilder, und du wirst die Poesie des Lebens vertreiben:

„Erschreckt verstummt der Musen Schar,
Es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Grazien vom schöngelockten Haar;
Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wanderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.“

Aber wahrlich viel mehr noch als nur die Poesie des Lebens würde ohne die Phantasie für das Gemüt verloren gehen.

Denn dass das Kind der Phantasie, die Hoffnung, die himmlische wie die irdische, von Goethe mit Recht „die edle Trösterin und Treiberin“ genannt wird, und eine wie grosse sittliche Kraft also in der Hoffnung und deshalb in der Phantasie liegt, wer hätte das noch nicht an sich selbst erfahren!

Aber gross ist ihre sittliche Kraft auch für unsre Beziehungen zu den Mitmenschen. Denn wenn wir uns die inneren Zustände und die äusseren Verhältnisse andrer lebhaft vorstellen, uns selbst in ihre Lage versetzen und so an dem Wohl und Wehe anderer herzlichen Anteil nehmen sollen, so bedarf es dazu der Phantasie. Ohne ihre abstrahierende und determinierende Thätigkeit gäbe es keine Mitfreude, kein Mitleid, keine Mildthätigkeit und Bruderliebe. Und so ist die Phantasie ein starkes Mittel der brüderlichen Gesinnung und der Verbrüderung. Und eine wie grosse sittliche Wirkungsgewalt können auch künstlerische Erzeugnisse der Phantasie auf uns ausüben. Indem wir die schönen künstlerischen Gebilde in uns aufnehmen, vermitteln wir uns auch zugleich den sittlich veredelnden Gehalt, die in den Kunstgebilden zum Ausdruck gebrachten Ideen. Beide Gebiete, das ästhetische und das ethische, grenzen eben erfahrungsmässig aneinander, und es stehen die Wünsche, Neigungen und Bestrebungen und damit die sittliche Willensrichtung des Menschen unter dem Einfluss der Bilder unsrer Phantasie. So wird also das ästhetisch Schöne, wenn es in der Menschenseele Macht gewinnt, auch auf die Erzeugung des sittlich Schönen hinwirken. Die Ideen des Guten, Wahren und Schönen haben ohnehin, Dank der auf's Edle angelegten Menschennatur! eine starke Anziehungskraft für den noch nicht irre geleiteten Menschen, und ohne jeden Sinn für dieselben ist auch der schon gesunkene Mensch nicht. Diese Macht der Ideen aber wird um so grösser, wenn sie uns in schönen Formen für die unmittelbare Anschauung entgegentreten. Da erwacht plötzlich und unwiderstehlich der Drang, den in so schöner Weise dargestellten Ideen nachzuleben, sie für sich selbst zu sittlichen Lebensmaximen zu machen.

Wohl gewinnt durch Goethes „Iphigenie“ zunächst unser ästhetisches Gefühl die tiefste Befriedigung und eine wahre

Erquickung. Aber zugleich tritt das sittlich schöne Bild der Iphigenie und die nicht bloss weibliche, sondern allgemein menschliche Grösse ihrer Handlungsweise so klar und fest vor unsre Seele, und die Idee der Wahrheit, deren Vertreterin sie ist, spricht so machtvoll zu uns, dass wir eindringlich die Worte zu vernehmen meinen: „So gehe denn hin und thue in einem ähnlichen Falle das Gleiche!"

Im ersten Akt von Schillers „Tell" rettet Tell den verfolgten Baumgarten über den Vierwaldstädtersee. Die Idee der Nächstenliebe und die Idee des Gottvertrauens, beide erhalten hier in Tell ihren Vertreter. Und wie sicher arbeitet die Phantasie des Dichters durch ihre lebhaften Bilder diese Ideen zu voller Anschauung heraus. Erst versetzt er uns in die herrliche Schweizerlandschaft, an den See, auf die grüne Trift, in den erhabenen Anblick der Berge, zu dem Fischerknaben und seinem „Es lächelt der See, er ladet zum Bade", zu den Hirten und ihren Herden. Dann plötzlicher Wechsel! Die Sonne verschwindet, der Donner kracht, der Sturm heult, wild wogt der See. Wir sehen das alles, und schon ist unser Gemüt in heftiger Bewegung. Aber nicht bloss der Friede in der Natur ist gestört, nicht bloss die Elemente sind entfesselt. Auch in der Menschenwelt ist der Friede gebrochen, die Leidenschaften sind frei, der Frevel ist los und macht die Stätten des Friedens unsicher. Baumgarten stürzt daher, in wildem Lauf, furchtbar erregt: Erschlagen hat er ja den Kaiserlichen Burgvogt, der in seinen Hausfrieden gebrochen war, verfolgt wird er jetzt von den Reitern des Landvogts. Wehe ihm, wenn sie ihn erreichen! Der Weg über den See ist der einzige zur Rettung. Der aber ist jetzt nicht zu wagen, da das Unwetter rast. Unsre Gemütsbewegung steigt aufs Höchste. Ach, dass jetzt eine Hülfe käme! Da tritt Tell auf. Ihn schickt Gottes Vatertreue. „Besser ist's, ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen!" „Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch, aus Sturmes Nöten muss ein andrer helfen!" so ruft er, besteigt mit Baumgarten den Kahn und rettet den unschuldig Verfolgten. Unser Herz aber, vom schweren Druck der Angst befreit, jauchzt der starken Faust und dem treuen Herzen zu, und seine Worte zu dem Fährmann tönen uns stark mah-

nend ins Gemüt: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!"

In Goethes „Hermann und Dorothea" geleitet Hermann das geliebte Mädchen auf unbehauenen Platten den Hügel zum Hause des Vaters hinab. Sie stützt sich auf ihn, denn es ist Abend, unsicher des Mondes Licht und der Weg ihr ungewohnt. Jetzt tritt der Mond hinter Gewitterwolken, das Paar ist im Dunkeln. Da gleitet Dorothea aus.

„Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange.
So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückt nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Atems, an seinen Lippen verhauchet."

Welch ein ganz anderes Bild würde bei solcher Gelegenheit einer von den gewöhnlichen Romanschriftstellern durch seine Phantasie gebildet nnd unserer Phantasie vorgeführt haben!

Aber der Romanschriftsteller würde eben damit auch nicht sittlich veredelnd auf die Leser einwirken, während das Bild bei Goethe nicht nur ästhetisch schön ist, sondern auch den sittlichen Willen weckt und stärkt. „Echte Liebe ist vor allem zart und keusch", das predigt uns jenes herrliche Paar. Bei der Lektüre derartiger Scenen fühlen wir wohl die tiefe Wahrheit der Schillerschen Worte:

„Es rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt."

Nun kann aber leider durch die Phantasie die ästhetische und sittliche Bildung auch schwer geschädigt werden. Verschieden sind ja die Phantasieanlagen. In dem einen schlummert mehr das, was, zur Entwickelung gebracht, als blühende Phantasie bezeichnet wird, die ihre Eigentümlichkeit in der Fülle, im Reichtum der Vorstellungen und Bilder hat. Im andern ruht das, was, zur Entfaltung gelangt, glühende Phantasie genannt wird, deren Eigentümlichkeit in der Inten-

sivität, in der feurigen, leidenschaftlichen Hingabe besteht, mit der bisweilen nur sehr wenige Vorstellungen und Bilder umfasst werden. In dem dritten, besonders begnadeten, ist die Anlage zur plastischen Phantasie vorhanden, die ihren Namen davon hat, dass sie ihre Vorstellungen und Bilder in schärfsten Umrissen, grösster Klarheit und Deutlichkeit vorführt. Aber welcher Art die Phantasieanlage auch sein mag, sie bedarf der Überwachung, der Pflege, der Leitung, am meisten naturgemäss in den Jahren ihrer kräftigsten Bildung, in der Jugend.

Aber wie leicht, wie unvermerkt wird da bei der Jugend gefehlt in der Auswahl von Bildern, von Büchern und des frühesten Umgangs!

Man macht z. B. nicht selten die Erfahrung, dass Knaben einen Hang dazu haben, Karikaturen zu zeichnen. Mögen sie Kreide oder Bleistift in die Hand bekommen, unbewusst malen sie solche Dinge. Da zeigt sich Phantasietrieb. Forscht man der Sache nach, so wird man gewöhnlich finden, dass entweder die Eltern in der Auswahl der Bilder, welche sie dem Knaben gaben, als er drei- und vierjährig war, höchst unbedachtsam gewesen waren, oder dass der Knabe selbst, sei es bei einem Dienstboten, oder bei einem älteren Knaben vielfach Grimassen und entstellende Körperhaltung und -Gesten gesehen und mit kindlichem Interesse belacht hatte. Solche Bilder wurden sonach Eigentum der jungen Knabenseele, die ja ein Bewusstsein vom Schönen und Hässlichen in seinem Wert und Unwert nicht hatte; die Phantasie reproducierte bald diese Bilder mit mehr und weniger Veränderungen — und erfuhr dabei selbst eine völlig schiefe, aufs Unästhetische statt aufs Ästhetische zielende Richtung. — Schule und Haus werden nunmehr viel zu thun haben, um die Linien und Farben der hässlichen Bilder nach und nach zu verwischen und durch Darbietung von schönen Formen und Farben in der Knabenseele einen neuen ästhetischern Bestand und eine neue Phantasie-Richtung zu schaffen. Das gelingt nicht immer, oft wird das Übel zu spät erst erkannt; oft wird seine Beseitigung durch allerhand andere schädliche Einflüsse gehindert; es ist ja so vielerlei, was auf die Bildung einer jungen Seele Einfluss ausübt, ohne dass wir es auch nur erkennen, ge-

schweige seinen Einfluss brechen könnten. Wenn nun aber die Phantasie, einmal auf die Irr- und Wirrgänge des Unästhetischen geführt, weder durch die Einwirkung anderer, noch mit fortschreitender Selbsterkenntnis durch des jungen Menschen eigne sittliche Kraft, wieder herumgeholt wird auf den geraden Weg zum ästhetisch Schönen, so erleidet ein solcher Mensch, da bei ihm eine gesunde ästhetische Ausbildung überhaupt nicht eintritt, eine offenbare Einbusse in seiner Entwickelung zu edlem Menschentum. Unstreitig ist da schon ein grosser Mangel, aber gewöhnlich bleibt er nicht allein. Wie die Phantasie, aufs Schöne gerichtet, mit den Bildern des Schönen vertraut und täglich mit ihnen verkehrend, auch zugleich sittlich gut wirkt, so frisst leider der Seelenschade einer aufs Unschöne gelenkten und mit Bildern des Unschönen angefüllten Phantasie auch leicht hinüber aufs Gebiet des Sittlichen und richtet hier heillose Verwüstung an. Das ästhetisch Hässliche zieht das sittlich Hässliche nach sich, und damit ist häufig geradezu der sittliche und geistige Ruin des Menschen begründet. Die unsittliche Phantasie überwuchert alles mit ihren üppig und in immer neuen Formen aufschiessenden Schlinggewächsen.

Das Traurigste ist, wenn Dichter und überhaupt Künstler unter der Macht einer solchen Phantasiethätigkeit stehen. Ihre Werke wirken dann wie Gift. Echte Künstler sind die eigentlichen Bildner und Pfleger der Phantasie. Aber wehe, wenn die Künstler Schillers Wort vergessen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!" Dann erheben sie nicht mehr zum Ideal, dann ziehen sie hinab zur Gemeinheit.

„Es ist dem Menschen nichts Herrliches gegeben, das er nicht missbrauchen könnte." Das Wort gilt auch von der Phantasie. Klar ist, sie bedarf der Leitung und Beschränkung, soll sie Segen stiften. Es werden eben immerdar drei Kräfte sein, durch die sie geleitet und beschränkt werden muss. Das sind erstens das Licht des Verstandes, zweitens die Idee der Schönheit und drittens ein edler Wille. Denn darauf beruhen nicht bloss die innere Wahrheit und die Güte künstlerischer Erzeugnisse jeder Art, sondern auch jedes Menschen reinste Freuden und sein sittlicher Wert.

Über

die Berechtigung des Chors

in Schillers

Braut von Messina.

Von

H. Neubauer,

Schuldirektor a. D.

Dramatische Schriftsteller haben ihren Werken zuweilen erklärende Rechtfertigungen beigegeben. So lässt Corneille jedem seiner Dramen eine kritische Prüfung folgen, während Racine den seinigen eine Vorrede vorausschickt. Auch Schiller hat bei seinen ersten beiden Stücken, den Räubern und dem Fiesko, von diesem Mittel Gebrauch gemacht, die Leser auf den von ihm gewünschten Standpunkt der Beurteilung zu versetzen und dadurch auch auf eine günstige Aufnahme seiner Stücke auf dem Theater, woran doch dem Dramatiker am meisten gelegen sein muss, hinzuwirken. Merkwürdiger Weise erklärt er in der Vorrede zu den Räubern die „theatralische Verkörperung" eines Schauspiels für einen „zweifelhaften Gewinn", weshalb er das seinige nicht „in die Schranken eines Theaterstücks eingezäunt" habe; ja er „will sogar selbst missraten haben, dieses sein Schauspiel auf der Bühne zu wagen". Dieser Zweifel wurde in ihm allerdings wohl hauptsächlich durch den ungewöhnlichen Vorwurf des Stückes und die eben so ungewöhnliche Behandlung seiner Charaktere erweckt; es war das stürmische und doch zaghafte Gefühl des jungen Autors, der sein erstes, mit seinem Herzblut geschriebenes Werk dem Urteil der kalten Welt übergiebt und nun von ihr erfahren soll, ob seine höchsten Gedanken nur hohle Fantasieblasen waren, oder ob ihnen ein echter, unvergänglicher Gehalt beiwohnt. Und wie war dies Erstlingswerk entstanden? Fern von der Welt, die doch ein jedes Drama schildern muss; unter einem klösterlich-militärischen Druck, da doch das Gemüt des Dichters in voller Freiheit wirken soll; die Brust erfüllt von den widerstreitendsten Strömungen glühender Leidenschaft, während dem Dramatiker eine unparteiische Beurteilung der Lebensverhältnisse zur Seite stehen muss. Was Wunder, dass dieser zwanzigjährige Brausekopf statt der wirklichen Welt eine erträumte Räuberwelt in den böhmischen Wäldern dar-

stellte! Und wie hatte er doch hiermit gerade das Richtige, weil seinem geistigen Zustande Entsprechende, getroffen! Und wie vollständig zerstörte der grossartige Erfolg dieses seines ersten Stückes seine bangen Zweifel! Freilich durfte nur ein Genius, „dem ein Gott gegeben hat, zu sagen, wie er leidet“, d. h. seine jedesmaligen Anschauungen und Gefühle zum klarsten und vollsten Ausdruck zu bringen, einen solchen Wurf wagen. War dieser erste Versuch ein Glückswurf gewesen, so musste der zweite dagegen einen schwierigen und schmerzvollen Läuterungsprozess durchmachen, ehe er sich zu der verdienten Anerkennung durchrang. Im Fiesko versuchte Schiller, wie er in der Vorrede desselben sagt, „ein Opfer der Kunst und Kabale“, während er in den Räubern „das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen“ hatte. Aber er gesteht auch ein, dass sein „Verhältnis mit der bürgerlichen Welt ihn mit dem Herzen bekannter machte als mit dem Kabinet“, und wenn er auch voll Stolz und Hoffnung hinzufügt: „Vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden“, so sollte ihm die bittere Erfahrung der zweiten Probe, der Prüfung seines Kunstwerkes auf das Leben der grossen Welt, doch nicht erspart bleiben.

Im allgemeinen werden wir von solchen prosaischen Rechtfertigungen poetischer Schöpfungen nicht viel halten; es widerstrebt uns, den Künstler, welcher durch sein Werk die erhabenste Sprache mit uns redet, auch noch über sein Werk sprechen zu hören; wir wollen uns dadurch in unserm Urteil nicht bevormunden, in unserm Genuss nicht stören lassen; ja oft scheint der Verfasser sein Werk, vielleicht in dem Bestreben, möglichst unbefangen zu erscheinen, schlechter zu verteidigen als er könnte, oder als wir es thun würden, und seine kühle Kritik seines eigenen Werkes sticht auch in der Form und Sprache unvorteilhaft von seiner poetischen Darstellung ab. Die erstere ist als Vor- oder Nachrede zu nah an die letztere herangerückt, um nicht unter ihr zu leiden. Aber vergessen wir einen Augenblick unsere Begeisterung für den Dichter und sein Werk; gehen wir auf seine kühle Betrachtungsweise, auf die einzelnen, wie zerstreut hingeworfenen Bemerkungen über dies und jenes ein, was uns nebensächlich er-

schien, worin aber der Künstler Kernpunkte und Grundbedingungen des Gelingens seines Werkes erkannte, so werden wir auf Gedanken stossen, die uns ein tieferes Verständnis desselben erschliessen, die unsern poetischen Genuss vermehren, und für die wir dem Dichter herzlich dankbar sind.

Das dürfte auch bei der Vorrede zutreffen, welche Schiller unter dem Titel: „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“ dem vorletzten seiner grossen Dramen, der Braut von Messina, vorgesetzt hat. Wie der Titel zeigt, handelte es sich um die Einführung des antiken griechischen Chors in das moderne deutsche Trauerspiel, eine Kühnheit, welche ein Wort der Erklärung wohl passend, wenn nicht notwendig erscheinen liess.

Bekanntlich ist die antike Tragödie aus dem Chor hervorgegangen; denn dieser gehörte als ein wirklich singender und tanzender Reigen zu der gottesdienstlichen Feier, mit welcher man die Feste verschiedener Gottheiten, besonders das des Dionysos oder Bakchos, beging. Die Dichter knüpften hieran eine aus der Sage von dem irdischen Walten der Gottheit entnommene Handlung, indem sie anfangs einen, später zwei, zuletzt auch noch einen dritten Schauspieler auftreten liessen; über die dargestellten oder eigentlich mehr erzählten Ereignisse stellte der Chor, nachdem er das Lob der Gottheit verkündigt hatte, Betrachtungen an, die sich auf die Wandelbarkeit des menschlichen Geschicks, auf den Segen der Frömmigkeit und den Fluch der frevelhaften Empörung gegen den Willen der Gottheit, auf das Glück einer bescheidenen Lebensstellung und die Gefahr der Macht und Grösse bezogen, und welche die Anschauungen des Volks teils in mehr naiver, teils in geläuterter philosophischer Weise wiedergaben. Die Dichter nahmen sich dann in der Wahl ihrer Stoffe immer mehr Freiheit; doch blieben sie der Götter- und Heroensage getreu, mit der einzigen Ausnahme der Perser, in welchen Äschylus das grosse Ereignis der jüngsten Vergangenheit, die Niederlage des Xerxes, als eine nationale Grossthat feierte und also an die Stelle der National*sage* nur die aus ihr erwachsene National*geschichte* setzte.

In dem Chor spiegelte sich also die Handlung wieder, und dieses Spiegelbild hatte zugleich die magische Kraft, ihre Ab-

weichung von dem sittlichen Massstab des Volkes, wie Gottesfurcht und Lebensklugheit ihn festgestellt hatten, klar zu bezeichnen. Da der Preis der Gottheit immer die nächste und hauptsächlichste Aufgabe des Chors blieb und auch die daran gereihten Betrachtungen meistens einen frommen Charakter trugen, so waren diese lyrischen Teile des Dramas zugleich die schwungvollsten und wirkten auch auf die Sprache des Dialogs in dem Sinne ein, dass sie dieselbe auf der Höhe einer edlen und oft erhabenen Einfachheit erhielten. Für die Handlung waren die Chorlieder wiederum als retardierendes Moment von Bedeutung, nicht nur um die Aufführung der sehr einfachen und durchsichtigen Begebenheit zu verlängern, sondern auch dem Zuschauer, ja man möchte sagen, den Handelnden selbst, wenn nun Schlag auf Schlag die Folgen ihrer verkehrten Handlungsweise den Händen des zürnenden Schicksals entfielen, Zeit zur Besinnung und noch eine letzte, eine allerletzte Möglichkeit zu lassen, das Schlimmste abzuwenden. Wurde diese Möglichkeit auch regelmässig unbenutzt gelassen, da das tragische Geschick sich erfüllen musste, so erhielt doch der Zuschauer den Eindruck, dass die Willensfreiheit des Helden ungefährdet und er nicht bloss ein Spielball in der Hand einer feindlichen, blind wütenden Macht sei, wozu Calderon und die deutschen Schicksalstragiker die göttliche Vorsehung herabgewürdigt haben.

Diesen Chor wollte Schiller in das moderne Trauerspiel einführen. Er giebt folgende Gründe dafür an. „Das tragische Dichterwerk, sagt er, wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte giebt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzukommen, sie zu beleben.“ Diese Bemerkung Schillers setzt allerdings den Chor schon voraus, zeigt aber doch, wie sehr er in seinen gereiften Jahren von seiner jugendlichen Auffassung, wie die Vorrede zu den Räubern sie ausspricht, sich entfernt hatte. Er führt dann weiter aus, dass das Theater dem Zuschauer ein Vergnügen gewähren soll, dass aber alle Kunst nach Veredlung der menschlichen Freude strebt, und dass der höchste Genuss die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte ist. Diese Freiheit schafft die „wahre Kunst“ dem Menschen dadurch, „dass sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die

sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen," „die Kunst ist ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell;" aber „gewöhnlich begegnet es, dass man das Eine mit Aufopferung des Andern zu erreichen sucht und eben deswegen beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verlieh, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Maler des Wirklichen sein: er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen." Er wird in uns eine „zwar ernste, aber unerfreuliche Stimmung" erwecken, uns in die „gemeine Wirklichkeit", der wir entfliehen wollten, „peinlich zurückversetzen". Wer denkt bei diesen Worten nicht unwillkürlich an die neusten Theaterprodukte eines Sudermann und Genossen, die das Moment der befreienden Freude so sehr ausser Acht lassen, und wie richtig hat unser Schiller diese traurige Geschmacksverirrung, die etwas nie Dagewesenes zur Verjüngung der dramatischen Kunst erfunden zu haben glaubt, schon vor nahezu hundert Jahren als einen Fehler untergeordneter Geister gezeichnet! „Wem hingegen, fährt er fort, zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüt und Charakter, zu teil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Kombinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüt nichts erbauen und begründen." Wer erkennt nicht in diesem Bilde die Romantiker und den geilen Schössling ihrer Schule, die Schicksalsdramen eines Adolf Müllner und Zacharias Werner? Und wie herrlich spricht der echte Idealist sich in den folgenden Worten aus: „Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie; aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloss der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und

dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergiebt sich daraus von selbst, dass der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, dass sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muss, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll." Von diesem Standpunkt aus verwirft Schiller die Illusion als eine von dem „gemeinen Begriff des Natürlichen" ausgegangene Forderung, „die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde", verlangt dagegen die „Einführung einer metrischen Sprache" und als Abschluss der poetischen Tragödie „die Einführung des Chors", „und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschliessen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren." Schiller gesteht offen ein, dass die Bedingungen für die Anwendung des Chors bei uns nicht mehr dieselben sind wie bei den alten Griechen; eine äussere Nötigung, ihn wieder einzuführen, kann bei uns nicht bestehen; an ihre Stelle will er die innere Notwendigkeit setzen. „Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, sagt er; die Gerichte haben sich von den Thoren der Stadt in das Innere der Häuser zurückgezogen; die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt; das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden; die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt." Aber, fährt er fort, „der Dichter muss die Paläste wieder aufthun; er muss die Gerichte unter freien Himmel herausführen; er muss die Götter wieder aufstellen; er muss alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen, und alles künstliche Machwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen äussern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht." Im Anschluss an das letztere

Bild nennt dann Schiller den Chor ein lyrisches Prachtgewebe, dessen „Sprache dem Dichter auferlegt, verhältnismässig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken,“ „wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten.“ Andrerseits soll der Chor die „Reflexion“ vermitteln, da „der Mensch so gebildet ist, dass er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will.“ „Der Chor, sagt er, verlässt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die grossen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dies mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht, und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet.“ So gelangt Schiller zu einem Gegensatz in der dem Chor gestellten Aufgabe; „er bringt in die Sprache Leben, in die Handlung Ruhe“; aber so „reinigt er das tragische Gedicht“ und „giebt dem Gemüt des Zuschauers seine Freiheit zurück“, und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es auch gerechtfertigt, „dass er die Täuschung aufhebt und die Gewalt der Affekte bricht;“ ja es „gereicht ihm das zu seiner höchsten Empfehlung.“ Schiller entschuldigt sich zum Schluss, dass er den Chor „in zwei Teile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt habe.“ Um dies zu begründen, unterscheidet er eine doppelte Natur seines Chors, erstens als wirkliche Person und blinde Menge, zweitens als ideale Person. In letzterer Gestalt, d. h. als eigentlicher Chor, sei er immer „eins mit sich selbst“. Er entschuldigt sich ferner, dass er den Chor „mehrmals abgehen lässt“, während er in dem antiken Theater der Handlung meistens vom Anfang bis zum Schluss beiwohnte; dies war aber schon durch die Veränderung des Ortes geboten, die sich Schiller ebenfalls erlaubt hat; denn die Handlung geht abwechselnd in einer offenen Säulenhalle des Palastes vor sich, wo die Fürstin die Ältesten des Volkes empfängt, wo sie ihre Söhne zu versöhnen sucht, und wo diese

nach der Mutter Weggange sich wirklich versöhnen, wo der ältere derselben seinen Begleitern die durch ihn bewerkstelligte Entführung der Beatrice erzählt, wohin sein Leichnam gebracht wird, nachdem er von seinem jüngeren Bruder erstochen worden ist, und wo dieser sich an der Leiche des Opfers seiner blinden Wut den Tod giebt, und in einem Garten am Meer, wohin Beatrice von Don Manuel gebracht wurde, und wo sie von Don Cesar entdeckt wird; ja dazwischen wird sie auch in das Innere des Palastes verlegt, wo die Mutter ihren Söhnen von dem Vorhandensein einer bisher unbekannten Schwester Mitteilung macht, und wo die Söhne ihre Mutter dafür mit der Mitteilung überraschen, dass sie jeder eine Braut gewählt haben; bei dieser Scene der gegenseitigen Überraschungen wirkt der Chor allerdings gar nicht mit.

Schiller führte also den Chor aus durchaus idealen Gründen in die Tragödie ein; er will diese dadurch mit den Anforderungen des gewöhnlichen Lebens, der gemeinen Wirklichkeit in den schärfsten Gegensatz stellen, sie ganz in das Gebiet der höchsten Kunst erheben. Zwar scheinen seine Gründe nicht ganz auf einen und denselben Punkt zusammenzulaufen; denn er stellt ihn einmal als das ideale Prachtgewand dar, mit welchem der Künstler seine Gestalten bekleidet, nachdem er ihnen die Kleider des gewöhnlichen Lebens und Bedürfnisses ausgezogen hat, dann als das reflektierende Element, welches dem Zuschauer die Freiheit des Gemüts zurückgeben soll, die die unausgesetzt fortrollende Handlung ihm rauben möchte. Ausserdem fällt er bei der Begründung seiner Ansicht in die bildlichen Ausdrücke, die seine Stücke sind. Können wir den ersteren Punkt nach den beiden Seiten der Form und des Inhalts betrachten, die in der höheren Einheit des Kunstwerks zusammenlaufen, so wird der zweite uns einen neuen Beleg zu der oft zu machenden Erfahrung bieten, dass das Poetische, wie das Schöne an sich, unerklärbar ist, d. h. dass es sich nur durch sich selbst erklären lässt. Diese Erklärung werden wir auch in dem vorliegenden Falle, hoffentlich mit Erfolg, anwenden, zuvor aber fragen wir: Hat Schiller uns durch seine Gründe überzeugt? Kann der Zuschauer nicht auch ohne den Chor sich seine geistige Freiheit bewahren, Furcht und Mitleid abwechselnd auf sich wirken lassen, dieses, indem er

dem tragischen Geschick des Heldon und der mit ihm Handelnden und Leidenden folgt; jene, indem er die Nutzanwendung von ihnen auf sich selbst macht? Kann der tragische Dichter nicht auch in geschlossener Handlung das höchste Kunstgesetz walten lassen, sich von jeder Nachgiebigkeit an die gemeine Wirklichkeit frei halten, um die höhere Wahrheit des Lebens um so reiner zur Darstellung zu bringen? Kann er nicht die Sprache dem hochsinnigen Charakter seiner Personen entsprechend edel gestalten, ohne des Zwanges des lobpreisenden und reflektierenden Chors zu bedürfen? Ist nicht doch dieser Chor eine rechte Störung des Interesses an dem Fortgang der Handlung? Und hat er nicht aus den vom Dichter selbst dargelegten, auf den veränderten Zeitumständen beruhenden Gründen für uns moderne Menschen etwas Gezwungenes? Und endlich: Wenn Schiller sich auf der Höhe seines dramatischen Schaffens von der poetischen Notwendigkeit des Chors überzeugte, warum hat er ihn in seinen letzten dramatischen Entwürfen, mit Ausnahme der Malteser, warum vor allem nicht in seinem Schwanengesang, dem Tell, angewandt? Schwerlich werden Schillers Gründe uns ganz überzeugt haben; sehen wir nun zu, ob die Ausführung seiner Idee unsern Beifall haben darf.

Nachdem die Fürstin von Messina den Ältesten der Stadt mitgeteilt hat, dass sie ihre Söhne, die sich seit dem vor zwei Monaten erfolgten Tode ihres Vaters unausgesetzt befehden, zu einem Versöhnungsversuch nach Messina eingeladen hat, und dass sie dieselben mit schuldiger Ehrfurcht zu begrüssen haben, eine Aufforderung, die wohl unnötig sein möchte, wenn das Verhältnis zwischen den Herrschenden und Regierten nicht ein auf Eroberung beruhendes, feindseliges wäre, tritt der Chor auf, aus den Rittern der beiden Brüder bestehend und ein Vorläufer ihrer Erscheinung, die Ritter würden sofort auf einander losstürzen, wenn sie nicht durch den Eid des Gottesfriedens gebunden wären; sie begrüssen daher einander und frischen die Erinnerung an ihre gemeinsame Abstammung auf, welche sie zu Freunden, das aus der Fremde, „von der Sonne rötlichem Untergang“ gekommene Herrschergeschlecht, welches also wohl spanischen Ursprungs sein mag, zu ihrem gemeinsamen Feinde machen sollte; aber diese Erinnerung führt zu

keinem patriotischen Entschlusse; sie sind eben nur ein rauf- und abenteuerlustiges Geschlecht. Sie begrüssen dann die zwischen ihren Söhnen erscheinende Mutter als das Höchste, was die Natur geschaffen, die Kunst dargestellt, ja die Religion selbst dem Menschen verliehen habe. Es folgt der Sühneversuch, an welchem auch der Chor sich beteiligt, doch mit Unentschiedenheit; was die Herrscher wollen, ist ihm recht; endlich wird er von der Verzweiflung der Mutter, keinen Erfolg ihrer Bemühungen zu sehen, ergriffen, und seine Worte:

„Ich nicht vergoss das verwandte Blut . . .
Ihr seid Brüder, bedenket das Ende!“

scheinen nicht ohne Einfluss auf die Erweichung des starren Sinnes der Brüder zu bleiben; das Eis ihrer Herzen schmilzt, und die ganze weiche und edelmütige Seite ihrer Naturanlage kommt zum herrlichen Durchbruch. Aber schon fliegt der erste Wolkenschatten über die sonnige Heiterkeit des schönen Momentes. Jeder der Brüder hat vor dem andern ein Geheimnis, und leider betrifft jedes der beiden Geheimnisse dieselbe Person; aber während der jüngere, Don Cesar, feurig und offenherzig, die Enthüllung des seinigen dem Bruder in nahe Aussicht stellt, hört der zurückhaltendere Don Manuel, ganz mit dem seinigen beschäftigt, kaum auf seines Bruders Worte, und erregt durch seine scheinbare Unfreundlichkeit das Missfallen seines Chorführers; dies Missfallen steigt bei der Erzählung Don Manuels von dem Raube der Beatrice; die Gewaltthat, die Verletzung des Klosterfriedens, die unnötige Heimlichkeit, alle diese Abweichungen vom geraden Wege des Rechtes und der Sitte haben seinen Beifall durchaus nicht; aber er ist bereit, die Anordnungen seines Herrn für den feierlichen Eintritt seiner Verlobten auszuführen, und der Chor giebt sich nach dessen Weggange heiteren Betrachtungen friedlicher Zeiten hin, die nun kommen sollen; das tändelnde Spiel der Liebe, Jagd und Schiffahrt werden in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen; aber wie durch eine dämonische Gewalt gezwungen, kommt er auf das düstere Thema von den früheren Frevelthaten des Herrscherhauses zurück, die nicht ohne Nachwirkung bleiben können. Der Fluch des Ahnherrn, so erfahren wir, ruht auf der Ehe und den Kindern der Donna Isabella. „Aber, schliesst er, ich will es schweigend verhüllen; denn die Rach-

götter schaffen im stillen; Zeit ist's, die Unfälle zu beweinen, wenn sie nahen und wirklich erscheinen;" und mit diesen Worten tritt er ganz auf den gewöhnlichen Standpunkt des Gefolges zurück, wie denn auch seine Auffassung von der Wirkung des Vaterfluches mehr eine volkstümliche als ideale ist und uns nicht zu der Ansicht verleiten darf, als habe der Dichter eine blinde Schicksalsgewalt ohne eigene Verschuldung der handelnden Personen in seine Tragödie einführen wollen.

Wir werden dann zu der einsamen Beatrice in den Garten des Klosters der Barmherzigen versetzt; sie erwartet Don Manuel, ihren Geliebten, mit ungestümer Sehnsucht, aber nicht mit rechter Freudigkeit; denn sie muss sich Vorwürfe machen, ihm heimlich, unerlaubter Weise gefolgt zu sein, und es lastet auch noch etwas Anderes auf ihrem Gewissen; sie hat heimlich und ohne Erlaubnis an der Leichenfeier für den verstorbenen Fürsten teilgenommen; war es ein geheimer Zug des Herzens zu dem ungekannten Vater? Aber sie ist dort von Don Cesar gesehen worden, der sofort in verzehrender Glut der Liebe zu ihr entbrannt ist, wie sie vorher dem Don Manuel bei der ersten Begegnung rücksichts- und besinnungslos, mit Verkennung der Stimme der Natur, ihre Liebe zugewandt hat. Don Cesar erscheint jetzt vor ihr; denn den eifrigen Nachforschungen seiner Späher ist es gelungen, ihr Versteck zu entdecken. Der Erklärung seiner Liebe, seines Standes und seiner Abstammung gegenüber bleibt sie sprachlos; sie verabscheut das Geschlecht, dem sie selbst, ohne es zu wissen, angehört. Don Cesar lässt sein Gefolge bei ihr zurück, welches sie begrüsst und ihr Schicksal preist, während Beatrice es verwünscht. Es folgt die schon erwähnte Scene im Innern des Palastes, bei welcher der Chor nicht mitwirkt, ein alter Diener aber die Nachricht vom Raube der Tochter bringt, welche Donna Isabella auf Grund von Träumen und deren Deutungen bisher versteckt gehalten hat; Don Cesar stürzt fort, sie den Räubern, Korsaren, wie er vermutet, zu entreissen, und gerade jetzt legt Diego das Geständnis ab, welches jenem ein Fingerzeig zur Erkennung seiner Schwester hätte werden können, den Don Manuel dagegen von ihrer Spur abbringt, das Geständnis, dass er sie aus seiner Obhut entlassen hat, damit sie bei dem Leichenbegängnis des Fürsten ihre Schaulust befriedigen könnte.

Die beginnende Verwirrung kommt in dem Streit der beiden Gefolgschaften zum Ausdruck, von denen die eine den von Don Cesar ihr angewiesenen Platz nicht räumen will, als die andere die von Don Manuel befohlenen Brautgeschenke bringt. Der letztere legt den Streit durch seine Ankunft bei; er hat Verdacht geschöpft, dass Beatrice seine Schwester sein könnte; aber ehe es ihm gelingt, seine Zweifel zu lösen, wird er von dem herzueilenden eifersüchtigen Bruder erstochen. In wilder Gährung schäumt sein Gefolge auf; aber der Ernst des Todes macht bald seinen Einfluss geltend, der Chor stimmt die erschütternde Totenklage an, durchflochten mit Betrachtungen über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge

(Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut!),

mit Verwünschungen des Mörders

(Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesät die tödliche Saat)

und dem Ausdruck der Überzeugung, dass die rasche That nicht ungerächt bleiben könne; er erinnert an den Muttermörder Orestes. Indes die Mutter, vom alten Diego ermutigt, sich noch frohen Hoffnungen hingiebt, bringen die Mannen Don Cesars ihr zuerst die leblose Tochter, dann die des Don Manuel den ermordeten Sohn, „eine unbeglückende Last“, die sie unter erneuten Klageliedern, aber auch unter Trostsprüchen vor der Mutter niedersetzen

(Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!)

Aber der Schmerz lernt sich nicht so schnell, zumal bei einer gewaltsamen Natur wie die der Mutter; ihre masslosen Verwünschungen, die sich, ohne dass sie es weiss, gegen ihren Sohn, gegen sie selbst richten, ihre ungerechte Anklage der Vorsehung begleitet der jetzt wieder vereinigte Chor mit Weherufen; in einem kurzen, antistrophischen Liede drückt er sein Entsetzen aus, er sieht die Furien nahen. Auch die endlich alles enthüllende Auseinandersetzung zwischen Don Cesar und seiner Mutter begleitet er mit seinen Klagerufen, und nachdem Donna Isabella in Verzweiflung fortgegangen ist, Don Cesar

vergebens die Teilnahme seiner Schwester in Anspruch genommen hat, stimmt der Chor das Lied vom Glücke des beschränkten und verborgenen Lebens an, welches jedoch in den Misslaut ausklingt:

> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Der Schluss und gleichsam der letzte Akt des Dramas wird durch die der antiken Tragödie nachgebildeten Trimeter eingeleitet, in welchen Don Cesar, entschlossen durch freiwilligen Tod seine Schuld zu sühnen, seine letzten Anordnungen ausspricht:

> Das Recht des Herrschers üb' ich aus zum letzten Mal,
> Dem Grab zu übergeben diesen teuren Leib;
> Denn dieses ist der Toten letzte Herrlichkeit.

Vergebens beschwört ihn das Gefolge seines getöteten Bruders — denn sein eigenes hat er mit dessen Leichnam fortgeschickt — nichts gewaltsam Blutiges zu beschliessen; vergebens kündigt ihm die Mutter Verzeihung an; vergebens bittet ihn auch die Schwester zuletzt, für die Mutter zu leben und sie, die Schwester, zu trösten: Don Cesar glaubt seinem Bruder sein Opfer nicht entziehen zu dürfen:

> Deine Stimme aus dem Sarg
> Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
> Und mächt'ger als der Liebe Flehn.

Er stirbt, und der Chor schliesst das Stück mit den Worten:

> Erschüttert steh' ich, weiss nicht, ob ich ihn
> Bejammern oder preisen soll sein Loos;
> Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
> Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
> Der Uebel grösstes aber ist die Schuld.

So hat der Chor mit seinem Rat und seinen Diensten, mit seiner rein menschlichen, aber auch zum höheren Ton der allgemeinen Betrachtung sich erhebenden Teilnahme die Handlung in ihrem raschen Verlaufe begleitet; er hat in diesen Verlauf allerdings wohlthätige Pausen gebracht, da sie von einer so düstern Tragik ist, dass sie, wenn ununterbrochen dahinrollend, herzbeklemmend wirken muss; er hat der Handlung zugleich eine Gliederung gegeben, welche der sonstigen Gliederung in Akte ungefähr entspricht und mit der Entwicke-

lung der Handlung durchaus übereinstimmt; nur sind dieser Glieder nicht, wie gewöhnlich, fünf, sondern nur vier, indem das Chorlied:

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange unendliche Zeit u. s. w.

auf die Versöhnung der Brüder folgt, das Lied:

Sagt mir, ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht!
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen, blutigen That u. s. w.

den Brudermord abschliesst, der Chor:

Wohl dem, selig muss ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur!

den Tiefpunkt des hereingebrochenen Unglücks bezeichnet, worauf mit der letzten gewaltsamen, aber doch befreienden That Don Cesars das herausgeforderte Schicksal befriedigt wird und zur Ruhe kommt. Der Chor leistet hier gleichsam die Arbeit einer Zwischenmusik, aber einer solchen, die mit der Handlung in der engsten Beziehung steht und viel deutlicher, als die wirkliche Musik es kann, das eben Geschehene nach seiner aktuellsten Wirklichkeit wie nach seiner ethischen Bedeutung zusammenfassend abspiegelt; er bildet in der That, wie Schiller es wollte, das Prachtgewand dieser romantischen Begebenheit, deren düstere Färbung wirkungsvoll von ihm absticht, wie sie sich in ihrer einfachen, wenn auch von ihm beeinflussten Sprache von dem stets schwungvollen Ton des Chors unterscheidet. Diese herrliche Sprache rechtfertigt vor allem das Vorhandensein des Chors in der Braut von Messina, d. h. er rechtfertigt sich durch sich selbst; er ist durchweg schön; darum hat er ein Recht zu sein in einer Welt der Schönheit und der Kunst. Dass Schiller ihn durch Teilung, durch Auf- und Abtreten beweglicher machte und enger mit der Handlung verband, bedurfte wohl nach unserer Auffassung keiner Entschuldigung; denn es ist ein Vorzug vor dem alten

Chor, insofern dieser in seiner ganzen Bewegung gemessener, feierlicher und erhabener blieb. Ich sage: insofern; denn schon die Sophokleischen Chöre schliessen sich der Handlung eng genug an. Im König Oedipus ruft der Chor die Götter mit folgenden Worten zur Befreiung von der Pest an, die Stadt und Land Theben verheert, und von welcher Oedipus, Kreon und der Oberpriester soeben gesprochen haben:

Tröstlicher Spruch des Zeus, was bringst du vom goldenen Tempel
Pytho's dem sonnigen Theben mit?
Angst ergreift mir das Herz und bange muss ich erbeben,
Delier, Paian, Spender des Heils,
Sinn' ich, was du wohl meinst,
Was du mir Neues
Oder in früheren Tagen Beschlossenes
Drohend verkündigest.
Sag es, der Hoffnung Tochter, der goldenen, himmlische Stimme!
Ewige Tochter des Zeus, dich ruf' ich vor allen, Athene!
Artemis dann, die das Land uns beschirmt,
Deren berühmter Thron sich erhebt auf dem Ringe des Marktes,
Phoibos, den fernhin Treffenden, auch!
Zeigt euch mir, ihr drei
Wender des Unheils!
Ältere Flüche verbannend beschirmtet ihr
Theben auch früher schon;
Eben so kommt auch nun und helft uns in brennenden Nöten!
Denn ich trage fürwahr unermessliches Leid;
Die Pest ergreift den ganzen Stamm,
Und niemand weiss ihr zu wehren.
Auf den gepriesenen Äckern gedeiht
Die Saat nicht mehr;
Die Frauen erliegen
Den Weh'n der Geburt.
Dicht hinter einander
Wie flüchtige Vögel
Und schneller als flackernde Flammen
Flattern hinunter
Zum Gott am nächtlichen Flussgestade
Die zahllosen Schatten
Der sterbenden Städte u. s. w.

Nachdem Oedipus die Aufforderung an alles Volk gerichtet hat, zur Ermittelung des Mörders des vorigen Königs beizutragen, und der blinde Seher Teiresias rätselhafte, schreckende Worte scheinbar zusammenhangslos ausgestossen hat, zeigt sich der Chor von demselben Eifer erfüllt, den Schuldigen zu entdecken, dem die Götter zürnen, spricht aber die Ansicht aus, man dürfe den Oedipus der Schuld nicht ohne Beweis bezichtigen. Er mischt sich dann in seinen Streit mit Kreon, dem Bruder der Königin, und als Jokaste in dem Bemühen, schlimme Ahnungen zu zerstreuen, diese nur vermehrt hat, spricht er kräftig sein Verdammungsurteil über jedes frevelhafte Thun aus. Nur als die Enthüllungen schon so weit vorgeschritten sind, dass sie für Jokaste zur Gewissheit des Entsetzlichen geworden sind; als sie das Innere des Palastes aufgesucht hat, um sich den Tod zu geben, stimmt der Chor ein wenig passendes Loblied auf den Kithaeron an, in welchem Oedipus nach der neuesten Entdeckung als Kind gefunden worden ist; aber als nun auch dieser selbst den schrecklichen Zusammenhang nicht mehr bezweifeln kann, hinwegstürzt, um als Geblendeter jammernd auf den Schauplatz zurückzukehren, bezeigt der Chor in Klageliedern und tröstlichem Zuspruch ihm inniges Mitgefühl.

Aber der Hauptgrund, warum der Chor in der Braut von Messina eine so starke Wirkung hervorbringt, während wir doch in einem Don Carlos, Wallenstein, Tell keinen Platz für ihn finden können, ist noch nicht ausgesprochen; auch Schillers' Vorrede, die doch noch so vieles Andere und Treffliche enthält, worauf wir nicht eingehen konnten, giebt ihn nicht an; es ist die eigentümliche Beschaffenheit des tragischen Stoffes. Ich habe die Begebenheit vorher eine romantische genannt; mit mehr Recht, scheint es, könnte man sie antik nennen, so geschlossen, einfach, wuchtig tritt sie auf. Ein stolzes Herrschergeschlecht, nur durch das Recht der Eroberung dem unterworfenen Volksstamm verbunden, im Herzen ihm fernstehend und ihn verachtend, von hochgemuter Gesinnung, aber in Aberglauben befangen, alles sich erlaubt haltend, was sein stolzer Mut begehrt, vor keiner Gewaltthat zurückbebend und keine Schranken seines Thuns mehr kennend, wenn der wilde, blinde Jähzorn es entflammt; eine durch häufigen Besitzwechsel und fortgesetzte Misshandlung nieder-

gedrückte, verbissene, heimtückische, halb in christlichem, halb in arabischem Aberglauben befangene Bevölkerung, zerrüttete Staatsverhältnisse: das ist der vulkanische Boden, auf welchem die düster prächtige Handlung sich aufbaut. Und mit welcher antiken Geschlossenheit baut sie sich auf! Die von der Mutter aus abergläubischen Beweggründen versteckt gehaltene Tochter wird zuerst von dem einen, dann von dem andern ihrer Brüder entdeckt; angezogen, hingerissen von dem verwandten Adel der holden jungfräulichen Erscheinung, gehen sie nach ihrer ungebändigten Natur — denn der starke sittliche Einfluss eines Ehrfurcht gebietenden väterlichen Willens hat ihrer Erziehung gefehlt — sofort zum Äussersten über; Don Manuel raubt sie; Don Cesar lässt sie durch seine Mannen bewachen. Er ersticht den bei ihr angetroffenen Bruder ohne Prüfung der Umstände, wie er vorher ohne genauere Erkundigung fortgestürzt war, die Schwester den Händen der Korsaren zu entreissen, und wie er nachher kurz entschlossen sich den Tod giebt, die Frevelthat zu sühnen. Überall Verblendung, tollkühnes Wagen zu selbstischem Zweck und im jähen Umschlag Darangabe des Lebens um der Ehre willen. Ein solches ganz auf sich gestelltes und doch noch in sich zerrissenes Geschlecht wird höchst passend von einer kühnen, leichtlebigen, abenteuersüchtigen Gefolgschaft umgeben, in welcher aber doch ein Rest sittlichen Gefühls und alter Volksgewohnheit sich erhalten, durch das wechselvolle Kriegs- und Räuberleben aber ein Schatz praktischer Lebenserfahrung angesammelt hat, während ihr durch ihre untergeordnete Stellung jeder Antrieb zu den verhängnisvollen Grossthaten ihrer Führer genommen wird. Sie unterstützt zwar jedes noch so frevelhafte Beginnen derselben, aber sie lässt es an guten Ratschlägen und treu gemeinten Warnungen nicht fehlen; sie sieht die verderblichen Folgen ihrer Gewaltthaten voraus und muss sie endlich ihrem selbstverschuldeten Schicksal überlassen. „Die fremden Eroberer kommen und gehen; wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“ Dass die vorliegende Handlung bei all ihrer antiken Einfachheit und Geschlossenheit durch die Orts- und Zeitverhältnisse, den ritterlichen Charakter der handelnden Personen, das Geheimnisvolle der Anlage und der begleitenden Umstände doch eine ganz romantische Färbung erhält, wird

zugegeben werden; das Fatalistische der antiken Weltanschauung und die bunt bewegte Welt des Mittelalters wirkten zusammen, um diesen tragischen Stoff für die Anwendung des Chors geeignet zu machen; aber konnte er in dem Tell angebracht werden, wo uns das Ringen eines kräftigen und unverdorbenen, freiheitliebenden und gemütreichen, arbeitsamen und bürgerlich gesinnten germanischen Volksstammes vorgeführt wird, welcher über die herrischen Launen und die Willkürherrschaft eines ihm aufgedrungenen Rittergeschlechtes triumphiert und sich in der ganzen Breite und Fülle seines vielverzweigten Lebens vor uns entfaltet, in einem Stücke, welches überhaupt gar kein Trauerspiel, sondern das Triumphlied des Sieges der guten Sache der Freiheit über die Knechtschaft ist? Und zweifeln wir andrerseits noch, dass Schiller in seiner Braut von Messina die handelnden Personen nicht willenlos einem grausamen Schicksal preisgegeben hat, dass er sie wie wirkliche Helden durch eigene Schuld zu grunde gehen lässt, wenn auch diese Schuld schwer zu vermeiden war? Lag nicht auch einem Wallenstein, einer Maria und Elisabeth die Versuchung nahe genug, vom geraden Wege der Pflicht abzuweichen? Und ist der ein tragischer Held, welcher nur unter gewöhnlichen Verhältnissen auf diesem geraden Wege bleibt? Nein, niemand hat das Recht, die gehirnschwachen Erzeugnisse der Schicksalsschule auf Schiller als ihren ersten Begründer zurückzuführen; er hat sich auch in diesem Stücke auf der vollen Höhe seiner dramatischen Kraft gehalten und als das gezeigt, was er ist: der erste dramatische Dichter unserer Nation.

Die

Evangelische Mission,

ein Beweis

für die Wahrheit des Christentums.

Vortrag,

gehalten am 8. November 1893

in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

von

Dr. A. Schreiber,

Missions-Inspektor zu Barmen.

Das Christentum ist keine mathematische Wahrheit, die sich einem jeden, der nur denken kann, beweisen lässt, ganz abgesehen davon, wie er sich mit seinem Willen dazu stellt. Das Christentum fordert Glauben, und dieser Glaube ist eine sittliche That. Damit wäre es aus, sobald das Christentum sich einfach verstandesmässig beweisen liesse. Nein, es bleibt dabei, was der Herr Jesus gesagt hat: So jemand will des Willen Thun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei.

Aber andrerseits steht das Christentum nun doch einmal da in der Weltgeschichte als die allergrösste, einzigartige Erscheinung, und bleibt für jeden ein ungelöstes Rätsel, der nicht an seinen göttlichen Ursprung, also an seine Wahrheit glauben will. Schon sein Anfang, dass diese wenigen, ungelehrten und in den Augen der Welt machtlosen Fischer von Galilaea mit ihrem Glauben die Welt doch aus den Angeln gehoben haben, bleibt ein unbegreifliches Rätsel, so lange man nicht an die Auferstehung Jesu glauben will. Somit bildet doch die Geschichte des Christentums in gewissem Sinne einen Beweis für seine Wahrheit, und in diesem Sinne ist es auch gemeint, wenn ich heute Abend unternommen habe, vor Ihnen, hochverehrte Anwesende, über die evangelische Mission als über einen Beweis für die Wahrheit des Christentums zu reden. Es ist allerdings, meiner Überzeugung nach, in der evangelischen Mission die göttliche Lebenskraft des Christentums wieder so deutlich und sichtbar hervorgetreten, dass auch diese thatsächliche Erscheinung unserer Tage für jeden, der nicht an die Wahrheit des Christentums glauben will, ein ungelöstes Rätsel bleiben muss. Diese meine Ansicht und Überzeugung wollen Sie mir nun erlauben, Ihnen so gut ich es vermag, darzulegen.

Wenn ich von evangelischer Mission rede, so verstehe ich darunter alles, was seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts

von England, Amerika und Deutschland an evangelischen Missionsbestrebungen ausgegangen ist. Ich lasse also ausser Betracht, was in früheren Jahrhunderten von den Holländern in ihren Kolonien und ebenso, was von der Brüdergemeinde und der dänisch-hallischen Mission geschehen ist, so wichtig und bedeutsam auch diese Vorläufer der modernen evangelischen Mission sein mögen. Für unseren heutigen Zweck kommen diese früheren Bestrebungen in ihrer Vereinzelung und mit ihren doch verhältnismässig unbedeutenden Erfolgen kaum in Betracht.

Dagegen ist die neuere evangelische Mission, wie sie vor hundert Jahren von England und Amerika ausgehend bald die ganze evangelische Christenheit erfasst hat, eine grossartige und höchst wunderbare Erscheinung, in der That ganz geeignet, als ein Beweis für die Wahrheit des Christentums bezeichnet zu werden, schon gleich in ihrem Anfang und ihrer Entstehung.

Da müssen wir zu allererst achten auf die Zeit und die Zeitumstände, unter denen die Mission ihren Anfang genommen hat. Dieselben waren in der That derartige, dass man alles andre eher hätte erwarten können, als dass gerade damals nun eine solche neue Erscheinung ihren Anfang nehmen würde, in der die sieghafte Lebenskraft des evangelischen Glaubens in so grossartiger Weise zu Tage getreten ist. Die Aufklärung und der Rationalismus hatten fast die ganze evangelische Christenheit erfasst, in allen gebildeten Kreisen herrschte der von England und Frankreich ausgegangene Unglaube: was Voltaire triumphierend verkündigt hatte, dass es mit dem Christenglauben ein- für allemal aus sei, dass bald keine neuen christlichen Kirchen mehr gebaut werden würden, das wurde von den meisten gelehrten Leuten wirklich geglaubt, und es sah in der That ganz darnach aus, als ob es so kommen müsste. Das Christentum schien sich überlebt und seine Kraft verloren zu haben.

Und ebenso wenig war die ganze politische Lage darnach angethan, dass man an die Entstehung einer solchen Bewegung hätte denken sollen, die sich die Ziele ihrer Arbeit in den entlegenen Heidenländern suchte. Die französische Revolution hatte den ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Bestand

Europas bis in seine Grundvesten erschüttert. Das Gefühl war allgemein verbreitet, dass man erst am Anfange gewaltiger Umwälzungen und Verwicklungen stehe, deren Ende Niemand absehen konnte. Es war aber nicht etwa das Verlangen, nun diesen unsichern, schwankenden Verhältnissen und dieser abgefallenen alten Christenheit zu entfliehen, das die evangelische Mission ins Leben gerufen hat, sondern ganz einfach der Gehorsam gegen des Herrn Jesu Missionsbefehl, die Überzeugung, dass das Evangelium für alle Menschen ohne Unterschied bestimmt sei, was jene Gründer der Mission antrieb, um, unbekümmert um alle Verwickelungen und Verirrungen in der Heimat und gleichgültig gegen den Spott und Hohn der Welt, an denen es wahrlich nicht fehlte, sich auf dies neue und unerhörte Unternehmen einzulassen, den Heiden am andern Ende der Welt das Evangelium zu bringen. Denn auch das kommt noch hinzu, um dieses Unternehmen zu einem so merkwürdigen und unerklärlichen zu machen, dass es sich bei den ersten, von England ausgehenden Unternehmungen nicht etwa um die Arbeit in den eigenen englischen Besitzungen handelte, sondern dass man den Anfang machte auf den fernen Südseeinseln, die eben erst bekannt geworden waren.

Dabei aber waren es nicht etwa reiche und einflussreiche Männer, nicht solche, die durch ihre Stellung in der Kirche oder durch grosse Gelehrsamkeit bedeutenden Einfluss unter ihren Volks- und Glaubensgenossen hatten, sondern einfache schlichte Leute aus dem Volke, Handwerker und dergleichen, von denen die Bewegung ausging und die sie förderten. Also auch in dieser Beziehung trägt die Entstehung der evangelischen Mission eine auffällige Ähnlichkeit mit derjenigen des Christentums selbst. Wer damals mit weltlichem, ungläubigem Blick dies Unternehmen ansah und ein Urteil über den Verlauf der Sache und ihren mutmasslichen Erfolg abgeben wollte, der konnte gar nicht anders, als in die damals auch allgemein verbreitete Meinung einstimmen, nämlich dass es ein ganz und gar aussichtsloses Unternehmen sei, eine schwärmerische Geschichte, die sich sehr bald im Sande verlaufen werde. Zu dieser Ansicht schien um so mehr Grund vorhanden zu sein, als die ganze Sache nicht etwa von der organisierten und durch Behörden etc. vertretenen evangelischen Kirche, etwa

wie das bei der römischen Mission der Fall ist, auch nicht von irgend einer festgegliederten Gesellschaft ausging, sondern von einigen unbedeutenden Privatleuten, die sich völlig zwangslos und formlos dazu verbunden hatten. Aber, was freilich damals wohl noch niemand ahnte oder auch nur ahnen konnte, grade in dieser neuen, bis dahin wenigstens in der evangelischen Christenheit noch nicht dagewesenen Art der ganz freiwilligen Vereinigung von gläubigen Christen zum Zweck der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, war die Form gefunden, in der sich der wahrhaftige christliche Glaube und die echte uneigennützige Liebe der Christen allein recht bethätigen können; seither hat diese Form der christlichen Vereinigungen oder Gesellschaften in der ganzen evangelischen Christenheit Dimensionen angenommen, die wahrhaft kolossal zu nennen sind, wovon weiter unten noch etwas näher zu reden sein wird. Will man aber einen richtigen Einblick in die Bedeutung dieser neuen Art der christlichen Vereine und ihren Wert gewinnen, so muss man dagegenhalten, wie z. B. in der reformierten Kirche Hollands seit der Mitte des 16. Jahrhunderts unablässig, an hundert Jahre lang ein mächtiger Drang und das ernstliche Verlangen sich äusserte, den Heiden in den indischen Besitzungen das Evangelium zu bringen, wie aber trotz der langen Zeit und trotz aller dahin gerichteten Beschlüsse und Petitionen, dennoch nichts dabei herausgekommen ist, weil man sich nämlich immer nur an die officiellen Organe, sei es der Kirche oder des Staates, wandte. Nebenbei bemerkt, lehrt uns auch diese alte Geschichte deutlich genug, was man von den Bestrebungen der neuesten Zeit zu halten hat, die Missionssache zu einer Sache der offiziellen Kirche oder gar des Staates zu machen. Das wäre einfach ihr Tod. Nein, in den völlig auf Freiwilligkeit beruhenden, nur durch den Glauben und die Liebe der wirklich an den Herrn Jesum und sein Evangelium Gläubigen unterhaltenen Vereinigungen und Gesellschaften hat die Gemeinde des Herrn die rechten Organe gefunden für diese wie für alle ihre andern Liebesarbeiten.

Gerade im Blick auf die Zahl und Lebensstellung der Anfänger der neuern evangelischen Mission kann man mit vollem Recht auf dieselbe das bekannte Wort Gamaliels anwenden:

Ist der Rat oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen. Und in der That, die ungläubige Welt hat es durch ihren Spott und Verachtung nicht dämpfen können. Lange bange Jahre, bei uns in Deutschland noch bis vor etwa funfzehn Jahren, gab es kaum irgend eine andere Sache, die so unter dem Bann der Verachtung und des Spottes in der öffentlichen Meinung stand, wie das Werk der Heidenmission. Unsere grossen Zeitungen, fast ohne jede Ausnahme, redeten von allen möglichen Dingen, von der Mission aber ganz gewiss nur dann, wenn man ihr etwas anhängen, sie lächerlich machen konnte. Aber trotzdem ist dies verachtete und verspottete Werk in ganz wunderbarer Weise im Stillen gewachsen. Es hat in der That seine göttliche Lebenskraft und damit die Wahrheit des Christentums dadurch bewiesen, dass dieser also angefasste und in Praxis umgesetzte Missionsgedanke sich nicht nur als unwiderstehlich anziehend und zur Nachahmung reizend bewiesen hat überall, wo lebendiges gläubiges Christentum vorhanden war, sondern dass durch ihn sogar an vielen Orten, wo bis dahin alles tot gewesen war, neues Leben geweckt worden ist.

Es kann ja nicht meine Aufgabe sein, hier heute eine genaue Geschichte des Wachstums oder eine eingehende Statistik über die gegenwärtige Ausdehnung des Werkes der Heidenmission zu geben. Es genügt für meinen Zweck, zu sagen, dass es kein einziges evangelisches Land, ja kaum noch eine evangelische Landschaft giebt, wo nicht auch ein grösserer oder kleinerer Kreis sich mit an diesem Werke beteiligte. Es giebt augenblicklich an Hundert oder mehr aussendende Missionsgesellschaften in der evangelischen Christenheit und die Zahl der europäischen und amerikanischen Missionare kann man auf 4000 angeben. So ist denn in der That aus jenem kleinen unscheinbaren Senfkorn, das vor hundert Jahren in den Boden der evangelischen Christenheit gepflanzt wurde, ein sehr ansehnlicher Baum geworden, der seine Wurzeln in allen Ländern hat, wo evangelische Christen wohnen und dessen Zweige in der That die ganze Erde überschatten. Unter den Zweigen dieses Baumes haben schon viele Völker Zuflucht genommen. Doch ehe ich darauf, also auf die Erfolge der evangelischen Mission, als auf einen weiteren Beweis für die Wahrheit des

Christentumes, näher eingehe, muss ich noch ein Wort betreffs des eigenartigen Wachstums der Mission hinzufügen.

Sie kennen wohl alle jenes wunderbare herrliche Gesicht, von dem wir im 47. Kapitel des Propheten Hesekiel lesen, von dem Strom, der unter der Schwelle des Tempels als ein kleines Wässerlein seinen Ursprung nimmt und dann, je weiter er fliesst, desto grösser und tiefer wird, überall, wohin er kommt, Segen spendend. Nun, diesem Strom gleicht, ebenso wie das Christentum überhaupt, so auch wieder das Werk der evangelischen Mission. Während es mit so vielen, rein menschlichen Unternehmungen nach Art der Flüsse im Innern von Hochasien geht, die nämlich je länger desto kleiner werden, bis dass sie zuletzt im Sande verlaufen oder in einem Sumpfe ein klägliches Ende finden, ist eben das einzigartig am Werk der evangelischen Mission, dass sie nicht nur bis auf die Gegenwart noch fortwährend gewachsen ist, sondern dass sogar dieses Wachstum, wie man leicht mit Zahlen beweisen kann, mit jedem Jahrzehnt ein schnelleres und mächtigeres geworden ist und noch wird.

Dieses merkwürdige Wachstum der Missionssache beweist für jeden nachdenkenden Menschen schon a priori, dass es unmöglich an Erfolg fehlen kann und dass also unmöglich die römischen und andre Beurteiler mit ihren Behauptungen Recht haben können, dass der Erfolg der evangelischen Mission gleich Null sei. Aber es verlohnt sich doch der Mühe, etwas näher zuzusehen, wie denn diese abfälligen Urteile überhaupt entstehen können. Nun für die Ultramontanen steht es schon von vorne herein fest, dass die evangelische Mission nichts ausrichten kann, und wenn man einmal mit einem solchen Vorurteil an eine Sache herantritt, dann macht man eben die Augen zu, sobald sich etwas dem Entgegengesetztes zeigt. Diese Art römischer Beurteilung alles evangelischen Lebens und Wesens ist uns ja allen sattsam bekannt, so dass uns ein derartiges Urteil im mindesten nicht befremden kann.

Anders liegt die Sache mit den zahlreichen abfälligen Urteilen von Reisenden und Kolonialbeamten, wie sie noch immer ab und zu in unsern Zeitungen erscheinen. Zunächst kann man getrost behaupten, dass diesen abfälligen Urteilen doch wohl eben so viele gerade entgegengesetzte, anerkennende ent-

gegenstehen, und zwar, was überaus wichtig ist, diese letzteren günstigen Urteile kommen gerade von denjenigen Leuten, die sich die Mühe genommen haben, selbst genau zuzusehen, oder von solchen, die als Beamte lang genug im Lande gewesen sind, um sich ein wirklich zutreffendes Urteil zu bilden. Solche Urteile liegen z. B. genug über die Erfolge der Mission in Englisch-Indien, und zwar von den höchsten Beamten des Landes vor. Was unsere eigene Mission angeht, so darf ich z. B. für die Erfolge unserer Arbeit in Deutsch-Südwest-Afrika auf die Urteile des Dr. Schinz und Ludloff, sowie auf dasjenige des Professors Pechuël Lösche hinzuweisen, und über die Erfolge unserer Arbeit auf Sumatra ist das Urteil aller höheren Beamten von dort fast einstimmig das allergünstigste, sowie ebenso dasjenige verschiedener Reisender, wie des Baron Brenners.

Aber zur Erklärung jener abfälligen Urteile von andern Seiten gilt es vor allen Dingen eins nicht zu übersehen. Das Wunderliche bei der Sache besteht nämlich darin, dass diese Beurteiler fast ausnahmslos von Erfolgen der Mission nach einer Seite hin reden, nämlich von dem, was die Missionare in Bezug auf Förderung von äusserlicher Cultur und Civilisation, von Erziehung zur Arbeitssamkeit etc. geleistet oder nicht geleistet haben, mit einem Wort, von lauter Dingen, die gar nicht den eigentlichen Zweck und die Aufgabe der Missionsarbeit ausmachen. Es ist doch aber nicht mehr als recht und billig, wenn man von den Erfolgen oder Misserfolgen irgend einer Arbeit redet, dass man dieselben lediglich auf d e n Gebieten sucht, welche das Ziel dieser Arbeit ausmachen. Die evangelischen Missionare treiben aber ihre Arbeit nicht, um jene eben genannten äusserlichen Dinge unter den Heiden zu fördern, sondern um dieselben von ihrem heidnischen Aberglauben zum christlichen Glauben zu bekehren; sie wissen aber dabei allerdings auch dies, dass, wo es ihnen mit solcher Arbeit gelingt, sich auch an ihrer Arbeit die Verheissung Jesu erfüllen wird, dass, wenn wir nur nach seinem Reiche und dessen Ausbreitung trachten, uns alles andere zufallen wird; die Vertreter der evangelischen Mission dürfen mit vollem Recht darauf hinweisen, dass trotzdem die evangelische Mission der mächtigste Faktor ist, um unter den wilden Völkern Cultur zu verbreiten. Aber

freilich sie thut solches nicht in der Weise der römischen Mission, welche von so vielen Reisenden uns so oft als Muster hingestellt und für viel erfolgreicher erklärt wird, als die evangelische Mission. Die römischen Missionare verstehen es in der That, diejenigen Leute, welche sie unter ihren Einfluss bringen können, in den meisten Fällen sind das Kinder, häufig gekaufte Sklavenkinder, zu erziehen, d. h. zu dressieren und überhaupt ihre Christen in den äusserlichen Dingen durch stramme Zucht ans Arbeiten zu bringen. Infolge dessen erzielt sie einen viel schneller und viel stärker in die Augen fallenden Erfolg in dem äusseren Aussehen ihrer Missionsstationen. Aber was die römische Mission nicht versteht, das ist die Pflanzung eines neuen geistlichen Lebens, eine Erziehung zu neuem selbstständigen Wirken, eine Heranbildung zur Selbständigkeit ihrer aus den Heiden gewonnenen Bekehrten. Das aber sind die Dinge, auf welche es die evangelische Mission einzig abgesehen hat, und wo es ihr damit gelingt, da giebt es einen wirklichen Erfolg und nicht nur solche Scheinerfolge, wie in der römischen Mission meistenteils erzielt werden. Wir evangelischen Missionsleute wollen uns die Vorwürfe unserer Kritiker gerne gefallen lassen, wir können über ihre Urteile und über ihre Anpreisungen der römischen Mission als Vorbilder für uns nur lächeln. Wer sich die Mühe geben will und der Sache wirklich genau nachgeht, wer sich namentlich fragt, wie steht es denn mit der weiteren Entwicklung und der Geschichte der auf diese Weise von den römischen Missionaren gegründeten Stationen, der kann sich aus der Geschichte namentlich früherer Jahrhunderte eine ganz klare Antwort auf solche Fragen erholen. Die Jesuiten namentlich haben ja in der That an manchen Stellen, was äusserliche Erfolge betrifft, wie Erziehung zur Arbeit und Dressur, ganz Erstaunliches geleistet, an einzelnen Orten, wie in Paraguay so grossartig, wie man es sich nur denken kann. Aber was ist schliesslich dabei herausgekommen, was ist davon übrig geblieben, als die Urheber und Leiter jener Missionen ihr Werk sich selbst überlassen mussten? Antwort: Nichts, aber auch rein nichts; die vermeintlich gewonnenen und bekehrten Heiden sind alsbald wieder in ihr altes Heidentum zurückgefallen.

Bei der evangelischen Mission kann man allerdings in der Regel nicht so schnell auf grosse und in die Augen fallende Erfolge hinweisen. Sie arbeitet gründlicher und von Innen heraus. Aber wo ihr Werk dann von Erfolg gekrönt wird, da giebt es auch etwas Rechtes; etwas das nicht nur selbst bleibt, sondern das seine Lebenskraft auch durch eigenes selbständiges weiteres Wachstum beweist. Diese Behauptung gilt es nun zu begründen.

Als ersten Erfolg, den die evangelische Mission gehabt hat, möchte ich es bezeichnen, dass sie es so weit gebracht hat, dass das Evangelium jetzt in aller Welt gepredigt wird. Die Missionare sind der so fabelhaft schnell sich ausdehnenden Weltherrschaft und dem Einfluss der europäischen und amerikanischen Culturstaaten nicht nur überall auf Schritt und Tritt nachgefolgt, nein sie sind denselben an sehr vielen Stellen sogar vorausgeeilt und haben nicht selten, ohne dass sie solches gerade beabsichtigt hätten, jenen die Bahnen bereiten helfen. So ist es gekommen, dass kaum noch irgend ein dem Europäer und Amerikaner zugängliches Land oder Volk auf dem ganzen Erdkreis zu finden ist, wo nicht auch Stationen der evangelischen Mission anzutreffen wären.

Und überall auf diesen Stationen und von ihnen aus wird den betreffenden Völkern das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache verkündigt. Denn das ist von Anfang an das eifrige Bestreben der evangelischen Missionare — im Unterschiede von den römischen — gewesen, dass sie sich sofort auf das Studium der heidnischen Sprachen geworfen haben und auch dann im weiteren Verfolg die Bibel in Hunderte von Heidensprachen übersetzt haben. Damit haben sie es fertig gebracht, dass nun in unsern Tagen und vor unsern Augen jene wunderbar kühne Weissagung Jesu sich erfüllt hat: Das Evangelium wird allen Völkern gepredigt werden; und immer vollständiger wird das zur Wahrheit. Ist damit nicht auch ein gar bedeutsamer Beweis für die Wahrheit der Worte Jesu und des Christentums geliefert?

Es wird nicht überflüssig sein, an dieser Stelle einen kurzen Seitenblick auf den Islam und dessen Ausbreitung zu werfen, als auf die einzige andere „erobernde“ Religion, wie sie Max Müller genannt hat, die neben dem Christentum mit ihrem

Anspruch auf Eroberung der ganzen Welt in Betracht kommen kann. Der grosse Unterschied zwischen beiden besteht darin, dass der Islam fast nie durch die Predigt seiner Lehre, sondern überall durch Feuer und Schwert seine Eroberungen gemacht hat und dass er nirgends seine Lehre in den Sprachen der Völker, die er gewinnen will, sondern überall und grundsätzlich nur in der heiligen arabischen Sprache des Koran bringt, schon damit allein deutlich selbst beweisend, dass er nicht die wahre Weltreligion sein kann, die er zu sein vorgiebt.

Aber, so wird man mir entgegnen, was ist damit geholfen, dass allen Völkern das Evangelium gepredigt wird? Die grosse Frage ist eben die: Verstehen denn diese rohen, ungebildeten und tief versunkenen Völker auch die hohen und heiligen Lehren des Christentums? Damit kommen wir auf eine Eigentümlichkeit der modernen Mission, nämlich, dass sie es, im Unterschiede von den Missionsbestrebungen früherer Jahrhunderte mit den allerverschiedensten Völkern und Nationen, sowohl mit den verschiedenen heidnischen Kulturvölkern, wie Hindus, Chinesen und Japanesen, als auch mit den wildesten und verkommensten Stämmen, mit Kanibalen und dergleichen zu thun hat. Allen diesen so unendlich verschiedenen Völkern predigen die evangelischen Missionare das eine, gleiche Evangelium; aber freilich gerade darüber werden sie auch am meisten angefochten. Man erklärt es immer wieder für einen reinen Unsinn, solchen tiefstehenden, ungebildeten Völkern die Lehren des Christentums beibringen zu wollen, die wir selbst nicht einmal begreifen könnten.

Freilich, ein jeder, der so spricht, beweist damit nur, dass er noch wenig von dem eigentlichen Wesen des Christentums und den Bedingungen seiner Annahme versteht; dass er auch noch wenig über die Lehre und Aussprüche des Herrn Jesu selbst unterrichtet ist. Denn sonst sollte er doch daran gedenken, dass der Herr unter anderm gesagt hat: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart. Oder an den Ausspruch Pauli davon, dass nicht viel Weise und Kluge berufen seien. Nein, das ist gerade der grosse Ruhm und Vorzug des Christentums, dar-

innen beweist es seinen göttlichen Ursprung und seine Berechtigung, die Religion der ganzen Menschheit zu werden, dass seine Annahme nicht an irgend einen Grad der Bildung gebunden, dass es in der That für alle verständlich und darum auch annehmbar ist.

Dass solches aber nicht etwa nur eine leere Behauptung ist, sondern dass es in Wahrheit sich so verhält, das eben ist durch die Erfolge gerade der neuen Mission aufs herrlichste bewiesen. Noch zu keiner früheren Zeit hat das Christentum so mannigfache Gelegenheit gehabt, sich nach dieser Seite hin zu bewähren, als eben jetzt in unserm Jahrhundert. Das aber ist das einstimmige Zeugnis aller Missionare, dass sich noch kein Volk gefunden hat, bei dem nicht mit der Zeit ein Verständnis des Wortes Gottes zu erzielen und Eingang mit der Predigt des Evangeliums zu gewinnen wäre. Natürlich ist dazu erst eine lange Geduldsarbeit erforderlich. Es gilt ja nicht nur, erst die Sprache des Heidenvolkes gründlich zu erlernen, notabene ohne Lehrmeister und ohne Lehrmittel, sondern was noch viel schwieriger ist, nun in dieser Sprache Dinge zum Ausdruck zu bringen, die noch niemals in ihr ausgesprochen worden sind und für welche natürlich die rechten Worte und Ausdrücke vielfach fehlen. Überall aber, wo diese Hindernisse in jahrelanger, treuer Arbeit überwunden worden sind und wo die Missionare sich allmählich das Vertrauen der Heiden zu erwerben verstanden haben, da hat es sich auch herausgestellt, dass die Völker, einerlei, ob sie nun vorher schon mehr oder weniger von eigener Bildung und Kultur hatten, oder ob sie so zu sagen ganz ohne Kultur waren, die einfachen Grundwahrheiten des Christentums, die Predigt von der unendlichen Liebe Gottes, die sich in der Hingabe seines Sohnes geoffenbart hat, und die Gnade und Barmherzigkeit Christi, der uns zu Gut am Kreuz sein Leben gelassen hat, fassen und verstehen können. Ja mehr als das. Von den verschiedensten Seiten wird die gleiche Erfahrung berichtet, dass nämlich gewesene Heiden, wenn sie zum Verständnis des Wortes Gottes gebracht worden waren, die Meinung aussprachen, dies Wort Gottes müsse wohl von einem aus ihrem eigenen Volke geschrieben und verfasst sein, weil es so ganz genau gerade für sie passe. Wahrlich, für jeden, der mit unbefangenem Gemüt

diese Thatsache überdenkt, hat dieselbe eine grosse Beweiskraft für die Wahrheit des Christentums.

Und dabei handelt es sich nicht etwa um vereinzelte Thatsachen, nein, auch was die Zahlen anbetrifft, können sich die Erfolge der evangelischen Mission getrost sehen lassen. Es ist schwer, eine genaue Zahl der durch die evangelische Mission unseres Jahrhunderts bekehrten Heiden anzugeben, weil nämlich die Art der Zählung in den einzelnen Missionen verschieden ist, bald zählt man nur die Erwachsenen, bald werden die Kinder mitgezählt, bald rechnet man nur die Getauften, bald nimmt man auch diejenigen mit hinzu, die sich überhaupt der Gemeinde angeschlossen haben. Aber auf jeden Fall beträgt die Gesamtzahl mehrere Millionen und ist ohne Zweifel die Zahl derer, die in diesem unserm Jahrhundert aus den Heiden gewonnen sind, bedeutend grösser, als die Zahl der Christen am Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, zum deutlichen Beweis, dass das alte Evangelium noch nichts von seiner Lebenskraft und von seiner Anziehung verloren hat.

Jedoch auf die grossen Zahlen möchte ich viel weniger Gewicht legen, als auf die grossen Umwandelungen, die durch die Annahme des christlichen Glaubens bei den Heiden hervorgebracht sind. Man muss aber bei einer richtigen und gerechten Beurteilung dieser Veränderungen ja nicht etwa mit unbilligen und unmöglichen Ansprüchen an die Sache herantreten, also nicht meinen, die zum Christentum Bekehrten sollten nun gleich in jeder Beziehung vollkommene und tadellose Christen sein. Gottes Wort selbst lehrt uns deutlich genug, dass es auch hier heisst: Gut Ding will Weile haben. Der Herr Jesus hat in jenem einfachen und doch so tiefsinnigen Gleichnis uns daran erinnert, dass der Same des Wortes Gottes da, wo er aufgeht und gedeiht, doch zuerst nur Gras, darnach die Ähren und darnach erst den vollen Weizen in den Ähren hervorbringe. Aber seine umgestaltende und neuschaffende Macht hat das Evangelium in der That an allen Völkern, bei denen es Aufnahme gefunden hat, in wunderbarer, oft geradezu überraschender Weise bewiesen und eben damit ein mächtiges Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Christentums. Lassen Sie mich dafür nur einige Beispiele anführen.

Es ist bekannt, dass die Bewohner der meisten Inseln der Südsee, so lange sie noch Heiden waren, dem Kanibalismus huldigten. Mit vollem Recht hat man darum gesagt, dass alle Schiffbrüchigen in jenen Gegenden, selbst diejenigen, die vielleicht sonst über die Arbeit der Missionare gespottet haben, wenn sie nün etwa, wie das so oft geschehen, mit ihrem Kahne, auf den sie sich gerettet, einer ihnen noch unbekannten Insel zusteuern und sehen, wie sich dort am Ufer die Eingeborenen in grosser Zahl versammelt haben, um sie bei ihrer Landung zu empfangen, in wahrer Todesangst die Frage unter sich erörtern, ob diese Leute wohl noch Heiden oder schon Christen seien; denn im ersteren Fall stand ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach ein entsetzliches Schicksal bevor, im anderen Fall, das wussten sie gewiss, hatten sie nichts zu befürchten, sondern konnten sich statt dessen eines freundlichen Empfanges versichert halten. Mehr als einmal ist es auch passiert, dass in einem solchen Falle einer der Insulaner den armen, ängstlichen Schiffbrüchigen entgegengewatet oder auch geschwommen ist, mit einer Bibel in der Hand, und sobald sie nur das Buch sahen und das Wort hörten, so war mit einemmale alle ihre Furcht von ihnen genommen. Ist das nicht ein mächtiges und unwidersprechliches Zeugnis für die Erfolge der Missionsarbeit?

Zu den wohl am tiefsten gesunkenen Völkern gehören die Pescheräs auf den Feuerlands-Inseln am Südende Südamerikas. Aber dass auch unter ihnen die selbstlose Arbeit der Missionare nicht ohne Erfolg gewesen ist, das bezeugen namhafte, selbst ganz ungläubige Naturforscher, die mit Staunen die grosse Veränderung beobachtet hatten.

Es passiert oft genug, dass Reisende, wenn sie frisch in ein heidnisches Land kommen, wo Missionare wirken, der Meinung sind, es sei durch deren Arbeit noch wenig oder nichts erreicht. Sie sehen an den Leuten noch so vieles, was ihnen missfällt. Aber solche Leute sind gar nicht in der Lage, den Erfolg gerecht beurteilen zu können. Dazu ist unbedingt erforderlich, dass man zuerst ein genaues Bild von den Zuständen habe, die unter dem betreffenden Volke geherrscht haben oder auch jetzt noch da herrschen, wo sie noch in ihrem Urzustande sich befinden. Wer z. B. auf Südost-Borneo unsere

dortigen Gemeinden besuchte, der würde allerdings an den Christen aus den Dajaken noch viel Schwächen und Gebrechen entdecken können und deshalb vielleicht zu der Ansicht kommen, es sei doch nur sehr wenig mit denselben erreicht. Käme aber derselbe Beobachter weiter ins Innere, etwa an den Oberlauf des Katinganflusses, und lernte er dort die Zustände näher kennen, wo das alte Kopfabschneiden noch geübt wird und wo ein Weib erst dann Ansehen hat, wenn sie sich wenigstens einmal hat entführen lassen etc., dann würde er zu der Erkenntnis gelangen, nicht nur, welch eine tiefgehende Umwandlung schon bei den Christen stattgefunden hat, sondern dass auch überhaupt das ganze sittliche Niveau in jenen anderen vom Evangelium erreichten und beeinflussten Gegenden sich bedeutend gehoben hat.

Einen grossartigen Erfolg hat bekanntlich die Predigt des Evangeliums unter den Battas auf Sumatra gehabt. Dies Volk hatte einen bösen Namen. Sie waren Kanibalen und hatten sogar die ersten Missionare, die zu ihnen kamen, zwei Amerikaner, aufgefressen. Und jetzt? Eben in jener Gegend, wo die Greuelthat geschehen, ist das ganze Thal von Silindung innerhalb fünfundzwanzig Jahren vollständig christianisiert worden und hat noch auf jeden Besucher, der ein wenig von seiner Vorgeschichte wusste, einen geradezu überwältigenden Eindruck gemacht von der wunderbaren Umwandelung, die das Evangelium hier zuwege gebracht hat, wenn er nämlich sieht, wie das ganze Thal mit Kirchen und Kapellen und Schulen besetzt ist und wie die Leute so fleissig zur Kirche strömen und so fröhlich ihre christlichen Lieder singen.

Und nicht minder gross, ja in gewissem Sinne noch grösser sind die Erfolge und Siege, die das von den Missionären gepredigte Evangelium unter den heidnischen Kulturvölkern errungen hat; dass es gelungen ist, auch von den stolzen, eingebildeten Hindus so viele zu bekehren, ja dass sogar aus der Zahl der Brahminen, dieser angeblichen Göttersöhne, so mancher sich hat gewinnen lassen und dem Evangelium treu geblieben ist, obwohl er darüber aus der Kaste ausgestossen wurde und die bitterste Feindschaft von seinen nächsten Angehörigen zu leiden hatte; dass auch aus den herzlosen und geldgierigen Chinesen dennoch Tausende die Religion der frem-

den Teufel angenommen haben und zu eifrigen, zum Teil selbstverleugnenden Christen geworden sind; dass ein grosser Teil der Japanesen, dieses vorher so hermetisch sich gegen die Aussenwelt verschliessenden Volkes, das Christentum sogar mit ganz unerhörtem Eifer angenommen hat, das alles sind gewaltige Zeugnisse von dem Erfolge der evangelischen Mission und zugleich für die Wahrheit des Christentums.

Aber hier muss ich noch auf einen Einwand zu reden kommen, mit dem man häufig den Wert der durch die Missionare erzielten Erfolge in Frage zu ziehen pflegt. Man sagt, ihre Christen seien sogenannte Reischristen, d. h. Leute, die man durch Reis oder irgend welche anderen Vorteile gewonnen habe. Nun will ich durchaus nicht leugnen, dass solches hie und da vorgekommen ist, namentlich im Anfang der Missionsarbeit. Man darf aber nicht übersehen, dass dieser Missstand darum oft sehr schwer zu vermeiden ist, weil der Missionar, wenn er das Evangelium nicht nur mit Worten predigen, sondern auch mit seinem Wandel und Thun bethätigen will, gar nicht anders kann, als auch Barmherzigkeit an den Leuten üben und seine Lindigkeit und Freigiebigkeit ihnen erzeigen muss. Aber zum Glück kann man leicht beweisen, dass die evangelischen Missionare ihre Erfolge nicht solchen äusserlichen, ungeistlichen Mitteln verdanken. Wo sollten die Missionare bei ihrem bescheidenen Gehalt wohl die Mittel hernehmen, um den Hunderten und Tausenden, welche Christen werden, einem jeden auch nur eine Kleinigkeit zu schenken? Auf Sumatra ist es jetzt gar keine Seltenheit, dass ein Missionar in einem Jahre 5—800 aus den Heiden neu in seine Gemeinde aufnimmt.

Am klarsten aber lässt sich die Haltlosigkeit jener Behauptung durch den Hinweis auf das erweisen, was die neugewonnenen Christen für ihren Glauben thun, wie viel sie sich ihr Christentum kosten lassen. Wir haben in unserer Rheinischen Mission zwei Gebiete, auf denen wir bis jetzt den meisten Erfolg gehabt haben, das ist die Kapkolonie und Sumatra. Auf beiden haben wir zahlreiche Gemeinden, die sich ganz selbst unterhalten, und zwar hauptsächlich durch eine freiwillige Kirchensteuer, der sich auch die Ärmsten unter den Christen nicht entziehen. Es giebt in der That manche junge

Gemeinden aus den Heiden, die in diesem Stück die alten Gemeinden hier in Europa sehr beschämen können.

Beweisen schon diese Thatsachen, dass die Bekehrten aus den Heiden unmöglich um äusserer Vorteile willen die neue Religion angenommen haben können, da sie anstatt äusserlichen Vorteils sogar noch Unkosten davon haben, so erhellt solches noch vielmehr aus alledem, was so manche der Neubekehrten an Mühen und Leiden um des Evangeliums willen auf sich genommen haben. Da weise ich zuerst darauf hin, dass an gar vielen Stellen diese jungen Christen aus den Heiden einen gewaltigen Eifer beweisen, den neuen Glauben, in dem sie selbst Frieden gefunden haben, nun auch anderen, namentlich ihren Stammesgenossen zu bringen. Namentlich auf den Inseln der Südsee hat sich dieser Drang in herrlicher Weise gezeigt und ist an dieser freiwilligen, meist unbezahlten Missionsarbeit der Südsee-Insulaner selbst vornehmlich zuzuschreiben, dass das Werk der Ausbreitung des Christentums dort so überaus schnell vor sich gegangen ist. Diese inländischen Missionare haben weder Gefahr noch Tod gescheut, um das Evangelium immer weiter zu tragen von Insel zu Insel. Mit ihrer Hülfe haben die englischen Missionare hauptsächlich so erfolgreich in Südost-Neu-Guinea gearbeitet, aber auch an zweihundert von diesen inländischen Mitarbeitern und ihren Frauen haben in jenem mörderischen Lande ihr Leben gelassen, ohne dass dadurch im geringsten andere abgeschreckt würden, in die entstandenen Lücken einzutreten.

Und damit bin ich schon zu dem letzten und höchsten Beweis für die Echtheit des durch die Mission in den Heidenländern erweckten christlichen Lebens gekommen, dass nämlich schon so manche der jungen Christen auch bereit gewesen sind, um ihres Glaubens willen ihr Leben zu lassen. Als an ein Beispiel dafür aus der jüngsten Zeit erinnere ich an das, was in Uganda geschehen, wo der König Muanga mehrere Jünglinge um ihres Christentums willen auf das grausamste ums Leben gebracht hat, ohne dass sie ihrem Glauben untreu geworden wären. Sind solche Thatsachen nicht ein mächtiger Beweis für die Wahrheit des Christentums?

Es erübrigt mir nur noch, ein kurzes Wort zu sagen über die Mittel, durch welche diese grossen, unleugbaren Erfolge

der evangelischen Mission erzielt sind, weil sich darin auch noch ein besonderer Beweis für die Wahrheit des Christentums finden lässt. Da darf ich zuerst hinweisen auf die grossartigen Mittel, welche für die evangelische Mission, notabene lediglich durch völlig freiwillige Gaben, und noch dazu zum allergrössten Teil von kleinen, unbemittelten Leuten aufgebracht werden. Die Gesamtsumme der für evangelische Missionszwecke jährlich verwendeten Mittel beläuft sich auf circa 50 Millionen Mark. Fragt man, welches sind die Beweggründe, die zu einer solchen gewaltigen Leistung zusammenwirken, so muss die Antwort lauten: Das thut der christliche Glaube und Gehorsam gegen des Herrn Jesu Missionsbefehl; das thut die Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern die sich gedrungen fühlt, auch den armen Sündern unter den Heiden das bringen zu helfen, was der eigenen Seele Ruhe, Frieden und Seligkeit verschafft hat. So angesehen redet doch auch dieses Geld eine gar vernehmliche, laute Sprache zum Zeugnis von der Lebenskraft und also von der Wahrheit des Christentums.

Aber so nötig auch in der Mission das Geld ist, es ist doch keineswegs die Hauptsache. Das sind die Menschen, die Jünglinge und Jungfrauen, die bereit sind, sich selbst für dies Glaubenswerk dahin zu geben und ohne auf die Mühen und Gefahren, welche ihnen in diesem Berufe bevorstehen, fröhlich und getrost hinausziehen, getrieben und gedrungen von der Liebe Christi, die sie am eigenen Herzen erfahren haben. Gott Lob fehlt es an solchen Leuten auch in unsern Tagen und in unserm Volke nicht, im Gegenteil, es melden sich z. B. bei uns in Barmen jährlich jetzt zehnmal soviel als wir aufnehmen können; und wenn auch die meisten aus den geringeren Ständen kommen, so fehlen doch auch keineswegs solche aus besseren Ständen, auch von den Universitäten nicht. Freilich in diesem Stück werden wir von England und Nordamerika völlig beschämt. In England treten alle Jahre eine grosse Zahl akademisch ausgebildeter und ebenso sehr wohlhabender Leute in den Missionsdienst ein, und auf den amerikanischen Universitäten ist seit einigen Jahren eine geradezu fabelhafte Begeisterung für das Missionswerk erwacht, so dass sich sogar mehrere Tausende von Studenten aller Fakultäten zum Eintritt in

dieselbe gemeldet haben und man in die grösste Verlegenheit geriet, wie man alle diese sich anbietenden Kräfte annehmen und verwenden soll. Man kann mit Recht fragen: Wo ist ein anderes Werk, das seinen Arbeitern so wenig äussere Vorteile und Annehmlichkeiten bietet und für das sich so viele und so vortreffliche Leute melden? Auch wieder ein mächtiger Beweis für die Lebenskraft des christlichen Glaubens. Aber die Sache hat noch eine andere, wie ich glaube, noch bedeutsamere und beweiskräftigere Seite. Was wird denn nun mit diesen bedeutenden Geldmitteln und mit diesem guten Menschenmaterial in der evangelischen Mission bezweckt? Ich meine, was sollen sie draussen treiben, mit welchen Mitteln sollen sie das Werk der Heidenbekehrung anfassen? Auf diese Frage antwortet die evangelische Mission, unbekümmert um den Hohn und Spott, den sie sowohl von römischer als von ungläubiger Seite gerade mit Vorliebe immer wieder auf diesen Punkt richtet: Die Predigt des Wortes Gottes ist das einzige eigentliche Mittel, mit der wir arbeiten und arbeiten wollen. Gemäss der Lehre der Bibel selbst sind wir davon überzeugt, und unsere eigene Erfahrung hat uns solche Ueberzeugung nur bestätigt, dass das Wort Gottes lebendig und kräftig ist, ja die Kraft Gottes zur Seligkeit. Darum schämen wir uns auch des Evangeliums ebenso wenig wie Paulus, sondern bringen es getrost und zuversichtlich auch den armen Heiden, und dass wir nicht zu Schanden geworden sind mit diesem unserem Glauben an das Wort Gottes und an seine Wirkungskräftigkeit, nun das beweisen eben alle die Erfolge der evangelischen Mission, von denen ich heute Abend in Kürze einiges zu Ihnen, verehrte Anwesende, geredet habe. So angesehen ist das Missionswerk ganz dazu geeignet, uns den Glauben zu stärken, es wird aber diese seine Beweiskraft allerdings nur bei denen haben können, die da gerne glauben wollen, und am meisten bei denen, die selbst mit Hand anlegen an diesem herrlichen Werke des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe.

Die

heutige Limesforschung am Pauluswall.

Vortrag

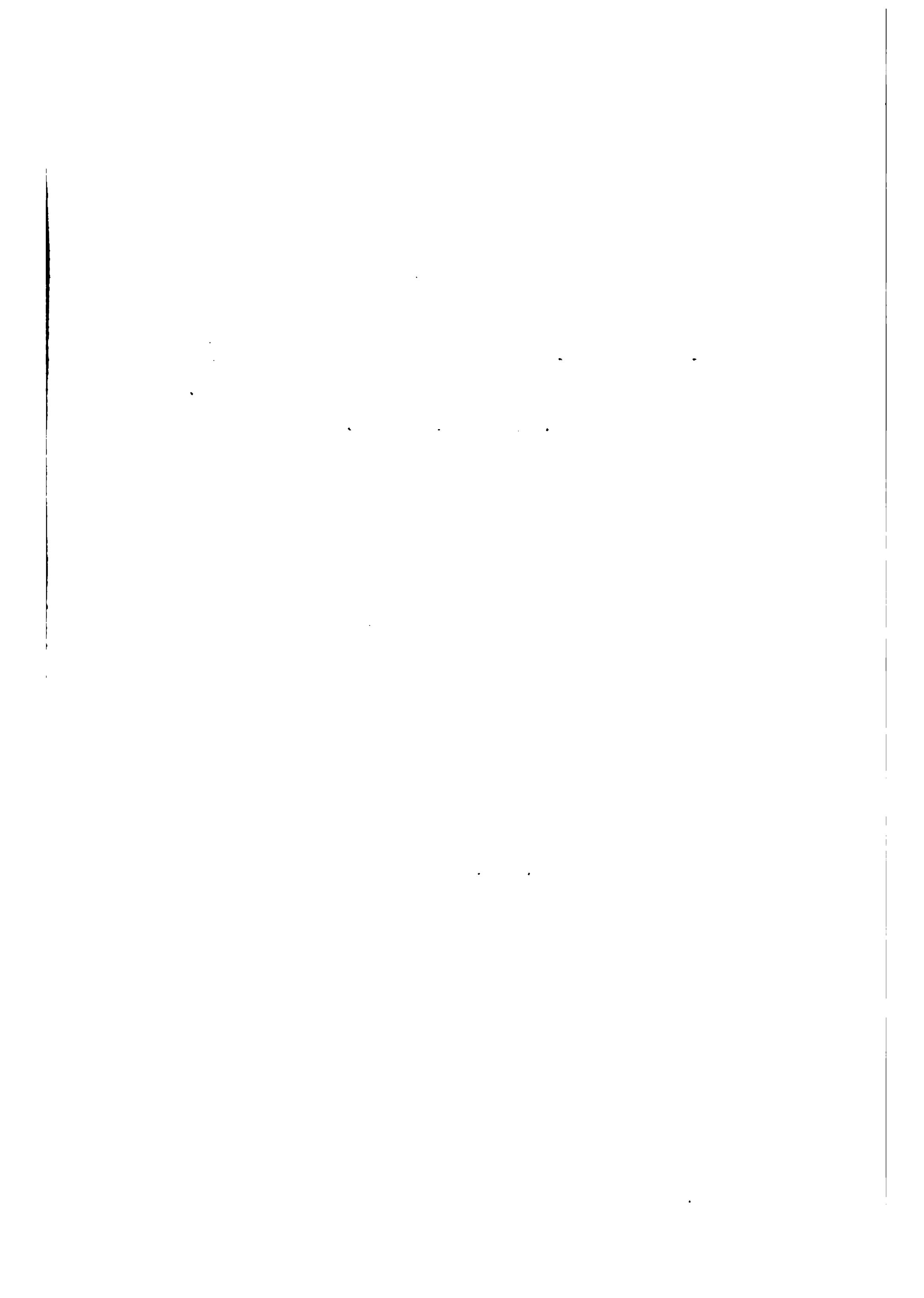
in der ordentlichen Sitzung der Königlichen Akademie

am 28. Februar 1894 gelesen

von

Dr. Schreiber,

Gymnasiallehrer.



Die Einigung des deutschen Reiches hat noch in später Stunde eine oft ersehnte, aber kaum mehr erwartete Frucht getragen: Preussen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen haben sich zur gemeinsamen Erforschung des ältesten umfassenden Denkmals deutscher Geschichte, der römischen Grenzwehr, vereinigt; am 16. Januar 1892 hat der Reichstag diese wissenschaftliche Frage zur Reichssache gemacht, ein Kollegium der hervorragendsten Gelehrten aus den beteiligten Staaten mit der Lösung der Aufgabe betraut und dieser „Reichs-Limes-Kommission“ zur Verfolgung ihrer Untersuchungen auf fünf Jahre eine Geldunterstützung von jährlich 40000 Mark aus dem Reichssäckel zur Verfügung gestellt.

Mit dieser Entscheidung beginnt für die römisch-germanische Altertumskunde eine neue Epoche. Wohl hat seit Jahrzehnten eine grosse Zahl von Einzelforschern sich mit unvergänglichem Erfolge dieser Frage gewidmet, wohl haben Vereine — allen voran der für Nassauische Altertumskunde und Geschichte, dessen Annalen auch unserer Akademie überreicht werden — ihre Aufgabe, die römischen Altertümer aufzudecken und zu erhalten, einzelne Entdeckungen zu Gesamtforschungen zu ergänzen, in vielen Fällen trefflich gelöst, — allein die Erforschung einer mehr als 600 Kilometer langen Strecke mit allen zugehörigen Strassen-, Schanz- und Wohnanlagen, die sich in fünf deutschen Staaten und mehreren mediatisierten Fürstentümern und Grafschaften auf eine Unzahl privater Besitzungen verteilen, ist eine Aufgabe, deren volle Lösung nur jetzt zu erhoffen ist, wo das Reich sich als solches beteiligt. Dadurch ist mit einem Male der früher privaten Forschung ein staatlicher Stempel aufgedrückt. Die Kommissare finden bei allen staatlichen Organen bereitwillige Unterstützung; sie erscheinen mit Privilegien ausgestattet, die ihnen manches früher versperrte Privatgebiet zugänglich machen; Geldmittel sind

verfügbar, welche eine planmässige Aufdeckung der vorhandenen Spuren in ganz ungleich weiterem Umfang als früher ermöglichen; vor allen Dingen aber sind die hervorragenden Kenner des römischen Altertums zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, und dadurch ist die Möglichkeit gegeben, die ganze Linie gleichzeitig in Angriff zu nehmen und in wenigen Jahren die lokalen Untersuchungen der in der Erde erhaltenen Reste zum Abschluss zu bringen: für die Wissenschaft ein unschätzbarer Gewinn! Denn diese Rudera ruhen in Deutschland nicht, wie in Pompeji, unter einer sechs Meter hohen sichernden Erdschicht, sondern sie sind von der Donau bis zum Rhein über Fluren und Wälder verstreut, in welchen die Kultur Jahr für Jahr gewaltsam wichtige Stücke vernichtet, die der zerstörenden Kraft so vieler Jahrhunderte erfolgreich widerstanden.

Diese noch vorhandenen Spuren sind zu finden und genau aufzunehmen, die gefundenen Resultate durch beherrschende Bearbeitung zusammenzufassen und zu verwerten: darin besteht die doppelte Aufgabe der Limeskommission.

Unsere lückenhafte und ungenaue Überlieferung über die römischen Baureste in Deutschland hat schon früheren Forschern nur geringen Anhalt gewähren können, das Gleiche gilt von urkundlichen Aufzeichnungen aus dem Mittelalter. Soviel mit diesen Hilfsmitteln zu leisten, ist bereits früher geschehen, weiteres Licht in die noch schwebenden Fragen können nur Hacke und Spaten bringen. Diese Arbeit ist den Streckenkommissaren zugeteilt; ihre Thätigkeit, die für uns am meisten des Neuen und Interessanten bietet, sei mir zunächst verstattet durch einige Beispiele zu veranschaulichen. Zwei Sommer hindurch haben die von den beteiligten Staaten bestimmten erfahrensten Männer, ein jeder in seinem Heimatsgebiete, wo er Land und Leute genau kennt, ihre schwierige, aber lohnende Wirksamkeit entfaltet. Sowie der Bau der Felder es zulässt, beginnen in einer Frühjahrs- und Herbstkampagne die Grabungen. Was der Scharfsinn geschlossen, was aufmerksame Beobachtung entdeckt und in der Erde vermutet, das wird nun mit Hacke und Spaten ans Licht gefördert.

Als treffliche Wegweiser haben sich in den meisten Fällen eigentümliche Namen der Örtlichkeiten bewährt, meist Zusammensetzungen wie Pfahlgraben, Teufelsmauer, Schweine-

graben u. a., deren eingehendere Behandlung ich mir für eine besondere Arbeit vorbehalte. Bei der Verfolgung der römischen Spuren bilden solche Benennungen im einzelnen sehr schätzenswerte, in vielen Fällen sogar die einzigen Hilfen. Wie oft hat ihr Zeugnis die Probe bestanden!

Hier fördert eifriges Suchen im Dickicht einer Dornhecke ein Steingeröll zu Tage, das sich beim Aufgraben als Fundament eines römischen Bauwerks erweist, welches die Limeslinie bestätigt, dort in einem Ährenfelde zeigt sich dem sorgsamen Beobachter bei abnorm trockener Witterung ein fortlaufender Zug etwas fetter sprossenden Getreides. Nach der Ernte wird die sorgfältig markierte Linie aufgegraben, und die Erdschichten liefern den Beweis, dass hier vor langer Zeit ein tiefer Graben künstlich ausgefüllt ward. Umgekehrt hat ein früheres Reifen mancher Fruchtstreifen des öfteren zur Entdeckung von Mauerwerk geführt. Und wer sich in den Gedankenkreis der Wald- und Landbewohner zu versetzen und diesen den Mund zu öffnen versteht, der kann von alten Leuten, in denen wieder die Erzählungen ihrer Grosseltern wach werden, Originalberichte erhalten, die über ein Jahrhundert zurückreichen.

Der Streckenkommissar, der solche Hilfen zu nutzen versteht, der ausserdem den verständigen und regelmässigen Plan der Römer erkannt hat, nach ihrem praktischen Sinne zu denken weiss, fördert jetzt, wo er sichere Ausgangs- und Endpunkte hat, oft mit verblüffender Sicherheit Dinge zu Tage, die, auf Jahrhunderte aller menschlichen Erinnerung entrückt, im Erdenschosse schlummerten.

Ein römischer Strassenzug, den sein scharfes Auge aus spärlichen Resten erkannt und auf längere Strecken verfolgt hat, verliert sich. Kilometerweit liegt ein unter der Erde verstecktes Kastell, in dessen porta principalis dextra die Strasse einmünden muss. Und nun berechnet der Kenner, unbeirrt durch heutige Strassenzüge und Wasserläufe, die römische Wegrichtung, visiert und vermisst, bis ihm alles feststeht. Jetzt beginnt die Grabung. Metertief ist die Erde ausgehoben, da zeigt sich Mauerwerk, allein sein Charakter ist fränkischer Natur. Alte Chroniken bezeugen eine untergegangene Siedelung an dieser Stelle. Arbeiter und Zuschauer fangen an zu zweifeln, aber unentwegt hält der Forscher an seinem Plan fest; noch-

mals prüft er jede Berechnung, die Faktoren stimmen, die Grabung wird fortgesetzt. Und richtig, wiederum metertief unter der fränkischen Mauer tritt endlich die gesuchte römische Strasse mit schön erhaltener Steinstückung zu Tage. Am Rande zeigen sich deutlich erhöhte Banquettes für die Fussgänger, an einer Seite zeichnet schwarze eingeschwemmte Erde deutlich die Form und Grösse des alten Strassengrabens, und zahlreiche Bruchstücke von terra sigillata dokumentieren den römischen Ursprung der Anlage.

Anderswo bemerkt das Forscherauge in der Flur eine eigentümliche Feldlage: das sanft sich abflachende Gelände durchquert auf eine längere Strecke ein ziemlich schroff abfallender Rain; ungefähr rechtwinklig dazu läuft am Ostende des Raines ein Fussweg durch die Felder, an dem die Grundstücke zur Rechten entlang laufen, zur Linken rechtwinklig anstossen. Der Verdacht liegt vor, dass hier ein Kastell in der Erde steckt, dessen Längsmauer dem Erdrain zur Stütze dient und dessen Frontmauer nicht überackert werden konnte und darum als Weg liegen blieb, so dass der Pflug hier die, dort jene Richtung nahm. Die Länge des Raines stimmt zur gewöhnlichen Kastellgrösse, der Flurname bestätigt den Verdacht, und der ganze Feldplan wird allen Bedingungen gerecht, welche die Römer an einen Lagerplatz stellten. Das Auffallende der Erscheinung mehrt sich, da nach einigen hundert Fuss der nach Süden führende Pfad ohne verständlichen Grund in einem Bogen nach Westen umlenkt und die Äcker nicht mehr rechtwinklig, sondern schräg anstossen und eine deutlich abgerundete Ecke markieren. Am Westende des Raines mündet ein tief eingefahrener Feldweg; er kommt mit unregelmässig gekrümmten Ufern von der Höhe hernieder. Plötzlich nimmt das eine Ufer eine schnurgerade Richtung an und überragt das gegenüberliegende merklich, das muss die vierte Seite des Kastells sein, dessen Mauer die steile Uferböschung hält. Das Sondiereisen bestätigt die Vermutung und weist auf der ganzen Umfassungslinie in einiger Tiefe feste Steinreihen auf, gezogene Querschlitze fördern das augenfällige Zeugnis eines soliden Mauerwerkes zu Tage und erheben so die scharfsinnige Konjektur glänzend zur Gewissheit.

Dass solche blendende Erfolge selbst die gleichgültigsten Gemüter in Bewegung bringen, lässt sich leicht begreifen. Die anfängliche Enttäuschung darüber, dass statt erwarteter Schätze nur zerbröckelte Mauern und höchstens ein paar ungültige Münzen zum Vorschein kommen, weicht allmählich einem Staunen über solche Geistestriumphe und einer Ahnung von der wissenschaftlichen Bedeutung der aufgedeckten Kulturspuren. Und wenn die Grundstücksbesitzer sich von der Sorgfalt überzeugen, mit welcher beim Graben verfahren wird, wie scharf man den Rasen aussticht, die Humusschicht abhebt und sondert, beim Zufüllen erst die Steine, dann das fein gesiebte gröbere Erdreich, obenauf die Ackerkrume füllt, so dass ein wieder ausgeglichener Erdschlitz nach wenigen Tagen verschwunden und im kommenden Jahre höchstens daran zu erkennen ist, dass auf dem tief aufgelockerten und von Steinen gereinigten Boden die Früchte etwas üppiger ins Kraut schiessen, dann söhnen sie sich mit dieser Maulwurfsarbeit aus und stellen ihren Acker gern zur Verfügung. Mit der Dauer der Grabungen an demselben Platze wächst unter den Arbeitern und in allen Volksschichten das Verständnis, mit dem Erfolg das Interesse an der Sache. Und wo die blossgelegten Schätze wissbegierige Fremde herbeilocken, da freuen sich bald die Bewohner der Bedeutung ihres Platzes, und schon die Knaben bilden sich zu Ciceronen aus und operieren mit den schwierigsten termini technici wie mit den Ausdrücken ihres heimatlichen Idioms.

Mit dem Finden und Aufdecken ist aber nur die erste Arbeit gethan. Jetzt gilt es, die Funde zu erhalten und zu verwerten. Denn viele Dinge, die, tief unter die Erde gebettet, der Zerstörungsarbeit von Jahrhunderten Trotz geboten, laufen, Luft und Wetter ausgesetzt, Gefahr, in kurzer Zeit zur Unkenntlichkeit entstellt zu werden. Die einfachste Art, die römischen Anlagen zu erhalten, ist die, dass man nach genauen Vermessungen und Aufnahmen wieder, wie vorher, die schützende Erdschicht daraufdeckt. Diese Methode macht sich weitaus in den meisten Fällen notwendig, da einerseits die Mittel zum Ankauf der Grundstücke und zum Schutz aller freigelegten Baureste nicht zum kleinsten Teile langen würden, andrerseits nur die am besten erhaltenen Stücke eine Konservierung lohnen.

Diese wird namentlich den baulichen Anlagen zu teil. Die Gräben der Kastelle werden bis zur alten Tiefe ausgestochen, das gewonnene Erdreich auf die Wälle aufgeschüttet und durch angesäten Rasen in dieser Gestalt festgehalten. Mauern werden vom Schutt gesäubert, die oberen Steinlagen etwa 35 Centimeter weit sorgfältig abgenommen und in magerem Cement wieder aufgemauert; eine aufgelegte Rasendecke giebt dem Ganzen eine natürliche und malerische Krönung und verhütet zufällige oder leichtsinnige Verletzungen. Vollständige Grundmauern mit Wasser- und Heizungsanlagen können unter schützendem Dach besichtigt werden. (S. A. v. Cohausen und L. Jacobi: Das Römercastell Saalburg [4]. S. 11 ff.)

Dass in diesen Konservierungen eine weise Beschränkung ratsam, ergiebt sich daraus, dass an mehreren Punkten, an denen vor Jahren durch anerkennenswerten Gemeinsinn einzelner Forscher aus Privatmitteln Grundmauern freigelegt und in altem Zustand dargestellt waren, die Ortseinwohner schon soweit das Interesse verloren haben, dass sie den gewonnenen Raum für allerlei Zwecke bei ihrer Beschäftigung auf dem Felde nutzbar zu machen wissen. Zur Erhaltung muss also noch eine dauernde Überwachung treten; es wäre sehr zu beklagen, wenn auf solche Weise manche sprechende Denkmäler unserer Vorzeit dem Auge der Nachwelt entzogen würden.

Am wenigsten darf man wertvolle Inschriften und kleinere Fundgegenstände dieser Gefahr aussetzen. In früheren Zeiten zerstreuten sich dieselben und haben nur selten geordnete Sammlungen ins Leben gerufen.

Rühmlichst hervorgehoben sei hier von privaten Sammlungen die des kunstsinnigen Grafen zu Erbach-Erbach. Auch auf dem Schloss zu Miltenberg giebt die Sammlung des Herrn Kreisrichters Conrady beredtes Zeugnis von dem unermüdlichen Eifer des in den weitesten Kreisen bekannten und beliebten Altertumsforschers; durch sein Verdienst ist auch zu Obernburg und Miltenberg der Grund zu kleinen städtischen Museen gelegt, in denen sich dem Auge des Beschauers ein übersichtliches Bild der interessanten lokalen Funde bietet.

Heute werden die Fundstücke alle nach den betreffenden Landesmuseen abgeliefert und hier bestimmt, erhalten und verwertet. Sind sie von allen späteren Ansätzen gereinigt, so wer-

den sie nach Form, Alter, Material, Ursprung und Zweck genau bestimmt, fehlende Stücke ergänzt. Dann sucht man sie möglichst getreu zu erhalten oder, wo dies nicht möglich ist, durch genaue Beschreibungen, Zeichnungen und Nachbildungen der Kenntnis kommender Geschlechter zu retten. Bei Metallgegenständen lässt sich durch einen firnissartigen Überzug der Einfluss der Luft fernhalten, — Holz dagegen, das sich im Wasser der Brunnen und Flüsse trefflich konserviert hat, schrumpft in der trockenen Luft auf nahezu das halbe Volumen zusammen und verzerrt sich dabei zuweilen, namentlich in feineren Stücken, bis fast zur Unkenntlichkeit. Hier kann nur durch eine schnell angefertigte naturgetreue Nachbildung die ursprüngliche Erscheinung des Gegenstandes gesichert werden.

Die so erhaltenen und zusammengestellten Denkmäler ermöglichen uns einen deutlichen Einblick in das ganze Leben und Treiben der Römer. Ihre Bauten stehen uns im Grundriss noch deutlich vor Augen. Lanzen und Pfeile, Schwerter mit Scheide und Wehrgehäng, Schildverzierungen und Panzerornamente, lederne Koller und Sandalen geben uns ein Bild des Waffenschmuckes, in welchem der römische Legionar unsern Vorvätern gegenübertrat. Sporen, Kandaren, Hufeisen, Stirnbänder, Steigbügel, Schnallen und Kettchen lassen die Ausrüstung der Reiter erkennen. Den technischen Betrieb der Handwerke veranschaulichen neben den baulichen Resten die Werkzeuge, die von groben Äxten, Sägen, Hämmern bis zu feinen Cirkeln, Schreib-Griffeln und Täfelchen und feinen chirurgischen Instrumenten vertreten sind. Lampen und Leuchter, Handmühlen und Reibschalen, Küchengeräte der mannigfaltigsten Art lassen eine Vorstellung der einfachen und praktischen inneren Einrichtung zu. Und dass in längeren Friedensperioden auch ein gewisser Wohlstand Platz griff und die Kunst das Leben zu verschönern bemüht war, das bezeugen die zahlreichen Funde von Schmuckgegenständen aus edlem Metall mit Emaille in feinster Ausführung, die allerdings fast ausnahmslos in Italien hergestellt und von dort importiert sind. Namentlich bekommen wir vom Stande der damaligen Glastechnik einen hohen Begriff. Fensterglas (s. Hettner, Wd. Z. II. S. 20) und geblasenes Glas ist reichlich erhalten, und wir sehen aus den Spuren deutlich, dass schon die alten Römer in

der Kunst des Glasfärbens, Gravierens und Schleifens zu Hause waren und auch die Glasbläserlampe anzuwenden wussten (s. v. Cohausen-Jacoby: Saalburg S. 58 f.).

Freilich darf man an der rauhen Reichsgrenze nicht fürstliche Häuser „mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus“ suchen. Ein in den Genüssen der Weltstadt verweichlichter Römer wird sich nicht die germanische Limeslinie erwählt haben, um hier in üppigen Palästen zu schwelgen. Gegenüber den Luxusbauten und den Marmorstatuen Italiens erscheint die Technik bei den meisten Werken römischer Plastik an der deutschen Grenze als gewöhnlich, teilweise sogar roh. Aber das Bild von dem Treiben der fremden Eroberer in unserem Vaterlande ist darum nicht minder charakteristisch und wertvoll.

Die Verarbeitung und Verwertung dieses reichen Materials liegt nun der übrigen Limeskommission ob. Die Ergebnisse der Grabungen, die konservierten und wieder der Erde übergebenen Funde müssen möglichst weiten Kreisen zur Kenntnis gebracht werden. Dies geschieht zunächst durch das eigens zu diesem Zweck begründete „Limesblatt“, welches unter der Leitung Professor Hettners, des archäologischen Dirigenten bei der Reichslimeskommission, in Trier erscheint und die officiellen Berichte der die Ausgrabungen leitenden Streckenkommissare enthält. An der weiteren wissenschaftlichen Ausbeute des in diesem Blatte dargebotenen Quellenmateriales nimmt dann die ganze Gelehrtenwelt Anteil.

Dieser Darstellung der Art der Limeserforschung mag nun eine etwas nähere Betrachtung eines Teiles der Grenzsperre mit Berücksichtigung der neusten Forschungsergebnisse folgen.

Die ganze Reichsgrenze zwischen Donau und Rhein zerlegt sich in drei Hauptstrecken.

Der südöstliche Teil, limes raeticus oder transdanubianus, deutsch Teufelsmauer genannt, zieht sich als Mauer von Kelheim bei Regensburg in einem nach Süden geöffneten Bogen mit wesentlich westlicher Richtung bis in die Gegend des Hohenstaufen. Der interessante Name, welcher von einzelnen Partien auf die ganze Linie übertragen wurde, hat schon früh die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich gelenkt. Mancher Leser wurde durch den vielversprechenden Titel von

Andreas Buchners Werk: „Reise auf der Teufelsmauer“ (Regensburg 1818) angelockt. Namentlich aber ist durch Vorträge, prähistorische Karte und Akademie-Abhandlung Ohlenschlagers und durch Eidams eingehende Specialarbeiten dieser Limeszug weiten Kreisen bekannt geworden.

Das nordwestliche Dritteil, ein fortlaufender Wall mit vorgelagertem Graben, zweigt sich bei Rheinbrohl in der Nähe von Neuwied vom Rheine ab, gewinnt mit langsam zunehmender Entfernung vom Strome die Höhe des Taunus, umschliesst in weit nach Norden ausgeschweiftem Bogen die Wetterau, um zuletzt bei Gross-Krotzenburg, wenig oberhalb Hanau, an den Main zu stossen.

Dieser Teil, der an dem vielbesuchten Rhein und in unmittelbarer Nähe der Weltbäder Ems, Wiesbaden, Homburg hinzieht, erfreut sich selbst in Laienkreisen weiterer Bekanntschaft. Viele haben, durch eigene Besichtigung angeregt, auch den Publikationen über diese Strecke ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Namentlich aber hat der verdienstvolle Forscher Oberst von Cohausen durch sein grundlegendes Werk „Der römische Grenzwall in Deutschland“ mit zahlreichen Karten und Tafeln dem Gegenstande viele Anhänger und Freunde gewonnen.

Der wenigsten Sympathien im grösseren Publikum erfreut sich bis heute die Verbindungsstrecke zwischen dem Westende der Teufelsmauer und Gross-Krotzenburg. Und doch verdient gerade dieser Teil in seiner Eigenart und mit den mancherlei Fragen, die er an den Gelehrten richtet, eine ganz besondere Beachtung.

Die augenfälligste Abweichung von den übrigen Linien ist die, dass wir fast auf der ganzen Länge eine doppelte Limeslinie zu verzeichnen haben, beide an Anlage und Konstruktion von einander und auch von den übrigen Teilen ganz abweichend. Wir wollen der Kürze wegen den östlichen Zug nach dem Forscher, der sich um seine Festlegung besonders verdient gemacht, den Paulus wall, den westlichen, wie es für den nördlichen Teil desselben üblich, nach einem begleitenden Flüsschen die Mümlinglinie nennen.

Soll unsere Darstellung nur einigermassen auf die neueren Forschungen auf diesen Limesstrecken eingehen, so wird der

Bericht darüber das Mass eines Vortrages übersteigen. Ich will daher die abweichendste Erscheinung an der ganzen Grenze, die Mümlinglinie, mit den sie berührenden Fragen auf einen zweiten Vortrag verschieben und mich heute nur dem Pauluswall zuwenden, d. h. der Verbindungsstrecke zwischen dem limes transdanubianus und dem Main.

Im Herbst 1892 wurde von Major Steimle der Punkt gefunden, an welchem sich der Pauluswall mit der Teufelsmauer berührt. Er liegt im Röthenbachthale auf der Grenze zwischen den Oberämtern Gmünd und Welzheim. Ein grosser Sandsteinblock bildet das Ende der rätischen Mauer, und an diesen Mauerkopf schliesst sich unmittelbar eine wallartige Erhöhung mit davorliegendem Graben. Von hier, um in der Kürze den Verlauf des Zuges vorauszuschicken, steigt die Schanze zu der Höhe von Pfahlbronn empor und zieht sich auf dem schmalen Rücken westwärts bis zum Haghof. An beiden Punkten zeugen Mauerreste von römischen Niederlassungen. Hier am Haghof beginnt nun eine von allen anderen Strecken abweichende Art der Anlage. Während sonst Flussläufe und Wasserscheiden sorgfältig beobachtet und nur zur Vermeidung steiler Berge verlassen werden, zieht von hier aus der Limes unbekümmert um Thäler und Höhen in schnurgerader Linie nach NNO über die Walzheimer Höhe, welche durch ein Kastell gesichert ist, durchschneidet zweimal das in spitzem Winkel umgebogene Thal der Murr, beim zweiten Übergang durch das etwas westlich liegende Kastell Murrhardt gedeckt. Durch die Ausläufer der Löwensteiner Berge und das Thal der Roth weiterlaufend, erreicht er in einer Senkung des Mainhardter Waldes das Kastell Mainhardt, im Ohrnthale die beiden Festen von Oehringen, überschreitet wenig oberhalb Sindringen, sodann beim Kastell Jagsthausen die tief eingeschnittenen Thäler von Kocher und Jagst, tritt südöstlich von Adelsheim von württembergischem auf badisches Gebiet über, berührt hier im Thale der Kirnach das Kastell Osterburken, um von hier aus am Bofsheimer Bache entlang bis zur Höhe von Walldürn aufzusteigen.

Auf der ganzen Länge weist die Grenzwehr ein festes, nur wenig wechselndes Schema auf. Betrachten wir eine Strecke derselben etwas näher. Wo der Pflug seine ausgleichenden

Furchen gezogen und Wasserbäche die Tiefen verschlämmt, Erhöhungen weggespült haben, da sind die Spuren des Bauwerkes meist bis auf den letzten Rest verschwunden. Doch zum Glück führt der Zug des Walles meist durch Wälder, und diese bieten einen konservativeren Boden. Hier sehen wir in mannigfacher Gestalt die Rudera römischer Baukunst. Meist läuft eine unbedeutende Erdwelle mit daneben liegender Vertiefung über den Waldesboden hin, eine dichte Decke von Laub, Nadeln, verwitterndem Reisig verhüllt ausgleichend die wahren Formen der Oberfläche. Querlaufende Grenzen, Wege, einspringende Waldwiesen und Felder haben die Verbindung gestört, so dass man andere Gräben, die zahlreich den Wald durchziehen, nicht unterscheiden kann. Aber an manchen Stellen erhebt sich noch heute eine Schanze von Ansehen gebietender Höhe: reichlich 4 Meter hoch aufsteigend, weist der Wall an der Grundfläche 13, auf der Wallkrone über 1 Meter Breite auf und senkt sich in einen Graben von 1½ Meter Tiefe und Sohlenbreite (s. Paulus: Der römische Grenzwall vom Hohenstaufen bis an den Main, S. 34). Einen besonders schönen Rest hat Conrady zwischen der Reinhardsachsener Gemarkung und der Geroldshaner Feldflur entdeckt, der auf 260 Meter der Zerstörung fast gänzlich entgangen.

Querschnitte zeigen uns an den Schichten des Erdreiches noch die ursprüngliche Grabenform und lassen uns aus der Masse der ausgehobenen Erde das ausgeprägte ursprüngliche Profil von Wall und Graben erschliessen.

Aus den Profilmessungen ergiebt sich, dass schon zur Römerzeit die Höhe und Breite der Anlage je nach der Bodenbeschaffenheit und der Natur des Geländes, wahrscheinlich auch je nach dem Verhältnis zu den Grenznachbarn ziemlich verschieden war. Dies bestätigen die neusten Forschungen Conradys. Er hat auf einem Teil unserer Strecke das gänzliche Fehlen des Grabens nachgewiesen (siehe Limesblatt 6,55).

Mit besonderem Interesse folgen wir dem Wall auf badischem Gebiete, wo unter Dr. Schumachers umsichtiger und sachkundiger Leitung eine ganz eigene Art der Grenzsperre aufgedeckt wurde (siehe Limesblatt 4,38). Bereits in der ersten Herbstcampagne 1892 hatte dieser Altertumsforscher nördlich von Osterburken statt des Dammes eine Limesmauer von

$1^1/_4$ Meter Dicke konstatiert. 1 Kilometer weit liess sich der Mauerbau verfolgen bis an einen Wald, in welchem wieder der Erdwall auf grössere Entfernungen deutlich sichtbar war. Die naheliegende Vermutung, die Mauer sei nur ein Verbindungsstück zwischen einzelnen Teilen des Erdwalles, ward jedoch im letzten Frühjahr durch die überraschende Thatsache widerlegt, dass die Mauer hinter dem Wall ruhig weiterzieht und schon über 1 Kilometer weit nachgewiesen werden konnte. Die Mauer trat also, wie wir sehen, verstärkend zu dem Erddamm hinzu, welcher offenbar ursprünglich auch auf freiem Felde vor der Mauer herzog, so dass auf dieser Strecke an dem Verteidigungszweck dieser Sperranlage nicht zu zweifeln ist.

Zwei Kalk- und drei Ziegelöfen ausserhalb der Mauer zeigen uns Ort und Art der Herstellung des römischen Baumaterials an.

Noch eine andere Erscheinung können wir auf dieser interessanten Strecke beobachten, und sie giebt uns Anlass, der wichtigsten Entdeckung zu gedenken, welche der vorige Herbst gebracht hat.

Schon 1820 hatte Mayer bei der Untersuchung der Teufelsmauer ein flaches Gräbchen gefunden, welches mit 17 Schritt Abstand immer parallel bergauf und bergab vor der Mauer herzog, so regelmässig, dass es an Stellen, wo die Mauer verschwunden war, zum Führer dienen konnte.

1883 fand man bei Gross-Krotzenburg denselben seichten Graben, dessen Spitze bei zwei Profilen 3,70 Meter von der Sohle des Limesgrabens abstand (Limesblatt 6,53), und gleich in der ersten Campagne der Limeskommission wurde von sachkundiger Seite auf die gleiche Erscheinung im hohen Taunus hingewiesen.

Hier hat denn auch im vorigen Herbst der rühmlich bekannte Bauinspektor Jacobi die Erklärung des rätselhaften Gräbchens in Angriff genommen und glücklich gefunden. Bestätigungen seiner Beobachtungen sind bereits von Rückingen und unsrer Strecke von Osterburken eingetroffen, wo es dort Wolff, hier Schuhmacher an mehreren auseinanderliegenden Punkten glückte, dieselben Erscheinungen zu finden, und von gleichem Erfolg war die Forschung Loeschckes am rheinischen

Limes (Strecke Sayn-Oberbiber) belohnt. Herr Jacobi giebt über seine Entdeckung im Limesblatt 7/8, 60 einen eingehenden, anschaulichen Bericht.

In dem Gräbchen kamen nämlich in einer Tiefe von 0,60 —1,50 Meter fortlaufend bald rohe, zwischen kleinere Steine eingekeilte, die Richtung der Limeslinie zeigende Steinplatten, bald kleine Steinanhäufungen und einzelne Steine zum Vorschein. Unter den hier und da ausgehobenen Steinen fanden sich Thonscherben von allen möglichen Gefässen, Bruchstücke von Ziegeln, Steinarten, die sonst in der Gegend nicht vorkommen, Splitter von Mühlsteinen aus Lava, eiserne Nägel, angekohltes Holz, Holzkohle, Asche, — alles Funde, welche nicht nur die volle Gewähr für den römischen Ursprung der Anlage geben, sondern die deutliche Absicht bekunden, die fortlaufende Steinlinie dauernd kenntlich zu machen. Wie trefflich dies gelungen, zeigt der Umstand, dass sogar an Stellen, an denen das Regenwasser das Gräbchen auszuspülen drohte, die sorgsam verkeilten Zeichen bis diesen Tag unverrückt geblieben sind (Limesblatt 7/8, 61). Die römischen Feldmesser berichten uns aber von dem Brauch der Römer, zur Bezeichnung von Grundbesitzgrenzen eine Versteinung zu versenken und durch die oben erwähnten Merkmale sicher zu stellen. Die ausgehobene Erde wurde auf die versenkten Grenzzeichen nachgefüllt und die Grenzlinie äusserlich durch Steine oder Pfähle sichtbar gemacht. Was über die Grundbesitzgrenzen berichtet ist, wird sich, nachdem die obenerwähnten Funde vorliegen, ohne Bedenken auf die Reichsgrenze übertragen lassen. Sonach unterliegt es heute kaum noch einem Zweifel, dass wir in diesem unscheinbaren Gräbchen die ursprüngliche und eigentliche römische Reichsgrenze zu respektieren haben.

Diese Entdeckung löst uns manche vorher unerklärte Frage. Der Wallabfall und der grosse Graben liegt nicht mehr, wie man früher annehmen musste, auf germanischem Gebiete, sondern er ist samt einem breiten Wege von der Grenze eingeschlossen. Einige Hügel, über die der Pfahlgraben an Biegungen hinwegzog, werden von der eigentlichen Grenze völlig umrahmt und erweisen sich durch die bekannten Merkzeichen, die man unter ihnen findet, als Richtungshügel für die erste Grenzmarkierung.

Für die Festlegung der Limeslinie aber wird in dem versteinten Gräbchen ein höchst wichtiges Hilfsmittel gewonnen. Wo der Pfahlgraben verschwunden, hat man schon an einigen Stellen das ausgesteinte Gräbchen erhalten gefunden und hierdurch den Limeslauf sicher nachgewiesen, und wo die römische Anlage mit mittelalterlichen Gräben konkurriert, wird von dieser gromatischen Grenzbezeichnung in Zukunft das entscheidende Wort zu erwarten sein.

Die römisch-deutschen Beziehungen empfangen durch die Sorgfalt der, wie es scheint, mit einer gewissen Feierlichkeit erfolgten Gebietsabgrenzung neues Licht. Offenbar waren bei derselben vorrömische Grenzverhältnisse mit massgebend, sie erklären manche Abweichung von der durch die Terrainverhältnisse empfohlenen Linie.

Wurde, wie anzunehmen ist, in steinärmeren Gegenden die Grenze äusserlich statt durch Steine, durch Pfähle kenntlich gemacht, so verstehen wir nun auch den vielerorts gebräuchlichen Namen Pfahlgraben, der von dem ursprünglichen Träger dann auf die begleitende massigere Anlage und auf ganze Gegenden überging.

Ist aber diese politische Bedeutung des Gräbchens erwiesen, war die Grenze in der Erde festgelegt und äusserlich durch Steine und Pfähle und durch einen breiten Rainweg, den eigentlichen Limes, sichtbar gemacht, dann bleibt für den später zugefügten grossen Wallgraben mit seinen begleitenden militärischen Anlagen nur der Zweck übrig, die Grenze zu überwachen und zu schützen. Weitere Folgerungen dieser Entdeckung wollen wir versparen und jetzt, unsere Wanderung am Limes fortsetzend, den begleitenden Bauten unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

An günstig erhaltener Strecke brauchen wir dem Wall nicht lange zu folgen, so bemerken wir an der Innenseite, wenige Meter von seinem Fuss entfernt als ständige Begleiter in gewissen Abständen auffallende Trümmerhaufen, aus denen sich bei vorgenommener Grabung die Grundmauern kleiner römischer Gebäude herausschälen.

Eine 80 bis 90 Centimeter starke Mauer aus sauber bearbeiteten Steinen umschliesst einen freien quadratischen Raum von etwa 3 Meter Seitenlänge. Die Mauern sind oft bis Meter-

höhe erhalten, den inneren Hohlraum füllen Trümmer roher und bearbeiteter Steine, hie und da mit Kohlenresten oder mit Ziegelstücken vermischt, auf denen sich noch mancher gute Legions- oder Cohortenstempel erhalten hat. Selten finden sich unter dem Schutt kleinere Geräte, Waffen und Münzen. Der ganze Hügel, der gewöhnlich nur flach ansteigt und sich höchstens 1 Meter über den Boden erhebt, ist meist von einer Humusschicht überzogen, und der Bestand der Waldbäume umschlingt mit dichtem Wurzelwerk die gelockerten und festen Steinreste.

Mehr als die Fundamente sind bei keinem derartigen Bau erhalten, aber trotzdem können wir uns von dem Gebäude, welches sie trugen, eine deutliche Vorstellung machen. Denn zu den Funden an Ort und Stelle tritt erklärend und ergänzend noch ein autentischer Zeuge hinzu in der Trajanssäule, jenem gewaltigen Monumente in Rom, das uns auf breitem, um einen 34 Meter hohen Säulenschaft herumlaufenden Spiralband, welches an 2500 zum Teil halb lebensgrossen Relieffiguren Platz gewährt, die Kriegsthaten des Herrschers in den mannigfachsten Scenen heute noch so lebhaft vor Augen stellt, wie sie der Baumeister Apollodor von Damascus noch bei Lebzeiten Trajans in Marmor gehauen. (Siehe Fröhner: La colonne Trajane. Paris 1871.)

Feiert der Künstler auf seinem Werke auch zunächst die Thaten seines Kaisers gegen die Dacer, so sind doch die Verhältnisse dieses Volkes zur Römerherrschaft den germanischen völlig ähnlich, insonderheit dürfen wir die römische Art der Grenzverteidigung, wie sie uns hier erscheint, unbedenklich auf den gleichzeitigen Schutz der deutschen Reichsgrenze übertragen.

So besitzt dieses Bilderwerk, zu dem leider der begleitende Text fehlt, im Verein mit seiner Nachbildung, der Ehrensäule des Antoninus Pius, unter den Zeugen aus damaliger Zeit die gewichtigste Stimme.

Durch die vereinigten Berichte dieser bildlichen Darstellungen und der ausgegrabenen Trümmerfunde erfahren wir, dass sich auf diesen Mauerfundamenten Warten erhoben, von den Römern speculae oder burgi genannt. Ein steinernes Erdgeschoss, meist ohne Fenster und wohl auch ohne Thür zu

ebener Erde — die Trajanssäule zeigt zwar solche —, trug einen hölzernen Aufbau, dessen Zugang durch eine Leiter zu ersteigen war. Den oberen Bau umzog wahrscheinlich eine vorspringende Gallerie. Mächtige Fackeln, welche nach der Darstellung der Trajanssäule aus dem oberen Turme weit hinausragen, geben den Zweck der Bauten an.

Den Turm umzog ein Palissadenzaun und ein kleiner Wallgraben. Das Saalburgmuseum in Homburg weist uns in $^1/_4$ der natürlichen Grösse ein nachgebildetes Modell einer solchen Warte auf, das die verschiedenen Arten römischer Holz- und Mauertechnik veranschaulicht, und in dem Garten eines Homburger Altertumsfreundes ist von sachverständiger Seite ein solcher Pfahlgrabenturm in römischer Weise nach genauen Abmessungen errichtet.

Viele solcher burgi sind vollständig verschwunden; die schön behauenen römischen Mauersteine erschienen selbst in steingesegneten Gegenden den Bewohnern als gutes Baumaterial, und manche Mauer benachbarter Gebäude lässt den Ursprung einzelner Steine oder ganzer Schichten unzweideutig erkennen.

Trotz mancher Lücken kann man aber doch als sicher hinstellen, dass diese Wachtürme in einer Entfernung von circa 750 Meter den Limeszug begleiteten und so angelegt waren, dass von einem zum anderen optische und akustische Signale ungehindert wahrgenommen und weitergegeben werden konnten.

Dass diese Türme untereinander und mit den Kastellen durch dicht hinter dem Wall verlaufende Wege verbunden waren, wird angesichts der von Wolff bei Rückingen (Limesblatt 6,52), von Ludwig auf der Strecke Mainhardt-Oehringen (Limesblatt 4,39), von Schumacher bei Osterburken und von Conrady bei Miltenberg aufgedeckten römischen Grenzstrassen auch von militärischer Seite nicht mehr bezweifelt werden können.

Dieses wichtige Ergebnis wird noch durch die Funde Schumachers beim Übergang über die Kirnach, wenige Minuten oberhalb Osterburken, vervollständigt.

Der Name eines Wiesenplanes „am grossen Stege“ liess vermuten, dass hier über die den Überschwemmungen ausgesetzte Fläche eine Art Steg geführt; und an der Übergangsstelle des Limes über das Flüsschen förderten thatsächlich

Baggerarbeiten eine 27 Meter lange, abwechselnd aus Eichenbalken und Sandsteinquadern bestehende Ufermauer mit einer Art Schleusenvorrichtung zu Tage, wie sie ähnlich von Kohl am Sulzachthal beobachtet und Limesblatt 6,57 beschrieben ist. Diese Strassen, Brücken und Stege für die Patrouillen, besondere Sperranlagen an den Fluss- und Thalübergängen bilden für den Zweck des ganzen Grenzwalles eine bedeutsame Illustration.

Die Verbindungsstrassen der Türme leiten uns im weiteren Verlauf zu den grösseren militärischen Anlagen, den Kastellen. Bei unserer Wanderung vom Süden her stossen wir am Pauluswall bei Welzheim auf die erste derartige Feste. Wunderbarer Weise liegt sie, vom Wall aus gerechnet, auf der feindlichen Seite auf einer beherrschenden Höhe, welche durch das Thal der Lein gegen das deutsche Gebiet hin einen natürlichen Schutz erhält. Da der schnurgerade Wall diesen militärisch wichtigen Punkt ausschloss, sicherte ihn die Kastellanlage.

Eine eingehendere Betrachtung aller Kastelle an unserer Linie würde weit über den Rahmen meines Vortrages hinausgehen, es mag genügen, den ziemlich gleichbleibenden Charakter derselben im allgemeinen zu kennzeichnen.

Ihre Lage entspricht ganz den Vorschriften römischer Techniker für den Lagerbau. Nicht steile Höhen erwählte man, wie für die mittelalterlichen Ritterburgen, sondern friedliche Biwakplätzchen an sonnigen Berglehnen, dass der Gipfel des Berges Schutz gegen den Wind, die Abdachung des Geländes bequemen Abfluss für das Regenwasser bot. Eine Hauptbedingung war die Nähe einer Quelle oder klaren fliessenden Wassers.

Die Kastelle selbst sind sämtlich castra stativa hiberna: für die Dauer eingerichtete kleine Festungen, die in unserem Klima naturgemäss besonderer Einrichtungen für den Winter bedurften. Eine mit Zinnen gekrönte und mit einem bis zur Brusthöhe gedeckten Laufgang für die Verteidiger versehene Mauer von 1—2 Meter Stärke umzog den Lagerraum, ein selten von der regelmässigen Form abweichendes Rechteck von $^1/_2$ bis 3 Hektar Flächenraum.

Die dem Feindesland zugekehrte, durch besonders starke Mauern geschützte Frontseite öffnet sich in der Mitte zu der

von starken Türmen flankierten porta praetoria; die porta decumana dieser gegenüber bildet meist ein schönes Doppelthor, weniger ansehnlich erscheinen die beiden Principalthore in den Längsseiten. Die Ecken des Rechtecks sind, wie Hyginus Gromaticus 54 verlangt, abgerundet und durch turmähnliche Bauten verstärkt, auf denen ebenso, wie auf den Thortürmen, schwere Geschütze aufgestellt waren. Der die Umfassungsmauer an beiden Seiten stützende Wall bietet nach innen einen breiten Wallgang, einen an allen Stellen leicht zu ersteigenden Standplatz der Verteidiger, nach aussen senkt er sich nach einer schmalen Berme in einen umlaufenden Graben, meist einen Doppelgraben, der an den Thoren gewöhnlich durch Verbindungsdämme durchbrochen ist. Das Innere des Kastells weist die massiven Grundmauern mannigfacher Gebäude auf, namentlich sind die verschiedenen Räume des Prätoriums in den Grundmauern jetzt an vielen Kastellen aufgedeckt.

Der Kastellbau liegt niemals ganz allein. Sein regelmässiger Begleiter ist eine Anlage von eigentümlichem Grundriss und vielumstrittener Bedeutung.

Abweichend von der sonst üblichen rechtwinkligen römischen Bauart zeigt der Grundriss meist bogenförmige Maueransätze. An der einen Seite läuft der vielgegliederte Raum viel schmaler zu als an der anderen. Und doch zeigen diese Begleitbauten fast durchweg ganz die gleichen Eigentümlichkeiten.

Verteidigungszwecken konnte dieser Bau nicht dienen, das geht schon aus seiner Lage nach der gedeckten Seite hin hervor, Villa oder Palatium war lange die übliche Bezeichnung der Sache. Höhere Offiziere, ja selbst Kaiser, welche die Grenze bereisten, werden wohl, so sagte man, nicht im Kastell, gewissermassen in der Kaserne, gewohnt haben, für sie wird dieser Bau bestimmt gewesen sein. Für gewöhnlich versammelten sich darin die Officiere, und so wäre die von einigen scherzhaft genommene Bezeichnung „Officierscasino“ modern, aber recht treffend.

Neuerdings aber kehrt man zu der ursprünglichen Anschauung zurück, dass wir in diesen Bauten Bäder vor uns haben. (Siehe W. Gross: Das römische Bad Jagsthausen.

Wd. Z. VI. S. 71; G. v. Rössler: Die Bäder der Grenzkastelle etc. Wd. Z. IX., S. 255 ff., 315 ff.)

Drei fast vollständig erhaltene Badeanlagen in Pompeji belehren uns über das römische Bauprogramm solcher Gebäude. In den deutschen Grundmauern erkennen wir dasselbe wieder. Zwei Vorbereitungsräume, das vasarium und praefurnium: Kessel- und Heizraum, bilden die ersten Gemächer. Daran schliesst sich das caldarium und diesem ähnlich das tepidarium, die Zimmer für warme und laue Bäder. Die römischen Bäder waren Schwitzbäder. In geheizten, mit Sitzen versehenen Räumen schwitzte man, dann stieg man in das laue Wasser der Badewanne. Deshalb stossen gewöhnlich noch kleinere Schwitzstuben, sudationes an. Auch für kalte Bäder war durch ein frigidarium, für Bequemlichkeit im Auskleiden durch ein apodyterium gesorgt.

Die Heizanlagen der Räume sind noch am besten erhalten. Unter dem Fussboden ist durch Aufmauern kleiner Backsteinpfeiler ein Hohlraum hergestellt, den man durch Platten überdeckt und mit starkem Estrich bestrichen hat. Thonröhren von rechtwinkligem Querschnitt, durch schmiedeeiserne Anker an den Wänden festgehalten, gewinnen auch noch diese für die Heizfläche. In dem besonders gut erhaltenen Bad bei Neckarburken an der Mümlinglinie hat Schumacher noch ein bleiernes Leitungsrohr ausgegraben, das uns die Zuleitung des Wassers veranschaulicht.

Die Verpflegung einer Garnison machte naturgemäss auch allerlei wirtschaftliche Ansiedelungen in der Nähe der Kastelle nötig. Die Wohnungen der Wirte und Krämer — der canabenses der Inschriften — haben wir noch wenigstens im Keller und im Unterbau vor Augen. Oft haben sich aus diesen Niederlassungen spätere Städte entwickelt, und auf der ganzen Strecke zeigen sich im Innenlande Mauerreste von römischen bürgerlichen Ansiedelungen.

Die Hauptkastelle unserer Strecke wurden bei Angabe des Limeszuges schon aufgezählt. Zu den früher bekannten entdeckte Herzog im Osten der Stadt Öhringen, wo man früher eine Badeanlage gesucht, den Zusammenhang grösserer Mauerreste und Steinschüttungen, die sich zu einem neuen Hauptkastell zusammensetzen (Limesblatt 3,29). Über das Verhält-

nis desselben zu dem anderen Öhringer Festungsbau auf der Bürg lässt sich jedoch vor dem Abschluss der Ausgrabungen nichts angeben.

Bedeutsam ist ferner die Beobachtung, dass wir in Osterburken zwar nicht zwei Kastelle, wohl aber zwei klar zu unterscheidende Bauperioden vor uns haben (siehe Limesblatt 2,15). Das ältere Lager wurde hier in jüngerer Zeit durch einen Anbau den Berg hinauf erweitert, wie sich vermuten lässt, um einen bedenklich überragenden Punkt mit in den Bereich der Verschanzung zu ziehen.

Diese Entdeckungen sind im letzten Jahre noch durch den Fund einiger interessanter Zwischenfesten vermehrt worden. Im Hettinger Walde zwischen Walldürn und Osterburken fand Conrady (Limesblatt 2,11 und 13) in dem „Höhnehaus“ und einem angeblich „runden Steinbau“ zwei kleinere auf trefflich gewähltem Platze errichtete Manipelkastelle. Schumacher entdeckte nicht weit davon bei Rinschheim eine ähnliche militärische Anlage, und auch bei Götzingen, wiederum etwas südlich davon, ist er einer weiteren auf der Spur.

Für die Geschichte des Limes sind diese Funde von ganz erheblichem Interesse. Wenn wir in Betracht ziehen, dass gerade nördlich von Osterburken die vorher erwähnte Limesmauer noch zur Verstärkung des Walles hinzugefügt wurde, und wenn wir weiter die auffallende Konstruktion der Zwischenkastelle ins Auge fassen, von denen das zuerst entdeckte sogenannte „Hönehaus“ bei flüchtigem Mauerwerk weder Wallgraben noch Thortürme und festgemauerte Gebäude, weder Ziegelwerk noch Hausteine, weder Brunnen- noch Cisternenanlage aufweist, dass dagegen alle Funde kleinerer Gegenstände darin das Gepräge späterer Zeit an sich tragen, so drängt sich uns die Ansicht auf, dass an dieser Stelle die vordringenden Deutschen am stärksten anstürmten und die römische Schanze durchbrachen, bevor die Notbauten vollendet waren und dadurch die bedrohte Lücke gesichert wurde.

Diese Zwischenkastelle haben uns in die Nähe von Walldürn geführt, und kurz vor dieser Stadt finden die Forschungen des Finanzrates von Paulus, soweit sie heute noch Gültigkeit haben, ihr Ende.

Vom Haghof an bis Walldürn hat der Wall seine Richtung streng nach NNO. inne gehalten, und diese Erscheinung des geradlinigen Verlaufes, welche sich an der ganzen Völkergrenze zum zweiten Male nicht ähnlich findet, verdient hinsichtlich des Zweckes und der Art der Anlage noch eine aufmerksamere Beachtung.

Bei der Einrichtung des Werkes können nur militärische Interessen massgebend gewesen sein. Nehmen wir an, dass die Römer ihre Grenze später von der Mümlinglinie nach dem Pauluswall vorgeschoben haben — dieser Frage werde ich im zweiten Teile des Vortrages näher zu treten haben —, so sind bei der Wertlosigkeit des gewonnenen öden Gebietszuwachses wirtschaftliche Gründe ausgeschlossen. Wenn wir aber die Schwäche der zum Grenzschutz verfügbaren Truppen in Betracht ziehen, deren Vermehrung jedem Kaiser der Kosten wegen bedenklich scheinen musste (s. Mommsen R. G. V. S. 52), so will uns eine so beträchtliche Verkürzung der Reichsgrenze als eine genügende Motivierung der Neuanlage bedünken (s. Mommsen R. G. V. S. 145). Dass ein römischer Kaiser für dieselbe diktatorisch die gerade Linie anordnete, darf uns nicht befremden, zumal dieser kürzeste Weg noch durch den Umstand empfohlen ward, dass einige Höhenzüge sich recht wohl in diese gerade Linie einfügen und die grossen Thäler von Kocher und Jagst fast rechtwinklig durchquert werden, — entschieden die bequemste Art des Überganges.

Kaum verständlich jedoch erscheint die Möglichkeit der Anlage. Wie konnten die Römer auf diesem welligen Gelände, auf welchem in jener Zeit der freie Ausblick durch wilden Wald gehemmt war, zwei so entlegene Ziele wie Haghof-Walldürn durch eine gerade Linie verbinden? Ein fortlaufendes Visieren von Punkt zu Punkt genügt hierfür nicht, es würde nur durch Zufall zu dem gesuchten Ziele hinführen; auch bliebe dann unverständlich, weshalb man einen so vorzüglichen Richtungspunkt wie den Hohenstaufen verschmäht und ausserhalb der Linie gelassen hätte.

Ein tüchtiger Kenner des Altertums äusserte mir gegenüber eine Vermutung, welche das Rätsel lösen würde. Sollte den Römern bei Absteckung des Zuges die Magnetnadel zum Führer gedient haben? Der Gedanke erscheint befremdlich

und ist schon manchmal ungeprüft als unmöglich von der Hand gewiesen worden, — aber wer beweist uns, dass die Römer den Kompass nicht kannten? Wann und von wem ist er denn im Abendland erfunden worden? Man hat auf Italiener um 1300 geraten, um nur einen Erfinder zu haben, — aber reichlich 100 Jahre früher thut Guiot de Provins in seinem Werke „la bible“ der Magnetnadel Erwähnung, und im Anfang des 13. Jahrhunderts beschreibt Thomas Cantimbratensis in dem Buche de lapidibus pretiosis ganz genau den Brauch der Schiffsleute, bei bedecktem Himmel sich nach einer mit dem adamas gestrichenen Nadel zu orientieren.

Durch Zufall haben wir diese Nachrichten, da man sie nicht kannte, suchte man den Erfinder in einer Zeit, in der das Instrument nachweislich schon ein halbes Jahrhundert gäng und gäbe war. Weder Zeit noch Name des Erfinders sind demnach bekannt: die Sache tritt auf nicht als etwas Neues, sondern die ältesten Notizen setzen sie schon als allgemein bekannt voraus. Ist es da unerhört, wenn man da, wo man den Ursprung so vieler Kulturelemente findet, in der römischen Erbschaft auch nach der Magnetnadel sucht?

Auch die Römer werden sich der Erfindung nicht rühmen dürfen, aber sie sind ja in so vielen Dingen als Übermittler gross.

Die überlieferte Notiz, durch Paulus Venetus sei um 1260 die Magnetnadel aus China nach Italien gebracht worden, ist der Zeit nach unrichtig, aber sie giebt jedenfalls den rechten Ursprung an. Um Christi Geburt, als die Chinesen schon den Kompass besassen, bestanden zwischen ihrem Reich und der römischen Hauptstadt Handelsverbindungen und diplomatische Beziehungen; unter Marc Aurel kamen römische Gesandte nach China. Könnte bei solchen Verbindungen nicht auch eine so wichtige Erfindung nach Europa gekommen sein?

Höchst auffallend ist es allerdings, dass kein römisches Litteraturwerk der Magnetnadel Erwähnung thut. Aber wie vieles benutzte der Römer, ohne es theoretisch zu beschreiben! Und aus dem Berichte des Cassius Dio und Sueton, dass unter Domitian ein Metius Pompusianus mit aus dem Grunde hingerichtet wurde, weil er „depictum orbem terrae in membrana“ mit sich herumgetragen habe, lernen wir, dass der römische

Staat mancherlei nicht zur allgemeinen Kenntnis gelangen lassen wollte. Das Schweigen der Autoren über eine solche Erfindung, deren Bedeutung ja überdies erst hervortrat, als man das Weltmeer durchsegelte, genügt also noch nicht, den Römern mit Sicherheit den Besitz der Magnetnadel abzuerkennen. Ihnen diesen zuzusprechen, scheint aber gerade die Richtung des Pauluswalles, die nur um Minuten von der heutigen Stellung der Magnetnadel in jenen Gegenden abweicht, begründeten Anlass zu geben.

Es ist nicht meine Absicht, diese Hypothese als meine eigene Überzeugung zu verfechten, aber eingehende Untersuchung verdient die Frage. Die Deklinationsschwankungen in verschiedenen Zeiten sind noch nicht lange Zeit beobachtet worden, die längste fortlaufende Beobachtung existiert meines Wissens für Paris, wo sie auf 200 Jahre zurückreicht. Rückschlüsse auf die Römerzeit nach so mangelhaftem Material sind sehr unsicher, sie ergeben aber für die Zeit der Limesanlage ziemlich genau die Wallrichtung. Dass sich aber am Wall einige kleine Abweichungen von der schnurgeraden Richtung finden, würde die Vermutung nur bestätigen. Die sehr sorgfältigen Aufzeichnungen der Isogonen im Königreich Württemberg genügen leider für den vorliegenden Zweck noch nicht. Wall und Nadel müssten auf der ganzen Strecke aufs genauste vermessen und beobachtet werden, erst dann könnte man unter Umständen aus gemeinsamen charakteristischen lokalen Abweichungen eine Entscheidung gewinnen.

Die weitere Verfolgung der Hypothese liegt in so kundiger und energischer Hand, dass wir eine Lösung der Frage, soweit eine solche möglich ist, bald erwarten dürfen. Vorläufig müssen wir uns die Römer mit den bekannten Mitteln arbeitend vorstellen und annehmen, dass sie, die in der Anlage geradliniger Strassen so Grosses geleistet, auch dieses Bauwerk durch Visieren und Ausrichten nach Gestirnen zu stande gebracht. In jedem Falle muss uns aber die römische Technik mit Hochachtung erfüllen. Der Inangriffnahme des Baues müssen so genaue Vermessungen und kartographische Aufnahmen vorhergegangen sein, dass unser Urteil über die römischen Leistungen auf diesem Gebiete, wie wir es nach der Weltkarte des Castorius, der sogenannten Peutingerschen Tafel, uns zu bilden

gewohnt sind, sehr nach der günstigen Seite zu ändern ist. — Dass das letztgenannte Kartenwerk nur eine Weg- und Entfernungskarte sein will, hat der verdienstvolle Herausgeber Miller Seite 84 richtig hervorgehoben.

Paulus ist bei seinen Forschungstouren genau nach der Bussole gegangen, deren Führung ihm über grosse Lücken im Limeslaufe glücklich hinweghalf. Es ist ihm kein grosser Vorwurf daraus zu machen, dass er sein bis dahin bewährtes Prinzip der Geradlinigkeit auch nördlich über Walldürn hinaus festgehalten und danach den Grenzwall nach Freudenberg am Main und von hier durch den Spessart konstruiert hat.

Diese auf lange Zeit herrschende Ansicht widerlegt und den unzweifelhaften Nachweis des weiteren Limeslaufes erbracht zu haben, ist eins der zahlreichen Verdienste des Altmeisters Conrady.

Seiner Führung folgend, sehen wir die Grenze in scharf gebrochener Winkellinie das Kastell Alteburg bei Walldürn einschliessen und dann in nordwestlicher Richtung vorüber an dem Zwischenkastell Hasselburg dem Main zustreben. (Siehe Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Geschichtsvereins zu Hanau: Der römische Limes.)

Ehe wir ins Thal dieses Flusses hinabsteigen, erwartet uns noch ein Denkmal von höchstem Interesse. Auf der Höhe des Greinberges finden wir die einstige römische Grenze von dem mächtigen Bollwerk eines germanischen Ringwalles überlagert, welcher an der steilsten Seite in einfachem, an den drei übrigen in doppeltem Zuge den höchsten Bergesgipfel umschliesst. Es ist gewiss kein Zufall, dass der Limes über die unbequeme Höhe hinwegstieg, welche wenig später von der germanischen Kriegskunst als von der Natur zur Festung berufene Stelle erkannt ward.

Von der Ringwallmauer aus steigt dann der Limes am Nordabhange des Berges nach dem Thal hinab, wo er etwas oberhalb dem Kastell Altstadt bei Miltenberg an den Fluss stösst. Von dieser Stelle bis Gross-Krotzenburg vertritt der Main die Stelle des Grenzwalles.

Fassen wir nun diese Ergebnisse zusammen, so lässt sich aus ihnen mit ziemlicher Bestimmtheit ein Einblick in den vielumstrittenen Zweck der ganzen Mauer- und Wallanlage ge-

winnen. Gewichtige Autoritäten haben derselben eine militärische Bedeutung aberkannt und sie für eine blosse Zollgrenze erklärt.

Dass der Grenzzoll für den römischen Staatshaushalt eine höchst bedeutende Rolle spielte, ist genügend bekannt. Und soviel steht fest, dass der Handel mit einigen Mineralien, namentlich mit Salz, ausserdem mit Jagdbeute, mit Schmuckgegenständen, zu denen das langwallende Germanenhaar zu rechnen ist, sich bis weit ins deutsche Land erstreckte, ja sogar mit den entlegensten deutschen Gebieten den Austausch des Bernsteins vermittelte, wofür die zahlreichen Funde römischer Industrieprodukte in der Provinz Preussen Zeugnis geben.

Aber dieser Zweck, den Grenshandel zu überwachen, lässt sich sehr wohl mit einem anderen verbinden, welcher als der natürlichste von den ältesten Forschern ohne weitere Prüfung angenommen, dann aber als unwissenschaftlich zurückgewiesen wurde, ich meine den militärischen Zweck der Grenzverteidigung.

Es wird keinem Laien in den Sinn kommen, sich dieselbe so zu denken, als ob die Germanen die ganze Limeslinie gleichzeitig bestürmt, die Römer dieselbe ständig zu verteidigen gehabt hätten, um so mehr muss es uns befremden, dass wohlunterrichtete Soldaten von Fach sich die Mühe nehmen, die Besatzung des Pfahlgrabens samt Ersatzmannschaft für einen solchen Fall, dass Mann an Mann kämpft, auszurechnen, und durch das Ungeheuerliche der dann nötigen Verteidigungsarmee die Annahme zu widerlegen meinen, der Wall habe zum Schutze der Grenze gedient.

Schwerer als dieser imaginäre würde der sachliche Grund wiegen, dass sich an vielen Stellen auf feindlicher Seite Überhöhungen des Geländes gegenüber dem Walle finden. Aber gerade an solch abschüssigen Stellen ist die römische Befestigung am meisten durch Wasser zerstört, so dass unser Urteil sich nur mit grosser Vorsicht auf den heutigen Bestand der Wallreste gründen kann. Und da sich bei den zweifelsohne der Verteidigung dienenden Kastellbauten die gleiche Erscheinung findet, will auch das Bedenken nicht viel besagen. Es kommt da sehr viel auf die Grenzverhältnisse an, und wir kennen weder den damaligen Zustand des germanischen Grenz-

landes noch die römischen Beziehungen zu den einzelnen Stämmen. Diese würden gewiss an manchen Stellen einen Grenzschutz fast entbehrlich machen.

Gegen den militärischen Zweck der Anlage spricht nichts Stichhaltiges, für denselben aber folgendes.

Alle Gegner der Ansicht, soweit sie wenigstens den Grenzwall in seiner baulichen Anlage und seiner Geschichte eingehend behandeln, sind doch genötigt, immer und immer wieder militärische Absichten vorauszusetzen.

Alle ähnlichen Anlagen, die wir kennen, sind aus gleichen Gründen entstanden. Mag man die mittelalterlichen Landwehren, von denen wir ein wohlerhaltenes Beispiel bei unserer Nachbarstadt Mühlhausen besitzen, betrachten, mag man die grossen Befestigungswerke in Norddeutschland, den Kograben und die Danewirke ins Auge fassen oder an die ähnlichen römischen Bauten in der Dobrudscha oder in England denken, überall finden wir den Zweck, durch solche Grenzwehren feindliche Einfälle und Angriffe von dem Hinterlande fernzuhalten. Und wo hätten die Römer das nötiger gehabt als unsern Vorfahren gegenüber?

Wenn diese allgemeinen Erwägungen schon früheren Forschern die Berechtigung gaben, die Bedeutung des Pfahlgrabens in unserm Sinne zu erklären, so wird dieser Verteidigungszweck fast durch jedes Resultat der heutigen Forschung bestätigt.

Wenn das vorliegende Gräbchen die Reichsgrenze bildete, welche Bedeutung bleibt dann für den grossen Wall mit Graben noch übrig?

Und nun betrachte man den Verlauf des Walles, wie trefflich derselbe fast überall Wasserscheiden und beherrschende Höhen einhält!

Man betrachte die fortlaufende Kette kleiner Festungen, durch Wachttürme und Strassen verbunden, die Lage dieser Festen, ihre Erweiterungen, Verstärkungen, den Schutz gefährdeter Stellen durch massige Mauern und Zwischenkastelle, auch die gegnerischen Ringwälle, deren sich in der Nähe von Miltenberg noch zwei bei Bürgstadt und Klingenberg finden, — man fasse diese Punkte alle in Erwägung, und man wird sich wundern, wie man die militärische Bedeutung so lange hat in Abrede stellen können. Mag sich aus der Anlage auch in Frie-

denszeiten, und diese bildeten selbstverständlich die Regel, mancher andere Nutzen ergeben haben, ihr eigentlicher Zweck kann nur der gewesen sein, die occupierten Landesteile zu sichern.

Und weiter stehe ich nicht an, mich zu einem anderen Gedanken zu bekennen, den man für militärisch und technisch so monströs erklärt hat, dass er nur von Leuten mit mangelnder Sachkenntnis erdacht sein könne. Es will mir nämlich gar nicht unwahrscheinlich dünken, dass der Grenzwall eine fortlaufende Palissadenkrönung getragen.

Die technische Schwierigkeit will nicht viel bedeuten, wenn man weiss, mit welcher Leichtigkeit die Römer Holz zu bearbeiten verstanden. Und in dieser Gegend erstickten sie fast im Holze. Auf der trockenen Wallhöhe aber hielten sich Pfähle aus Nadelholz mindestens 10 Jahre, eichene mehr als die doppelte Zeit. War das eine monströse Leistung, in 10—20 Jahren einmal die Verpfählung zu erneuern?

Dass man früher keine Spuren der Pfähle gefunden hat, darf uns nicht Wunder nehmen, denn nichts wird von den Germanen mit grösserer Leichtigkeit und Gründlichkeit zerstört worden sein als diese Palissadenreihe, und keine Stelle hat durch Kultur und Witterungseinflüsse so zu leiden gehabt als die Wallkrone. Auch von den die Wachttürme umgebenden Palissaden hat man noch keine sicheren Spuren entdecken können, und doch weist die Trajanssäule solche nach, und moderne Funde machen ihr Vorhandensein wahrscheinlich (Limesblatt 5,50).

Es wird erlaubt sein, blossen Vermutungen zunächst gleiche Waffen entgegenzustellen.

Der Palissadenbau war den Römern eine beliebte Befestigungsart. Das geht aus zahlreichen Stellen der Kriegsliteratur zur Genüge hervor und ist durch die Trajanssäule klar veranschaulicht. Ferner ist aus den Worten des Biographen Hadrians: stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque conexis barbaros separavit ersichtlich, dass die Römer an der Barbarengrenze palissadenähnliche Sperrbauten angebracht haben. Diese Thatsachen sind doch nicht zu ignorieren. Weiter aber wird eine solche Schutzanlage durch die Zweckmässigkeit gefordert, der ganze Wall samt Graben hatte einen zweifelhaften Wert, wenn man an jeder

beliebigen Stelle über die Böschungen weglaufen konnte und höchstens eine zufällig kommende Patrouille zu fürchten hatte. Weder als Zollgrenze, noch als Schutzanlage hätte er dann seinen Zweck erfüllt.

Ganz anders, wenn wir ihn mit Palissaden versehen denken. Diese gewährten nicht nur im Falle einer notwendigen Verteidigung eine Deckung, sondern sie sperrten auch in Friedenszeiten die Grenze, da jedes Durchbrechen sofort entdeckt werden musste. Sie entzogen den nächsten Grenzstrich der Beobachtung von aussen und erschwerten plötzliche räuberische Einfälle dadurch, dass sie die freie Rückkehr hemmten und ein Wegtreiben von Vieh fast unmöglich machten. Von der grössten Wichtigkeit aber war es für die Römer, dass eine solche Sperre den gefährlichen Verkehr der unzuverlässigen deutschen Nachbarn mit den nicht minder unsicheren Ansiedlern auf dem römischen Okkupationsgebiet einer Kontrole unterwarf; denn was für eine zweifelhafte Gesellschaft hier Besitz ergriffen, lernen wir aus den Worten des Tacitus (Germania 29) levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere.

Will man aber solche Vermutungen erst nach erfolgter Bestätigung gelten lassen, so lässt sich nach den Ausgrabungen des letzten Herbstes auch eine solche beibringen.

Soweit die Pfähle nicht weggeschleppt oder verbrannt wurden, wurden sie aller Wahrscheinlichkeit nach in den Graben geworfen. War dies nicht von den Deutschen geschehen, als sie das römische Bollwerk brachen, so geschah es gewiss ein halbes Jahrtausend später, als man die Strecken für die Kultur gewann. Eventuelle Reste der Pfahlanlage sind also nicht oben auf dem Wall, sondern im Graben zu suchen.

Und hier hat thatsächlich (s. Limesblatt 6,55) Conrady bei zahlreichen Grabendurchschnitten eine mit reichen Kohlenresten durchsetzte Masse gefunden, die man als Überbleibsel einer durch Feuer zerstörten Schanzpfahlreihe zu deuten gegründeten Anlass hat.

Wir sind also vollauf berechtigt, in dem römischen Grenzwall eine feste Verteidigungsanlage zu erblicken, und wir werden kaum irre gehen, wenn wir dieselbe bei einer Rekonstruktion des ursprünglichen Bildes mit einer Palissadenreihe krönen.

Giebt es

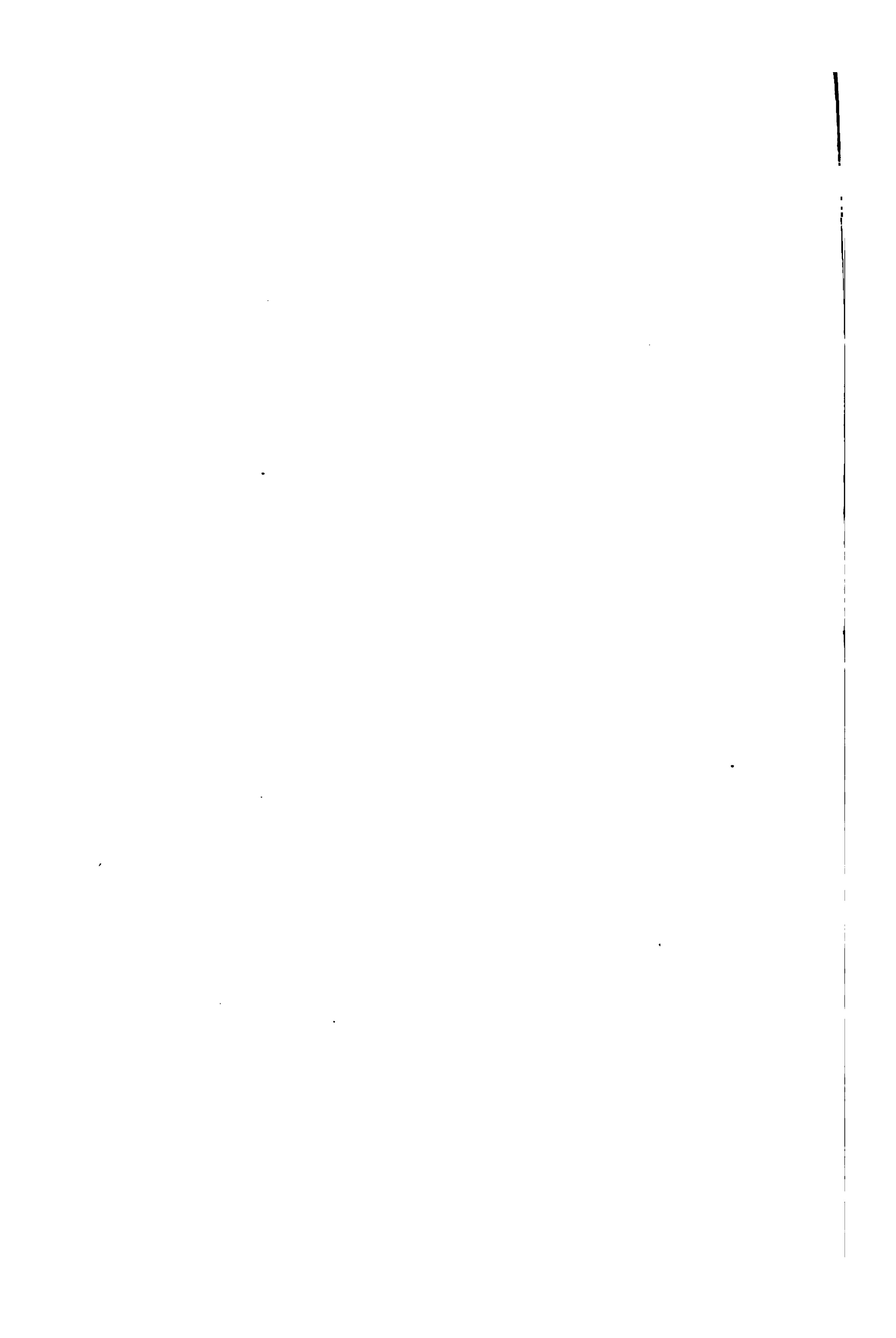
specifisch trophische Nerven?

Von

Dr. C. Axmann,

Königl. Geh. Sanitätsrat und Direktor

der Provinzial - Hebammen - Lehr - Anstalt zu Erfurt.



Die Grundlage der organischen Gebilde ist die Zelle, sie besteht aus Kern, Protoplasma und Hülle. Diese Drei bilden ein selbständiges organisches Ganze, in welchem der Kern das Schaffende, das Protoplasma das Nahrung Spendende ist. Vermöge der dem Kern angeerbten Kraft kann er ihm gleiche oder auch ihm nicht gleiche Kerne schaffen und ihnen die Fähigkeit vererben, in gleicher Weise immer neu zu schaffen. Durch diese Vererbungsfähigkeit sind die Kerne gezwungen, das Gebilde zu schaffen, zu dessen Erzeugung der erste Kern bestimmt war. Schwan, Joh. Müller, Virchow.

Um diese Aufgabe zu erfüllen, bedürfen die Kerne zubereiteter Nahrung und der in dieser Nahrung aufgespeicherten latenten Kraft. Diese Kraft wird bei dem Stoffumsatz der Nahrung teils frei und erscheint als Wärme, Elektricität und Bewegung in der Form der lebendigen Kraft, teils wird sie von den Kernen in latente Form gebunden. Durch den fortwährenden Stoffumsatz summieren die Kerne, zum Zweck aussergewöhnlicher Leistungen, die nicht verbrauchte Kraft.

So lange die dem Zellenkern angeerbte Schaffenskraft mächtig bleibt, so lange sie sich aus der Nahrung neue Spannkraft aneignet, lebt das Individuum, tritt das Gegenteil ein, dann verfällt es in Krankheit, Siechtum und Tod.

Dies ist in grossen Zügen der allbekannte Lebensgang aller organischen Gebilde, der Pflanzen wie der Tiere.

Ein Nerveneinfluss ist nicht nötig und findet bei diesem lebendig-chemischen Stoffumsatz nicht statt. Nur die angeerbte Macht der Zellenkerne ist die Ursache der trophischen Vorgänge.

Jeder Zellenkern ist eine trophische Einheit.

Die erste Entstehung einer solchen Einheit kann aber nicht aus Nichts erfolgen, sondern es ist wenigstens eine vorhandene Einheit nötig. Ein Neues kann nur durch Vermittlung eines Alten entstehen.

Diese Entstehung geschieht entweder durch Teilung eines alten oder durch Loslösung eines reifen Zellenkernes von einem reifen Individuum. Diese letztere Form ist die Knospung und die geschlechtliche Zeugung.

Die Teilung kommt nur bei den einfachsten Pflanzen und Tieren vor. Jede Hälfte erbt wieder die Teilungsfähigkeit. So folgt Teilung auf Teilung und es kann hier weder von Eltern noch von Kind die Rede sein, die Geteilten sind elternlose Geschwister. Sie sind in gewisser Beziehung unsterblich, denn ein physiologischer Tod kann sie nicht ereilen.

So wie verschiedenwertige Kerne ein Individuum zusammensetzen, ist eine erfolgreiche Teilung nicht mehr möglich. Es tritt an ihre Stelle die Knospung oder die geschlechtliche Zeugung. Die reife Knospe ist sofort entwickelungsfähig, sie entsteht aus einer Zelle. Zur geschlechtlichen Zeugung gehören zwei Kerne. Ein weiblicher und ein männlicher müssen sich gegenseitig durchdringen und in einen einzigen Kern sich verwandeln. Durch diese Vereinigung erhält der neue Kern die Fähigkeit, aus eigener Kraft ein dem Elternpaar gleiches Wesen zu schaffen, dazu bedarf er Nahrung und der in dieser enthaltenen Spannkraft. Vermittelst der Nahrung und der Spannkraft vermehrt er zunächst sich selbst, differenziert die neu entstandenen Zellenkerne, vererbt ihnen die Fähigkeit der Weitervererbung und so entstehen aus eigener angeerbter Kraft: Blut, Nerven, Herz, Blutgefässe, Muskeln, Knochen, Eingeweide etc. auf eine für uns nicht weiter zu ergründende Art.

Bei diesen ersten Erzeugungen findet ein trophischer Einfluss des Nervensystems noch nicht statt, nur die trophische Macht der Zellenkerne ist die Erzeugerin der spezifischen Gewebe und Organe. Ein jedes hat für sich zu sorgen. Sobald aber das aus verschiedenen Organen zusammengesetzte Individuum seiner Vollkommenheit sich nähert, ist ein harmonisches Zusammenwirken der einzelnen Organe zur Erhaltung des Ganzen nötig und nun tritt das Nervensystem in seine Rechte ein. Jede Nerveneinheit ist ebenso selbständig wie jede Zelleneinheit.

Da nun Arbeitsleistung im lebendigen Organismus ohne trophischen Vorgang nicht möglich ist, so ist die Annahme

folgerichtig, dass nicht nur im Nerven selbst, vermöge der ihm angeerbten Kraft, ein Stoffumsatz stattfindet, sondern dass auch das ihm untergebene Organ, indem es die vom Nerven angeregte, ihm specifisch zugehörige Funktion äussert, einen trophischen Vorgang erleidet. Die Chemie und Physik haben diese Schlussfolgerung als richtig erwiesen.

Es ist daher jede Nerveneinheit eine trophische, einmal in Bezug auf sich selbst und dann in Bezug auf das beeinflusste Organ.

So ist z. B. der willkürlich motorische Nerv der trophische Nerv des willkürlichen Muskels, und die Nervenzellen der Vorderhörner des Rückenmarks, aus denen die motorischen Nerven entspringen, sind die trophischen Centralorgane der motorischen Muskeln. Bei Gehirnlähmungen tritt niemals eine Degeneration in den motorischen Nerven und Muskeln ein. Bei Rückenmarkslähmungen nur dann, wenn die Ursprungsstätten der motorischen Nerven erkrankt sind. Bei peripheren Lähmungen der Muskelnerven tritt ausnahmslos Nerven- und Muskeldegeneration ein. Da nun neben dem trophischen Nerveneinfluss noch die jedem Zellenkern und Organ angeerbte Schaffungskraft thätig ist, so bewirkt diese Kraft noch einige Zeit den Fortbestand der trophischen Funktionen, auch ohne Nerveneinfluss, und macht es möglich, dass vorübergehende Störungen des Nerveneinflusses nicht wesentlichen Schaden üben und bei wiederkehrendem Nerveneinfluss rasche Heilung eintritt.

Das hier soeben Gesagte gilt aber nicht bloss für die motorischen Nerven und deren Arbeitsorgane, die Muskeln, sondern allgemein für alle Nerven und deren zugehörige Arbeitsorgane, mögen dieselben dem Bewusstsein unterworfen sein oder nicht. Diese, der Willkür entzogenen Organe, werden von dem Gangliennervensystem regiert.

Das Gangliennervensystem wird seit alten Zeiten in das sympathische und das spinale Gangliensystem geteilt. Die Ganglien des ersteren liegen da, wo vorzugsweise dem Willen entzogene contractile Gewebe sich befinden, die spinalen Ganglien sind in die hinteren Wurzeln der sogenannten cerebrospinalen Nerven eingefügt. Histologisch sind die Elemente der verschiedenen Nervenabteilungen sich ziemlich gleich. Die Elemente der Ganglien sind die Nervenzellen und

die aus ihnen hervorgewachsenen Nervenröhren. Sie bestehen aus Zellen- und Röhrenhaut, dem Zellenkern und dem vom Kern durch die Röhren sich fortsetzenden Axencylinder. Dieser tritt am Orte seiner Bestimmung aus der Röhre heraus und endet meist baumförmig in seinem ihm zugehörigen Arbeitsorgan. In der Zelle und der Röhre umgiebt eine sehr feine markähnliche Masse den Kern und den Axencylinder.

Der Kern der Nervenzelle ist der Befehlende, der Axencylinder der Überbringer und das Arbeitsorgan der ausführende Beamte.

Nervenzellen und Axencylinder werden durch ein äusserst feines Gewebe aus Bindegewebsfasern in ihrer Lage gehalten und dient dasselbe gleichzeitig den feinen Capillargefässen zur Stütze. Die Bindegewebsfasern verdichten sich an der Oberfläche der Ganglien und deren Nerven zu einer mit dem innern Stützgewebe zusammenhängenden Scheide. Zwischen den Nervenzellen und Nervenröhren befindet sich eine feinkörnige Nährflüssigkeit für die inliegenden Elemente.

Die aus den Ganglien austretenden Nervenröhren liegen in Bündeln zusammen und bilden mit den Bündeln der andern Centralorgane die bekannten Nerven. Die Gangliennervenröhren sind dünner und nicht so markreich wie die sensitiven und willkürlich motorischen Röhren. Sie sind deswegen bis zu den feinern Verzweigungen der Nerven von den cerebrospinalen Nervenröhren zu unterscheiden und in allen den Geweben und Organen aufzufinden, welche vorzugsweise die dem Willen entzogenen trophischen Funktionen zu leisten haben.

Bidder und Volkmann benutzten 1842 diese unterscheidenden Merkmale zu Zählungen und vergleichenden Schätzungen und konstatierten eine ausserordentliche Vermehrung dieser dünneren Ganglienröhren und der Ganglien selbst. Sie erwiesen dadurch die anatomische Selbständigkeit dieser Nervencentralorgane. Ein paar Beispiele mögen dies näher erläutern. In den Wurzeln des vierten Rückenmarksnerven des Frosches ist das Verhältnis der Ganglienröhren zu den cerebrospinalen wie 1 : 50; unterhalb des Ganglions im Nervenstamm wie 4 : 1. Das ist eine Vermehrung im Ganglion um das 200fache. Bei dem Hechte sind die Zweige, welche vom Vagus zu den Kiemen gehn, allein so dick, als die cerebrospinalen

Wurzeln des Vagus oberhalb des Ganglion und enthalten fast nur Gangliennervenröhren, während die Wurzeln nur 1/10 dieser Gangliennervenröhren enthalten. Ähnliche Verhältnisse finden sich in allen Nerven der andern Wirbeltierklassen und in den Nerven des Menschen.

In jener Zeit waren die meisten Anatomen und Physiologen nicht geneigt, den Ganglien Selbständigkeit zuzuerkennen, trotzdem Ehrenberg, v. Kolliker, Henle, Helmholz, Will, Reichardt, Remak den Ursprung der Gangliennervenröhren aus den Nervenzellen erwiesen hatten. v. Kolliker sagte 1844: „Die feinen Röhren entspringen in den Ganglien nicht mit Endschlingen oder feinen Endigungen, sondern die einfachen Fortsätze der Ganglienzellen sind die Anfänge der Nervenröhren.“ Auch der Zusammenhang des Zellenkernes mit dem Axencylinder wurde noch bezweifelt. Ich hatte am 1. Juni 1844 die grosse Ehre, den Übergang des Kernes in den Axencylinder an Präparaten des Meerschweinchens, der Maus und des Frosches Joh. Müller und A. v. Humboldt zu zeigen. Seit jener Zeit haben zahlreiche Untersuchungen die obigen Angaben bestätigt. Golgi verbesserte 1875 die schon von Ehrenberg geübte Färbungsmethode und fügte die Erhärtung hinzu. Es ist durch diese Methoden die Kenntnis des mikroskopischen Baues des gesamten Nervensystems wesentlich vermehrt worden. v. Kolliker, Waldeyer, His, v. Lenhossék, Cajal u. a. haben den Ursprung des Nervenfortsatzes aus den Nervenzellen beschrieben. His hat entdeckt, die andern Beobachter haben diese Entdeckung bestätigt, dass die Nervenfortsätze als Axencylinder aus der Nervenzelle in der Entwickelungsperiode bis zu den Punkten ihrer Bestimmung herauswachsen. In Bezug auf die spinalen Ganglien hat His gefunden, dass in der Embrionalperiode die Nervenzellen bei allen Wirbeltieren eine spindelförmige Gestalt und zwei an ihren Enden austretende Axencylinder haben, dass diese beiden Axencylinder sich bei der weiteren Entwickelung zu einem Nervenfortsatz vereinigen und nach kurzer Entfernung sich in zwei Äste teilen, von denen der schwächere central, der stärkere peripher verläuft. Es erscheinen die Nervenzellen im ausgewachsenen Tiere an die sensitiven Nervenröhren angeschaltet. Diese Entdeckung bestätigt aufs neue die Selbst-

ständigkeit der spinalen Ganglien, und zwar um so mehr, als His nachgewiesen hat, dass diese sensitiven Nerven nicht aus Nervenzellen im Rückenmark entstehen, sondern dass sie in der embrionalen Entwickelung aus Nervenzellen der spinalen Ganglien hervorwachsen und von da aus ihren Wachstumsweg nach der Peripherie und dem Rückenmarke beginne. Der in das Rückenmark eintretende Axencylinder dieser Nerven teilt sich in einen ab- und einen aufsteigenden Ast. Beide verlaufen in dem hinteren Rückenmarksstrange, geben auf ihrem Wege an die Ursprungszellen der motorischen Nerven Seitenzweige ab, welche die genannten Zellen mit Endverzweigungen umgeben. Durch diese Einrichtung werden die Reflexbewegungen des Rückenmarkes ermöglicht. Das weiter aufsteigende Ende dringt in die Pyramidenbahnen ein und überträgt die Empfindung diesen Nerventeilen. Das periphere Ende wächst bis in die Organe, welche die äusseren Reize der Empfindung zu unserm Bewusstsein führen. Die im Ganglion angeschalteten Nervenzellen können die Vermittler der Ganglienreflexe sein. Es geben für diese Annahme die Thatsachen den Beweis, dass es zahlreiche Ganglienreflexe giebt, dass diese Reflexe nur durch centrifugalleitende Nerven zurückgeleitet werden können und dass bis jetzt nur die sensitiven Nerven als centripetalleitend bekannt sind. Sie können auf ihrem Wege durch das Ganglion, gleich wie im Rückenmark, den Reflexreiz übertragen. Dass die sensitiven centripetalleitenden Nervenröhren diese angeregte Reflexenaction des Ganglions centrifugal zurückgeben sollten, wie einige Forscher behaupten, ist ebenso wenig anzunehmen als erwiesen. Wir haben im ganzen Nervensystem kein Beispiel einer Doppelleitung, gleichzeitig centripetal und centrifugal. Da in den Ganglien zahlreiche unipolare Nervenzellen vorhanden, die ausserordentliche Vermehrung der Nervenröhren in den Ganglien durch Bidder und Volkmann erwiesen und durch Versuche und Krankheiten der Einfluss dieser Ganglienröhren hinreichend erkannt ist, also genügende Röhren vorhanden sind, um die Rückleitung zu übernehmen, so ist die Annahme einer Doppelleitung nicht gerechtfertigt.

Die in den Ganglien neu entstandenen Nervenröhren treten zu Bündeln zusammen und aus den Ganglien in Gemeinschaft mit den durchtretenden Nervenröhren anderer Nervenbezirke

aus. Mit diesen zusammen bilden sie die bereits seit langer Zeit bekannten Nerven. Hierbei findet ein Austausch statt. Diesen Austausch der Nervenröhren habe ich bereits 1844 nachgewiesen und in einem Schema bildlich dargestellt. Das damalige Schema ist hier beigefügt und durch Einzeichnen der Entdeckung von His vervollständigt. (Siehe Beilage.)

Die Zeichnung stellt ein Stück Rückenmark (R) im Zusammenhang mit der vordern (VW) und hintern Wurzel (HW) dar. An der hinteren Wurzel befindet sich das spinale Ganglion (Sp. G.). Dem durch die Vereinigung beider Wurzeln und durch den Zutritt der Gangliennervenröhren entstandenen Nervenstamm (N. St. I.) führt der Ramus communicus (R. C.) aus den Ganglien des Sympathicus ganglio sympathische Nervenröhrenbündel zu. Diese biegen teils central, teils peripher im Nervenstamm (N. St. II.) um. Dieser enthält nun 4 Arten Nervenröhren: 1) sensitive, 2) willkürlich motorische, 3) gangliosympathische und 4) gangliospinale. Die ersteren leiten centripetal, die letzteren 3 centrifugal. In der Zeichnung bedeutet 0 die Ursprungsstellen, der —> die Richtung der Leitung. Die Entdeckung von His habe ich mit dem Namen des Entdeckers bezeichnet.

Die in den Jahren 1844—47 erhaltenen Versuchs-Resultate hatte ich Gelegenheit meinen hochverehrten Lehrern Johannes Müller, Hecker, Romberg und manchen meiner Studiengenossen zu zeigen. Noch heute besitze ich einen Teil wohlerhaltener Präparate aus jenen Versuchsreihen. Auch den Austausch der Nervenbündel habe ich damals erläutern können.

Als Versuchstier habe ich hauptsächlich den Frosch benutzt, weil derselbe in grossen Mengen leicht zu haben war, seine Bauart die Ausführung der Versuche ausserordentlich begünstigte und seine Lebenszähigkeit genügende Zeit zur Entwickelung trophischer Störungen gestattete.

Versuche, welche die Unabhängigkeit der Ganglien von dem cerebrospinalen Nervensystem beweisen. Schnitt A. Durchschneidung der Wurzeln zwischen Rückenmark und Spinalganglion. In dem am Rückenmark gebliebenen Rumpf der hinteren Wurzeln degenerierten bereits nach 5—8 Stunden ein Teil der Nervenröhren und stieg diese Degeneration im hinteren Rückenmarkstrang aufwärts bei mässiger Erfüllung der Capillargefässe, später traten

kleine Blutextravate auf. Der Rumpf der andern Wurzel blieb normal. Die aus dem spinalen Ganglion austretenden sensitiven wie Ganglienröhren, so wie das Ganglion selbst, blieben intakt. In den Versuchen, bei welchen gleichzeitig die motorische Wurzel durchschnitten, traten sehr bald die Vorboten der Degeneration der motorischen Nervenröhren ein. Verlust des Glanzes, Trübungen, waren im Nervenstamm und den Verzweigungen der motorischen Nervenröhren mit ziemlicher Sicherheit bald zu erkennen. Die willkürlichen Muskeln hatten geringeren Glanz, ein blasses Ansehen und fast verschwundene Querstreifen. Alle übrigen Organe blieben normal und funktionierten so gut, dass alle Frösche bis zu 8 Tage lebten, ja einige, denen nur die hinteren Wurzeln in geringerer Zahl durchschnitten, erreichten die 11. Woche. Auch in diesen Fällen war in der Ausbreitung der gangliospinalen Nervenröhren keine trophische Störung eingetreten.

Wilson Philip entfernte Kaninchen-Gehirn und -Rückenmark, er beobachtete den normalen Fortbestand der organischen Funktionen und die Contraction der dem Willen entzogenen Gewebe und Organe. Brachet, Flourens erzielten gleiche Resultate. Sehr zahlreich sind die Versuche anderer Forscher seit jener Zeit, doch ist bei ihnen selten die Degeneration der einzelnen Nervenstränge beachtet worden. Man begnügte sich mit der Thatsache, dass Lähmungen des Gehirns und Rückenmarks keinen trophischen Einfluss üben.

Joseph durchschnitt neuerer Zeit 3—6 Monate alten Katzen am zweiten Halsnerven die Wurzeln zwischen Ganglion und Rückenmark. Die Tiere wurden nach 6—8 Wochen getötet. Nach Durchschneidung der vorderen Wurzel fand Joseph das periphere Ende degeneriert, das centrale normal. Nach Durchschneidung der hinteren Wurzel degenerierte der Rumpf der Wurzel, welcher am Rückenmark verblieben war, bis auf eine kleine Zahl Röhren vollkommen, während im Ganglion und den peripheren Nerven eine partielle Degeneration sich einstellte. Bei allen Versuchen traten trophische Störungen nicht ein, wenn nur ceribrospinale Nervenbündel allein gelähmt waren. Die Beobachtungen von Joseph bestätigen meine Angaben über die Veränderung in den Nervenröhren und den Wurzeln. Die Degenerationen zeigen, an welchen Stellen das Centralorgan der betroffenen Nervenröhren

liegt. Es folgt aus diesen Versuchen, dass Gehirn und Rückenmark keinen direkten Einfluss auf die trophischen Zustände üben und die Ganglien, gleich allen anderen Nervenabteilungen, in sich selbst die Kraft haben, ihre Funktionen zu äussern.

Versuche, welche die Abhängigkeit der trophischen Vorgänge von den spinalen Ganglien beweisen. Schema Schnitt B. Durchschneidung des cerebrospinalen Nervenstammes dicht unterhalb des Ganglion über dem Ramus communicans. Hierdurch wurden in Bezug auf die in der Richtung nach dem Rückenmark verlaufenden Nervenröhren, die sensitiven und die aus dem Gränzstrang kommenden sympathischen Nervenröhren, welche nach dem Rückenmark treten, gelähmt, und in Bezug auf die nach der Peripherie verlaufenden wurden die willkürlich motorischen und gangliospinalen gelähmt. Dieser Versuch wurde an den Nervenstämmen, welche den Ischiadicus bilden, ausgeführt.

Unmittelbar nach dem Schnitt trat Empfindungslosigkeit und Lähmung der willkürlichen Muskeln ein. Nach drei Stunden wurde die Haut glanzlos, schmutzig grau, die Schwimmhäute durchsichtiger, der Capillarblutlauf blieb normal. In den nächsten Stunden nahm die Glanzlosigkeit zu, der Blutlauf war hier und da durch kleinere und grössere Blutextravasate unterbrochen, nach acht Stunden war Ober- und Unterschenkel wassersüchtig. Der Blutlauf in den grösseren Gefässen blieb bis zu 56 Stunden normal. Von da ab wurde er sehr unregelmässig, die Extravasate, die Ausschwitzungen mehrten sich, die Oberhaut löste sich an vielen Stellen, auch an Stellen der Rückenfläche der Schenkel ab. Die Frösche überstanden die Operation von 48 — 96 Stunden.

Anatomisches Ergebnis. Bei allen Fröschen, in besonders höherem Grade bei dem, welcher 96 Stunden gelebt hatte, war die Haut der hinteren Extremität auffallend graubleich, glanzlos, die Oberhaut abgelöst, die darunter befindliche Hautschicht leichter zerreisslich als auf der nicht gelähmten Seite. Ein Kinderlöffel voll Blutserum, durch freischwimmende Blutzellen mässig rötlich gefärbt, befand sich zwischen Haut und Muskeln. In diesen sah man grössere und kleinere Blutextravasate, die Muskelfasern waren weich und leicht zerreiblich. Herz, Lungen, Magen waren sehr blutleer, aber in ihrer Textur unverändert. Die Leber war dunkelbraunrot, enthielt Blutextravasate, beim Einritzen der Leberkapsel floss die Lebersubstanz als dickflüssiger Brei aus. Die Gallenblase enthielt Blutgerinsel. Vom Magen ab war die Darmhaut sehr erweicht, die

Falten der Schleimhaut verschwommen, an einzelnen Stellen fehlte sie ganz. Der Inhalt des Darmes bestand aus Schleimhautfetzchen und Blutextravasaten. Gallenfarbestoff war erst in der Cloake zu finden. Die betreffende Niere war breiig weich; die betreffende Hälfte der Urinblase war sehr zerreisslich, teilweise der erweichten abgelösten Schleimhaut beraubt. Es waren die sechs letzten Nervenstämme dicht an der Wirbelsäule durchschnitten. Es ist zum vollen Gelingen aller hierher gehörigen Versuche nötig, die Zerschneidung auf mehrere Nervenstämme auszudehnen.

Bei allen Fröschen waren die Capillargefässe des Rückenmarkes mehr oder weniger mit Blut erfüllt und keine Extravasate vorhanden. Eine Änderung in der Beschaffenheit des Rückenmarkes war nicht wahrnehmbar. Auch die unverletzten Spinalganglien erschienen normal. Besonders hervorzuheben ist, dass bei allen 17 Fröschen, welche zu diesen Versuchen benutzt wurden, die trophischen Störungen nie in dem Bereiche der durchschnittenen Ganglien-Nerven fehlten, aber in verschiedenem Grade und bald früher bald später auftraten. Bei einigen erschienen sie schon nach 3 Stunden sehr deutlich, bei andern erst nach 12—16 Stunden und verliefen bald rascher, bald langsamer. Es beweist dieses Verhalten die verschiedene Widerstandsfähigkeit und selbstthätige Kraft der Organe, deren Ganglienнerven gelähmt waren.

Durch die erhaltenen Versuchsresultate wird bewiesen: dass die aus dem spinalen Ganglion austretenden spinalen Gangliennervenbündel einen erhaltenden Einfluss auf die trophischen Vorgänge der äusseren Haut, der Capillargefässe und auf die trophischen Vorgänge im Darmkanal, der Leber und der Drüsen, der Nieren und der Urinblase ausübt. Aus den Injektionen im unteren Teil des Rückenmarkes erkennt man den mangelnden Einfluss der durch den Ramus communicans und das spinale Ganglion nach dem Rückenmark tretenden gangliosympathischen Nervenbündel auf die regelrechte Contraction der Capillargefässe. Da nun die sensitiven und willkürlich motorischen Nervenbündel gleichzeitig mit durchschnitten und, wie der vorige Versuch erwiesen, ohne trophischen Einfluss auf die erkrankten Gewebe sind, so können die trophischen Störungen nur durch den mangelnden Einfluss des spinalen Ganglion, und die Störungen des capillaren Kreislaufes im Rückenmark nur durch die Lähmung der gangliosympathischen Nervenbündel entstanden sein.

Fodera 1823, Magendie 1824, Longet 1848 durchschnitten den Nervus trigeminus hinter und vor dem Ganglion und sahen

im ersteren Falle keine oder nur unbedeutende trophische Veränderungen, dagegen im zweiten Falle dieselben Störungen der trophischen Funktionen, welche Ch. Belle 1821 bei krankhafter Entartung des Ganglion Gasseri und später Romberg beschrieben hatten. Es sind diese Versuche bald mit mehr oder weniger vollständigem Erfolg von andern wiederholt worden und haben die Misserfolge bei diesen Versuchen am Trigeminus manche Zweifel über den Einfluss des Ganglion Gasseri auf die trophischen Vorgänge geweckt und bis heute erhalten. Auch die chirurgischen Operationen haben ähnliche negative Resultate beobachten lassen. So hat Professor Krause (Altona) in den letzten Jahren fünfmal das Ganglion des Trigeminus oder dessen Stamm bei Menschen exstirpiert und ausser den bekannten Störungen der cerebrospinalen Sphäre nur einmal eine Keratitis neuroparalytica beobachtet, wie derselbe die Güte hatte, auf meine Anfrage mir mitzuteilen. Auch heilte die Keratitis mit leidlich gutem Sehvermögen. Die andern vier Operierten sind frei geblieben von irgend einer Degeneration. Am 8. November 1893 teilte Berhardt einen Fall der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten von Trigeminus-Verletzung mit. In diesem Fall war nach Schussverletzung Anaesthesie im 1. und 2. Ast des Trigeminusgebietes vorhanden und trat vierzehn Tage nach der Verletzung ein Cornealgeschwür mit Irisvorfall, welcher ohne weitere entzündliche Erscheinungen einheilte, auf. Dann traten Exulcerationen an der Wangenschleimhaut ein, welche mit weissen Strängen heilten. Auch die Nasenschleimhaut der verletzten Seite nahm daran teil. Romberg beobachtete 1840 gleiche trophische Störungen bei Erkrankung des Ganglion Casseri.

Gaule beobachtete nach Zerstörung der spinalen Ganglien bei Frosch und Kaninchen Verfärbung der Haut, Verschorfung und eigentümliche Blutungen. Joseph durchschnitt den zweiten Halsnerven peripher vom Spinalganglion bei 3—6 Monate alten Katzen und sah inselförmigen Haarausfall eintreten und den peripheren Nerv vollkommen degenerieren.

In allen diesen Versuchen waren, neben den cerebrospinalen Nerven, die im Ganglion aus Nervenzellen entstehenden gangliospinalen Nervenröhren gelähmt, gangliosympathische in Bezug auf die peripherische Ausbreitung nicht. Daher waren auch

nur trophische Störungen und nur unbedeutende vasomotorische in Folge der trophischen eingetreten.

Der nächste Schnitt C. liefert ein sehr anschauliches Bild über die Funktionen der aus dem Ramus communicans zu dem cerebrospinalen Nervenstamm tretenden gangliosympathischen Nervenröhren. Diese biegen in centraler und peripherer Richtung um.

Durchschneidung der sämtlichen Verbindungszweige des Grenzstranges zu dem linken Ischiadicusgeflecht. Unmittelbar nach der Operation war der Blutlauf in der linken hinteren Schwimmhaut etwas wenig beschleunigt; weder in den willkürlichen Bewegungen des linken Schenkels, noch in der Sensibilität war eine Abnahme wahrzunehmen. In beiden Schenkeln war Motilität und Sensibilität vollkommen gleich.

Diese Schnelligkeit des capillaren Kreislaufes liess nach einer Viertelstunde nach und sank allmählich unter die normale Schnelligkeit, welche in der rechten Schwimmhaut bestehen blieb. Die linken Capillaren wurden durch Eintreiben des Blutes mittelst des Herzstosses erweitert, die Blutkügelchen hielten nicht mehr die Mitte des Gefässes, wankten von einer Wand des Gefässes zur andern, blieben wohl auch an den Seiten der Winkel der Gefässe liegen, sie wurden Veranlassung zum Verstopfen einzelner Capillaren. Schon nach 10 Stunden waren die meisten Gefässe stark ausgedehnt und so erfüllt, dass sie leicht mit unbewaffnetem Auge, nicht nur in der Schwimmhaut, sondern in der Haut des ganzen linken Schenkels wahrzunehmen waren. Der Blutlauf im rechten Schenkel blieb normal. Die Sensibilität war in der linken hinteren Extremität abgestumpft, die Sprünge des Frosches wurden schief, der Frosch sprang immer um 4—6 Centimeter zu weit links, konnte beim Niederspringen sich nicht kräftig hinsetzen, sondern fiel nach der linken Seite. Die linke hintere Extremität lag zunächst schlaff und lang da und dann zog der Frosch dieselbe langsam in die normale Stellung. Nach 21 Stunden verlor sich in vielen grösseren und kleineren Gefässen der linken Hinterextremität ein grosser Teil der Blutansammlung, doch kehrte normaler Blutlauf nicht wieder zurück. Dieses Verschwinden oder Vermindern der Blutansammlung dauerte $3^1/_2$ Stunde, verschwand dann allmählich und ging in vollständige Erfüllung der Gefässe über. 40 Stunden nach der Operation hatte links die Bewegung des Blutes fast ganz aufgehört, während sie in der rechten Extremität vollkommen normal blieb, nur schien die Zahl der Blutkörperchen daselbst vermindert; in der linken Extremität waren durch die Herzthätigkeit in die erweiterten Gefässe massenhaft Blutkörperchen eingetrieben, so

dass die Gefässe voll ausgestopft waren. In den letzten Stunden hatte sich etwas Serum zwischen Haut und Muskeln angesammelt.

Die Bewegungen des linken Schenkels blieben kraftlos, auch während der Wiederkehr der Blutbewegungen, vom dritten Tage an war der Frosch durch stärkere Reizung der Haut der linken Extremität nur noch zu schwachen Bewegungen der Zehen und des Schenkels zu bestimmen. Sprünge führte er nicht mehr aus. Endlich war die linke hintere Extremität am fünften Tage vollständig gelähmt und empfindungslos, das Blut stand still, die Gefässe waren vollständig ausgestopft und erfolgte am siebenten Tag nach der Operation der Tod.

Anatomische Befunde. Eine besondere Farbenveränderung der Haut der linken Extremität war nicht vorhanden, nur schienen überall die stark erweiterten, mit Blut überfüllten Gefässe durch. Diese Injektion wies das Mikroskop durch alle Capillare und grösseren Venen nach. Auch die Gefässe der Muskeln, der Gelenkbänder und Knochen waren mit Blut überfüllt. Das zwischen Haut und Muskeln angesammelte Serum betrug einen Theelöffel, war klar, verhielt sich chemisch wie normales Serum und enthielt einige wenige Blutzellen. Trophische Veränderungen an Haut und Muskeln waren nicht zu finden, auch die Oberhaut war nicht abgelöst. Die sämtlichen Eingeweide der Bauch- und Brusthöhle, sowie die übrigen Teile des Körpers waren auffallend blutleer, aber sonst normal; nur die linke Niere war weich, weiss, verkleinert, während die rechte normal. Die Urinblase, mit Blut und Eiweiss haltendem Urin angefüllt, war in der linken Hälfte bis in die feinsten Capillaren injiciert, während die rechte Hälfte nur wenig mit Blut erfüllte Gefässe, meist Venen, enthielt. Die Gefässe der unteren Hälfte des Rückenmarkes und deren Häute, sowie die spinalen Ganglien waren auf der linken Seite injiciert, doch nahmen die Gefässe des Rückenmarkes auch auf der rechten Seite daran mässig teil, in den hinteren Wurzeln des Ischiadicus waren nur wenige Nervenfasern degeneriert.

Es waren die letzten sechs Verbindungszweige des Sympathicus auf der linken Seite durchschnitten, so dass die zu dem Ischiadicus hinzutretenden gangliosympathischen Nervenröhren ihren Einfluss auf die Contractilität der Blutgefässe gänzlich verloren und allmähliche Lähmung der Blutgefässe eingetreten war.

Einen schönern Beweis für die vasomotorische Eigenschaft der sympathischen Ganglien kann es nicht geben, wenn überhaupt noch ein solcher nötig wäre. Seit längerer Reihe von Jahren ist der Einfluss des Sympathicus auf die dem Willen entzogene Contrac-

tilität der Gewebe anerkannt. Zu beachten aber ist die Injektion der Gefässe der Ganglien und des unteren Teiles des Rückenmarkes, denn sie bestätigen die anatomische Angabe: Umbiegen eines Teils der sympathischen Nervenbündel nach dem Rückenmarke und Eindringen derselben in das spinale Ganglion und das Rückenmark.

A. v. Walther hat nach Durchschneidnng des Ramus communicans bei Fröschen gleiche Circulationsstörungen beobachtet. Störungen der trophischeu Vorgänge traten erst infolge der aufgehobenen Blutcirculation ein. Einige Frösche lebten bis zu 14 Tagen. In dieser letzten Zeit wurde die Schwimmhaut zerreisslich und lösten sich bei unvorsichtiger Behandlung die vorderen Zehenspitzen ab. Auch v. Walther beobachtete zuerst infolge Zusammenziehen der Gefässe einen rascheren Capillarkreislauf und wechselte die Beschleunigung mit Lähmungserscheinungen mehrere Male ab.

. D. Durchschneidung der cerebrospinalen Nerven unterhalb des Zutrittes der Verbindungszweige. Einem kräftigen Frosch mittlerer Grösse wurden auf der rechten Seite die Nervenstämme des Ischiadicus dicht unter der Zutrittsstelle des Verbindungszweiges und auf der linken Seite die Wurzeln des Ischiadicus innerhalb der Wirbelsäule ohne Verletzung der spinalen Ganglien durchschnitten. In beiden hinteren Extremitäten waren demgemäss die willkürlich motorischen und sensitiven Nerven gelähmt. Dagegen waren in der rechten Extremität auch noch die gangliospinalen und gangliosympathischen gelähmt, welche in der linken unversehrt geblieben waren. Zwei Stunden nach der Operation war in dem linken Hinterbein nur Anaesthesie und Paralysis der willkürlichen Muskeln wahrzunehmen, während in dem rechten, ebenfalls empfindungslosen und gelähmten Bein die Haut bleicher, die Schwimmhaut viel durchsichtiger, der Capillarblutlauf viel langsamer als links wurden. Die Capillaren waren rechts nach 12 Stunden erweitert, hier und da stockte die Bewegung der Blutkügelchen ganz. In der Haut des rechten Schenkels begannen die Injectionen grösserer Gefässe. Ende der ersten 24 Stunden kehrte allmählich die Schnelligkeit des Blutlaufes wieder, nur war die Blutbewegung nicht normal, auch verschwand die Schnelligkeit wieder, so dass 26 Stunden nach der Operation der Blutlauf sehr träg und stockend wurde, bald traten vollständige Injektionen der Gefässe im rechten Schenkel ein. Die Haut desselben wurde noch bleicher, die Epidermis hob sich blasenförmig ab. Zwischen Haut und Muskeln sammelte sich Serum, durch die Haut schimmerten kleine und grössere Blutextravasate.

Alle hier aufgezählten Veränderungen fehlten an der linken nur gelähmten und empfindungslosen Extremität. Nach 42 Stunden circulierte das Blut in der linken Schwimmhaut noch normal, in der rechten war vollständiger Stillstand vorhanden. Bis 10 Minuten vor dem 90 Stunden nach der Operation eintretenden Tode war die Blutbewegung links normal.

Anatomischer Befund. Die linke Extremität, deren cerebrospinale Wurzeln durchschnitten worden waren, unterschied sich äusserlich nicht von einem gesunden Gliede, dagegen waren die willkürlichen Muskeln etwas blasser, weicher und hatten weniger Glanz. In der rechten Extremität, deren gangliospinalen und gangliosympathischen Nervenröhren durch den Schnitt D. noch dazu gelähmt waren, war starke Bleichung der Haut, Ablösung der Oberhaut eingetreten, die meisten Blutgefässe waren injiciert, aus vielen kleinen Rissen war Blut ausgetreten. Selbst die Markhöhle des Oberschenkelknochens enthielt ein Blutextravasat. Zwischen Haut und Muskeln befand sich rötlich gefärbtes Serum, die untere linke Hälfte des Rückenmarkes war mässig injiciert, in der unteren Hälfte des Wirbelkanals befand sich ein Blutextravasat. Die Urinblase war mit rötlichem Urin und einem Blutextravasat erfüllt. In der rechten, mässig injicierten Urinblasenhälfte löste sich die aufgelockerte Schleimhaut, sie war zerreisslich. Nieren, Darmkanal, Leber, Herz und Lungen waren normal. Die Nervenröhren in den oberen Stumpfenden des Ischiadicus waren normal.

In diesem Versuche war zu der Störung der gangliosympathischen Funktionen, wie sie der vorige Versuch erkennen liess, auch noch, ausser der Lähmung der cerebrospinalen Nerven, die Lähmung der gangliospinalen Nervenbündel dazu gekommen.. Dadurch erklärt sich die etwas stärkere Erfüllung der erweiterten Capillaren in Verbindung mit trophischen Störungen und Blutextravasaten.

Ferner beweisen alle Versuche, dass jeder Nervenbezirk zunächst für sich allein in seinen Funktionen gestört sein kann und dass nur dann eine Rückwirkung auf andere Bezirke stattfindet, wenn die Funktion des Einen für die Erhaltung der Funktion des Andern nötig ist. So z. B. bedürfen alle Organe zu ihrer regelmässigen Funktion regelmässige Blutzufuhr, wird diese dauernd gestört, so müssen sich auch die Folgen in den Funktionen anderer Organe zeigen.

Ähnliche oder gleiche Resultate nach Durchschneidung gemischter Nerven liefern folgende Versuche. Valsalva, Düverny, Brachet, Legallooi, Astly, Cooper, Schiff, Samuel, Longet u. A. durchschnitten den Vagus unterhalb

des Ganglion, also an einer Stelle, wo beide Gangliennervenarten, spinale und sympathische, im Vagus enthaltend und in Bezug auf die Lunge gelähmt wurden.

Alle Beobachter sahen Überfüllung der Blutgefässe, Ergiessung schaumigblutiger Flüssigkeit in die Bronchien, Hepatisation des Lungengewebes. Die Lunge war so hepatisiert, dass kaum einzelne Lungenbläschen sich aufblasen liessen. In die Lungenarterien eingespritztes Wasser gelangte nicht in die feinen Verzweigungen. Das Parenchym der Lunge war durch das Gerinnen der aus den Gefässen ausgetretenen Flüssigkeit und durch Zusammensinken der Lungenbläschen so verändert, dass es dem Leberparenchym ähnlich sah. Also Störung der Contractilität und der trophischen Vorgänge. Die Zeit, in welcher sich die Veränderung ausbildete, war verschieden.

Im Gegensatz zu der gleichzeitigen Lähmung beider Gangliennervenarten erinnere ich hier an die Versuche von Joseph, Durchschneidung des zweiten Halsnerven peripher vom Ganglion. Hier begann vom 5.—12. Tage inselförmiger Haarausfall in der Verbreitung des betroffenen Nerven, ohne sonstige Störung in der Haut, auch gesellten sich nicht vasomotorische Störungen dazu. Nun enthalten nicht alle cerebrospinale Nerven, sympathischen Röhren an diesen zur Operation benutzten Stellen und fehlten darum auch die vasomotorischen Lähmungserscheinungen, welche in einem so gefäss- und nervenreichen Organe wie die Lunge in solcher Ausdehnung eintraten. Auch bei diesen Versuchen von Joseph schwankte die Eintrittszeit der trophischen Veränderung zwischen dem 5. und 12. Tage infolge der eigenen Kraft der Zellen und den aus ihnen zusammengesetzten Organen.

Sollen die oben mitgeteilten Resultate der Ganglienlähmungen deutlich und rasch hervortreten, so ist es nötig, den Schnitt nicht auf einen einzelnen Zweig oder ein kleines Ganglion zu beschränken, sondern es müssen mehrere zu einem Nervendistrikt gehörige Nerven gleichzeitig gelähmt werden. Die letzten Enden der Gangliennerven verteilen sich geflechtartig, so, dass dicht nebeneinander liegende Organteile von verschiedenen Nervenenden versorgt werden. Dadurch erklären sich die inselähnlichen trophischen Störungen, wie wir sie bei Krankheiten beobachten und Joseph bei seinen Versuchen an dem

zweiten Spinalganglion der Katze in der Haut des Ohres beschrieben hat. Ferner übt die den Zellenkernen aufgeerbte Kraft bald einen grösseren, bald kleineren Einfluss und können durch diesen Einfluss nachbarlicher Organe, bei kleinen, beschränkten trophischen Nervenlähmungen, diese Lähmung bis zu gewissem Grade bald länger, bald kürzer ertragen; ja es können selbst ohne Gangliennerveneinfluss die trophischen Vorgänge vermittelst der Reizbarkeit der eigenen Zellenkraft eine Zeit fortbestehen. Dies beweisen die verschiedenen Eintrittszeiten der trophischen Störungen.

Sind die Verletzungen der Nerven geringfügiger Art und besteht die Ernährung infolge der angeerbten Kraft in den mässig gelähmten Gebilden fort, so gleicht der Nerv, vermöge seiner eigenen trophischen Kraft, die Verletzung aus, er regeneriert sich selbst, Genesung tritt ein. Die Erfahrung lehrt, wenn die getrennten Nervenenden in naher Berührung oder in nächster Nähe bleiben, dass sehr bald eine Verwachsung wieder eintritt und nicht nur die gestörten trophischen Funktionen, sondern auch die der cerebrospinalen Nerven wieder normal werden.

Ferner ist das Bedürfnis der trophischen Arbeitsorgane nach Nerveneinfluss, je nach der Individualität des Organs, in den verschiedenen Lebensperioden, zu verschiedenen Ernährungszeiten, in verschiedenen Tierklassen ein sehr verschiedenes. Auch die Individualität, die vorhergegangene Lebensweise, Verschwendung der organischen Kraft, üben hier wesentlichen Einfluss. Darum treten bei Versuchen, gleichwie bei Erkrankungen, die trophischen Nervenstörungen bald mehr, bald weniger hervor, bald früher, bald später ein. Die Widerstandskraft, welche ihren Sitz in dem Zellenkern hat, ist entweder sehr erhöht oder geschwächt; krankmachende Ursachen können im letzteren Falle sehr heftige Erkrankungen und Tod bringen, während bei erhöhter Widerstandskraft die Krankheit kaum auftritt und leicht vorübergeht. Bei Fröschen, welche nur wenige Tage in der Gefangenschaft gelebt, treten die Folgen der Nervendurchschneidungen im Durchschnitt früher ein, als bei frischgefangenen. Frühjahrsfrösche sind widerstandsfähiger als Herbstfrösche. Einen gleichen Unterschied habe ich beim Hamster im Sommer und Winter beobachtet. Zur

Zeit des Winterschlafes treten trophische Störungen nach Nervenverletzung langsamer ein.

Auch die Gewöhnung übt einen Einfluss. Frösche, welche erst länger an die Gefangenschaft gewöhnt waren, zeigten die trophischen Störungen zur selben Zeit wie frisch gefangene.

Die bisher mitgeteilten Beobachtungen betrafen fast nur Lähmung oder Hemmungen des Ganglieneinflusses, es sei gestattet, ein paar Reizversuche noch anzuschliessen.

An die Reizerfolge an den das Herz beeinflussenden Nerven erinnere ich hier nur, sie sind zu bekannt. Die Reizversuche an den sympathischen Nerven der Unterleibshöhle seien kurz erwähnt. Henle beobachtete bei einem Enthaupteten 40 Minuten nach dem Tode durch galvanische Reizung Contractionen der Gallenblase. Sehr deutliche und kräftige Contractionen des Ductus thoracicus traten noch nach 1½ Stunden ein. Auch die Venen, die Pfortader, aber nicht die Aorta reagierten noch auf galvanischen Reiz. Bezold und Bonsen prüften den Einfluss der Reizung des oberen Teiles des Sympathicus mit sehr günstigem Erfolg auf den Blutdruck. Dieser konnte bis zum fünften Teil erhöht werden. A. v. Humboldt erzeugte durch Galvanisieren des Nervus cardiacus Bewegungen des Herzens. Joh. Müller, Longet, Volkmann, Valentin batten gleiche Erfolge. Nach Reizung des ersten sympathischen Halsganglions kontrahierte sich die Regenbogenhaut, nach Reizung des Halsteiles des Grenzstranges das Herz, nach Reizung des Brustteiles die dünnen Därme, nach Reizung des Lenden- und Sacralteiles des Grenzstranges die Harnblase, der Mastdarm, die Samenleiter, die Samenblase, die Eierleiter und der Uterus. Joh. Müller beobachtete nach mechanischer und chemischer Reizung des Ganglion coeliacum, des Nervus splanchicus, des Nervus cardiacus magnus vermehrte Contractionen des Herzens und des Darmes. Longet hatte die gleichen Erfolge. Volkmann band in die Luftröhre eines geköpften Tieres ein Röhrchen. Reizte V. den Vagus galvanisch, so bewegte sich ein vorgehaltenes Licht, ja einmal wurde das Licht ausgeblasen. Valentin führte die bereits oben von Henle ausgeführten Versuche mit gleichen Erfolgen aus.

Beweisen die Reizversuche auch die Bethätigung der Funktionen der Gangliennerven, so sind sie doch nicht so beweis-

kräftig wie die Lähmungsversuche, denn während diese letzteren unumstösslich beweisen, dass die Spinalganglien den Stoffumsatz, somit die Ernährung beeinflussen, dass die sympathischen Ganglien die unwillkürliche Contractilität regieren, dass Gehirn und Rückenmark keinen direkten Einfluss haben, können jene auf Umwegen den Reiz übertragen. Monate und Jahre lang kann der Einfluss des Rückenmarkes und Gehirns, ohne eine directe Störung im Stoffumsatz zu erzeugen, fehlen. Die Annahme, dass das Gangliensystem sein Centrum im Rückenmark und dem Gehirn habe, wird wohl endlich ihre Anhänger verlieren.

Der Einfluss des cerebrospinalen Systems auf die Funktionen der Ganglien kann nur durch ein Zwischenröhrensystem mittelst Reizung und Reflexaktion zu stande kommen. Solche Bindeglieder existieren. Sie treten in die spinalen Ganglien und durch den Ramus communicans in den Sympathicus, ihre Zahl ist sehr verschieden in den verschiedenen Tierklassen. So enthalten nur wenige Verbindungszweige bei dem Frosche dergleichen Nervenröhren, während eine nicht unbedeutende Zahl bei den Säugetieren und dem Menschen durch den Ramus communicans in den Sympathicus treten, und von mir schon 1844 nachgewiesen worden sind. Arnt (Über trophische Nerven. Archiv f. Anatomie u. Physiologie 1891) hat eine reiche Zusammenstellung und Beurteilung des trophischen Nerveneinflusses gegeben, auf welche ich hier verweise.

Waren die bisher angeführten Versuche nur an Tieren und namentlich an niederen Wirbeltieren angestellt, so liefern uns doch auch Krankheiten bei dem Menschen den Beweis, dass das Gangliensystem dieselben Einflüsse wie bei jenen Tieren übt (Kopp, Die Trophoneurosen der Haut). Ich füge einige wenige Fälle, meist von mir beobachtet, bei.

1849 hatte ich Gelegenheit, dreiviertel Jahre lang eine siebzigjährige Arbeiterfrau, Marie Häuser, zu beobachten, welche an totaler Anaesthesie im ganzen Gebiete des Trigeminus litt, ohne jegliche trophische Störung. Die Reflexaktion der Thränendrüse war vollkommen erhalten. Leider entging mir die Sektion, die Frau zog nach einem andern Ort. Alle Symptome deuteten auf ein Leiden in der sensibeln Wurzel hinter dem Ganglion.

Althaus (London) teilt einen Fall von 11 Jahre dauernder Hemianaesthesie der ganzen Seite mit, an welcher das Kind seit seiner Geburt litt. Tiefe Nadelstiche bis in die Muskeln wurden nicht gefühlt und doch war das Kind gewachsen und auf beiden Körperhälften gleich entwickelt und keine Hemiatrophie eingetreten. Nach Anwendung der Faradisation kehrte die Empfindung in die Haut zurück. — Diese beiden Fälle beweisen, dass Lähmungen der sensitiven Sphäre trophische Störungen nicht erzeugen können, sondern die Ernährung trotz Anaesthesie regelmässig fortbesteht.

Die siebzigjährige Hospitalitin Marie Schmidt erlitt infolge eines Stosses gegen den linken Supraorbitalbogen und längerer Einwirkung sehr scharfer Nordostluft beim Kehren der Strasse, eine auf die gequetschte Stelle beschränkte Knochenhautentzündung, welche innerhalb zehn Tagen mit Zurücklassung einer unbedeutenden Verhärtung in der Gegend des Nervus supraorbitalis heilte. Die Sensibilität war nicht gestört. Vierzehn Tage nach dem Stosse entstanden an der Stirn, unter leichten, brennenden Schmerzen in der Richtung des Hauptzweiges des N. supraorbitalis, fünf linsenförmige bläuliche, sehr rasch zerfliessende Vertiefungen in Form brandiger Geschwüre. Der leichte Schmerz verschwand nach 24 Stunden, die entstandenen brandigen Hautvertiefungen heilten nicht, entleerten eine wässerige Flüssigkeit, die so gehaltlos war, dass nicht einmal ein Schorf sich bilden konnte. Nach längerem Widerstand überzog sich der Grund dieser Vertiefungen, unter Anwendung des elektrischen Stromes, mit einem dünnen Häutchen. Sensibilität und Motilität der Stirnhaut und Muskeln waren normal geblieben. Gegen Kälte war die Gegend des Hauptastes des Nervus supraorbitalis empfindlicher. Ein Jahr nach der Verletzung starb die Frau an Lungenentzündung. Die ein Jahr vorher entstandenen fünf brandigen Einsenkungen waren rundlich und nahmen von unten nach oben an Grösse ab. Sie waren 4—7 Millimeter im Durchmesser und 3—4 Millimeter tief und mit einem äusserst feinen Häutchen überzogen. Die übrige Haut, die Stirnmuskeln waren normal, nur an der verletzten Stelle waren die Augenbraunhaare ausgefallen. Der Hauptast des Nervus supraorbitalis war von einer harten Verdickung der Knochenhaut auf der Nasenseite umhüllt, so dass

ein teilweiser Druck auf seine Nervenröhren stattfand. Die Hälfte der Gangliennervenröhren war atrophisch, während die übrigen Nervenröhren, namentlich die sensitiven unverändert waren. Die Seitenzweige, welche nicht umhüllt waren, waren vollkommen normal. Dieser Krankheitsfall entspricht dem Versuche D. mit dem belehrenden Unterschied, dass nicht die trophischen Störungen im Gebiete des ganzen Nervus supraorbitalis aufgetreten waren, sondern genau der teilweisen Lähmung der Nervenröhren entsprechend. An einem Tier könnte kein lehrreicheres Experiment ausgeführt werden, als bei diesem Krankheitsfall.

Frau Pastor R., 69 Jahr alt, eine körperlich sehr reducierte, an Marasmus leidende Frau, empfand am 22. Oktober 1884 Abends 8 Uhr plötzlich einen heftigen Schmerz am Oberschenkel, zu dem sich bald ein leichtes Gefühl der Müdigkeit in dem Unterschenkel gesellte. Abends $9^1/_2$ Uhr sah ich die Patientin und fand an der Austrittsstelle des Nervus saphenus major eine gegen äusseren Druck mässig empfindliche, bohnengrosse Geschwulst, welche ich für das Blutextravasat eines kleinen, geplatzten Blutaderknotens erklärte. Die Schmerzen hatten an dieser Stelle bereits nachgelassen, dagegen war eine leichte Hyperaesthesie längs des Saphenus, namentlich in seinen Endverzweigungen, vorhanden. Das Allgemeinbefinden war nicht verschlechtert, Puls 68, Temp. 36, 9°. Am 23. morgens waren die Schmerzen an der Austrittsstelle, sowie die leichte Hyperaesthesie verschwunden, die Sensibilität in der ganzen Extremität normal, dagegen hatte die Haut an den Endverzweigungen des Saphenus ein verdächtiges totes Aussehen und war kühl. Patientin behauptete an diesen Stellen deutlich zu fühlen. Das Allgemeinbefinden war, bis auf unruhigen Schlaf, das gewöhnliche.

Mein Vorschlag, an der Stelle des Blutextravasats die Haut zu spalten, den Druck auf den Saphenus dadurch zu heben, stiess auf entschiedenen Widerstand und wurde bei der Erneuerung am Abend definitiv abgelehnt, weil Patientin fast schmerzensfrei und auch in einem zu elenden Zustande sei, um sie noch mit einer Operation zu quälen. Die Vorboten des Brandes hatten zugenommen. Allgemeinbefinden das gewöhnliche. Puls und Temperatur noch dieselben. Am 24. nahmen die

brandigen Veränderungen sehr rasch zu, es entstanden kleine, reaktionslose Bläschen, die Haut wurde kalt und nass, die Sensibilität nahm ab, die brandige Zerstörung blieb auf die Ausbreitung des Saphenus beschränkt, schritten aber ohne Eintritt einer Reaktion in die Tiefen der Haut fort. Am 9. Tag erlag die Kranke der allgemeinen Schwäche. Die Bewegungen des Fusses waren bis zum Tode normal. Die Sensibilität der kranken Stelle schwankte, bald war sie vermindert, bald wieder überreizt. Kurz vor dem Tode behauptete die Kranke in der brandigen Stelle wieder deutlich zu fühlen. Nadelstiche wurden deutlich wahrgenommen. Die Thätigkeit der Blutgefässe war normal geblieben, nur waren kleine Blutextravasate eingetreten.

Anatomischer Befund. Im ganzen Ausbreitungsbereich des Saphenus major befanden sich die oberen Schichten der Haut in brandiger Zersetzung. Die darunter liegenden Muskeln waren vollkommen normal. Die Nerven der Endzweige und der grösseren Zweige unterhalb des Knies waren glanzlos und zeigten unter dem Mikroskop Trübung und Körnchenbildung innerhalb der dünneren Nervenröhren. Die sensiblen Nervenröhren schienen intakt. An der Stelle, an welcher der Saphenus zur Haut tritt, war ein geplatzter bohnengrosser Blutaderknoten, es war ein Teil des ausgetretenen Blutes zwischen den Nervenbündeln 2 Centimeter lang fortgekrochen, ein anderer Teil war geronnen und umschloss, durch die Facie festgehalten, den Saphenus an oben bezeichneter Stelle. Die Gangliennervenröhren waren blutig gefärbt und in ihrem weiteren Verlauf trüb und enthielten Körnchenbildung. Die sensitiven Röhren waren unverändert. Der ausserordentlich rasche Eintritt der trophischen Störungen beweist den grossen Nachlass der angeerbten Zellenkraft.

Auch in diesem wie im vorher mitgeteilten Fall hatte die Sektion die volle Einsicht gestattet. Es waren nur teilweise die sensitiven Nervenröhren in Mitleidenschaft gezogen, dagegen der grösste Teil der Gangliennerven, dem entsprechend auch die Funktionsstörungen dieser Nerven eingetreten. Dass in dem Gebiete der vasomotorischen Nerven Störungen nicht in auffallender Weise beobachtet wurden, lag wohl zum Teil in dem raschen Eintritt der trophischen Veränderungen, zum Teil aber auch darin, dass nur wenige sympathische Nerven-

bündel in den letzten Verzweigungen des Saphenus enthalten sind. Die vasomotorischen Nerven treten meist schon höher oben auf die grösseren Gefässstämme über und begleiten, indem sie sich auf ihnen verzweigen, die Gefässe bis beinahe zu den Capillaren.

Die Hemiatrophia facialis wird schon seit ihrer ersten Beschreibung durch Romberg zu den Trophonurosen gerechnet. Sie besteht in einem Stillstand oder Rückgang des Umfanges des Gesichtes, beschränkt auf das Trigeminusgebiet. Die Sensibilität der Hautnerven, die Funktionen der Sinnesorgane, der willkürlichen Muskeln sind in der Regel ungestört. Die Secretionen sind meist auf beiden Seiten des Gesichts gleich. Wirklich trophische Lähmungen sind noch nicht beobachtet. In einem von mir 1846 beobachteten Falle war ein gesteigertes feineres Gefühl und grössere Reizempfänglichkeit gegen Temperaturunterschiede vorhanden. Alle bekannten Fälle, es giebt jetzt einige 60, sind meist aus einem Trigeminusleiden in der Jugend entstanden, oder wenigstens einige Zeit nach einem solchen zur Beobachtung gekommen.

Wir verdanken Prof. Mendel einen Sectionsbericht über eine am 19. Juni 1887 gestorbene, vor langen Jahren in der Rombergschen Klinik vorgestellte Frau Kuschke. Sie erkrankte 25 Jahr alt an Gesichtsrose, mit gleichzeitiger heftiger Neuralgie des linken Trigeminus, der linken Schulter und des Armes. Nach einem Jahr machte sich die Verkleinerung der linken Gesichtshälfte bemerkbar. Die Kranke bot bis zu ihrem Tode die Erscheinung — der Hemiatrophia facialis.

Die Section ergab: Verdünnung der Gesichtshaut im ganzen Gebiete des linken Trigeminus, Verkleinerung der linken Zungenhälfte und Gesichtsmuskeln. Am linken Arm war die Haut, wie in der linken Gesichtshälfte, im Gebiete des N. radialis dünner. Das Neurilem des linken Trigeminus ist 3—4 Millimeter dicker als am gesunden rechten; desgl. das interstitielle Bindegewebe des Nervenstammes. Eine Anzahl von Nervenröhren sind verschwunden, die noch erhaltenen normal. Am N. radialis zeigten sich dieselben Erscheinungen. Leider wurde durch äussere Umstände die Untersuchung des Ganglion Gasseri verhindert. Der Facialis war normal. Gehirn, Medulla oblongata, der motorische und sensible Kern des Trigeminus

und des Facialis waren normal. Dagegen war die absteigende Wurzel des Trigeminus auf der linken Seite atrophisch. Im Rückenmark waren in der Höhe des vierten und fünften Cervicalwirbels eine partielle Atrophie in den Zellen der Vorderhörner linkerseits.

Gesteigerte Thätigkeit der Gangliennerven. Die gesunde kräftige 32jährige Köchin Louise Köhler litt seit einem vor 14 Jahren überstandenen Panaritium des rechten Daumens an einer Hyperaesthesie der Radialseite des vorderen Gliedes. Der Daumen ist ohne Deformität, die Haut ist dünner, weil die Patientin seit 10 Jahren Tag und Nacht einen dicken Däumling trägt, um die Temperaturschwankungen abzuhalten. Die Anfälle kommen, wie bei jeder andern Neuralgie, durch die unbedeutendsten Reize. Der Anfall beginnt mit einem heftigen plötzlichen Stich in der Daumenspitze, das vordere Glied wird blass, verliert an Umfang, die Haut wird auf der Radialseite der Daumenspitze runzlig und fühlt sich kühler an als die linke Daumenspitze. Dabei steigert sich der Schmerz bis zur Unerträglichkeit. Nach einer viertel bis halben Stunde lässt der Schmerz und die Runzlung der Haut, das Kältegefühl nach, es beginnt eine Reaction. Die Radialseite der Daumenspitze wird sehr roth und es bricht an der Daumenseite ein so starker Schweiss aus, dass der Däumling, vollständig durchnässt, gewechselt werden muss. Die Kranke führt stets Vorrat trockener Däumlinge in einer Tasche bei sich. Da die Kranke in den 14 Jahren schon durch die Hände vieler Ärzte und Quacksalber gewandert und eine Heilung nicht zu erwarten war, so schlug ich ihr gleich die Exarticulation der Daumenspitze vor, welche ich auch am andern Tag, mit Lappenbildung von der Innerseite, ausführte. Sie wurde dauernd von ihrem qualvollen Übel befreit. Der Nerv der Radialseite der Daumenspitze war von einer dicken Bindegewebeschicht fest umschlossen, so dass sämtliche Nervenröhren in Mitleidenschaft gezogen waren. Da in den letzten Verzweigungen der Finger-Nerven der Unterschied zwischen den dünnern und dickern Nervenröhren nicht deutlich hervortritt, auch in den letzten Enden das bündelförmige Zusammenliegen nicht mehr stattfindet, war eine Unterscheidung der Ganglienröhren von den cerebrospinalen nicht möglich; dass aber die Contractilitäts-

erregung durch eine Reizung der gangliosympathischen Nervenröhren und die ausserordentliche Schweissabsonderung durch eine Reizung der gangliospinalen Nervenröhren entstanden waren, sind wir voll berechtigt anzunehmen, gleich wie wir berechtigt sind, aus einem Krampf im Bereich eines bestimmten Muskels auf eine Reizung des zu ihm gehörigen Nerven zu schliessen.

Reflexsteigerung in dem Bezirke des Ganglion Gasseri. Christian Seeber 44 Jahr, kräftiger Forstarbeiter zu Öhrenstock bei Ilmenau, behielt nach einem im 21sten Lebensjahre überstandenen Typhus auf der rechten Wange eine, bei jedem Essen eintretende, starke Schweiss-Absonderung. Ich traf ihn beim Frühstück auf einer Hirschjagd bei — 7 ° C. von Schweiss auf der rechten Wange triefend, seine Jacke zeigte eine vollständige Schweissstrasse. Die Schweissabsonderung beschränkte sich genau auf die Verzweigungen des zweiten Astes des Trigemins und trat nur ein, wenn die Schleimhaut der rechten Wange durch Reiben mittelst der Nahrung oder mittelst des Fingers gereizt wurde. Kaubewegungen ohne Bissen waren nicht im Stande, die Schweissabsonderung hervorzurufen. Eine vermehrte Speichelabsonderung fand nicht statt, auf der rechten Wange war der Bartwuchs etwas stärker. Mit dem ersten Bissen begann die Schweissabsonderung und hielt bis wenige Minuten nach dem Aufhören des Essens an. Die Haut der Wange war dann leicht gerötet, wie bei jedem anderen Schweiss sonst gesunder Menschen. Der Mann starb im 54. Lebensjahre an einer Lungenentzündung, die Schweissanfälle hatten bis zu seinem Tode, 23 Jahr, ununterbrochen fortgedauert. Die Motilität, Sensibilität, der Capillarkreislauf, die Contractilität der Wangenhaut, die Sinnesfunktionen waren ungestört geblieben.

Die anatomische Untersuchung ergab nur eine etwas stärkere Entwickelung des Bindegewebes an der unteren Seite und in dem unteren Drittel des Ganglion Gasseri, die Nervenröhren und Nervenzellen waren vollkommen normal. Die Wangenhaut, die Schweissdrüsen und der Bartwuchs waren etwas kräftiger entwickelt, als auf der linken Seite. Die Schleimhaut der rechten Wange war der der linken Seite vollkommen gleich. Desgleichen die in ihnen enthaltenen Nerven.

Dieser Fall bietet ein Beispiel der Reflexaktion eines spinalen Ganglions. Die Reizung der in der Schleimhaut der Wange sich verbreitenden Gangliennerven wurde im Ganglion auf diejenigen Gangliennervenröhren übertragen, welche die äussere Haut und namentlich die Schweissdrüsen anregend beeinflussen. Da die sensitiven Nervenröhren centripetalleitend, so können sie den Reiz nach dem Ganglion Gasseri zurückleiten, dort auf centrifugalleitende Nervenröhren des Ganglions übertragen und die Arbeitsorgane derselben, in diesem Falle die Schweissdrüsen, zu vermehrter Thätigkeit veranlassen. Eine Übertragung des Nervenreizes direkt von der inneren Schleimhaut auf die äussere Haut der Wange durch die Muskeln hindurch ist nicht möglich. Reizübertragungen von Nerveneinheit zu Nerveneinheit kann nur im Centralorgan stattfinden. Auch die Kaubewegungen, also die Anregung durch die motorischen Nerven, haben einen Reflex nicht erzeugt, sondern nur die Reibung der Schleimhautnerven durch den Bissen oder durch den Finger.

Wenn wir auf Grund der Entdeckung von His annehmen, dass die centralleitenden sensitiven Nervenröhren auch die Übertragung des centripetal geleiteten Reizes auf die Ursprünge in den Ganglien besorgen, ähnlich wie die Reflexbewegungen im Rückenmark, so ist die Annahme centripetalleitender Ganglienröhren nicht nötig. Hier giebt es noch vieles zu erforschen. Die trophischen Reflexaktionen im gesunden und kranken Körper sind zu bekannt, als dass sie noch der Erwähnung bedürften, sie sind aber vielfach zu dem Beweise, dass im Gehirn ein trophisches Centralorgan vorhanden, fälschlich benutzt worden. Den Gegenbeweis und den Beweis, dass die spinalen Ganglien selbständig reflektieren, liefert der von mir beobachtete Fall Häuser (s. oben Seite 219) und der von Virchow mitgeteilte, von Joh. Simon beobachtete Fall einer Quintus-Anaesthesie. Die Hornhaut war ulceriert, aber wieder geheilt. Reizung der Conjunctiva des empfindungslosen Auges mit einem Körnchen Cayennepfeffer konnte Thränenabsonderung nicht erzeugen, wohl aber Injektion der Blutgefässe. Die Sektion erwies Degeneration des Quintusstammes. Dadurch war die Rückleitung zum Ganglion Gasseri und in deren Folge die Reflexaktion unterbrochen. Während die sensitiven und gangliospinalen

Nervenröhren gelähmt, waren die vasomotorischen Nerven, welche aus dem sympathischen Ganglion stammen, noch thätig. In dem Fall Häuser war die Lähmungsursache hinter dem Ganglion, darum keine trophischen Störungen und die Reflexaktion vom Ganglion aus auf die Thätigkeit der Thränendrüse vorhanden.

Ob die sensitiven centrifugalleitenden Nervenröhren die Rückleitung zum Ganglion und die Übertragung des rückgeleiteten Reizes auf die gangliospinalen Nervenröhren daselbst besorgen, ist nicht zu entscheiden, denn es waren gleichzeitig diese letzteren Nerven in ihrer Function geschädigt.

Auch die sympathischen Ganglien besitzen selbständige Reflexthätigkeit. Der anatomische Bau der Gränzstrangganglien lässt die reflectorische Befähigung vermuthen. Nach meinen Untersuchungen des Röhrenverlaufes im Gränzstrang tritt ein Teil der in höher gelegenen Ganglien entsprungenen sympathischen Röhren erst, nachdem er unterliegende Ganglien des Gränzstranges passiert hat, nach den für ihn bestimmten Arbeitsorganen, den Därmen, aus. Die peristaltische Bewegung der Därme scheint von dieser Anordnung bedingt zu sein.

Die Herzganglien liefern uns einen gleichen Beweis für die Reflexaction der sympathischen Ganglien. Selbst das ausgeschnittene Herz zieht nach äusserm Reiz in vollkommen zweckentsprechender Reihenfolge seine Kammern zusammen. Hier können nur die von Remak im Herzen entdeckten sympathischen Ganglien und deren Nerven die Rückleitung des Reizes und die Übertragung von einem Ganglion auf das andere ausgeführt haben.

W. Roschansky (1889) theilt mit: Weder die Durchschneidung des Halsmarkes, noch die völlige Zerstörung des Rückenmarkes hob die reflektorische Wirkung des Nervus splanchicus major auf den Blutdruck auf, wenngleich dadurch eine bedeutende Herabsetzung des Blutdruckes eingetreten war. Dagegen hörte jede reflectorische Wirkung auf das Gefässsystem auf, wenn der Bruststrang des Sympathicus zwischen dem 9. und 10. Ganglion durchschnitten war. Beweis, dass die Gefässreflexe in den sympathischen Ganglien zu stande kommen.

Das Gangliennervensystem hat demnach alle Eigenschaften der anderen Nervenbezirke. Die Ganglien und deren Nerven

sind reizbar, die letzteren leiten den empfangenen Reiz nach dem Orte seiner Bestimmung und übertragen ihn daselbst auf das Arbeitsorgan. Dieses muss reizempfänglich sein, wenn es seine spezifische Arbeit, vermöge der ihm angeerbten Kraft leisten soll. Reizbarkeit, Reizleitung, Reizübertragung, Reizempfänglichkeit und Arbeitsleistung erfordert trophische Veränderung in den Nerven und den Arbeitsorganen. Gleich den anderen Nervenabteilungen ermüden die Ganglien, deren Nerven und Arbeitsorgane, sie bedürfen der Ruhe und Ersatz neuer Nahrung und latenter Kraft. Ihre Erlahmung bedingt aber keinen plötzlichen, sondern nur einen allmählichen Nachlass der Leistung der Arbeitsorgane, auch können die Arbeitsorgane der spinalen Ganglien eine Zeit lang ohne Ganglieneinfluss aus eigener Macht noch fortarbeiten. Je älter das Individuum, desto verbrauchter die angeerbte Schaffenskraft der Zellenkerne ist, je weniger es dieser Kraft gelungen ist, durch Aneignen neuer latenter Kraft aus der Nahrung sich zu stärken, je notwendiger ist der Gangliennerveneinfluss und umgekehrt.

Das Ineinandergreifen der Ganglienthätigkeit und der angeerbten Kraft der Arbeitsorgane erhält die Leistungsfähigkeit des Organismus; die Reflexthätigkeit der verschiedenen Nervenbezirke bedingt die Harmonie der trophischen Functionen, ein trophisches Nervencentralorgan, welches diesem Zwecke diente, ist noch nicht entdeckt; jede Nerveneinheit ist in Bezug auf sich und seine Arbeitsorgane trophisch. Specifisch trophische Nerven, d. h. solche, welche besondere Producte direct erzeugen, giebt es nicht, nur in sofern können wir, dem Sprachgebrauch folgend, die spinalen Ganglien vorzugsweise trophisch nennen, als sie solche Gewebe und Organe zur Thätigkeit anreizen, welche für uns besonders in die Augen springende specifisch trophische Arbeit leisten; gleich wie wir den motorischen Nerven motorisch nennen, weil er den willkürlichen Muskel zur Thätigkeit veranlasst. —

Erfurt

im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner.

1370 — 1382.

Von

Dr. C. Beyer.

In Thüringen gab es im 14. Jahrhundert nur drei Städte von politischer Bedeutung, Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. Von diesen war Erfurt bei weitem die bedeutendste und wichtigste. Bei Päpsten und Kaisern stand es in hohem Ansehen, sie rechneten die Stadt in ihren Briefen den reichsten und bevölkertsten Orten Deutschlands zu, und oft genug haben sie sich um ihre Hilfe, ja um ihre Freundschaft beworben. Die Quelle des Wohlstandes und der Macht aber waren der Handel, mit dem sich der allergrösste Teil der Bürger beschäftigte, und die blühenden Handwerke, die auf den stets stark besuchten Märkten einen raschen Absatz ihrer Erzeugnisse fanden. Gab es doch weit und breit in Thüringen keinen anderen Markt, wo die Fürsten und Geistlichen, die Grafen und Herren, die Kleinstädter und Bauern die vielerlei Bedürfnisse des Lebens billiger und in grösserer Auswahl hätten befriedigen können. Ausser auf die ausreichende Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln war daher auf die Sicherung des Handels und des Marktes fast die ganze Politik des Rates gerichtet. In der ganzen Umgegend erwarb er von der Kirche und den weltlichen Grossen Dörfer, deren Zinsen an Getreide in dem grossen Magazine am Moritzthore aufgespeichert wurden. Dann aber kaufte er auch feste Schlösser in der Nähe der grossen Strassen, auf denen der Handel sich bewegte. Dieselben wur-

Bemerkung; Benutzt habe ich für die vorliegende Arbeit Wenck, Die Wettiner im 14. Jahrhundert; Leipziger Dissertation 1877. Ferner Friedensburg, Landgraf Hermann von Hessen und Erzbischof Adolf von Mainz, in Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, Bd. XI. Im übrigen habe ich den Stoff aus den Chroniken des Johann Rothe, Nicolaus von Siegen, Friese und besonders aus einer grossen Anzahl von bisher ungedruckten Urkunden entnommen, die im 2. Band des Erfurter Urkundenbuches veröffentlicht werden.

den mit Amtleuten und einer kleinen Anzahl wohl bewaffneter und gut berittener Söldner besetzt, welche auf den Strassen streifen, Räuber und Friedensbrecher verfolgen und unschädlich machen sollten. Durch Verträge mit den Fürsten und Herren des Landes war dazu die Erlaubnis erwirkt worden, dass das adlige und nicht adlige Raubgesindel auch auf nicht städtischem Gebiete aufgesucht und dingfest gemacht werden konnte. Solcher festen Häuser besass Erfurt im Jahre 1370 zunächst nur vier: Kapellendorf, von wo die Strasse nach dem Saalthal sich beobachten liess, Mühlberg nicht fern von der Handelsstrasse, die über Arnstadt nach dem Maine führte, Tonndorf dicht an dem in das Ilmthal sich hinabziehenden Handelswege gelegen, endlich Vieselbach, an dem die Handelsstrasse nach Meissen vorüberging. Es lässt sich leicht erkennen, wie der Rat darauf ausging, die anfangs ziemlich zerstreut in Mittelthüringen herumliegenden Dörfer und Gerichte durch immer neue Ankäufe zu grösseren Komplexen zu vereinigen und diese selbst mit dem städtischen Weichbilde unmittelbar zu verbinden. So entstand allmählich weit um die Stadt herum ein ausgedehntes Gebiet, das der Rat und die Gemeinde als ihr Eigentum betrachten konnten. Es wurde später in Vogteien eingeteilt und ganz wie ein fürstliches Territorium verwaltet. Die vielen Verträge und Bündnisse, welche der Rat im Laufe der Zeit mit den benachbarten und ferner wohnenden Fürsten, Grafen und Städten schloss, haben im Grunde auch nur den Zweck gehabt, den Landfrieden und damit den Handel zu sichern, und die zahllosen Fehden und Kriege, welche die Stadt zu führen und durchzukämpfen hatte, gingen nur aus dem Streben hervor, die Störer des Friedens und der öffentlichen Sicherheit zur Ruhe zu bringen. Freilich gab es noch zwei andere Ursachen, welche den Bürger öfters zwangen, zu den Waffen zu greifen: das waren die Angriffe auf die Ehre und die auf die Selbständigkeit ihrer Stadt. Diese wurden von niemand mehr bedroht als von den thüringischen Landesherren, den Landgrafen aus dem Hause Wettin, zugleich Markgrafen von Meissen. Seit ihres Ahnen Albrechts Zeiten sahen sie scheel auf das Wachstum des blühenden Erfurter Gemeinwesens, zumal ihr eigenes Streben darauf gerichtet war, nicht nur die Landgrafschaft in dem alten Umfang wiederherzustellen,

wie sie einst auf das Geschlecht gekommen war, sondern überhaupt ihr Territorium innen und aussen abzurunden und sich zu wirklichen Herren und Besitzern des ganzen Thüringer Landes zu machen. Gern hätten sie die immer weitere Ausdehnung des städtischen Gebietes verhindert, und wo sie es thun konnten, haben sie es auch gethan; aber sie waren doch nicht stark genug, sie entbehrten gerade des Mittels, worüber die Bürger verfügten und womit sie jeden Widerstand überwanden; es fehlte ihnen an Geld, und dieser Geldmangel, diese ewige Geldbedürftigkeit zwang sie selbst, ihre eigenen Dörfer zu verkaufen und zu verpfänden, oder es ruhig geschehen zu lassen, wenn ihre Lehnsleute von gleicher Not getrieben ihr Gut an die Stadt veräusserten. Sie boten dadurch selbst die Hand dazu, dass geschah, was sie verhindern wollten, nämlich dass das Erfurter Gebiet immer tiefer in ihr eigenes Land hineinwuchs. Vergebens bemühten sie sich, das Verlorene im Kriege zurückzuerobern; wie oft sperrten sie die Strassen, verhinderten sie die Zufuhren an Lebensmitteln und Brennmaterial; sie belagerten die Stadt unter barbarischer Verwüstung der umliegenden Dörfer, um doch zuletzt, zufrieden mit einer Geldentschädigung, die zu dem eigenen erlittenen Schaden in keinem Verhältnis stand, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. In der kurzen Zeit des Friedens aber, oder vielmehr der Erschöpfung des fürstlichen Gegners, nahm der Handel einen erneuten Aufschwung, und bald war der Verlust ersetzt, den die Bürger und die Stadt an ihrem Vermögen durch die Geldzahlungen erlitten hatten.

So hatte Friedrich der Freidige sich vergebens angestrengt, den Erfurtern die von seinem Vater erworbenen Dörfer zu entreissen, so hatte auch sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, den kürzeren gezogen, als er 1336 im Bunde mit dem Erzbischof Balduin und vielen andern Fürsten die Stadt durch eine schwere Belagerung zu überwinden trachtete. Seit dieser Zeit, namentlich seit Aufrichtung des Landfriedens im Jahre 1338, dem Erfurt als seinem Interesse entsprechend sofort beitrat, bestand zwischen diesem Landgrafen und der Stadt ein leidliches Verhältnis, das sogar sich freundschaftlich gestaltete, als in dem Grafenkrieg Erfurt sich eng an den Fürsten anschloss und diesem durch seine Hilfe zum Siege verhalf. Nach Friedrichs

Tod im Jahre 1349 führten seine Söhne Friedrich, Balthasar und Wilhelm gemeinschaftlich die Regierung. Abgesehen von kleineren Irrungen lebten sie mit Erfurt anfangs in gutem Einvernehmen, wenn sie es auch ungern sahen, dass der Rat in dieser Zeit die festen Schlösser Tonndorf und Mühlberg von dem Erzbischof von Mainz erwarb und so seine Stellung inmitten ihres Landes noch mehr befestigte. Eine auffallende Änderung beginnt mit den sechziger Jahren, wo ein scharfer Gegensatz bei verschiedenen Gelegenheiten hervortritt, der endlich 1365 sich zu einem grossen Kriege zu gestalten drohte. Die Herren von Tannrode hatten nämlich Ende 1364 einen Erfurter Amtmann Conrad Schröter aufgehängt, worauf die Bürger im Frühjahr 1365 über die Herren herfielen, und Tannroda samt einigen Dörfern plünderten und verbrannten. Die Landgrafen nahmen Partei für ihre Lehnsleute, verlangten von der Stadt Genugthuung und begannen, als diese verweigert wurde, sich zum Kriege zu rüsten, nachdem sie Briefe in das Reich geschickt, worin sie die Erfurter des Friedensbruches beschuldigten. Auch beim Hofgericht waren sie thätig, um die Acht über die Stadt auszubringen. Der Erzbischof Gerlach, mit dieser damals im Bündnis, warnte den Rat vor den feindlichen Umtrieben und übernahm dann selbst die Vermittelung, die nur dadurch zu einem Frieden führte, dass er den landgräflichen Brüdern mit einer Absage drohte, der alsbald die seiner Bundesgenossen folgen würde. Aber der Friede wurde nicht ernst genommen. Wenn auch die Erfurter dem Landgrafen bei dem Zuge gegen Albrecht von Braunschweig 1365 willig Folge leisteten, so hatten sie doch fortwährend Klage über die Missachtung ihrer Privilegien zu führen, namentlich des Rechtes, dass sie nicht vor auswärtige Gerichte gezogen werden konnten. Die Zahl der Fälle häufte sich, wo Bürger vor dem sitzenden Rate erschienen und erklärten, sie seien nach Mittelhausen, Weimar oder nach anderen Orten vorgeladen worden. Es half nichts, dass der Rat sich mit Berufung auf sein Privilegium beschwerte und verbot, solchen Ladungen zu folgen, in den nächsten Tagen erfuhr man dann, dass irgend ein anderer Bürger gekümmert oder eingesperrt worden sei, bis der Vorgeladene sich vor Gericht stelle. Die Landgrafen und ihre Beamten wiesen alle Einsprachen mit der Behauptung zurück, dass

der Rat und die ganze Gemeinde, weil sie von ihnen Lehn besässen, auch ihrem Gericht unterworfen und dazu zu allen lehndienstlichen Leistungen verpflichtet seien. Neue Nahrung empfing der heimliche Groll im nächsten Jahre 1366, als die Grafen von Schwarzburg infolge einer unglücklichen Fehde gegen den Bischof von Würzburg der Stadt die Burgen Wachsenburg, Schwarzwald und Liebenstein zum Kauf anboten. Der Rat ging sofort darauf ein, weil die drei Schlösser für die Beobachtung der unsicheren Strasse durch den Thüringerwald sehr günstig gelegen waren: die Wachsenburg dicht bei Arnstadt, Liebenstein hinter Plaue und Schwarzwald östlich davon mitten im Walde. Allein die Landgrafen, von denen die Burgen zu Lehn gingen, beschlossen, das Geschäft unter allen Umständen zu verhindern. Sie erhoben zunächst Einsprache, und als dennoch 1368 Graf Johann von Schwarzburg mit einer Gesandtschaft des Rates nach dem kaiserlichen Hoflager ritt, um des Kaisers Fürsprache anzurufen, wurde er mit seinen Begleitern von dem Herzog von Baiern im Auftrage der Landgrafen überfallen und gefangen genommen; man nahm ihnen auch 9000 Gulden ab, welche die Erfurter Gesandten bei sich führten, wahrscheinlich um dadurch den Kaiser ihren Wünschen um so willfähriger zu machen, und die bereits vollzogenen Kaufbriefe. Zugleich waren die Auftraggeber des Baiernherzogs zu dem Kaiser geeilt, den sie so für sich und gegen Erfurt einnahmen, dass er am 25. März 1369 den Grafen von Schwarzburg den Verkauf der Burgen an die Stadt verbot. Alsdann erwarben sie dieselben selbst für 12000 Gulden. Darüber kam es zu einem offenen Krieg, der so ungünstig für Erfurt ausfiel, dass es den Gegnern noch einen Teil der Kaufsumme ersetzen musste. Ein Geschäft wurde aber dennoch mit den Schwarzburgern gemacht; der Rat kaufte von ihnen im Jahre 1370 die Dörfer Walschleben, Elxleben und Münstergehofen.

Die Folge der nicht ganz von Hinterlist freien Art, mit welcher die Erwerbung der drei Burgen verhindert worden war, rief unter der Bürgerschaft eine begreifliche Erbitterung hervor, und auch die Grafen von Schwarzburg zürnten, weil die Stadt ihnen jedenfalls ein höheres Kaufgeld geboten hatte. Die beiden geschädigten Teile mussten fortan vor den Landgrafen auf der Hut zu sein, und da auch andere Grafen Ur-

sache hatten, sich über diese zu beschweren, so wurde es dem Rate nicht allzuschwer, ein Bündnis der Missvergnügten zu stande zu bringen, das am 15. Februar 1371 abgeschlossen wurde. Demselben traten bei die Grafen Johann von Schwarzburg, Heinrich und Ernst von Gleichen, Heinrich von Stolberg, Heinrich von Hohnstein, ferner Erfurt und die mit ihm schon seit langer Zeit verbündeten Städte Mühlhausen und Nordhausen. Der angebliche Zweck der Vereinigung war Schutz der Strassen, auf denen Geächtete und Räuber frech ihr Wesen trieben, die Kaufleute beraubten und ermordeten. Da es aber nicht an Beweisen fehlte, dass die Landgrafen diesem Gesindel in ihrem Lande Aufenthalt gewährten, dasselbe auch schützten, wenn es verfolgt wurde, so lässt sich unschwer erkennen, gegen wen die Spitze des Bündnisses gerichtet war. Vielleicht hat auch Kaiser Karl seine Hand dabei im Spiele gehabt. Er lebte damals mit den Landgrafen auf gespanntem Fusse, weil sie sich der grossen Vereinigung angeschlossen hatten, die unter anderem verhindern sollte, dass die Luxemburger die Mark Brandenburg an ihr Haus brachten. Deutlicher traten des Kaisers Beziehungen zu dem Bunde der thüringischen Grafen und Städte und ebenso seine Absicht, sich desselben gegen die Landgrafen zu bedienen, im nächsten Jahre hervor. Johann, ein Neffe Karls und durch dessen Einfluss nach Gerlachs Tode 1371 zum Erzbischof von Mainz gewählt, weilte im März 1372 am kaiserlichen Hofe in Prag, wo sich auch Gesandte des genannten thüringischen Bundes eingefunden hatten, deren Absicht es jedenfalls war, die Hülfe des Kaisers anzurufen. Karl lieh den Bittstellern ein gnädiges Ohr und veranlasste zunächst am 28. März 1372 ein zehnjähriges Bündnis zwischen dem Erzbischof Johann und Erfurt, worin beide Teile sich gegenseitigen Schutz wider die Landgrafen versprachen, die ohne Rücksicht auf das von den früheren Kaisern und Königen, dann auch von Karl selbst bestätigte Privilegium, dass Erfurter Bürger nur vor dem mainzischen Gericht in Erfurt selbst belangt werden konnten, fortfuhren, jene vor ihre Gerichte zu laden, auch nach wie vor die Strassenräuber hausten und schirmten und so die Unsicherheit der Strassen mit einer gewissen Absicht begünstigten. An demselben Tage verkündigte der Kaiser einen zehnjährigen Landfrieden, zu dessen

Schutz sich sein Sohn König Wenzel von Böhmen, Erzbischof Johann von Mainz, Bischof Gerhard von Naumburg und die Mitglieder des thüringischen Bundes, der ausdrücklich von Karl bestätigt wurde, vereinigten. Interessant ist dabei, dass Erfurt zu einer gleichen Hilfe veranschlagt wurde wie der König von Böhmen und der Erzbischof; jeder derselben sollte je 30 Lanzen im Notfalle senden, während die Grafen zusammen nur 22, Mühlhausen 12 und Nordhausen gar nur 6 zu schicken hatten. Es wurde auch bestimmt, dass im Falle eines Angriffes auf einen der Verbündeten die übrigen sofort in das nächst benachbarte Gebiet des Gegners einfallen sollten. Die Landgrafen erschraken doch, als sie von der Parteinahme des Kaisers für ihre Gegner hörten; ihr Territorium war noch wenig abgerundet, in Böhmen, in Meissen, im Voigtlande und in Thüringen selbst gab es viele Stücke, die von dem Gebiete der Verbündeten umschlossen waren; leicht konnte da ein Zufall, gehörig aufgebauscht, einen für sie verhängnisvollen Krieg veranlassen. Sie beeilten sich deshalb, die Freundschaft des Kaisers wieder zu gewinnen, der sich ihnen früher stets hold gezeigt hatte, und traten aus dem wegen Brandenburg geschlossenen Bunde aus. Mit offenen Armen nahm Karl sie wieder auf, gewährte den reumütigen Freunden am 25. November 1372 zu Pirna ein ewiges Freundschaftsbündnis, verlobte später seine Tochter Anna mit Friedrichs Sohn und gab den fürstlichen Brüdern noch viele andere Beweise seiner Gnade, die darin gipfelten, dass er versprach, ihrem Bruder Ludwig, zur Zeit Bischof von Bamberg, auf den Mainzer Stuhl zu verhelfen, nachdem am 4. April 1373 der jugendliche Erzbischof Johann angeblich durch Gift sein Leben beschlossen hatte. Karl hatte erreicht, was er wollte, und den Bund seiner Gegner gesprengt. Erfurt mit seinen Verbündeten durfte jetzt kaum noch kaiserliche Hilfe erwarten, vielmehr war es der Kaiser selbst, der durch die Begünstigung Ludwigs von Meissen eine schwere Gefahr über die Stadt heraufbeschwor, die imstande war, deren Selbständigkeit nicht nur zu bedrohen, sondern ganz zu vernichten. Der Rat sah daher mit grosser Besorgnis in die Zukunft. Wurde Ludwig gewählt und allgemein anerkannt, dann war zu fürchten, dass er die mainzischen Rechte an Erfurt seinen Brüdern überliess. Denn Zoll,

Münze, Gericht und das Institut der Freizinsen, aus diesen vier Dingen setzten sich die Gerechtsame des Erzbischofs in Erfurt zusammen, boten Handhaben und Gelegenheiten genug, um in der Hand eines starken Herrn die Freiheit der Stadt zu untergraben und sie zu einer thüringischen Landstadt zu machen. Mit der Selbstherrlichkeit des Rates und der ratsfähigen Familien war es dann für immer vorbei, und der Wohlstand der Gemeinde wie der einzelnen Bürger musste notwendig zurückgehen, wenn sie zur Abgabe von Steuern an die Landesherren und zur Kriegsfolge für ganz fremde Interessen gezwungen wurden. Auf beides, auf Steuern und Folge, hatten die Erzbischöfe keinen Anspruch gehabt, nur die Judensteuer und die geringen Abgaben von Münz- und Schlägeschatz flossen nach Mainz ab. Die Landgrafen würden, wenn sie einmal in Erfurt festen Fuss gefasst hätten, sich mit diesen Leistungen nicht begnügt haben. Der Rat war daher entschlossen, alles zu thun, wodurch die Wahl und allgemeine Anerkennung Ludwigs verhindert werden konnte, und aus mancherlei zeitgenössischen Notizen geht hervor, dass er in Mainz, in Avignon und am kaiserlichen Hofe die Entwickelung der Mainzer Bischofsfrage aufmerksam verfolgen liess. Was er dort erfuhr, erfüllte ihn zunächst mit wenig Hoffnung für die Zukunft. Der Kaiser machte seinem Versprechen gemäss bei dem Papste allen Einfluss geltend, um Ludwig zum Besitz des Erzstuhles zu verhelfen. Die beiden Oberhäupter der Christenheit wurden zuletzt auch einig, so dass Adolf, Bischof von Speier, der Erwählte des Mainzer Domkapitels, zu spät kam und trotz aller Geldspenden unverrichteter Sache Avignon wieder verlassen musste. Aber weder er, der schon einmal einem kaiserlichen Candidaten, seinem Vorgänger Johannes, gewichen war, noch das Domkapitel, dessen Wahlrecht gänzlich missachtet wurde, dachten daran, sich willenlos zu fügen. Adolf nahm die mainzischen Lande am Rhein und in Hessen in Besitz, während Ludwig, der im April 1374 die förmliche Ernennung und zwei Monate später die Belehnung empfing, zunächst nur den Namen eines Erzbischofs hatte. Es kam viel darauf an, wie sich die mainzischen Stücke Thüringens zu dem nunmehr ausbrechenden Streite stellen würden, namentlich musste die Haltung Erfurts entscheidend dafür werden, ob Ludwig irgendwo festen Fuss

fassen sollte, oder nicht. Der Rat verstand die an ihn gerichtete Frage, und handelte danach. Von vorneherein stand es bei ihm fest, Ludwig nicht anzuerkennen und zwar aus den bereits mitgeteilten Gründen, denen er auch in der zu erwähnenden Appellation an den Papst Ausdruck gab. Wie sehr er berechtigt war, für seine Selbständigkeit zu fürchten, geht unter anderem daraus hervor, dass Ludwig seinen Brüdern verschiedene Schlösser und Dörfer, darunter einen Teil von Langensalza, ferner Bischofsgottern, Heiligenstadt, Duderstadt, Bischofsstein, Scharfenstein und andere verpfändete, um Geld für den Krieg zu gewinnen; dieselben wären schwerlich wieder herausgegeben worden, wenn Ludwig sich im Besitze des Bistums behauptet hätte. Mit Erfurt erkannten auch dessen Verbündete die Gefahr, in der sie schwebten. Gelang es Ludwig, sich Erfurts zu bemächtigen und die Stadt seinen Brüdern auszuliefern, dann verloren die Grafen und Städte den einzigen festen Stützpunkt gegen die Angriffe der Landgrafen, denen sie allein unter keinen Umständen gewachsen waren. Erfurts Unterstützung war also ihr eigener Vorteil, und der Rat bedurfte nicht allzugrosser Überredungskünste, um die Bundesgenossen zu bewegen, dass sie Ludwigs Anerkennung ebenfalls verweigerten. So sah sich dieser in Thüringen einem Gegner gegenüber, den auf friedlichem Wege zu gewinnen, von vorneherein keine Aussicht war. Nur ein Krieg konnte hier die Entscheidung herbeiführen.

Der Rat machte aus seiner Gesinnung keinen Hehl und zeigte bald durch die That, welche Stellung einzunehmen er gesonnen war. Ludwig hatte etwa um die Mitte des Jahres 1374 sein Ernennungsdekret in vielen Orten Thüringens anschlagen lassen und bei einem grossen Teile der Geistlichkeit Gehorsam gefunden. In Erfurt war der Dekan des Marienstiftes als Vorsteher eines Archidiakonatsbezirkes zu der Veröffentlichung jenes Schriftstückes verpflichtet, und er wartete dazu nur auf einen Befehl. Der Rat aber kam allen Möglichkeiten zuvor, indem er bei Leibesstrafe die Bekanntmachung des Ernennungsdekretes in der Stadt und deren Gebiet verbot, und da er wusste, dass Dietrich von Ilfelt, Cantor des Mainzer Capitels und zugleich Canonikus im Severistift, der mit Adolf in Avignon gewesen war, hier aber gegen dessen Bestätigung

gewirkt hatte, sich schon seit längerer Zeit in Erfurt aufhielt und namentlich die meisten Geistlichen der Stiftskirchen auf dem Domberge für Ludwig gewonnen hatte, so liess er beide Kirchen mit Bewaffneten besetzen, welche den Auftrag hatten, unter allen Umständen die Bekanntmachung von Ludwigs Ernennung zu verhindern. Die Stadtknechte sollen nun sehr gewaltthätig vorgegangen sein, wenn wir einem späteren Klagebriefe Glauben schenken dürfen. In den Kreuzgängen hatten sie ihr Lager, von wo aus die Posten in den Gotteshäusern selbst und in den übrigen Räumen ausgeschickt und abgelöst wurden. Patrouillen gingen ab und zu, ohne Rücksicht auf den Gottesdienst, den die Stiftsherren trotz der Störung im Chore zu halten suchten. Endlich trafen Abgesandte Ludwigs ein und verlangten von dem Dekan des Marienstiftes, dass er dem Befehle ihres Herren und des Papstes alsbald nachkomme. Doch kaum schickte sich jener dazu an, als die Stadtknechte ihm das Schriftstück entrissen und die fremden Boten vor den Rat brachten. Was sie hier für ein Schicksal gehabt, erfährt man nicht; sie werden wohl ungekränkt entlassen und aus der Stadt verwiesen worden sein. Die Bewaffneten aber verblieben nach wie vor in den Stiftskirchen, verhinderten alle Capitelsversammlungen und trieben grossen Unfug in allen Räumen. So machten sie im Kreuzgang Feuer an, bei denen sie in Gesellschaft liederlicher Dirnen und von allerlei Gesindel aus der Stadt wüste Gelage feierten, wozu sie den Wein aus den Kellern der Canoniker herbeischleppten. Auf diese Vorgänge hin sprach Ludwig den Bann über Erfurt aus, und er ernannte zugleich einen Provisor, einen Sigler und andere Beamte, die in seinem Namen die Verwaltung des Mainzerhofes und der mainzischen Gerechtsame führen sollten; natürlich war unter den herrschenden Verhältnissen gar nicht daran zu denken, dass sie in der nächsten Zeit ihr Amt antreten konnten. Auf die Klagen Ludwigs hin beauftragte der Papst den Cardinal Petrus mit der Untersuchung, der sofort das Interdikt über die Stadt verhängte, weil sie den päpstlichen Befehlen ungehorsam gewesen. Die Folge des Interdiktes war, dass der Gottesdienst eingestellt werden musste. Doch der Rat erliess ein Gebot, die widerrechtlich verhängte Kirchenstrafe nicht zu beachten, da Ludwig gar nicht Erzbischof sei,

vielmehr den Gottesdienst zu halten und alle damit verbundenen Handlungen zu verrichten; zugleich forderte er die gesamte Geistlichkeit der Stadt auf, sich einer Appellation an den Papst anzuschliessen, worin die Gründe auseinandergesetzt werden sollten, warum man den Wettiner nicht anerkennen könne; denn erstens dürfe der Rat keinen als Erzbischof aufnehmen, der nicht vom Domkapitel ihm präsentiert worden sei, und zweitens drohe durch Ludwig die Gefahr, dass die Stadt ihre Freiheit an die Landgrafen verliere. Auch wurde allen Anhängern und Freunden des Rates und der Stadt Schutz versprochen, denen aber, welche das Interdikt anerkannten und den Gottesdienst einstellten, Verweisung aus der Stadt und Verlust aller ihrer Güter angekündigt. Die Meinung der Geistlichen war gespalten; der grösste Teil erklärte sich für Ludwig und verliess von allem entblösst die Stadt. Es gehörten dazu namentlich die Stiftsherren von St. Marien und St. Severi mit wenig Ausnahmen, die Peter- und Schottenmönche und die Dominikaner: die Augustiner-Eremiten und viele Minoriten blieben in ihren Klöstern und waren bereit, sich der Appellation anzuschliessen, ebenso wie einige zurückbleibende Pfarrer, denen allen die Versicherung gegeben wurde, dass ohne ihren Einschluss kein Friede geschlossen werden solle. Die verlassenen Pfarrkirchen wurden mit treu gebliebenen Geistlichen besetzt, welche des Interdiktes ungeachtet tauften, trauten, die Leichen zur Erde bestatteten und alle übrigen kirchlichen Handlungen verrichteten. Das alles geschah von der Mitte 1374 bis etwa gegen Ende März 1375, wo, längst erwartet, die Vertrauten Adolfs in Erfurt eintrafen, der Dechant Heinrich Beyer von Boppard und der Scholastikus des Domstiftes. Ohne Zweifel hatte der Rat sich mit Adolf längst in Verbindung gesetzt und von diesem auch Anweisung erhalten, wie er sich bei der Bekanntmachung von Ludwigs Ernennung, bei der Verkündigung des Interdiktes und gegen die ihm feindlichen Geistlichen verhalten solle. Das erste, was der Dekan bei seiner Ankunft in Erfurt that, war, dass er den von Ludwig ausgesprochenen Bann aufhob und die vom Rat providierten Geistlichen bis auf weiteres in ihren Ämtern bestätigte. Alsdann liess er, immer mit Wissen und Willen des Rates, die Wohnungen und Keller der ausgetretenen Geistlichen durchsuchen und alles Getreide,

den Wein und die Habseligkeiten an Möbeln, Wäsche, Kleidungsstücken, sowie die Paramente genau verzeichnen und das Verzeichnis durch einen Notar beglaubigen; es fand sich allein an Getreide und Wein ein Vorrat im Werte von 1800 Mark vor. Auch die Archivgewölbe wurden erbrochen und die wichtigsten Urkunden, die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, daraus entnommen und im Ratsarchive niedergelegt; es soll die Absicht bestanden haben, die Stiftsherren überhaupt nicht wieder in die Stadt zu lassen. Bei diesen Haussuchungen mag es sehr schlimm hergegangen sein, und was damals noch unversehrt blieb, das verdarben die Söldner, die der Rat in den leer stehenden Häusern einquartierte. Als der Winter heranrückte und die Zufuhren auf den Strassen infolge des Interdiktes aufhörten oder von Ludwigs Anhang gehemmt wurden, da stellte sich bald Mangel an Brennmaterial ein, und man musste zusehen, in der Stadt selbst Ersatz zu finden. Die Söldner da oben in den Stiftshäusern suchten nicht lange; sie rissen noch leerstehende Häuser ganz ein, brachen in anderen die Fussböden auf, hoben die Thüren aus, rissen die Bretter von den Zäunen und fällten zuletzt noch die Bäume in den Gärten der geistlichen Herren. Auch die Wohnungen der übrigen geflohenen Geistlichen wurden nicht verschont und mit Söldnern belegt. In einer derselben brach ein Feuer aus, das sich schnell auf die nächsten Häuser verbreitete und die Benediktikirche ergriff, die vollständig niederbrannte. Man warf später dem Rate vor, er habe die Kirche mit Absicht anzünden lassen; aber es sind sichere Beweise dafür da, dass das Feuer in der eben geschilderten Weise entstanden ist. Die Nonnen scheinen zurück geblieben zu sein, ohne dass man sie belästigte. Erst einige Monate später, als Adolf selbst mit starkem kriegerischen Gefolge in der Stadt lag, ist wahrscheinlich eins ihrer Klöster für die Unterbringung desselben in Anspruch genommen worden, worauf die bisherigen Bewohnerinnen in dem Barfüsserkloster Unterkunft fanden.

In der Stadt herrschte während dieser ganzen Zeit eine begreifliche Aufregung, die sich noch steigerte, als eine Hiobspost nach der anderen eintraf, dass Ludwigs Anhänger draussen auf den Strassen Thüringens und im Reich allenthalben die Erfurter Kaufleute und Bauern überfielen, die Gefangenen in den Stock

legten und viele in grausamer Weise verstümmelten. Auch die gefangenen Geistlichen, welche zu dem Rate hielten, wurden als Verächter des Interdiktes in nicht weniger grausamer Weise behandelt. Es war offenkundig, dass die Landgrafen nichts gegen das Unwesen thaten, die Stadtfeinde vielmehr in ihrem Lande duldeten und sie schützten, aber zu einer Kriegserklärung an die Stadt war es noch nicht gekommen. Sie gedachten durch den kleinen Krieg die grosse Masse der Bürger mürbe zu machen, sie durch Abschneiden der Zufuhren in Not zu versetzen und sie so lange zu ängstigen, bis der Rat, dem allgemeinen Verlangen nach Frieden nachgebend, sich zur Anerkennung Ludwigs bereit erklären würde. Doch damit hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Sie verkannten ganz den Freiheitsstolz der Erfurter Bürger, die, damals noch kampfgeübt, viel Vertrauen in die eigene Kraft setzten und nicht so leicht bereit waren, sich durch eine augenblickliche Notlage entmutigen zu lassen. Der Rat hatte noch ein gewaltiges Ansehen, und die Mittel, die ihm zu Gebote standen, reichten vollständig aus, um alle Versuche, sein Regiment zu brechen, im Keime zu ersticken. Die fortgesetzten Plackereien auf den Strassen vermehrten nur die Erbitterung gegen die Feinde, deren Loos, wenn sie in die Hände der Bürger fielen, kein beneidenswertes war. So unzufrieden man manchmal mit den Verordnungen des Rates sein mochte, da, wo es sich um das Wohl und die Selbständigkeit der Stadt, die Grundlage ihres Wohlstandes handelte, waren alle zum gemeinsamen Handeln und zur Verteidigung bis zum äussersten bereit. Die Freude am kriegerischen Leben war auch dem sonst friedliebenden Bürger noch nicht abhanden gekommen; mit einer gewissen Wollust griff er zu den Waffen, wenn es galt Rache zu nehmen für einen Überfall. Oft genug kehrten sie mit reicher Beute heim, die den Schaden ersetzte, welcher ihnen an andern Orten zugefügt worden war. Auf dem eingeschlagenen Wege kamen Ludwig und seine Brüder nicht zum Ziele; das erkannten sie bald und ebenso die Gewissheit, dass nur ein grosser Erfolg in einem Kriege die Entscheidung herbeiführen könne. Doch der Kaiser, der an dem ganzen Unheile schuld war, versuchte eine Vermittelung herbeizuführen; er hasste den Krieg, war ein grosser Menschenkenner und vertraute auf seine Überredungskunst.

Im Juni 1374 scheint er einen, später noch einmal zu nennenden Herrn von Riesenburg abgeschickt zu haben, um mit dem Rat wegen der Anerkennung Ludwigs zu verhandeln. Wir wissen nichts Näheres über den Gang der gepflogenen Verhandlungen, aber die Folge war doch, dass ein gütliches dreijähriges Stehen mit den Landgrafen zustande kam, welche die Erfurter sich selbstverständlich aufs engste mit ihrem Bruder Ludwig verbündet dachten. Als trotzdem die Unsicherheit auf den Strassen nicht aufhörte und nach wie vor Erfurter im thüringischen Gebiet niedergeworfen und misshandelt wurden, ohne dass die Landgrafen dagegen einschritten, da griff auch der Rat wieder zu Repressalien, und der kleine Krieg nahm ungeachtet des Waffenstillstandes seinen Fortgang, zum grössten Schaden der beiderseitigen Unterthanen. Klagen wurden mit Gegenklagen beantwortet, doch geschah von beiden Parteien nichts, um den Grund derselben zu beseitigen. Wenn wir Nikolaus von Siegen glauben dürfen, wurde im Laufe des Jahres 1374 durch den Erzbischof von Magdeburg und einige Grafen, worunter wohl die Grafen von Schwarzburg zu verstehen sind, die sich von dem thüringischen Bündniss trennten, abermals eine Vermittlung versucht, allein: nil conclusum boni fuit; ideo sicunt venerunt, sic recesserunt. Der Rat blieb dabei, dass er aus den schon mehrfach erwähnten Gründen Ludwig nicht anerkennen könne, und warf den Landgrafen vor, dass sie den Frieden nicht halten wollten, weil sie ihres Bruders Sache zu der ihrigen machten.

Die harte Behandlung der Geistlichen in der Stadt und die Anwerbung von Söldnern, welche der Rat ununterbrochen fortsetzte, überzeugten den Kaiser, dass es vergeblich sei, auf fremdschaftlichem Wege eine Verständigung herbeizuführen. Er liess daher am 16.. Februar 1375 auf Ludwigs Klage die Acht über Erfurt aussprechen, was eine abermalige Vermehrung der Stadtfeinde und eine zunehmende Not in der Stadt zur Folge hatte. Die Dinge drängten zur Entscheidung, und wer weiss, ob nicht doch noch ein Vergleich mit dem Kaiser und seinem Schützling zu stande gekommen wäre, wenn nicht die uns bereits bekannten Abgesandten Adolfs alles aufgeboten hätten, um den Rat und seine Verbündeten zum Ausharren zu bestimmen.

Das Rathaus zu Erfurt sah Ende März 1375 ein bewegtes Leben vor und in seinen Mauern. Hohe Prälaten, Geistliche niederen Grades, Grafen, Ritter und selbstbewusst einherschreitende Ratsherren gingen aus und ein, und in der grossen Ratsstube drängte sich eine glänzende Versammlung um den gewaltigen Tisch, an dem der Domdechant Heinrich Beyer von Boppard mit den Abgesandten des thüringischen Bundes Platz genommen hatten. Es handelte sich um den Abschluss eines Bündnisses zwischen Adolf und seinen thüringischen Anhängern, desgleichen um den Preis, den jeder derselben für sein Entgegenkommen empfangen sollte. Heinrich Beyer war ein geschmeidiger Diplomat, der die Sache seines Herrn aufs beste vertrat; ihm kam es zunächst darauf an, in Thüringen Bundesgenossen zu gewinnen und Ludwig so weit als möglich zu verhindern, irgendwo sich festzusetzen. Er lieh deshalb allen Wünschen ein geneigtes Ohr und kam dadurch bald zum Ziele. Zunächst wurde das Bündnis zwischen Adolf, den Grafen Heinrich und Ernst von Gleichen, Heinrich von Stolberg, Heinrich von Honstein und den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen gegen die Landgrafen geschlossen, weil sie widerrechtlich die Strassen sperrten, die Leute fingen und andere vor ihre Gerichte luden. Adolf sollte 300 Lanzen für einen etwaigen Krieg stellen, und davon 100 nach Erfurt, 100 nach Mühlhausen und 100 auf das Eichsfeld legen; die Grafen und Städte verpflichteten sich, zusammen 600 Lanzen in Bereitschaft zu halten; im Notfalle aber sollte jeder mit ganzer Macht zur Hilfe bereit sein. In Separatverträgen wurden den Grafen von Gleichen 3500 Gulden, dem Stolberger 2000 Gulden und ein Hengst und dem Hohensteiner 3000 Gulden versprochen. Teurer musste der Dekan Erfurts Hilfe erkaufen. Zunächst wurde eine Urkunde ausgestellt, wodurch Adolf gelobte, innerhalb 6 Monaten nach seiner Bestätigung durch den Papst alle Handfesten und Briefe der Stadt zu bestätigen, besonders die von Gerlach und Johann ausgestellten über Münze und Schlägeschatz und über den Besitz der Schlösser Kapellendorf, Tonndorf und Mühlberg. Weiter versprach der Dekan, die Stadt auf alle Fälle sicher zu stellen, auch wenn Adolf nicht bestätigt werden oder innerhalb der nächsten sechs Monate sterben sollte.

In einer fernern Urkunde verpflichtete sich Adolf durch den Mund seines Dekans, innerhalb sechs Monaten nach seiner Bestätigung sich auf Lebenszeit mit der Stadt gegen die Markgrafen zu verbinden, und endlich wurde der Entwurf zu der Urkunde gemacht, die als der grosse Gnadenbrief Adolfs bekannt ist. Es handelt sich darin meist um Beseitigung von Missbräuchen, welche sich nach des Rates Meinung die mainzischen Beamten in Erfurt hatten zu schulden kommen lassen, namentlich bei der Hegung des Gerichtes und der Erhebung des Marktzolles. Zur besseren Beaufsichtigung der Weinsteuer wurde es dem Rat erlaubt, alle Fässer, auch die der Geistlichen, zu stempeln, und diesen sollte es verboten sein, fremde Biere vom Zapfen zu verkaufen. Eine alte Klage war, dass die Amtleute im Mainzer Hof die darauf ruhenden Zinsen in schlechter Münze bezahlten, während sie den von den Bürgern zu leistenden Freizins in herkömmlicher Weise stets in neuen Pfennigen verlangten. Das sollte von jetzt an abgethan sein und die Bezahlung der Mainzerhofzinsen ebenfalls in guten Pfennigen erfolgen. Alt war der Streit wegen des Gerichtes, dem der Rat oft Unredlichkeit und Bestechlichkeit vorwarf. Dasselbe sollte von jetzt ab nur mit redlichen Richtern besetzt werden, die ihr Amt nicht mehr wie bisher kaufen konnten, sondern lebenslänglich behielten. Von den Judengeldern, Besteuerung der Juden, von der Bestätigung des Rechtes de non evocando und dem anderen, dass die mainzischen Gerechtsame niemals an Fremde veräussert werden könnten, handeln die übrigen Artikel, in deren letztem der Erzbischof versprechen muss, sich mit niemand zu sühnen, derselbe habe denn wegen der Appellation nach Rom und der bisher bezahlten Judengelder und sonstigen Abgaben genügende Sicherheit gegeben. Am Schluss dieser Abmachungen musste der Dekan endlich Sicherheit geben, dass Adolf innerhalb sechs Monaten nach seiner Bestätigung alle die aufgezählten Urkunden, die sämtlich unter Adolfs Namen formuliert und unter dem 1. April 1375 ausgestellt wurden, selbst noch einmal vollziehen werde. Übrigens wohnte diesen Verhandlungen auch ein Abgesandter von gegnerischer Seite bei, Graf Johann von Schwarzburg, der sich Ludwig angeschlossen zu haben scheint. Er hatte den Auftrag, die thüringischen Verbündeten gegen

Adolf zu gewinnen, scheiterte aber mit seinen Anträgen wohl hauptsächlich an dem Widerspruche Erfurts. Mit der Gewissheit, dass das Bündnis mit Adolf abgeschlossen sei, ritt er zum Kaiser.

Am nächsten Tage berichtete der Dekan an Adolf über den glücklichen Erfolg seiner Sendung in einem längern Schreiben, aus dem wir auch erfahren, dass die Markgrafen ihre Burgen stark befestigen und deren Gräben ausbessern liessen, dass ferner die Brüder selbst am kaiserlichen Hof weilten und dort einen Abgesandten Adolfs, den Domherrn Kraft von Hohenlohe, erwarteten, der unter Vermittlung des Kaisers mit ihnen wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes unterhandeln sollte. Der Dekan bittet den Erzbischof, dem Hohenlohe schleunigst den Auftrag zu geben, keinen Frieden mit den Markgrafen zu schliessen, ohne die thüringischen Verbündeten nach dem nun abgeschlossenen Vertrage darin aufzunehmen. Gleichzeitig mit diesem Schreiben ging ein zweites an Hohenlohe ab, worin dieser von dem Abschluss des Bündnisses in Kenntnis gesetzt und gewarnt wird, nicht einseitig ohne die Grafen und Städte sich auf einen Frieden einzulassen.

Unterdessen hatte Graf Johann von Schwarzburg den Kaiser aufgesucht und über die Vorgänge auf dem Rathause, deren Zeuge er gewesen war, berichtet. Karl war über den Abschluss des Bündnisses sehr ungehalten, aber er gab doch die Hoffnung noch nicht ganz auf, Ludwig wenigstens in Thüringen sich befestigen zu sehen. Aus Allem was er bis jetzt gehört, auch aus den Briefen des Rates an ihn, deren mehrere abgegangen zu sein scheinen, glaubte er die Ueberzeugung zu gewinnen, dass die feindliche Haltung Erfurts und seiner Verbündeten mehr gegen die Landgrafen als gegen Ludwig gerichtet sei, von dem in den noch vorhandenen Schreiben fast gar nicht die Rede ist. Gelang es ihm, so nahm er an, die Erfurter mit den Landgrafen auszusöhnen und zwischen ihnen einen ehrlichen Frieden herzustellen, dann war es immer möglich, dass Ludwig in Erfurt seinen Einzug halten konnte. Ob er wirklich nicht gewusst hat, welche Befürchtungen der Rat an die Besitzergreifung des Mainzer Stuhles durch Ludwig knüpfte? Wussten auch die Landgrafen nichts davon, lag ihnen vielleicht überhaupt der Gedanke, sich mit ihres Bruders Hilfe Erfurts zu

bemächtigen, ganz fern? Thatsächlich ausgesprochen ist die Befürchtung in den noch vorhandenen Quellen nur in der Appellation des Rates an den Papst; halb und halb hätten die wettinischen Fürsten sie erkennen können aus dem Vorwurf, der ihnen von Erfurt gemacht wurde, dass sie sich der Sache ihres Bruders annähmen. Der Kaiser beschloss jedenfalls, abermals den friedlichen Weg zu betreten. Er beauftragte den uns schon bekannten Herrn von Riesenburg, sich alsbald nach Erfurt aufzumachen und dort noch einmal zu fragen, gegen wen das Bündnis gerichtet sei; dann solle er des Kaisers Vermittlung anbieten; derselbe habe mit den Markgrafen gesprochen und verhandelt, so dass der Rat mit ihm, dem Kaiser, zufrieden sein werde. Für den Fall aber, dass dieses friedliche Anerbieten wieder abgelehnt würde, erhielt der Gesandte den Auftrag, ein vom 24. März aus Prag datiertes Schreiben zu producieren, worin der Rat aufgefordert wurde, den Erzbischof Ludwig in den Landfrieden von 1372 aufzunehmen, widrigenfalls derselbe gekündigt sein sollte. Am 4. April stand Riesenburg in Erfurt wieder vor dem Rat und entledigte sich seines Auftrages. Jener bestätigte, dass das Bündnis mit Adolf zum Schutz gegen die Markgrafen geschlossen worden sei; wegen der kaiserlichen Vermittlung könne man eine Antwort nicht geben, da darüber erst die Bundesgenossen gefragt werden müssten; doch wolle man später dem Kaiser darauf einen schriftlichen Bescheid geben. Riesenburg sah bald ein, dass er hier eine vergebliche Werbung thue, weshalb er jetzt mit der Forderung hervortrat, Ludwig in den Landfrieden aufzunehmen. Dann suchte er seine Herberge auf, wo er die meissnischen Räte Christian von Witzleben und Nickel von Köckeritz vorfand, welche unterdessen mit Vollmacht ihrer Herren angekommen waren. Sie veranlassten ihn, noch einmal auf das Rathaus zu gehen und zu berichten, dass die Landgrafen bereit seien, wegen aller Beschädigungen Genugthuung zu gewähren, wenn der Rat seinerseits ebenfalls den zugefügten Schaden ersetzen wolle; auch wegen des Bannes und der Acht würden sie mit ihrem Bruder reden, doch müsse der Rat sich erklären, ob er das dreijährige gütliche Stehen ferner halten wolle. Der kaiserliche Gesandte erschien mit dieser Werbung vor dem Rat, aber er bekam nur die ausweichende Antwort, dass ohne die Bundesgenossen Verhandlungen in die-

ser Sache nicht stattfinden könnten. Bevor er am 6. April fortritt, stieg er noch zum dritten Male zur grossen Ratstube empor und überreichte dem sitzenden Rat die schriftliche Aufforderung des Kaisers, Ludwig in den Landfrieden aufzunehmen, sonst sei derselbe als aufgehoben zu betrachten. Die Antwort war, wie zu erwarten, eine ausweichende, worauf er auch die Kündigung des Landfriedens durch König Wenzel (datiert vom 29. März), die kurz zuvor angekommen war, dem Rat aushändigte. Dieser aber achtete die Kriegserklärung „gar cleyne", wie Heinrich Beyer in zufriedener Stimmung seinem Herrn Adolf berichtete.

Es war also dem Kaiser nicht gelungen, die Sache Ludwigs von der seiner Brüder zu trennen und durch einen Frieden zwischen diesen und Erfurt jenem den Einzug wenigstens in einen Teil seiner Herrschaft zu erleichtern. Der Rat blieb bei seiner Meinung, dass die Landgrafen und Ludwig ein gemeinsames Ziel verfolgten und deshalb auch gemeinsam als Feinde der städtischen Freiheit zu betrachten seien. Mit grossem Eifer war zu dem nun unvermeidlichen Kriege schon gerüstet worden. Viele hundert Söldner lagen in der Stadt und auf den Burgen; auf die Ausbesserung der Mauern, Türme und Gräben und deren Ausrüstung mit Schleudermaschinen und Geschossen aller Art wurden grosse Summen verwendet. Den Markgrafen scheint der Krieg nicht recht gelegen gekommen zu sein. Acht Tage nach den Verhandlungen mit dem von Riesenburg versuchten sie als letztes ein Mittel, das später noch öfter von ihren Nachkommen, aber immer mit demselben negativen Erfolg, angewendet worden ist. Sie wollten die Gemeinde von dem Rate trennen und richteten deshalb am 15. April an jene ein Schreiben, worin sie gleichsam ihre Unschuld an dem kommenden Unheil beteuerten und den Rat dafür verantwortlich machten. Dieser habe sie wiederholt wegen Bruches des gütlichen Stehens zur Rede gesetzt, aber nicht sie, sondern jener hätte dasselbe gebrochen, indem er ihre Feinde gehaust und geschirmt, die täglich mit Mord und Brand ihr Gebiet heimsuchten. Sie seien bereit, 10000 Mark einzusetzen, wenn man ihnen den vorgeworfenen Vertragsbruch nachweisen könne. Das Verhalten der Stadt sei überhaupt ein ungebührliches, da der Rat und viele Bürger ihnen als Lehnsherren über viele Dörfer

gehorchen müssten. Sie hätten trotzdem den besten Willen gehabt, sich zu vertragen, aber nicht einmal des Kaisers Vermittlung sei angenommen worden. Der Rat habe ihnen in einem Schreiben don Vorwurf gemacht, sie hätten sich der Sache ihres Bruders angenommen; das fänden sie natürlich, da der Papst ihn ernannt, seinen Gegner aber verworfen habe. Zuletzt fordern sie die Gemeinde geradezu auf, den Rat zu zwingen, sich mit ihnen zu vertragen, sonst müssten sie die Stadt für alle weiteren Folgen verantwortlich machen. Dieser Brief, der adressiert war an die Hauptleute der Viertel, die Handwerke und die Gemeine der Stadt, wurde uneröffnet dem Rate übergeben, der von dem Rathause aus der auf dem Fischmarkte harrenden Menge den Inhalt und die Antwort verkündigen liess, die im allgemeinen den Friedensbruch den Landgrafen zuschob, die darauf ausgingen, die Mitglieder des Bundes mit den Grafen und Städten zu verunrechten. Erfurt sei auch in keiner Weise den Landgrafen zu Lehndiensten verpflichtet; der Rat habe vielmehr alle ehemals landgräflichen Dörfer und Gerichte gekauft und mit gutem Gelde bezahlt. Jedermann wisse zudem, wie die Bürger von den meissnischen Dienstleuten und Edlen vergewaltigt worden seien. Diese Antwort wurde den Landgrafen zugleich mit dem Ersuchen übermittelt, künftig alle Schreiben an den Rat zu richten. Bald darauf, am 15. Juni, kündigte dieser ihnen die offene Fehde an, weil sie die Strassen gesperrt, die Bürger beraubt, gefangen, in den Stock gelegt und ihnen Hände und Füsse abgehauen hätten, woran viele verstorben seien. Die Fehdebriefe der in städtischen Sold getretenen Ritter folgten alsbald nach.

Der Krieg, der nun entbrannte, war von dem Erfurter Rat selbst heraufbeschworen worden, da er alle vom Kaiser und von den Landgrafen mehrfach versuchten Friedensvermittelungen von der Hand wies. Er muss seines Sieges ziemlich gewiss gewesen sein, indem er die mächtigen Fürsten und das Reichsoberhaupt selbst zum Kampfe herausforderte, den allein zu bestehen die Kräfte der Stadt und ihrer thüringischen Verbündeten nicht ausgereicht hätten. Es war also offenbar das Vertrauen auf eine starke fremde Hilfe, die den Rat vermochte, die sonst auf den Frieden gerichtete Politik zu verlassen und

eine Bahn zu beschreiten, die durch unvorhergesehene Zufälle recht verhängnisvoll für ihn und die Stadt werden konnte. Diese Hilfe war von niemand anders zu erwarten, als von dem Erzbischof Adolf, der durch das kluge Verhalten seines Dekanes auch die thüringischen Besitzungen des Mainzer Stiftes seinem Gegner entrissen sah und nun alles aufbot, dieselben zu behaupten. Der Dekan Heinrich Beyer hatte die Stadt nicht verlassen, ohne den Rat in seiner Furcht vor meissnischen Annexionsgelüsten zu bestärken, und seinem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass der Friede gekündigt wurde.

Der Krieg kam den Landgrafen unerwartet, wie sich aus dem anfänglichen Verlauf desselben, während dessen die Erfurter mit ihren Helfern entschieden im Vorteile waren, ergiebt. Gleich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung unternahmen diese einen Zug gegen Gebesee, wobei die Dörfer Ballstedt, Döllstedt und Fahnern geplündert und verbrannt wurden. In Gebesee erst wurden sie durch den Widerstand der Besatzung des Schlosses Bärenstein aufgehalten, die sich tapfer wehrte und alle Stürme abschlug, wobei sie siedendes Wasser den auf den Leitern emporsteigenden Feinden über die Köpfe goss. Acht Tage dauerte die Belagerung, ohne dass die Landgrafen den tapfern Verteidigern Hilfe gebracht hätten. Da langte, wie Olearius angiebt, um die Zeit des Festes Johannes des Täufers (24. Juni) Erzbischof Adolf in eigener Person mit einer Streitkraft von etwa 1600 Mann in Erfurt an und legte sich alsbald ebenfalls vor Gebesee. Die Chroniken berichten, er sei von den thüringischen Verbündeten durch Briefe zum schnellen Eingreifen aufgefordert worden, da er grosse Vorteile erringen könne. Wahrscheinlicher ist, dass der Dekan Heinrich Beyer ihn zum schnellen Aufbruch nach Thüringen trieb, gemäss einem den Erfurtern gegebenen Versprechen. Bei ihm waren als Verbündete zugleich Herzog Otto von Braunschweig, der den Markgrafen feindlich war, weil sie ihn an der Succession in Hessen gehindert hatten. Den Erfurtern war er in schlechter Erinnerung; hatte er doch 1371 während der Fehde der Stadt mit den Herren von Hanstein die Bürger überfallen und ihre Hauptleute, lauter Ratspersonen, gefangen genommen, die nur um ein Lösegeld von 6000 Mark ihre Freiheit wiedererhielten. Weiter brachte Adolf mit den

Grafen von Ziegenhain, den Hauptmann eines Ritterbundes, genannt die Sterner nach dem Ziegenhainschen Wappen, der sich gebildet hatte, um dem Herzog Otto zur Eroberung Hessens behilflich zu sein. Er war ein Feind der thüringischen Landgrafen, weil sie den Bund verfolgten und in ihrem Lande verboten hatten. Ihm hatten sich viele Mitglieder des Sternerbundes angeschlossen, die jedenfalls auch unter den städtischen Söldnern zahlreich vertreten waren. Ausserdem befanden sich bei dem Erzbischof die Grafen von Nassau und Waldeck und andere Edle aus dem Rheinland, Hessen und der Wetterau. Auch das Eichsfeld, namentlich die Städte Duderstadt und Heiligenstadt, hatten ihre Kontingente zu Adolf stossen lassen, als er auf seinem Marsche vom Rheine her diese Gegenden berührte und sie zum grössten Teil als ihm anhänglich vorfand.

Erst nach Vereinigung dieser Streitmacht mit den Erfurtern und ihren Bundesgenossen vor Gebesee hört man etwas von Gegenmassregeln der Markgrafen, die, wie schon gesagt, überrascht worden waren. Balthasar hatte in Eile seine Ritter, das Landvolk und von den Unterthanen seines Bruders Friedrich so viele versammelt, wie er aufbringen konnte, und sich bei Herbsleben gelagert, wo täglich sein Heer sich durch Zuzug verstärkte. Friedrich war unterdessen in Meissen, dem Vogt- und Pleissnerlande thätig gewesen, um Mannschaften für den Krieg zu gewinnen. An rauf- und fehdelustigen Rittern fehlte es in jener Zeit nicht, zumal wenn es gegen eine so reiche Stadt wie Erfurt ging, wobei gute Beute zu holen war; selbst Märker und Böhmen fanden sich bei ihm ein in der Erwartung eines reichen Gewinnes. Seinem Bruder Balthasar hatte Friedrich Botschaft gesendet, dass er ihm Hilfe bringen werde, und ihn gewarnt, sich mit den Gegnern vor seinem Eintreffen in einen Kampf einzulassen. Doch Balthasar fühlte sich stark genug zum Entsatze des Schlosses in Gebesee und liess im Angesicht des Feindes Brücken über die Unstrut schlagen, um den Fluss zu überschreiten. Da geschah nun etwas kaum Begreifliches. Sei es nun, dass Adolf und seine Verbündeten von der Annäherung Friedrichs mit einem überlegenen Heere Kunde erhielten, denselben sich vielleicht schon zu seinem Bruder gestossen dachten, sei es, dass die Erfurter bei dem Herannahen des überlegenen Feindes

plötzlich den Mut vor einer Feldschlacht verloren, weil sie, wie die Chronisten berichten, die ganze Zeche hätten bezahlen müssen, kurz das ganze Heer der Verbündeten begab sich nach dem Brückenschlag Balthasars auf die Flucht und löste sich auf. Die Besatzung des Schlosses Bärenstein war nicht wenig froh, als sie plötzlich das Feld geräumt sah, und gab durch Zeichen dem Landgrafen den Abzug der Feinde kund. Alsbald überschritt derselbe die Unstrut und liess die Fliehenden verfolgen, von denen sich Herzog Otto, die Mühlhäuser und Nordhäuser, sowie die Grafen von Hohnstein und Stolberg nach der Heimat wandten, während Adolf mit seinen rheinischen und hessischen Verbündeten in Erfurt Zuflucht suchte. Man hat fast den Eindruck, als hätte ein panischer Schrecken das Heer ergriffen, da es so plötzlich alle Vorteile aufgab und in wilder Flucht davon eilte. Allgemein wirft man den Erfurtern vor, diesen Abzug veranlasst zu haben, weil sie eine Niederlage gefürchtet hätten, während Adolf in altgermanischer Weise den Gegner herausgefordert haben soll, dass er bereit sei, ihm am nächsten Morgen eine Schlacht zu liefern. Jedenfalls war im offenen Felde nichts mehr zu erreichen, und in Erfurt sah man einer Belagerung mit einigem Bangen entgegen.

Bald nach der schmählichen Flucht der Feinde vereinigte sich Friedrich mit seinem Bruder, und beider Heere fielen nun über die Dörfer Erfurts her, in dem man den Urheber des ganzen unseligen Krieges erblickte. Täglich mehrte sich in der Stadt die Zahl der flüchtigen Bauern, welche von der barbarischen Behandlung ihrer Genossen und der Dörfer berichteten. Nur wenige entgingen dem Wüten der Feinde, die wie wilde Indianer hausten und unbarmherzig alles dem Schwerte und dem Feuer opferten. Nicht einmal die Kirchen und Friedhöfe wurden verschont; die Glocken und die für den Gottesdienst bestimmten Bücher und Paramente raubte man aus den Kirchen, gab dann diese den Flammen preis und verwüstete die Gräber samt den Kirchhofsmauern. Die Geistlichen, deren man habhaft wurde, erlitten dasselbe Schicksal wie die Erfurter Bürger und Bauern, welche lebendig in die Hände der Feinde fielen. In den Burgverliessen starben sie des Hungertodes, oder sie verbluteten unter den Schwertstreichen ihrer Peiniger,

die den in den Block gespannten Gefangenen Hände und Füsse abschlugen. Einigermassen kann diese grausame Behandlung entschuldigt werden durch den Glauben, dass gebannte, geächtete und mit dem Interdikt belegte Menschen vogelfrei waren und keine Schonung verdienten; man muss sich eben erinnern, dass Erfurt und sein Gebiet damals unter dem dreifachen Fluche des erzbischöflichen Bannes seitens Ludwigs, des päpstlichen Interdiktes und der kaiserlichen Acht schmachtete. Markgraf Wilhelm, der sich mit seinen Brüdern vereinigt hatte, fühlte später schwere Gewissenspein wegen der in den Gotteshäusern und Kirchhöfen der Erfurter Dörfer begangenen Frevel, so dass er den Papst um Absolution ersuchen musste.

Immer näher rückten die Feinde der Stadt, deren einst so siegesgewisser Rat nichts that, um die schwer geplagten Unterthanen auf dem Lande zu schützen. Einzelne Streifereien mochten wohl die Zahl der Gefangenen vermehren, aber dem Schauspiel, allabendlich den Himmel vom Brande der Dörfer gerötet zu sehen, mussten die Bürger thatenlos zuschauen. Friedrich, der bei Vieselbach sein Lager errichtet hatte, erhielt fortwährend neue Verstärkungen; der Erzbischof von Magdeburg, die Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, die Grafen von Henneberg und die Landgrafen von Hessen sandten gemäss den mit ihnen geschlossenen Verträgen ihre Mannschaften zu dem landgräflichen Heere, dessen Stärke sich im ganzen auf 30000 Mann belaufen haben soll. In der zweiten Woche des Monates Juli etwa begann die Belagerung der Stadt selbst. Es erinnert an die Geschichten des alten Testamentes, wenn die Chronisten berichten, das feindliche Heer sei unter Voranschreiten von Posaunen- und Pfeifenbläsern um die Mauern gezogen, auf denen die Bürger voll Schrecken dem Umzug der Feinde zugeschaut hätten. Auf derselben Stelle, von wo aus einst Friedrich der Freidige die Stadt geängstigt hatte, schlugen die Landgrafen wieder ihr Hauptquartier auf, nämlich bei dem Cyriaxkloster, das auf derselben Stelle lag, wo noch heute die Türme der Cyriaxburg ragen. Von hier aus konnte man die Stadt übersehen und die Strassen beobachten, während andererseits der Berg gegen starke Ausfälle der Belagerten mehr Sicherheit gewährte. In den Hohlen und Steinbrüchen, die sich mehrfach an den Abhängen zeigten, fanden auch kleinere Abteilungen

und die Beobachtungsposten gute Deckung gegen die Stein- und Pfeilgeschosse, welche von den Stadttürmen aus mit Bliden gegen das Lager geschleudert wurden. Es wird berichtet, die Feinde hätten sogar zurückbauen müssen, weil sie auf der anfangs eingenommenen Stelle zu sehr den Geschossen ausgesetzt gewesen seien. Feuergeschütz hatte man in der Stadt noch nicht; die ersten Büchsen wurden einige Jahre später gegossen. Man hört nichts davon, dass die Belagerer einen Versuch gemacht hätten, irgendwo in die Mauer Bresche zu legen oder durch schwere Geschosse aus der Ferne die Verteidiger von den Türmen zu vertreiben. Sie hatten sich für eine eigentliche Belagerung gar nicht vorgesehen, wohl weil sie wussten, dass eine Berennung der Mauern ganz aussichtslos war. Die äussere Umwallung der Stadt bestand damals noch nicht; die Vorstädte lagen noch alle offen da, höchstens geschützt durch eine niedrige Landwehr und Bollwerke an der Hauptstrasse. Die Stadtmauer, im ganzen 6000 Schritt lang, zog sich vom Wasserthor (heute Reichardtsplatz) an der wilden Gera entlang bis zum Kronenburgerwehr, überschritt den Breitstrom und setzte sich nach dem inneren Andreasthore fort, von wo aus sie über den Petersberg hinter dem Kloster herum bis zum inneren Brühlerthor und von da bis an das Wasserthor weiter geführt worden war. Sie bestand im allgemeinen aus zwei 5 Fuss starken Mauern, die zwischen sich einen gegen 100 Fuss breiten Raum, den Zwinger, einschlossen. In beiden Mauern, hauptsächlich in der inneren, waren 50 drei Etagen hohe Türme angebracht, welche 16 bis 20 Fuss in den Zwinger vorsprangen und die Bestreichung der zwischen ihnen liegenden Mauerstücke gestatteten. Die innere Mauer war 16 Fuss hoch über dem Zwinger, die äussere nur 3 bis 4 Fuss, sie fiel aber bis 20 Fuss tief zur wilden Gera ab, die damals mehr Wasser gehabt haben mag wie heute. Wo der Fluss fehlte, waren tiefe Gräben gezogen, welche teilweise von der Gera aus mit Wasser gespeist werden konnten. Die Stadtthore waren sämtlich gut verwahrt durch zwei Türme, je einer an der äusseren und inneren Zwingermauer; zwei Mauern verbanden dieselbe und schlossen dadurch zugleich den Zugang zum Zwinger ab. Ausserdem waren starke Befestigungen vor den Brücken errichtet, welche über den Fluss und Graben in die Thore führten. Diese Art der

Befestigung machte eine Annäherung mit Belagerungstürmen und Widdern fast unmöglich, aber auch ein Sturm versprach keinen Erfolg, da viel zu grosse Hindernisse zu überwinden waren, ehe man an die Stadtmauer gelangte. Demnach kam es gar nicht zu einer regelrechten Belagerung, sondern die Landgrafen sahen sich darauf beschränkt, von ihrer ziemlich sicheren Stellung aus die Zufuhren gänzlich abzuschneiden und vielleicht durch Hungersnot die Übergabe zu erzwingen. Doch das war leichter gedacht als gethan; denn es war bei Zeiten reichlich Korn aufgehäuft worden, und in den Bürgerhäusern gab es Vorräte genug, die bei einiger Sparsamkeit auch für eine längere Einschliessung ausreichten. Zudem machten die in der Stadt liegenden Ritter des Erzbischofs, der Grafen von Ziegenhain, Nassau und Waldeck, sowie die städtischen Söldner samt den Bürgern täglich Ausfälle, wobei den Gegnern manches Stück Vieh und mancher Getreidetransport abgenommen sein wird. Die Ausfälle führten zu heftigen Gefechten, die meist an den Thoren geliefert wurden, wobei die Vorstädte längst ein Raub der Flammen geworden waren. Soweit das Auge reichte, sah man verbrannte Dörfer und verwüstete Felder. Wie die Beduinenstämme in ihren blutigen Fehden noch heute dem Gegner den grössten Schaden dadurch zuzufügen suchen, dass sie ihm die Dattelpalme, den Nährbaum des Wüstenbewohners, umhauen, so liessen die Landgrafen rings um die Stadt die Obstbäume fällen und die Weinstöcke mit der Wurzel ausreissen, dadurch auf lange Zeit die Spuren des Krieges zurücklassend. Um Bartholomäi (24. August) erhielt das Belagerungsheer noch eine Verstärkung von 10000 Mann, die der Kaiser mitbrachte, welcher von Lübeck kam und sich nun persönlich an dem Kriege beteiligte. Bei ihm waren seine Gemahlin und sein Sohn Wenzel, welcher sich Markgraf von Brandenburg nannte. Im Cyriaxkloster nahmen sie Quartier und sahen der weiteren Verwüstung zu, an der sich jetzt auch die Böhmen mit wilder Grausamkeit beteiligten. Diese machten kaum einen Unterschied zwischen Erfurter und landgräflichen Bauern, wenn sie auf der Suche nach Lebensmitteln die Dörfer durchstreiften, und mancher von ihnen erlag den Waffen des erbitterten Landvolkes, welches die ganze Schwere des Krieges zu tragen hatte. Die Ernährung einer so grossen Menschen-

masse, wie sie sich bei Erfurt versammelt hatte, wurde bald schwierig, und der Hunger, den sie als Gast in die Stadt zu senden gedachten, stellte sich bei den Belagerern noch früher ein. Dieser Mangel an Lebensmitteln wird es gewesen sein, der den Kaiser veranlasste, Ende August oder in den allerersten Tagen des September wieder abzuziehen, nachdem er bei einem Ausfall mit knapper Not der Gefangenschaft entgangen sein soll. Am 6. September finden wir ihn vor Tonna, einer Burg und Stadt der Grafen von Gleichen, die jetzt ebenfalls durch eine Belagerung hart bedrängt wurden. Dem Beispiele des Kaisers folgten andere Bundesgenossen der Landgrafen, die in der gänzlich verwüsteten Gegend sich auch nicht länger halten konnten und allmählich die Belagerung aufgeben mussten, welche ihnen, nachdem dieselbe 6 bis 7 Wochen gedauert, auch nicht den geringsten Gewinn einbrachte. Ihr eigenes Gebiet hatte schwer gelitten durch die ununterbrochenen Requisitionen, die von den Böhmen besonders mit grosser Härte eingetrieben worden waren, und die grosse Erschöpfung war es, die sie zwang, einen Waffenstillstand anzunehmen, den der Kaiser am 6. September im Lager vor Tonna bis Johannis baptistä des nächsten Jahres vermittelte, wodurch auch die Städte Mühlhausn und Nordhausen, sowie die Grafen von Hohnstein und Stolberg vor einer kriegerischen Heimsuchung bewahrt wurden. Während dieser Zeit sollten Erzbischof Adolf so wenig wie Erfurt von Ludwig mit päpstlichen Strafen und Prozessen beschwert werden und die Anhänger beider Gegenbischöfe wieder in den Genuss ihrer Einkünfte treten, doch so, dass diejenigen Adolfs nicht die markgräflichen Orte, diejenigen Ludwigs nicht Erfurt und die im Besitze Adolfs befindlichen Städte und Dörfer betreten sollten. Die im Verlaufe des Krieges, also seit dem 15. Juni, gemachten Gefangenen verblieben zunächst in der Haft, die aber vorher während des Friedens in Gefangenschaft geraten waren, wurden entlassen. Auch hob der Kaiser für das Jahr die über Erfurt und die Grafen von Gleichen ausgesprochene Acht auf. (Warum die Grafen von Gleichen, nicht aber auch die übrigen Bundesgenossen mit der Acht belegt worden waren, ist zunächst nicht zu erkennen.) Darauf kehrten alle in ihre Heimat zurück, Erzbischof Adolf voll Unmut über die Erfurter, die ihn durch die Niederlage bei Gebe-

see in eine recht unangenehme Lage gebracht hatten. Der Kaiser aber machte Erfurt vielleicht jetzt den Besuch, von dem so vielfach erzählt wird, und nahm das Geld in Empfang, welches ihm ohne Zweifel zum Dank für seine Vermittelung versprochen worden war. Dass aber durch ein Geldversprechen allein der Friede herbeigeführt worden sei, ist nicht richtig, die Erschöpfung der Markgrafen hat sicherlich daran einen grossen Anteil gehabt. Wie dem nun sei, Erfurt hatte sich behauptet und durch seinen Widerstand seinem Verbündeten Adolf Thüringen gesichert. Ludwig kam nicht in die Stadt, und die Markgrafen mussten ihre Absichten auf dieselbe, wenn sie dergleichen gehabt haben, auf bessere Zeiten verschieben. Wie wenig der Wohlstand Erfurts gelitten, geht daraus hervor, dass der Rat nicht allzulange darauf mehrere neue Erwerbungen an Schlössern machte, von denen Vargula und Vippach die bedeutendsten waren.

Im übrigen gab sich der Rat der Hoffnung auf einen dauernden Frieden nicht hin; er warb vielmehr noch Ende 1375 abermals Söldner und begann alsbald mit der Umwallung der Vorstädte, die jetzt in die Befestigungslinie einbezogen wurden. Das Brühl deckte er durch einen hohen Turm am Fusse des Cyriaxberges, von dem aus es möglich war, die ganze Höhe zu bestreichen, damit sich daselbst nicht abermals Feinde setzten. Nach Ablauf des Waffenstillstandes begann wieder der kleine Krieg durch Ludwigs Anhänger, in den auch die Markgrafen etwas verwickelt wurden, zumal als Karl IV. am 14. Juli 1378 auf Ludwigs Klage die Aberacht über Erfurt aussprach, nachdem es über Jahr und Tag in der Acht gewesen. Die Ueberfälle auf den landgräflichen Strassen mehrten sich dadurch wieder, und nicht immer thaten die Fürsten das ihrige, um die Räuber an ihrem Handwerke zu hindern, zumal diese sich auf die Acht berufen konnten. Im ganzen aber war das Verhältnis doch jetzt ein besseres, namentlich mit Balthasar, der nach der Teilung des Landes unter die Brüder Thüringen bekommen hatte. Im Juni 1377 wurde mit Erfurt und seinen Verbündeten — der thüringische Bund bestand noch fort — ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen, dessen Erneuerung nach Ablauf fast regelmässig auf zwei Jahre erfolgte. Die Acht aber blieb auf der Stadt liegen, weil der Rat beharrlich Ludwigs Anerkennung verweigerte; sie wurde erst 1382 durch

Wenzel aufgehoben. Im Kampf mit dem Kaiser und den Fürsten war so Erfurt vom Glück begünstigt worden; es erübrigt noch zu untersuchen, welchen Verlauf der Prozess nahm, den Ludwig und die vertriebenen Geistlichen beim Papste gegen den Rat angestrengt hatten.

Erzbischof Ludwig hatte, wie erzählt, nach der gewaltsamen Verhinderung der Bekanntmachung seiner Ernennung den Bann über Erfurt ausgesprochen und gleichzeitig in Avignon die päpstliche Hilfe gegen die widerspenstige Stadt angerufen. Von Papst Gregor XI. mit der Untersuchung der Sache beauftragt, war der Kardinal Petrus so von dem Ungehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt überzeugt, dass er, ohne dessen Befehl einzuholen, das Interdikt über die Bewohner Erfurts verhängte, eine Strafe, die in ihren Folgen wohl geeignet gewesen wäre, die Stadt zu verderben. Ausser der Niederlegung des Gottesdienstes und aller kirchlichen Handlungen ergab sich daraus das Aufhören des Verkehrs mit den anderen Menschen; niemand durfte den Markt besuchen, niemand Waren, Lebensmittel oder sonstige Bedürfnisse herbeiführen, ohne das Heil seiner Seele zu gefährden. Wo auch immer ein Mitglied der geächteten Gemeinde sich aufhielt, wich ihm alles aus; keine Herberge nahm es auf, die Öde des Todes folgte ihm auf Schritt und Tritt. Und dauerte der Aufenthalt gar länger, fand der aus der christlichen Gemeinschaft Ausgestossene bei einem barmherzigen Mitmenschen Obdach und Unterkunft, dann hörte auch für den Ort, wo er weilte, der Gottesdienst auf so lange, bis der Friedlose wieder gewichen war. Nur die unbedingte Unterwerfung unter den Willen der Kirche konnte den Fluch lösen und die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen bewirken. Im 14. Jahrhundert aber war diese Strafe schon etwas verbraucht; namentlich in Erfurt fürchtete man sich vor derselbeu nicht mehr allzu sehr, da sie, schon öfter verhängt, die beabsichtigten Folgen nur in geringem Masse gezeigt hatte. Das Streben nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse war doch grösser als die Furcht vor der Seelenstrafe, und wenn auch auswärts die Erfurter Bürger vielfach unter dem Vorwande des Interdiktes zu leiden hatten, der Marktverkehr verminderte sich darum doch nicht, und nach wie vor konnte man sich an wohlbesetzten Tafeln erfreuen. Immerhin aber war das Inter-

dikt unbequem für den Handel, die Nährquelle des Wohlstandes, zumal die Reichsacht ihm gefolgt war. Jeder Wegelagerer war im Recht, wenn er den Erfurter Kaufmann ausplünderte und selbst tötete, und überall da, wo Ludwig Anhang besass und Anerkennung gefunden hatte, musste man sich auf eine feindselige Behandlung gefasst machen. Deshalb beeilte sich der Rat, als die erste Kunde von der Verhängung des Interdiktes eintraf, dasselbe unschädlich zu machen, und er appellierte direkt an den päpstlichen Stuhl. Wie viel Geistliche sich dabei angeschlossen hatten, lässt sich nicht mehr nachweisen. Die Appellation selbst ist in ihrem Wortlaut nicht auf uns gekommen, wir kennen aber ihren Inhalt aus einem Schreiben Papst Gregors XI. vom 12. Januar 1376 an den Legaten Thomas in Deutschland, den er beauftragte, selbst nach Erfurt zu gehen oder einen Delegierten dahin zu schicken, der untersuchen sollte, ob sich auch alles so verhalte, wie die Erfurter in ihrem Bericht es angegeben hatten: Der Rat habe dem Domkapitel einen Eid geleistet, dass er niemand als Erzbischof aufnehmen wolle, der ihm nicht von jenem oder doch von der Majorität der Stiftsherren als solcher präsentiert werde. Dieser Eid verbiete nun die Anerkennung Ludwigs, da Adolf in Erfurt als Erwählter verkündigt worden sei; auch fürchte man, dass die Stadt an die Markgrafen ausgeliefert werden könnte. Man wolle keineswegs gegen den Papst sich ungehorsam zeigen, aber selbst wenn dieser von dem Eide entbände, so hätten doch die Bürger, welche meist Kaufleute seien, die Folgen des Eidbruches für ihren Handel zu fürchten. Gregor möge daher der Stadt beistehen und sie vor allen Dingen von dem Interdikt befreien. Der dem Domkapitel geleistete Eid war eigentlich eine Erfindung; die Ausrede war aber nötig, um den Ungehorsam zu verdecken, dessen man sich schuldig gemacht hatte. Da indes zu befürchten stand, dass der Papst von dem Eide entbinde, was ja in seiner Macht lag, so musste dem durch einen Hinweis darauf vorgebeugt werden, dass der Kredit eidbrüchigen Kaufleuten versagt werden würde. Im allgemeinen war die Begründung der Appellation recht schwach, aber Gregor ging doch darauf ein. Nachdem er schon am 7. Januar 1376 dem Rat angekündigt hatte, dass er bis zur Erledigung des Streites um den Mainzer Stuhl die sämtlichen Einkünfte des

Erzbischofs und die Verwaltung von dessen Rechten in der Stadt in seine Hand nehmen werde, erhielt der Legat jenen Auftrag, sich nach Erfurt zu begeben und den Rat schwören zu lassen, die Gegner Ludwigs nicht zu unterstützen und dem päpstlichen Vikar, der die Rechte und Privilegien der Stadt schützen werde, so gehorsam zu sein, wie er es dem Erzbischof schuldig sei. Wenn er das erreicht, könne er das Interdikt vorläufig aufheben, nachdem er noch den Rat von dem dem Domkapitel geleisteten Eide entbunden habe; auch solle er einen Vikar ernennen, der die Verwaltung der mainzischen Gerechtsame so lange führe, bis Ludwig sie selbst übernehmen könne.

Erst in der Mitte des April 1377 traf der Legat in Erfurt ein und nahm in dem Hause zum Strauss sein Absteigequartier. Alsbald begannen die Verhandlungen mit dem Rat, der zwar sehr gern das Interdikt aufgehoben sah, andererseits aber keine Erklärung abgeben mochte, welche Ludwig ein Recht einräumte. Es war nicht leicht, einen Ausweg zu finden, da hier eine absolute Abneigung gegen den Bruder der Markgrafen im Wege war, dort aber die Absicht bestand, demselben zum Besitz des Erzbistums zu verhelfen. Der Kardinal aber liess sich zuletzt doch überzeugen, dass der Stadt durch den Wettiner eine grosse Gefahr drohe, und so war er mit einer Erklärung zufrieden, die der Rat am 15. April abgab, dass er Ludwig anerkennen wolle, sobald derselbe vom Domkapitel präsentiert werde, dass er bis dahin aber bereit sei, dem zu ernennenden päpstlichen Vikar zu gehorchen. Wie die Dinge lagen, war auf das Eintreten des ersteren Falles gar nicht zu rechnen, denn das Kapitel hielt an Adolf fest; der Legat mochte auf seinen Reisen in Deutschland zugleich zu der Einsicht gekommen sein, dass Ludwig keine Aussicht auf Erfolg habe. Da die ihm gegebene Instruktion auch offenbar verriet, dass dem Papste Anwendung äusserster Strenge fern lag, so begnügte sich Kardinal Thomas mit der Bereitwilligkeit des Rates, dem päpstlichen Vikar zu gehorchen, und hob deshalb am 16. April das über die Stadt verhängte Interdikt auf drei Jahre auf. In den nächsten Wochen haben dann weitere Verhandlungen stattgefunden, die sich darum drehten, dass seitens des Rates bestimmtere Versprechungen für Ludwigs Anerkennung

abgegeben werden sollten. Allein derselbe erklärte in einer auf dem Rathause am 29. Mai abgehaltenen Sitzung durch den Protonotar Hartung Gernod entschieden, dass er über die dem Papste bisher gezeigte Nachgiebigkeit nicht hinaus gehen könne und sich zu nichts verpflichten werde, was mit der Ehre der Stadt und den in derselben bestehenden Zuständen unverträglich sei. Darauf erwiderte der Legat, dass er keine weiteren Forderungen stellen wolle, und verkündigte am nächsten Tage abermals die vorläufige Aufhebung des Interdiktes auf drei Jahre und die bis auf weiteres fortdauernde Verwaltung der mainzischen Rechte durch den päpstlichen Stuhl. Bald darauf verliess er Erfurt. Am 11. Juli weilte er in Nürnberg, wo ihn eine Abordnung des Rates traf, die ihm 5000 Gulden als ein Geschenk für den Papst überreichte. Unterwegs hatte er den Bischof Gerhard von Würzburg zum päpstlichen Vikar über Erfurt ernannt, der bald mit Klagen angegangen wurde, dass die Anordnungen des Legaten nicht befolgt würden, indem besonders geistliche Herren Erfurt als noch mit dem Interdikt belegt betrachteten und den Handel in empfindlicher Weise schädigten. Am 10. März 1378 verkündigte er daher wiederholt die Befreiung Erfurts von dem Interdikt und gebot bei Strafe des Bannes die Wiederaufnahme der Bürger in die kirchliche Gemeinschaft.

Bald darauf, am 27. März 1378, starb Papst Gregor XI. in Rom, als er eben im Begriff war, nach Avignon zurückzukehren, weil die Zustände in Italien ihm den Aufenthalt daselbst unmöglich machten. Darauf begann die grosse Kirchenspaltung. In Rom wurde der Erzbischof von Bari als Urban VI. gewählt, während die französischen Kardinäle in Avignon am 20. September den Kardinal Robert von Genf als Clemens VII. zum Nachfolger Petri erhoben.

Die wiederholten Erlasse des Kardinals Thomas und seines Subdelegierten Gerhard, Bischof von Würzburg, hatten keineswegs die Folgen gehabt, welche sich der Rat davon versprach. Das Interdikt war zwar aufgehoben, aber Ludwigs Bann bestand noch in seiner Kraft und ebenso die kaiserliche Acht, wodurch viele seiner Anhänger und andere Stadtfeinde veranlasst wurden, die Erfurter als aus der Kirche Ausgestossene und Geächtete zu betrachten. Die Klagen über Unsicherheit

der Strassen, Kümmerung der Kaufleute in verschiedenen Teilen des Reiches, Misshandlungen und Beraubungen hörten nicht auf; hier und da suchte man sogar Dörfer des städtischen Gebietes als gute Beute zu betrachten. Der Rat wandte sich darauf beschwerend an den Nachfolger Gregors XI., Papst Urban VI., der dem von Bischof Gerhard zum Vikar ernannten Dekan Petrus von Neumünster in Würzburg den Befehl zugehen liess, die von Gregor XI. und seinem Legaten erlassenen Verfügungen bei schweren kirchlichen Strafen allen Laien und Geistlichen in Erinnerung zu bringen. Am 10. August 1378 veröffentlichte jener darauf eine dem entsprechende Bekanntmachung, die aber die erwünschte Wirkung auch nicht hatte, weil die bald nachher erfolgte Wahl Clemens VII. zum Gegenpapst den Gegnern Gelegenheit zu allerlei Ausflüchten bot. Immer wieder wurden die Erfurter Kaufleute namentlich in den Gebieten geistlicher Herren gekümmert, ausgewiesen oder beraubt; auch der Kredit litt und konnte zuweilen nur durch höhere Preise erlangt werden. Da kam Weisung von Adolf aus Mainz, der sich dem Gegenpapst Clemens VII. angeschlossen hatte und von diesem bestätigt worden war, weil Ludwig, samt König Wenzel und den rheinischen Kurfürsten zu Urban hielten. Das päpstliche Vikariat in Erfurt war durch das Schisma in der Kirche schwankend geworden, so dass der Rat wieder freie Hand bekam und danach strebte, die dem heiligen Stuhl gegebenen Versprechungen abzustreifen. Zudem wusste er, dass in Rom ein Prozess von den Geistlichen des Marien- und Severistiftes wegen Vergewaltigung gegen ihn angestrengt worden war, ein Vorgang, der in seinen Folgen sehr leicht eine Erneuerung des Bannes oder gar des Interdiktes bringen konnte, zumal Urban von Ludwig selbst und seinen Beschützern, dem Kaiser Karl und König Wenzel, anerkannt wurde. Durch diese Erwägung und durch Adolfs Einfluss bewogen, wandte sich der Rat an Clemens VII. nach Avignon, wo er in Adolfs Gesandten einen Fürsprecher fand, so dass der Papst am 1. Oktober 1378 den Abt des Petersklosters in Erfurt, dessen Insassen zurückgekehrt waren und in der Stadt unbehelligt blieben, beauftragte, den Bann aufzuheben, welchen Ludwig über Erfurt verhängt hatte, wenn die anzustellende Untersuchung ergäbe, dass alles von dem Rat Vorgebrachte auf

Wahrheit beruhe. Da Adolf, dem Erfurt sich angeschlossen, jetzt bestätigter Erzbischof sei, so hätten die von seinen Gegnern verhängten kirchlichen Strafen keine Kraft mehr, besonders nicht die des Bartholomeus de Perignano, olim archiepiscopus Barinensis, qui sedem apostolicam contra sanctiones occupat. (Gemeint ist damit Urban VI., der demnach noch vor seiner Wahl zum Papste als Kardinal oder Legat den Bann Ludwigs bestätigt zu haben scheint und zwar, wie das Schreiben weiter ergiebt, zu der Zeit, als Erfurt sich bereits unter Gregors XI. Verwaltung gestellt hatte.) Wenn das Ergebnis der Untersuchung befriedigend sei, so möge der Abt alle von dem Banne, den Leute ausgesprochen, die nicht binden und nicht lösen könnten (Ludwig und Urban), befreien, wenn sie es wünschten, besonders die Gegner Ludwigs, und ihnen eine milde Strafe auferlegen; das solle auch dann eintreten, wenn er (der Papst) etwa selbst die Strafe verhängt hätte. Der Rat müsse aber das Versprechen geben, dass er sich nicht wieder ungehorsam zeigen wolle, worauf auch die Söhne der Bürger und alle dem Rat anhängenden Personen wieder in den Stand gesetzt werden sollten, kirchliche Ämter zu bekleiden.

Welchen Erfolg dieser Gnadenbeweis Clemens VII. gehabt hat, erfahren wir nicht; die Quellen geben darüber keinen Aufschluss. Nur das ist sicher, dass die Anhänger Ludwigs das Interdikt als fortbestehend betrachteten, bis der Streit um den Mainzer Stuhl dadurch sein Ende fand, dass Ludwig im August 1381 Besitz von dem Erzbistum Magdeburg ergriff, wodurch er auf Mainz verzichtete. Der Kardinal Pileus, ein Anhänger Urbans, hatte im Einverständnis mit König Wenzel diesen Ausweg getroffen, um dem für den Wettiner ganz aussichtslosen weiteren Kampfe ein Ende zu machen, nachdem Adolf nicht mehr zu verdrängen war. Am 21. August 1381 befahl derselbe Kardinal dem Dekan des Severistiftes in Erfurt das noch immer auf der Stadt lastende Interdikt aufzuheben, wodurch auch der Prozess seinen Abschluss fand, von dem noch in kürze die Rede sein wird. Clemens VII. aber gab die Beziehungen zu Erfurt nicht auf, obschon sich dieses samt Adolf seinem Gegner wieder zugewandt hatte. Unter dem 16. Februar 1382 traf ein Schreiben ein, welches den Rat aufforderte, ihm bei dem andauernden Schisma treu zu bleiben.

Wir erinnern uns der Gewaltthätigkeiten, die der Rat gegen die beiden Stiftskirchen S. Mariä und S. Severi verübt hatte. Die Canoniker waren nicht nur aus der Stadt vertrieben worden, man hatte sie auch ihrer Hinterlassenschaft und aller Vorräte an Getreide und Wein beraubt und zuletzt sogar ihre Häuser und Wohnungen zum grössten Teile zerstört. Die Flüchtigen fanden in Gotha und Arnstadt Aufnahme, wo sie unter grossen Entbehrungen den Ausgang des ausgebrochenen Krieges erwarteten. Der Waffenstillstand vom 6. September änderte nichts in ihrer trostlosen Lage. Die Rückkehr in die Stadt war ihnen dadurch bis auf weiteres verboten, und die Zinsen, in deren Genuss sie zwar wieder eingesetzt worden waren, gingen infolge der furchtbaren Verwüstung aller Dörfer so sparsam ein, dass die Not nur wenig gemildert wurde. Der Hass ferner, mit dem die Bürger alle Anhänger Ludwigs, besonders aber die ausgetretenen Stiftsherren verfolgten, versagte ihnen auch die Einkünfte aus der Stadt, deren sie, weil sie meistens in Geld bestanden, am nötigsten bedurft hätten. Als der Waffenstillstand um Johanni 1376 zu Ende ging, ohne dass die Feindseligkeiten in dem alten Umfange erneuert wurden, sind wahrscheinlich viele der ausgewichenen Mönche und Weltpriester unter Vorbehalt in die Stadt zurückgekehrt, die Canoniker aber, eingedenk der gerade ihnen feindseligen Stimmung der Bürger, wagten diesen Schritt nicht zu thun, und sie blieben in der Verbannung, die ihnen immer grössere Entbehrungen auferlegte. Gewisse Nachrichten aus der Stadt scheinen sie in der Ueberzeugung bestärkt zu haben, dass ihre Heimkehr dorthin auf Widerstand stossen werde, und die Dekane der beiden Capitel beriefen daher am 13. November 1376 eine Versammlung nach Arnstadt, wo beschlossen wurde, dass man erst nach vollem Frieden nach Erfurt zurückkehren wolle, dass bis dahin aber jeder seine Pfründe auswärts verzehren könne. Wenn die Rückkehr endlich möglich sei, wolle man sie doch nicht eher antreten, als bis der Rat genügende Sicherheits- und Geleitsbriefe ausgestellt habe; sollte trotzdem der eine oder der andere für seine Person oder sein Leben fürchten (man denkt dabei an Dietrich Ilfelt, der die Geistlichen zum Ausharren bei Ludwig veranlasst hatte), so wurde diesen erlaubt, in der Fremde ihre Früchte zu geniessen, in welchem Falle die

Capitel in Arnstadt oder Gotha gehalten werden sollten. Allein der Tag der Heimkehr erschien so bald nicht. Erfurt erkannte Ludwig nicht an, und die Verbannten mussten allmählich erkennen, dass von diesem eine Hülfe und Änderung ihrer Lage nicht zu erwarten sei. Sie wandten sich daher an den Papst Gregor XI. mit einer langen Klageschrift, worin sie ausführlich die ihnen widerfahrene Unbill schilderten und um Einschreiten gegen den Rat, den Verächter der Diener der Kirche und ihrer Einrichtungen, baten. Gregor beauftragte den Kardinal Petrus mit der Untersuchung, welcher schon infolge von Ludwigs Klage das Interdikt über Erfurt ausgesprochen hatte. Er citierte am 28. Februar 1378 den sitzenden Rat und die übrigen Räte nach Rom, um sich innerhalb 60 Tagen zu verantworten. Noch ehe der Rat zu einem Entschluss kam, starb am 27. März 1378 Gregor XI., und das entstehende Schisma brachte den angestrengten Prozess bei der Curie in Vergessenheit. Doch die Kapitel der beiden Erfurter Stiftskirchen erneuerten ihre Klage bei Papst Urban VI., an den sich Ludwig angeschlossen hatte, und erlangten endlich, dass der Kardinal Johannes am 27. Juni 1379 den Bann über den Rat aussprach, nachdem die gesetzte Frist nach der Vorladung ohne Antwort verstrichen war. Noch im Banne Ludwigs befindlich und im Interdikt, deren Aufhebung durch Clemens VII. Befehl vom 1. Oktober 1378 doch nicht von den Urban VI. anhängenden Prälaten anerkannt worden war, machte sich der Rat wenig Sorge um die neue kirchliche Strafe; die klagenden Stiftsherren allein hatten den Schaden zu tragen, indem ihre Rückkehr in die Stadt bei der durch den Bann nur gesteigerten Abneigung des Rates samt der Bürgerschaft sich noch mehr verzögerte. Bis 1381 dauerte die Verbannung, wo endlich durch Verzichtleistung Ludwigs auf das Mainzer Bistum und die Aufhebung aller kirchlichen Strafen durch den Kardinal Pileus der kirchliche Friede in die Stadt wieder einkehrte. Lange noch hatten die beiden Stiftskirchen unter den Folgen der Zwietracht mit den Bürgern zu leiden, mit denen in Frieden zu leben, ein Gebot der Selbsterhaltung hätte sein müssen. Eine gute Freundschaft, wie sie mit anderen kirchlichen Genossenschaften in der Stadt bestand, hat sich auch nicht wieder zwischen dem Rat und den Canonikern heraus-

gebildet, und wenn auch in den nächsten hundert Jahren eine so offene und gewaltthätige Feindschaft nicht wieder zu Tage trat, so hat doch die Ansicht sich überliefert, dass die Stiftsherren der Bürger Freunde nicht seien. Das Streben des Rates nach einer ungeschmälerten Herrschaft in der ganzen Stadt stiess gerade bei den Canonikern auf dem Berge mit ihren mancherlei Vorrechten auf Widerstand, und stets zeigten sie sich als Vertreter und Anhänger der mainzischen Interessen, die zu schmälern der Rat sich unablässig bemühte. Als mit Anfang des 16. Jahrhunderts die Erzbischöfe sich ihrer Anrechte an Erfurt stärker als je erinnerten und Versuche machten, die verlorenen wieder zu gewinnen, fanden sie die Geistlichen der beiden Stiftskirchen auf ihrer Seite, wodurch der alte Hass gegen dieselben aufs neue entflammt wurde, der in wiederholten Stürmen und Heimsuchungen sich Luft machte.

Die Kämpfe mit dem Papst, dem Kaiser und den Fürsten hatten der Stadt nichts geschadet. Die Geldopfer, welche sie hatte bringen müssen, wurden bald verschmerzt und ersetzt durch den nach wiederhergestelltem Frieden von neuem erblühenden Handel. Noch war die Zeit nicht da, wo die Fürstengewalt, durch eine bessere Staatswirtschaft übermächtig, alle sich ihr widersetzenden Kräfte brechen konnte; die Städte und mit ihnen Erfurt behaupteten auch noch während des 15. Jahrhunderts infolge einer vernünftigen Geldwirtschaft ihre Stellung. Noch einmal versuchte Markgraf Wilhelm am Ende desselben Jahrhunderts durch eine grosse Vereinigung mit benachbarten Fürsten und dem Kaiser Erfurt seiner herrschenden Stellung in Thüringen zu berauben. Der Erfolg war gleich dem, den er mit seinem Bruder 1375 erzielt hatte, die Stadt ging wieder siegreich aus dem Kampfe hervor und vermehrte durch neue Erwerbungen den Besitz, der sie zu einer der angesehensten bürgerlichen Gemeinden des 15. Jahrhunderts machte.

Verbesserung.

S. 231 Zeile 9 v. u. setze nach Bemerkung anstatt des Semikolon einen Punkt.

S. 235 Zeile 10 v. u. lies statt: Ein Geschäft wurde aber dennoch mit den Schwarzburgern gemacht etc. — Ein anderes Geschäft aber, welches auf die Vergrösserung des Stadtgebietes ging, konnten die Landgrafen doch nicht verhindern; der Rat kaufte im Jahre 1370 von den Grafen Heinrich und Ernst von Gleichen die Dörfer W., E. und M.

Zur Geschichte

der

deutschen Geschlechtsnamen.

Ein Beitrag aus Erfurter Urkunden.

Jeder von uns trägt ausser dem Tauf- oder Vornamen, der ihn von den übrigen Angehörigen seiner Familie unterscheidet, einen Geschlechtsnamen, welcher ihn mit einer langen Reihe von Vorfahren verbindet, und von dem er auch wohl hofft, dass er sich auf eine lange Reihe von Nachkommen vererben werde. Es ist ein eigentümliches Ding um diesen unseren wesenlosen und unzertrennlichen Begleiter. Sorgsam wahren wir ihn und dulden nicht, dass er eine Veränderung erfahre; kein überflüssiges d oder t, kein h, kein c vor k lassen wir schwinden, und die amtliche Rechtschreibung hat hier keine Macht. Ein wohlklingender Name ist ein angenehmer Besitz; aber auch den übel klingenden, der nachteilige Vorstellungen erweckt, der zu Scherz und Spott Anlass bietet, lassen wir nur ungern, nur im Notfalle fahren; ja, wir können ihn überhaupt nicht willkürlich, nicht ohne erhebliche Bemühung, nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung ändern. Mit edlen und rühmlichen, aber auch mit verwerflichen Bestrebungen ist unser Name eng verknüpft: ihn rein und fleckenlos zu bewahren und in ehrenvollem Andenken der Nachwelt zu überliefern dürfen und sollen wir uns bemühen, aber dies Streben artet auch in ungemessenen und sträflichen Ehrgeiz aus; ja, es nimmt wohl eine so verkehrte Richtung, dass selbst das Verbrechen nicht gescheut wird, um weite Verbreitung und Fortdauer des Namens zu sichern.

So viel Wert also legen wir auf dies uns anhaftende Wort, das wir in vielen Fällen nicht verstehen, und von dem wir, wenn wir es verstehen, oft nicht wissen, weshalb es uns zukommt, und wie wir in seinen Besitz gelangt sind.

Wollen wir uns hierüber Einsicht verschaffen, so bedarf es einer geschichtlichen Untersuchung über die Entstehung und einer sprachlichen über die Bedeutung der Geschlechtsnamen; beide müssen Hand in Hand gehen.

Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, dass die doppelte Bezeichnung mit Vor- und Geschlechtsnamen keineswegs uralt ist, sondern in nachweisbarer Zeit, vom zwölften Jahrhundert an, aber nicht überall zugleich, entstand, und dass ursprünglich bei uns Deutschen, wie bei anderen Völkern, nur ein Name üblich war.

Die ältesten deutschen Namen sind fast sämtlich, ursprünglich vielleicht alle, aus zwei Worten zusammengesetzt und gewähren einen anziehenden Einblick in die Sinnesweise und die Lebensanschauungen des Altertums. Den Kindern bald nach der Geburt beigelegt, bezeichnen sie gleichsam die Eigenschaften, welche die Namengeber in dem jüngsten Mitgliede des Geschlechts einst verwirklicht zu sehen hofften. Am deutlichsten tritt uns der kriegerische Geist unserer Vorfahren daraus entgegen; denn die Zusammensetzungen mit hilti, gund, badu, hada, wîg, welche Worte alle Krieg, Kampf bedeuten, sind die zahlreichsten. Als Beispiel der Fülle der Bildungen hebe ich einen Teil der Zusammensetzungen mit hilti heraus*): Hiltibald kühn im Kampf, Hiltibreht glänzend im Kampf, Hildibodo Kampfgebieter, Hildibrand Kampfesbrand oder Kampfschwert, Hiltifuns kampfbereit, Hildigang zum K. gehend, Hildigast Kampfbesucher, Hildigern K. begehrend, Hildigrim grimmig im K., Hildelaic Kampfspringer (-tänzer), Hiltileip im K. übrig bleibend, also siegend, Hildiman, Hildimâr kampfberühmt, Hiltinand kampfwagend, Hildirât kampfratend, Hiltiram = Hildihraban Kampfrabe, Hiltiscalh Kampfdiener, Hildistain Fels des K., Hildulf Kampfwolf, Hildiwald des K. waltend, Hildiward Kampfhüter, Hildiwin Kampffreund.

Mit gund sind u. a. gebildet: Gundheri Kampfheer, Gundobert, Gundemâr.

Mit wîg sind u. a. gebildet: Wîgand kämpfender, Hlûdowîc Ruhmeskampf.

Andere Namen sind mit den Bezeichnungen der Waffen gêr, ekka Schwertspitze, brunja Brünne, rant Schildrand = Schild

*) Die Deutung der Namen beruht zum grossen Teil auf Vermutung; denn auch da, wo über den Sinn der zwei zusammengesetzten Worte kein Zweifel besteht, ist oft ihre logische Verbindung auf mehrere Weisen denkbar. Die Form ist nach Zeit und Mundart verschieden; ich gebe nur solche Formen, die bei Förstemann belegt sind.

zusammengesetzt, z. B. Gêrhard speermutig, Ekkehard, Rantowîc. Auch die Bildungen mit sigu, got, sigis sind häufig.

Zahlreich erscheinen die Namen einiger Tiere, Bär in Berinhard bärenmutig oder — stark, Beringêr Bärenspeer, Ur, Eber, besonders die des Wolfes und des Raben (hraban = ram), der heiligen Tiere Wuotans, der Gäste des Schlachtfelds, deren Begegnung als siegverheissend galt; ich erwähne Adolf, wahrscheinlich als Edelwolf zu deuten, Rudolf Ruhmeswolf (nord. hrôdhr Ruhm), Wolfgang der mit dem Wolfe geht, d. h. dem der Wolf als Siegesverkünder begegnet, Wolfram Wolfrabe, dem beide Glück verheissende Tiere zugesellt sind. Ziemlich früh begegnet auch der Löwe z. B. in Leonard (Leonhard).

Auf reichen Besitz weisen die mit aud- zusammengesetzten Namen hin; got. audags, ahd. ôtac, ags. eádig bedeutet reich, glücklich: Audobert, Audagâr (Ottokar), Audomâr.

Mit rât, ragan, ragin, zusammengezogen rein, (consilium), hugu (mens) gebildete Namen weisen auf kluge Überlegung und Entschluss hin, z. B. Kuonrât Kühnrat, Reinhard durch oder in Klugheit stark, Reinwalt (Reinhold) klug waltend, Reinmar, Reinmunt durch Klugheit schützend, Reinheri (Rainer) das Heer beratend, Hugiberht (Hubert) durch Verstand glänzend.

Noch seien die Zusammensetzungen mit diet Volk erwähnt, wie Dietrîch volkmächtig. Hierher gehört der zuerst erwähnte deutsche Eigenname des Königs der Teutonen, Teutobod, d. h. Volksgebieter.

Einige dieser Worte erschienen in den Endungen der Namen überaus häufig: auf wolf (olf) endigen bei Förstemann an vierhundert, auf rîch über zweihundert, auf hard über zweihundert und fünfzig, auf bald, bold gegen hundert und sechzig. So kam es, dass ihre eigentliche Bedeutung im Sprachbewusstsein zurücktrat, dass sie als blosse Ableitungsendungen galten und auch zur Bildung anderer Hauptwörter als der Eigennamen verwandt wurden; so nennt Nôtkêr von St. Gallen den reichen Mann im Evangelium rîcholf; ein mittelhochdeutscher Dichter bildet wânolf, triegolf (Grimms Grammatik II. S. 331). Auf bold endigen sich noch jetzt Trunkenbold, Tückebold, Witzbold, Raufbold (Grimms Wörterbuch II. Sp. 229), auf rich Enterich, Gänserich, Täuberich, Wüterich. Die Endung hard liegt vor in Neidhart, Faulhart, mittelhochdeutsch nemhart, lieghart,

triegenhart, naghart (Grimms Grammatik II. S. 340); häufiger im Niederdeutschen und Englischen, wie in drunkard, dullard, niggard, wizard. Auch in die romanischen Sprachen drang sie ein, vgl. französisch couard, gaillard, vieillard, richard, fuyard, criard, bavard, grognard (s. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen II. S. 310).

Die gegebenen Beispiele dürften genügen, um einen Einblick in die Fülle und den sinnigen Gehalt der altdeutschen Namen zu geben. Förstemann hat in seiner Sammlung aus alten Urkunden und Geschichtswerken gegen zwölftausend solcher Namen zusammengestellt. Die meisten davon sind heute ausgestorben, viele leben als Geschlechtsnamen fort. Unsere heutigen Vornamen, soweit sie von deutschem Ursprung sind, stammen ebenfalls fast sämmtlich aus jener ältesten Zeit, aber ihre Zahl ist gering; es sind kaum mehr als dreissig in Gebrauch. Dazu kommen etwa ebenso viele biblische oder Heiligennamen, auch einige angelsächsische, aus dem Englischen überkommene, wie Edmund durch Reichtum schützend (ed- = ags eád = aud, ahd ôt), Edwin Reichfreund, Edgar Reich- oder Machtspeer, Edward Reichtum hütend, Alfred, deutsch Alprât, von den Elfen beraten, Oskar, deutsch Ansgâr Götterspeer; ferner das keltische Arthur, das nordische Gustav, die spanischen Alfons (von deutschem Ursprung = Adalfuns edelkühn), Ferdinand (ebenfalls aus dem Deutschen: Herinand heerkühn); leider auch das französische Louis (aus Ludwig).

Die zusammengesetzten, oft drei- und viersilbigen altdeutschen Personennamen erfahren wegen ihrer für vertrauliche Anrede unbequemen Länge schon in ältester Zeit Verkürzung: sie wurden zu Kosenamen. Meist geschah dies so, dass der erste, betonte Teil erhalten blieb, viel seltener der zweite. Häufig erscheint in einer Urkunde derselbe Name in vollständiger und in verkürzter Gestalt. So wurden z. B. Namen wie Godebald, Godobert, Godofrid, Godomâr, zu Godo verkürzt, Kuonimund, Kuonrât, Kuonibald, Kuonihard zu Kuono; Sigiberht, Sigifrid, Sigimund, Sigibrand, Sigimâr zu Sigo; Otbald, Ôtberht zu Otto, Hugibald, Hugiwald, Hugiberht zu Hugo.

Aber die Verkürzung erfolgte nicht selten auch so, dass von dem zweiten Teile der Zusammensetzung gleichfalls ein Rest, nämlich der Anfangsbuchstabe erhalten blieb: aus Sigi-

berht konnte nicht nur Sigo, sondern auch Sibo, aus Sigimund Simo werden.

Diese verkürzten Namen erlitten sodann eine weitere Veränderung durch Anhängung von Verkleinerungsendungen. Dahin gehört wahrscheinlich das alemannische i, wie in Kuoni, Ruodi; ferner izo, iko, ilo. Aus Godo (Goto) ward also Godiko, Godilo, Gotizo, aus Sigo, Sigiko, Sigilo, Sigizo. Dieselbe Veränderung konnte auch die Verkürzungen betreffen, in denen der Anlaut des zweiten Teils erhalten war. Sibo ward zu Sibi, Sibiko, Sibilo, Sibizo. Die niederdeutschen Mundarten verwendeten besonders iko, die oberdeutschen ilo, seit dem achten Jahrhundert auch izo. Bei den Goten war ila beliebt; Vulfila ist ohne Zweifel Kosename, aus einem längeren mit vulf- (Wolf) zusammengesetzten abgeleitet; vgl. Frithila, Thiudila, Sindila, Kostila, Merila, Egila, Attila, Totila. Doch finden sich auch Audika, Merika, Egika, Stelika, Verika u. a. dgl. Merika und Merila bezeichnen denselben Mann in der Urkunde von Neapel. Nicht selten erscheint doppelte Verkleinerungsendung, wie in Kuonzilo, Heinzilo, Ruozilo, Roleko, Ruokilo.

Bei einer Art dieser Kosenamen, denen auf izo, mhd. ze verweile ich noch einen Augenblick. Dass Heinz zu Heinrich (d. h. Heimrich in der Heimat mächtig), Fritz zu Friedrich, Götz zu Gotfried gehören, ist uns heutzutage wohl bewusst; ferner liegt uns der Ursprung von Kunz aus Kuonrât (Konrad); zu Richard, Reichard kennen wir die Koseformen Riez, Ritz, Reiz nicht mehr, ebenso wenig den Zusammenhang von Dietrich — Diez, Adolf — Atze, Ulrich — Uz, Ludwig — Luz, Lothar — Loz, Siegfried — Siez oder Seiz, Leonhard — Lenz, Eberhard — Enz, Bernhard — Benno — Benz, Landefrid — Lanz, ganz abgesehen von Winifrid — Winizo, Reginfrid — Regizo, Ruodolf — Ruozo *).

*) Es verdient bemerkt zu werden, dass manche dieser Kosenamen zu Appellativen geworden sind, namentlich Heinz, Kunz, Hans (Johannes). Heinz, als häufiger Name für Bauern, Knechte, gemeine Leute, kann ungefähr so viel wie unser „Kerl“ bedeuten, z. B. im Volksliede „Merk, Bauer, du bist ein grober Heinz“. Über den Namen des Kobolds Heinz, Heinzel, Heinzelmann, Heinzelmännchen vgl. Grimms Wörterb. IV. 2. Sp. 890, über Hans Sp. 455, über Kunz V Sp. 2478. Ähnlich ist es auch mit manchen weiblichen Eigennamen, z. B. mit Grete, gegangen.

Zu den deutschen Eigennamen traten seit der Bekehrung zum Christentum biblische, namentlich Michael, Christianus, Bartholomaeus, Johannes, Petrus, Paulus, Jakobus, Simon, Andreas, vielleicht auch Philippus auf diesem Wege. Dazu kamen einige Namen von Heiligen: Apollonius, Christophorus, Antonius, Mauritius, Felix, Georgius, Martinus, Theodorus, Cornelius, Julius; ob Maximilianus, Augustus, Aemilius, Alexander durch die Kirche als Heiligennamen oder durch Bekanntschaft mit der Geschichte oder Sage des Altertums eindrangen, weiss ich nicht zu sagen.

Noch zur Zeit der fränkischen Kaiser galt in Deutschland der einfache Personenname. Die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung, ihre Sesshaftigkeit, der Mangel an Handel und Verkehr und daher die Seltenheit abzuschliessender Rechtsgeschäfte bewirkten, dass ein Name genügte. Andrerseits fielen durch die eben beschriebene Verkürzung der ursprünglichen Gestalt viele Namen zusammen; auch hatten gewisse Gegenden und Stämme eine Vorliebe für einzelne Namen. So wird erzählt, dass bei einem Hoffeste, das König Heinrich II. von England 1171 in Bayeux gab, hundert und siebzehn Teilnehmer Wilhelm hiessen. Um 1150 finden sich unter den Ministerialen in Köln zwölf Hermann; in Zürich war Heinrich, in Basel Burkhart *), in Erfurt Heinrich, Dietrich, Konrad besonders beliebt. Bei wachsendem Verkehr und Zunahme der Bevölkerung, wenn Urkunden zu unterzeichnen, Erbschaften zu teilen, Bürgerverzeichnisse aufzustellen waren, musste sich das Mangelhafte der Bezeichnung mit einem Namen je länger desto mehr fühlbar machen; so entstanden die Geschlechtsnamen. Sie lassen sich in Italien früher als in Deutschland, in Süddeutschland früher als im Norden, in den Städten früher als auf dem Lande nachweisen. Die Leibeigenen mancher Gegenden entbehrten ihrer bis ins 16. Jahrhundert, die Juden seltsamer Weise zum Teil bis ins 19.; sie wurden in Österreich durch Josef II., in Preussen durch Hardenberg, im Herzogtum Meiningen um 1825 durch den vorigen Herzog veranlasst sich Familiennamen zu geben; man sieht es ihren Namen oft an, dass sie nicht natur-

*) S. Heintze, Die deutschen Familiennamen S. 22 ff. Vgl. Grimms Wörterbuch V Sp. 2748.

wüchsig, sondern willkürlich ersonnen sind. Auf die eigentümliche Namengebung der Friesen und mancher westfälischen Bauerschaften will ich hier nicht eingehen; s. über die ersteren Heintze S. 29.

In Erfurt sind die Geschlechtsnamen meist im 13. Jahrhundert aufgekommen; dies aus den Urkunden nachzuweisen ist der Zweck der folgenden Sammlung, die die Fülle des vorhandenen Stoffs freilich nicht erschöpft. Für diese und andere Forschungen liegt seit 1889 in dem vortrefflichen Urkundenbuche der Stadt Erfurt, 1. Teil, von Dr. Karl Beyer, eine bequeme, reich fliessende Quelle vor. Über die Entstehung der Familiennamen in Erfurt handelt auch Kirchhoff in dem anziehenden Buche „Erfurt im 13. Jahrhundert" S. 49 ff. Ich verdanke dieser Schrift vielfache Belehrung und Anregung, halte es jedoch nicht für überflüssig, den Gegenstand auf Grund jener Urkunden eingehender und in etwas anderer Weise zu behandeln, zumal da ich Kirchhoffs Ansicht nicht immer teile. Ausserdem sind benutzt: Förstemann, Altdeutsches Namenbuch I. Band; Heintze, Die deutschen Familiennamen, Halle 1882; v. Tettau, Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt, Jahrbuch der Akademie, Neue Folge, Heft XIII.

Anfänge von Familiennamen lassen sich in Erfurt schon früh im zwölften Jahrhundert nachweisen. Eine Urkunde von 1104 nennt unter den Zeugen einen Saxo, eine andere von 1128 einen Franco, ohne Vornamen. Dann finden wir 1157 Urk. 41 Arnoldus Rufus, Siboldus Albus, neben Siboldus, Lampoldi filius; aus demselben Jahre Urk. 42 Conrat Fribothel; dies ist Koseform zu Frîboto, d. h. Freigebieter, Gebieter über Freie (vgl. Förstem. Spalte 418 Friobaudes), also Vorname, wahrscheinlich des Vaters, der für den Sohn Zuname ward. Auf den Wohnort in der Stadt deuten Wernherus de Porta 1192 Urk. 55, Berthous in Lapidea via 1193 Urk. 56; ebenda erscheinen Heinricus Supan, d. h. Saufan, ein imperativischer Spottname, neben zwei anderen Adelbert ein Adelbertus Albus und Adelbertus Dives, Giselerus Mercator, Arnoldus Incisor, nämlich corii, „Riemenschneider", vgl. Urk. 132. Sodann begegnet 1196 Urk. 62 neben zwei anderen Dietrich ein Thirricus de loco qui dicitur Anger. Im Jahre 1207 Urk. 68 treten zum

ersten Male die Bizcorn (Beisskorn) auf (bona Bizcornorum); es sind zwei Brüder, die diesen Namen führen, Berthold und Ulrich; er bezeichnet vielleicht einen starken Esser (anders Kirchhoff S. 53). Aus 1210 Urk. 69 führe ich an: Siboldus Humularius, der 1212 Urk. 72 Siboldus Hoppener, „Höpfner" heisst; Hartliebus Gensevuoz (Spottname), Guntherus Spisarius (Speiser, Garkoch?), ferner aus Urk. 70: Waltherus de Sancto Andrea, Cunradus de Valva, vom Thore, Berthous Goltslegere, Theodericus Schelinc, d. h. Schieler, wofür später das gleich bedeutende lateinische Strabo steht.

Unter den folgenden Urkunden sind drei für unseren Gegenstand besonders wichtig: 72 aus 1212, 373 aus 1288, 565 aus 1311, mit denen wir uns eingehender befassen müssen.

In der ersten werden folgende Männer genannt als „burgenses quibus dispensatio reipublicae civitatis Erfordensis est credita" *): Giselerus cognomento Vicedominus, Hildebrandus gener eius, Ravenoldus Lowere, Hartungus Moz, Siboldus Hoppener, Hartlivus Gensevuz, Sachso, Nezol, Alboldus Braxator, Reinoldus, Hartmannus de Gutingen, Theodericus frater eius, Heinricus Magister fori, Conradus Biterolphus, Conradus de Plossigh, Hermannus Monetarius, Heinricus Compostere, Eberhardus Mechelic, Bertholdus Sconezagel, Bertoldus de Lapidea via, Ebernandus Juvenis, Siboldus domine Guten filius, Conradus filius Wernheri. In diesem Verzeichnis stehen nur vier einfache Namen: Hildebrandus, Sachso, Nezol, Reinoldus. Der erste konnte bei dem Zusatz gener eius genauere Bezeichnung entbehren; Sachso ist Zuname, bei dem der Vorname fehlt, Reinoldus blosser Vorname, ebenso wahrscheinlich Nezol, worin ich ungenaue Schreibung für Nizilo, den Kosenamen zu Nîthart, Nîtbalt, Nîtbrecht oder dergleichen sehe, und zwar mit doppelter Verkleinerungsendung wie die oben angeführten Heinzilo, Kuonzilo. Die neunzehn übrigen Männer führen doppelte Namen, und ihre Zunamen zerfallen in folgende Arten:

1. Nach der ursprünglichen Heimat des Geschlechts, de Gutingen (Göttingen), de Plossigh (?). Hierher gehört auch Sachso.

---

*) Vgl. Beyer, Die Entstehung und Entwickelung des Rates der Stadt Erfurt im Mittelalter, Erfurt 1892, S. 8.

2. Mit dem Vaternamen sind folgende zubenannt: Conradus filius Wernheri; ohne Genitivzeichen Hartungus Moz; dies Moz halte ich für Verkleinerungs- oder Koseform zu einem mit muot, nd. môd gebildeten Namen, wie Muothart, Muothari, vgl. den jetzt üblichen Namen Motz; ebenso Conradus Biterolphus (Bitterwolf). Siboldus ist nach der Mutter benannt, was merkwürdiger Weise nicht selten vorkommt, z. B. Urk. 79 Tidericus domine Bertradis, 124 Henricus Gotelinde, 12 Hiltegunt et filii eius.

3. Von einem Amt sind benannt Hermannus Monetarius, Heinricus Magister fori, Giselerus cognomento Vicedominus. Der Zusatz cognomento im letzten Falle beweist, dass Vicedominus Name geworden ist; Giselerus verdankte ihn einem Vorfahren, der als Vertreter des Vitztums oder erzbischöflichen Richters thätig gewesen war, vgl. Beyer, Entstehung u. s. w. S. 6, Kirchhoff, S. 54. Hermannus wird bald nachher (Urk. 74) als antiquus monetarius bezeichnet; er mag also, als die Urkunde 72 entstand, im Amte gewesen sein. Ob Heinricus noch Marktmeister war, ist nicht zu entscheiden; später ist Magister fori ohne Zweifel Name, z. B. Urk. 506 aus 1306: Gottsalko dicto Martmeister.

4. Nach einem Gewerbe sind benannt: Ravenoldus Lowere, Siboldus Hoppener, Alboldus Braxator, Heinricus Compostere. Lowere ist Lohgerber, von mhd. das lô, lôwes, also „Loher"; Hoppener heisst Hopfenbauer, Braxator Brauer (Biereige); Compostere „Kumster", Anbauer oder Einleger von Kumst, s. Kirchhoff S. 50.

5. Von Eigenschaften der Träger (oder ihrer Vorfahren) rühren folgende Namen her: Gensevuz, in Urk. 62 Pes aucae, vgl. Cygenvuz in Urk. 307; Mechelic, gewöhnlich Gemechelich, „gemächlich"; aus demselben Geschlechte erscheint später Theodericus Gemechlich, der in Urk. 150 Ditericus Quietus genannt wird; Sconezagel Schönschwanz, in Urk. 230. 256 Pulcra Cauda, ein Spottname; endlich Juvenis „Jung".

6. Vom Wohnorte in der Stadt ist benannt Bertholdus de Lapidea via „vom Steinweg", vgl. v. Tettau, Beiträge S. 65.

Noch ist das Verhältnis der einfachen zu den Doppelnamen wie 1 zu 5, auch die vorhandenen Zunamen vielleicht zum Teil mehr durch augenblickliches Bedürfnis, das mehrfache

Vorkommen gleicher Vornamen, bewirkt. Aber die sechs Arten von Namen, die wir unterschieden, kehren auch in den späteren Urkunden wieder und bilden noch jetzt die Hauptmasse der Geschlechtsnämen Über die Gewerbenamen unter den Gefrûnden oder Patriziern, — denn zu diesen gehören doch wohl alle 23 — vgl. Kirchhoff S. 54 ff. Unter den Vornamen sind Reinhold, Heinrich, Conrad, Hermann (Hariman, Heermann); Eberhard, Berthold (Berhtwald glanzvoll waltend) noch heute üblich; Giseler (Gîsalhari, Held im Heere, s. Grimms Wörterbuch unter Geisel), Hildebrand, Hartung (Hartos Sohn, Harto Verkürzung von Hartman, Hartmuot, Hartwîc oder dgl.), Sibold (Sigibald siegkühn) Hartlieb (Hartliep stark liebend), Hartmann, Albold (Albwald, zu Alp Elf) leben als Familiennamen fort; Ravenold (Hrabanholt), dem der Rabe hold ist, s. oben S. 273), Ebernand (eberkühn) dürften gänzlich ausgestorben sein, ebenso Nîzilo.

Wir wenden uns nun zu den Urkunden 373 aus 1288 und 565 aus 1311. Die erste hat folgenden Inhalt: Die Ratsmeister und Räte von Erfurt haben eine Bürgerversammlung berufen (vocavimus pociores (d. h. potiores) nostros concives ad pomerium Sancti Augustini, scilicet infra scriptos) und haben mit ihr entschieden, dass die von dem Erzbischof Wernher eingesetzten, von seinem Nachfolger Heinrich II. verdrängten Beamten bei ihren Ämtern zu schützen seien. Wir haben hier ein Verzeichnis von 240 ratsfähigen (pociores) Bürgern Erfurts, von denen nur noch 13 mit einfachem Vornamen aufgeführt sind, ebenso viele ohne Vornamen; dreimal ist der Vorname nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet.

Im Jahre 1311 beriet die Gesamtheit der im Rate gewesenen Bürger und Abgeordnete des Handwerks über den Abschluss eines Bündnisses mit den Edlen Thüringens gegen den Markgrafen Friedrich von Meissen. Zuerst nennen sich die 4 magistri consulum, dann 18 consules Erfordenses; diese sagen: ab omnibus qui fuerunt in consilio Erfordie, et ab illis, qui ex singulis artificibus Erfordensibus ad hoc fuerint nomine omnium deputati, requisivimus consilium; es werden alle genannt, die für und die gegen den Bund gestimmt haben. Es sind 222 Männer, die uns hier genannt werden; von diesen entbehren noch 7 des Zunamens, des Vornamens nur einer: Junge Kerslache.

Beide Urkunden bieten wesentlich dasselbe Bild des Namenstandes, und ich will sie daher zusammen besprechen. Aus anderen Urkunden füge ich bei, was mir bemerkenswert scheint; doch machen diese Zusätze keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Was zunächst die Vornamen betrifft, so sind diejenigen, die ohne Zunamen stehen, meist von seltnerem Vorkommen. So in der Urkunde von 1288 Richmarus, Rîchmâr, durch Macht oder Reichtum berühmt; Richerus, Rîchhari mächtig im Heere; Tyrolf, Teuerwolf; Phanzo, vielleicht für Fanzo, das zu ahd. Fendo Fusskämpfer gehören könnte; vgl. Förstem. Sp. 398, französisch fantassin, nhd Fant (?); Mezilo, nicht zu ahd mezalari macellarius, sondern zu mez, mâze modus oder maz cibus, s. Förstem., Sp. 926; Wipertus, Wîcberht, im Kampfe glänzend; Rupertus, Hruodberht ruhmglänzend; Rudewicus, Hruodwîc Ruhmkampf; Frowinus, Frôwin Freund des (irdischen oder himmlischen) Herrn, zu ahd wini Freund und dem nur in Ableitungen erhaltenen gotischen franja Herr, wozu vrouwe das Feminium ist; Duringbertus, unter den Thüringern glänzend, vgl. Sahsbert, Francobert, Swâbperaht. Zu den Vornamen möchte ich auch das mir unverständliche Apeleyus rechnen. Nur Gothefridus ist etwas häufiger, es erscheint in der Urkunde noch dreimal, Frowin unter den allein stehenden Vornamen zweimal.

In der Urkunde von 1311 stehen folgende Vornamen allein: Richmarus; Helwicus, Hiltwîc, Schlachtkämpfer; Herdeynus, Herdegen, Held im Heere; Hildeboldus, Hildebald, kühn im Kampfe; Wernherus, zu ahd werin, „Wehr“ und heri „Heer“?; Volkerus, zu ahd folc und heri; Bartholomaeus.

Von den sonstigen, noch sehr zahlreichen Vornamen deutscher Herkunft erwähne ich zunächst aus Urkunde 373 einige, die noch als Geschlechtsnamen fortleben: Gotschalkus, Gottesdiener; Wachsmut; Heidinricus, Heidinrîc, der Art d. h. dem Geschlechte nach reich, s. Förstem. Sp. 585, jetzt Heidenreich; Volradus, Volkrât, das Volk beratend, jetzt Vollrath, Vollert; Hertwicus, Hertwîc, oder Hartwîc, mutig im Kampfe, jetzt Hartwig; Rîzardus, von rätselhafter Bildung, vielleicht aus Rîzo, der Koseform zu Rîchard, mit neu angesetztem hard, jetzt Reissert; Ekbertus schwertglänzend, jetzt Ebert. Von

sonstigen Vornamen führe ich noch an: Reinboto aus Raginboto, klug gebietend; Siboto aus Sigiboto, Sieg gebietend oder verkündend; Osmunt, Ansmunt, unter göttlichem Schutze stehend. Aus Urkunde 565 sind bemerkenswert: Eilgerus, Egilgêr, Schreckensspeer; Hugoldus, Hugwalt, klug waltend; Gêrboto, Speergebieter, und aus anderen Urkunden (55) Bertochus, auch Bertoch, Berthogus, Berthos geschrieben, aus berht glänzend und hôh hoch zusammengesetzt, jetzt Bertuch, vgl. Gerhous = Gêrhôh.

Von verkürzten Formen finden sich Otto, Hugo; Heino, jetzt Heine, daneben Heinemannus; Eko, zu Ekbert, Ekkehard oder dgl., jetzt Ecke; Epo, zu Eberhard, Ebernand oder dgl.; Bruno, zu Brunfrid, Brungêr, Brunhard oder dgl., jetzt Braune; Kuno, jetzt Kuhn; Tilo, auch Tylo, Thylo geschrieben, aus Dietelo, zu Dietrîch, Dietbald, Dietwald oder dgl., jetzt Thiele, Diele; Tymo, Thimo, zu Dietmâr, jetzt Thieme, Diem; Henningus, Hennos Sohn, zu hagan — oder Johannes; Witego, zu Witegang oder Witegêr, mit witu „Wald" zusammengesetzt; Ticelo (Diezelo) mit doppelter Verkleinerungsendung, jetzt Dietzel, Diesel. Aus 565 erwähne ich noch Hermannus Brandan, wobei Brandan wohl für Branden verschrieben und Genitiv zu Brando ist; dies aber ist Verkürzung von einem der mit Brand „Schwert" zusammengesetzten Namen (s. Förstemann, Sp. 279); Henricus Willis; Willis ist Genitiv eines aus Willibalt, Willibrecht oder dgl. verkürzten Namens.

Biblische und Heiligennamen sind sehr spärlich vorhanden; es finden sich Johannes, Andreas, Petrus, Jakobus, Bartholomaeus, Martinus, in der Urkunde von 1311 noch Nycolaus.

Unter den Vornamen waren einige vorzüglich beliebt und verbreitet; so finden sich in der Urkunde von 1288 unter 246 Namen Heinrich 38mal, Dietrich 30mal, Konrad 25mal, Berthold 13mal, wobei die Sprossformen nicht mitgerechnet sind. Die Urkunde von 1311 bietet 47mal Heinrich, 25mal Dietrich, 22mal Konrad, 13mal Berthold unter 222 Namen. Es ist begreiflich, dass auch hierdurch das Bedürfnis der Unterscheidung durch Zunamen sich geltend machte.

Bei den Zunamen, zu denen ich nun übergehe, zeigt sich die eigentümliche Erscheinung, dass in der älteren Urkunde über 150, in der jüngeren 139 Ortsnamen sind, durch de dem

Vornamen angefügt; nur Colnerum in 373 und Megenberg, Orinstok in 563 bilden darin eine Ausnahme (vgl. Johannes de Colonia in Urkunde 199 aus 1265). Diese Orte haben wir ohne Zweifel als Heimat des Geschlechts anzusehen und die so bezeichneten Männer oder ihre Vorfahren als zugewandert, und es ergiebt sich aus dem Verzeichnis, dass Erfurt mit seinen festen Mauern, seiner wehrhaften und betriebsamen Bürgerschaft in weitem Kreise starke Anziehung übte. Wenn wir ferner diese Einwanderer unter den „Gefründen" oder doch unter den „cives pociores" finden, so muss geschlossen werden, dass gerade Wohlhabende am liebsten und leichtesten diesem Zuge folgten, vgl. Kirchhoff S. 51.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle in unseren beiden Urkunden vorkommenden Ortsnamen aufzählen; auch ist es mir nicht gelungen, alle Orte aufzufinden. Aus den Erfurt benachbarten Orten, die sämtlich ihren Teil zur Einwanderung gestellt haben, nenne ich des Beispiels halber Smidestete, Biltersleibin (Bindersleben), Gispotisleibin (Gispersleben), Biscovisleibin (Bischleben), Meinwartisburc (Möbisburg), Nuseze (Neusess, s. v. Tettau, Beiträge S. 74), Cymeren (Zimmern), Martbeche (Marbach). Etwas ferner liegen Gotaha, Arnstete, Mulhusen, Northusen, Frankenhusen, Sumerde (Sömmerda), Drivordia (Treffurt), Jene, Wimaria, Ilmene (Ilmenau) nebst dem dabei liegenden Orinstok (Öhrenstock), de Hallis (Halle), Cruzeburg (Kreuzburg), Nuwenburg (Naumburg), Eisleibin, Berca, Gruzen (Greussen), Rudolvistete, Wizense (Weissensee), Stalberg (Stolberg). In noch grösserer Entfernung oder doch südlich vom Walde liegen Coburg, Lichtenfels, Babenberg (Bamberg), Hersfeldia, Smalicalden, Erbipolis (offenbar ist Würzburg gemeint), noch weiter Egere (Eger), Oscecz (Oschatz). Colonia (Köln); Mekeln (Mecheln), Lubelin (Ljublin in Polen?), Megenberg (Meinberg in Westfalen?).

Aus der jüngeren Urkunde füge ich noch hinzu: Eilbrechtisgehoven (Ilversgehofen), Salvelt, Piznek (Pösneck), Gruningen (Gröningen in Holland?), Trebischowe (Trebischau in Böhmen), Risen (bei Guben), Praga (Prag). Die letzten Namen weisen, wie vielleicht Lublin, auf Verkehr mit slavischen Gegenden hin; ebenso Schubilz, auch Schobiltz, Schobelitz geschrieben; ein Ort Schobritz liegt in Böhmen. Urkunden von 1227 reden

von einem Stadtteil „inter Kothebuzere“ (Kotebuscere); vielleicht waren hier Einwanderer aus Kottbus angesiedelt (mündlich mitgeteilte Vermutung des Dr. Beyer). Aus anderen Urkunden erwähne ich noch Gent (163. 235. 241) und Aachen (Johannes dictus de Achė in 336).

Von Volksnamen erscheinen in 373 Albertus Frenkelinus; in 565, ausser Franco und Saxo, Swevus (Schwabe), in 139 aus 1248 Cunradus Bawarus (Baier).

Dass diese Ortsnamen wirklich zu Geschlechtsnamen geworden waren und zur Bezeichnung der Männer genügten, beweisen in der Urkunde von 1288 zwei Umstände, dass der Vorname nicht immer ausgeschrieben ist, G. de Wechmar, W. de Smalicalden, und dass er ziemlich oft durch ille ersetzt ist, illum de Slatheim (Schlotheim), illum de Capelndorf, illum de Swanse, illum de Plawe (Plaue), illum de Wernershusen (Wernshausen), illum de Bennewiz, illum de Rode, filium illius de Babenberg, illum de Kirspeleiben, illum de Esceneberg (Eschenberg bei Langensalza); vgl. auch das oben erwähnte Colnerum.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Gattung von Zunamen, denen, die mit dem Namen des Vaters oder eines anderen Vorfahren gebildet sind. Meist steht der Name des Vaters im Genitiv: Reinboto Ratolfi, Conradus Brunonis, Eko Thimonis. Aber es heisst auch Bertholduz Ruz, Guntherus Brant, Theodoricus Osmunt, und in der jüngeren Urkunde Guntherus Rabenolt (s. oben), Henricus Strutwolf (verheerender Wolf, s. Förstemann Sp. 1125 über strût —). Hier sind die beiden angesehenen und verbreiteten Geschlechter Hotermann und Kerlinger zu erwähnen. Erstere erscheinen in den Urkunden seit 1217; in der von 1288 heisst es Theodericum Hotermanni, Hartungum Hotermanni, und daneben Tylonem Hotermannum und Ekkehardum Hotermannum; vielleicht unterschied der Schreiber die Häupter des Geschlechts von den Söhnen. Den Namen leitet Kirchhoff S. 50 von dem niederdeutschen hôti kampflustig, hitzig (Heliand) ab, wozu sich hochdeutsch Huozo, Huozmann (Förstemann Sp. 700) stellen würde. Die Kerlinger kommen seit 1238 vor, und auch hier heisst es bald Rudolfum, Hildebrandum Kerlingeri, bald Cunrado Kerlingero, Gothiscalcum Kerlingerum. Der Ursprung des Namens ist mir unzweifelhaft:

Kerlingen hiess damals Frankreich, und daher muss das Geschlecht eingewandert sein. Kirchhoff S. 53 möchte den Namen lieber von Karl ableiten, allein daraus würde sich wohl Kerling (vgl. Gyselherus Cristening im 565 d. h. Cristans Sohn), nicht Kerlinger ergeben.

3. Amtsnamen sind zu Geschlechtsnamen geworden: Theodericus, Gyselerus, Henricus Vicedomini (s. oben S. 279), Hermannus Miles (Ritter), Cunradus Comes (Graf), Henricus Monachus (Mönch), Henricus Cesar (Kaiser); in 565 Ludewicus Rex, Henricus Dux (Herzog), an anderen Stellen sind Cesar und Rex (Keysir, Kunig) verdeutscht. Aus anderen Urkunden führe ich noch Episcopus (Bischof), Pincerna (Schenk), Palatinus (Pfalzgraf), Legatus, Marchio (Markgraf), Bodellus (Büttel) an. Wie Erfurter Bürger zu Namen wie Kaiser, König, Pfalzgraf, Markgraf, Bischof kommen konnten, ist rätselhaft.

4. Ziemlich zahlreich sind ferner in 373 die vom Gewerbe herrührenden Namen: Faber (Schmied, vgl. Urk. 582 aus 1315 Dytold Smeit, 578 aus 1315 Dytholdus Faber); Sartor (Schneider), Molendinarius (Müller), Carnifex (Fleischer), Cingillator (Gürtler), Cuphirslegere (Urk. 565 Cuprifaber), Scuzlere (Schüssler), Muldenbrechere (vgl. an anderen Orten Moldenhauer), Kelkerus (Kälker), Filzerus, Murere, Trenker (Schänkwirt). Den Namen Lekeskoup erklärt Kirchhoff (S. 54) wohl richtig Legestroh, d. h. Dachdecker, vgl. mhd. schoup, nd. skôf Strohbündel. Aus Norddeutschland war Martinus Slotillere oder einer seiner Vorfahren eingewandert; nd. slutil, slotil = Schlüssel. Henricus de Latere bedeutet „Heinrich vom Ziegelstein"; es ist der Name des Gewerbes (Ziegelbrenner); im Freizinsregister von 1293 findet sich Giselherus et H. de Latere und in den Urkunden 467 von 1298 und 475 von 1299 heisst derselbe Mann (der Name Giselher ist in Erfurt nicht eben häufig) Gyselherus Zygelere.

Aus 565 sind noch zu erwähnen: Alleciator (Heringer, s. v. Tettau, Beiträge S. 48), Vector (Fuhrmann), Pilleator (Hutmacher, Hüter, s. v. Tettau, Beiträge S. 49), Caldariator (Kesselschmied, s. v. Tettau, Beiträge S. 51), Calcariator (Sporer), Cultellifaber (Messerschmied), Teschenere (Täschner), Pictor (Maler), Boumhowere (Baumhauer). Auch ein Tylo Ackerscholle wird erwähnt; ob zu dieser Klasse gehörig? Bad-

asch bezeichnet vielleicht den Inhaber einer Badestube; Asch hölzernes Gefäss, Wanne? S. Grimms Wörterbuch I. unter Asch. Gewiss gehört hierher das Geschlecht der Rodestoc, d. h. Ausroder von Baumstümpfen; der Name erscheint bis 1311 elfmal ohne de, öfters mit dem Zusatz dictus, erst seitdem viermal mit de; so dass man kaum an Rostock denken darf. Auch Syfridus Kuchen, d. h. Küche, vielleicht Garkoch, sei hier erwähnt.

Aus anderen Urkunden erwähne ich noch die Namen Aurifex Goldschmied (77. 196), Piscator (Fischer 201), Leitewazzer (201), Geleitsmann (483), Isener, Ysener (Eisenhändler 257. 465), Buchener (Bücherschreiber? 578), Sellarius (Sattler 43), Calcifex (Schuhmacher 343), Clipeator (Schildmacher 69), Campanarius (Glockengiesser 522), Velkener (Falkner 541), Obezere (Öbster 258), Pellifex (Kürschner 94), Gertnere (577), Picariator (Pechbereiter 536), Tuchslizere (Schneider, s. von Tettau, Beiträge S. 67), Vinitor (Winzer 343), Apothekarius (s. von Tettau Beiträge S. 7), Sagittarius (Pfeilmacher 460), Schroter (Schröter 582), Stupenarius (zu stuppa Werg? 343), Kolere (Köhler 607); endlich Conradus dictus Kilhowe (Keilhauer 537). Ich bemerke jedoch hierbei, dass in vielen Fällen nicht zu entscheiden ist, ob die Bezeichnung des Gewerbes schon zum festen Geschlechtsnamen geworden ist.

5. Die anziehendste Gattung der Namen ist die von den leiblichen und geistigen Eigenschaften der Träger hergeleitete, wozu ich auch die Tiernamen Henricum Vulpen (für Vulpem verschrieben, 373), Lupus (auch deutsch Wolf), Boc und Buckelin, vielleicht auch Meyse (505) rechnen möchte *). Auf die Gestalt beziehen sich die oft vorkommenden Parvus, Longus, Megere (auch lat. Macer), mit spöttischem Anflug Stoc (560. 565) und Stift (373), wahrscheinlich auch Stange (Stango 139. 597), auf die Farbe Albus, Swarz (auch Niger, Pullus), viel- Goldichen 565, mit dem sonst vorkommenden Aureus (76. 93) leicht gleichbedeutend? Schelinc, Sconezagel, Gensevuoz und Cygenvuoz wurden schon oben erwähnt. Gikerling (373), ohne Vornamen, entspricht etwa unserem Knirps, s. Grimms Wörterbuch V., Sp. 662. In 432 wird erwähnt apotheka dicti

*) Ein Dienstmann (cellerarius) des Klosters Paulinzelle heisst Heinricus Swarzpardus, d. h. Schwarzpferd; Urk. 93 aus 1225.

Kankerbuchen, Spinnenbauch; der Besitzer hatte also dicken Bauch und dünne Beine. Was Morrebein (565) bedeutet, weiss ich nicht. Auf Speise und Trank beziehen sich die oben erwähnten Bîzcorn und Sûpan; hierher gehören vielleicht Birtasche (ein Mann, der zu Bier immer etwas in der Tasche hat? 156. 286) und Vrizchal (163 friss Kohl?) In 266 erscheint Conradus Synape „Senf", doch wohl ursprünglich Spottname. Ein Springer und Tänzer ist wohl Bertholdus Sprungelo (373 und sonst). Auf den Besitz und dessen Verwaltung gehen Dives (schon 1193 in 56); Quadrans (Virdeling 123) ist wohl einer, der den Pfennig ansieht, und auch Scezelin (132, Schätzlein) ist vielleicht ein Sparer, Schonehabe, schone die Habe, in 565 ein Geizhals. Unter Conradus Radsac (153) denke ich mir einen, der Vorrat im Sacke hat, doch erscheint auch ein Heinricus dictus Sac (211). In Bertholdum Unsoeten (373) liegt niederdeutsche Form für unsüeze, unliebenswürdig vor; Heinricus Umbilde (201) und Henricus Halptuvil (Halbteufel), Theodericus Hebenstrit (Hebenstreit 226) und Bertholdus Crîpenstok (Greife den Stock 508) sind ebenfalls tadelnd. Ein zweifelhaftes Lob enthält Snelmunt (174); Sunechen (Söhnchen 432) bezeichnet vielleicht ein verzogenes Kind. Anmutiger und gemütlicher klingen Ratgebe (201), Selicman (153, in 161 Felix), Vettirlin (365 Vetterlein). Die Witwe Cunigund Bigenote (77), deren Haus die Grenze der Michaelisgemeinde bildete, führt einen niederdeutschen Namen, hochdeutsch Beigenosse. In 131 erscheint Hekehardus Wallichvraz, d. h. Welschenfresser; vielleicht rühmte er sich gern seiner Kriegsthaten in Italien. Dunkel sind mir die Namen Vorkouf (565), Posteca (373), Hinterthür?), Sanctus Angelus (201), Wendephafe (388), Theodericus mit der Lyebin (565 Löwin?). Eine mythische Beziehung enthält vielleicht Swanring (373); der Name dauerte noch lange Zeit in der Schwanringgasse fort, s. v. Tettau, Beiträge S. 63.

6. Vom Wohnsitze in der Stadt sind in 373 folgende Namen entnommen: de Arena, vom Junkersand, s. von Tettau, Beiträge S. 61, de Muro, de Palude, vom Bruche, s. v. Tettau S. 40, de Lacu, vom See (wo gelegen?) Ob mit de Lapide das „Steinicht" (v. Tettau, Beiträge S. 65) gemeint ist, weiss ich nicht zu entscheiden. Mit Haydorn (Hagedorn), de Eiche sind wohl Orte in der Stadt gemeint;

es scheint eine platea quercus gegeben zu haben, s. von Tettau, Beiträge S. 59. Auch Kezzelborn kann eine Örtlichkeit in der Stadt sein; das Freizinsregister von 1293 bezeichnet ein Haus „curia apud Kezelborn"; doch giebt es eine Wüstung Hesselbrunn bei Klettbach. Ob de Hayn (Hagen) hierher zu rechnen ist, weiss ich nicht; der Ortsname kommt in Thüringen mehrfach vor. Aus 565 gehören hierher sub Salicibus unter den Weiden, Kerslache, vielleicht auch Bruckenere; anderswo findet sich ad Pontem, de Ponte. Über andere Plätze und Strassen der Stadt und daher rührende Namen vgl. Beyer S. 482 ff.

Zum Schluss dieser Aufzählung bemerke ich noch dies: der häufige Zusatz von dictus bei Zunamen aller Art beweist, wie deutlich noch gefühlt wird, dass diese erst jüngst entstanden oder noch im Entstehen begriffen sind. So findet sich neben Conradus de Appoldia, Conradus dictus de Apolde; Henricus Franco und Ditericus dictus Franco; Conradus dictus Syndoldi, Heinricus dictus Osmunt, neben Ekonem Thymonis, Theodericus Osmunt; Henricus dictus Rex neben Ludewicus Rex, Rudolfus dictus Murere neben Theodericus Murere; Rudegeri dicti Birtayschen neben Rudegerus Birtasche; Burchardus dictus apud Lapides neben Hertwic de Lapide.

In dem Gebrauche des de vor Ortsnamen beginnt Schwanken; es fehlt z. B. öfter bei Lublin, einmal bei Megenberg und Orinstok; dagegen drängt es sich widerrechlich ein bei Rodestok und bei Velkener (541 aus 1308). Vergleiche darüber Heintze S. 54.

Es wäre eine anziehende und lohnende Aufgabe, die hoffentlich durch die Fortsetzung des Urkundenbuchs wesentlich erleichtert werden wird, die Geschichte der Erfurter Namen durch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert bis in die Neuzeit herein zu verfolgen, und es wird sich hierzu vielleicht später Gelegenheit finden. Für dieses Mal schliesse ich meine Besprechung mit dem Versuch, die Namen der 35 Erfurter Mitglieder unserer Akademie zu deuten.

Der Name des Vice-Präsidenten, Freiherrn von Tettau, ist wie fast alle echte adlige Namen, Ortsname *); der Name von

*) Vgl. darüber Urkundliche Geschichte der Tettauischen Familie von W. J. A. Freiherr von Tettau, Berlin 1878, S. 5 ff., insbesondere S. 12 ff.

Brauchitsch ist wohl slavisch und die Bedeutung dunkel; das Geschlecht, seit 1222 in Schlesien urkundlich nachweisbar, gab dem Stammhause Brauchitschdorf den Namen. Auermann ist wohl von einem Ortsnamen Aue herzuleiten, vgl. Hartman der Ouwacre, also der Mann von (der) Aue. Dieser Ortsname ist in anderen Teilen Deutschlands häufiger als in Thüringen, vgl. Werneburg, Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens (Jahrbücher der Akademie, Neue Folge, Heft XII), S. 64. Doch ist auch eine andere Erklärung denkbar: zu Ur (Auerochse) gehören altdeutsche Namen, wie Uremâr, Urolf, Urolt (Förstem. Sp. 1217), verkürzt Uro; damit könnte —mann zusammengesetzt sein, s. unten Heinzelmann. Ortsname ist ferner Bärwinkel; Winkel bedeutet einen entlegenen, versteckten Ort, wo sich Wild findet; so Krähwinkel, Vohwinkel (Fuchswinkel), Katzwinkel, Rehwinkel; Werneburg S. 140 nennt auch Hirzwinkel, d. h. Hirschwinkel. Der Name Breysig rührt von einer Ortschaft am Rhein her, der Heimat der Familie. Auch Geutebrück ist Name eines Ortes, den ich jedoch nicht nachweisen und dessen ersten Teil ich nicht erklären kann. Der Name von Hagen stammt von Hagen oder Hain, d. h. Umhegung von Dornbüschen, auch umhegter Raum, sei es eine Wohnstätte, oder in Wald und Feld gelegen, s. Grimms Wörterbuch IV, 2 Sp. 150. Denselben Namen führte Theodericus de Hayn Urkundenbuch, 373 aus 1288). Venediger bedarf keiner Erklärung.

Ein Volksname ist Beyer, vgl. den oben erwähnten Cunradus Bawarus.

Aus altdeutschen Vornamen sind folgende Namen erwachsen: Axmann ist, wie ich vermute, aus Atzmann entstellt und dies mit Atze, Azo, Verkürzung von Adolf, zusammengesetzt, vgl. Gerhart Atze bei Walther von der Vogelweide Gerhart Atze; doch lässt sich auch an Axt (Mann mit der Axt) denken. Bernhardt ist oben besprochen. Biltz stammt von Bilizo, Verkürzung von Bilifrid, Bilimâr oder dgl.; Bil— in diesen Namen bedeutet lenitas, placiditas, s. Förstem. Sp. 258. Dahin gehört auch Pilling (für Billing) Bilos Sohn oder Nachkomme. Bekannt ist Hermann Billung. Brünnert ist aus Brünhart entstanden, zu ahd brunja, mhd brünne „Panzer“. Dirksen heisst Dirks Sohn, und Dirk ist

niederdeutsche Zusammenziehung aus Dietrîch. Zu demselben oder einem anderen mit diet zusammengesetzten Namen gehört Dietilo, woraus Dietel, Thilo, Thiele entstand, genau entsprechend dem gotischen Namen Thiudila. Heine ist Heino, Verkürzung von Heinrich. Von Heinrich stammt auch, mit doppelter Verkleinerungsendung Heinzilo, mit man zusammengesetzt, Heinzelmann. Die Anfügung von man an verkürzte Namen ist schon aus alter Zeit zahlreich zu belegen, vgl. oben Tylemannus, Heinemannus. Förstemann bietet Sp. 902 ff. z. B. Adalman, Eburman, Gisleman, Luzman. Vgl. Hansemann, Petermann, Rassmann. Hellwig lautet altdeutsch Hiltiwîc, Schlachtenkämpfer. Loth ist Kürzung zu einem mit hlod —, hlut — zusammengesetzten Namen, wie Ludwig oder Lothar, vgl. Lode, Luden, und zu demselben Stamme gehört Lucius, latinisiert aus Lutz (wie Lossius), vgl. Die Familie Lucius (Lotz) aus Lich in der Wetterau, von Richard und Julius Lucius, 1886, S. 48. Den Namen Zschiesche wage ich nur zweifelnd mit ahd. Zeizo (Förstemann Sp. 1367) zusammenzustellen; Förstemann giebt als Bedeutung von zeiz tener, von dem nordischen teitr laetus an, z. B. herteitr bello laetus. Örgel denke ich mir entstanden aus Orgilo, der Koseform zu Ortgis, Ortgêr, Ortgrim, worin Ort die Schneide oder Spitze der Waffe bedeutet, s. Förstemann Sp. 970. Von einem mit ort zusammengesetzten Namen ist auch Örtel herzuleiten, wovon Örgel möglicher Weise eine Entstellung ist.

Neben diesen altdeutschen Namen findet sich der biblische Jakob in Jakobsen, Jakobs Sohn, und in Lorenz der Heiligenname Laurentius.

Eine Würde bezeichnen Kayser und Schulze, beide Namen sind häufig und schon in den Erfurter Urkunden belegt. Die eigentliche Bedeutung von Namen wie Kayser, König, Fürst Papst, Bischof u. dgl. ist noch nicht aufgehellt, vgl. oben, S. 285.

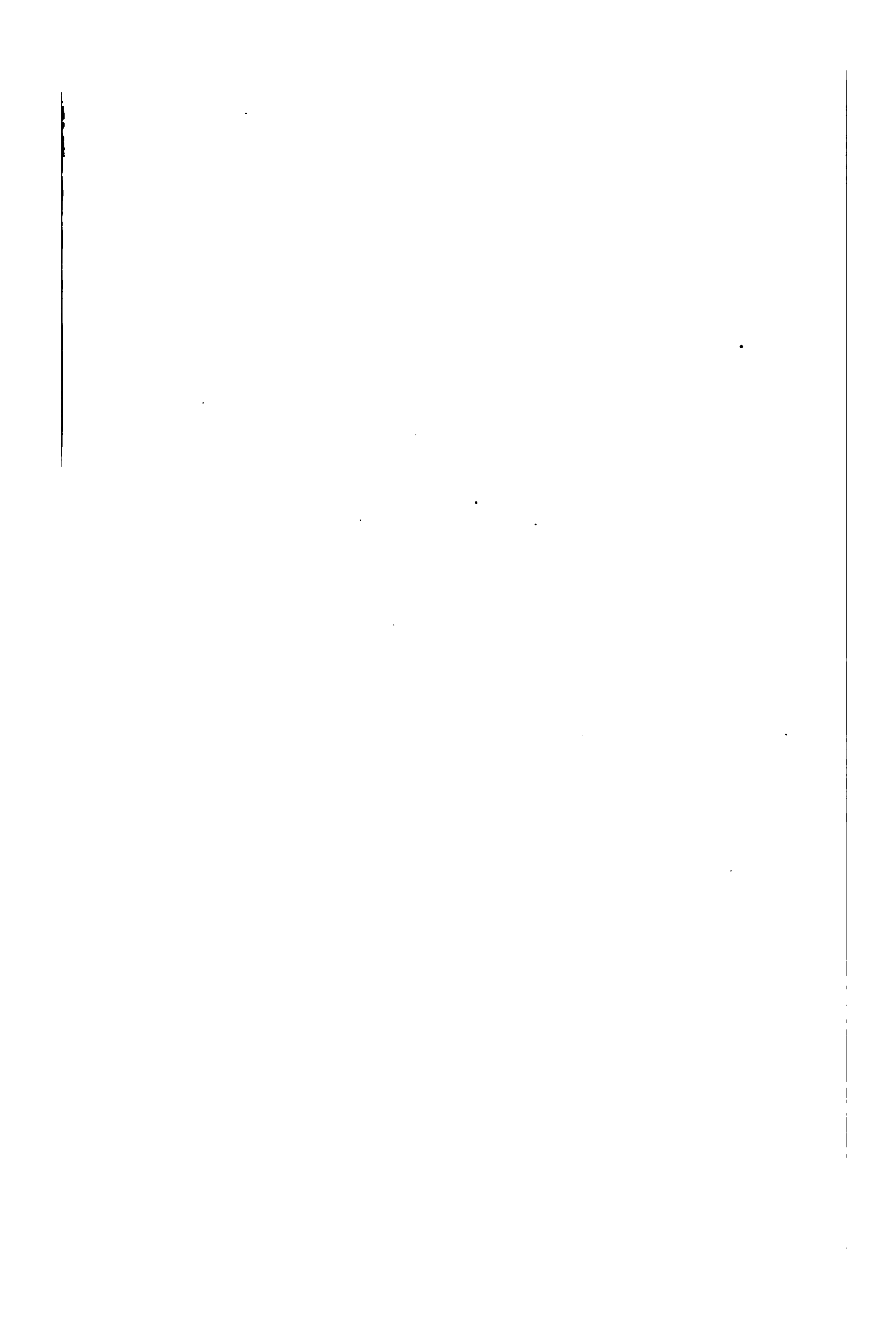
Von einem Gewerbe rühren die Namen Schmitz (Schmied mit dem s des Genitivs, also Schmieds Sohn), Schreiber, Schubring her. Den letzten Namen möchte ich als Schuberting, Schuberts Sohn, auffassen; Schubert aber entsprang dem mhd. schuochworhte d. h. Schuhwirker oder -macher. Hier schliesse ich den von einem Gerät entnommenen Namen Zange

an, dem sich ähnliche wie Hammer, Axt, Beil, Messer, Lepel (Löffel) in nicht grosser Zahl zur Seite stellen.

Von Eigenschaften sind Schwenkenbecher (Schwenke den Becher) und Stange (von der langen Gestalt) abgeleitet. Jener Name ist ein sogenannter imperativischer; in den Urkunden waren uns von gleicher Art begegnet: Bîzcorn, Sûpan, Schônehabe, Hebenstrît, Grîpenstock, Vrizchal. Der Name Stange erscheint schon in den Urkunden.

Von der Wohnstätte ist Neubauer (neuer Ansiedler) hergeleitet; derselbe Name ist Niebuhr. Wieacker erkläre ich, allerdings nicht ohne Zweifel, mit Wîh – acker, Heiligacker, Kirchengut; es wäre etwa der Pächter eines solchen Grundstücks gemeint.

Erfurt, im April 1894. **Bernhardt.**



Ueber die Kegelschnitte,

welche

um oder in Dreiecke und Vierecke sich

beschreiben lassen.

Von

Professor C. Hellwig.

———— —

Durch drei nicht zu derselben Geraden gehörende Punkte und ebenso durch drei nicht durch denselben Punkt gehende Geraden wird ein Kreis vollkommen bestimmt, die Zahl der Parabeln oder Hyperbeln oder Ellipsen aber, welche der Forderung genügen, drei gegebene Punkte zu enthalten oder drei Geraden zu berühren, ist unendlich gross; unter der Voraussetzung von vier solchen Elementen kann man eine gleichseitige Hyperbel, zwei Parabeln, dagegen unendlich viele Ellipsen und (beliebige) Hyperbeln herstellen, einen Kreis nur bei besonderer Lage der Elemente. Die Gesamtheit der durch vier Punkte hindurchgehenden Kegelschnitte nennt man einen Büschel und der von vier Geraden berührten eine Schar dieser Kurven; um nun ein bestimmtes Individuum aus einer solchen Gruppe abzusondern, dazu bedarf es noch der Hinzunahme eines fünften Punktes des Umfanges oder einer fünften Tangente der Linie. Daher wird ein Kegelschnitt im allgemeinen durch fünf seiner Punkte oder Tangenten bestimmt, doch können auch zwei dieser Elemente durch ein einziges ersetzt werden, so dass z. B. zur Konstruktion einer Ellipse oder Hyperbel drei Punkte des Umfanges genügen, wenn noch der Mittelpunkt als bekannt angesehen wird. In den folgenden Blättern soll zur Bestimmung eines Kegelschnitts neben drei Punkten desselben ein anderer mit ihm zusammenhängender Punkt und neben drei Tangenten desselben eine gewisse Gerade benutzt werden. Um die Erörterungen hierüber vorzubereiten, wollen wir zunächst zeigen, wie ein Punkt und eine Gerade durch die Bestimmungsstücke eines Dreiecks sich in bequemer Weise darstellen lassen.

Erster Teil.

Dreiecks-Koordinaten von Punkten und Geraden.

I.

Darstellung eines Punktes einer Geraden in seiner Abhängigkeit von zwei Hauptpunkten derselben und einer Geraden eines Punktes vermöge zweier Hauptgeraden desselben.

Wenn eine Gerade (s. Fig. 1) auf zwei beliebigen festen solchen als Koordinaten-Achsen die von deren Durchschnitt, dem Anfang O, ausgehenden Abschnitte m, n bestimmt, so hat man:

$$\frac{y}{n} = \frac{m - x}{m} = 1 - \frac{x}{m} \text{ und findet,}$$

$$\frac{1}{m} = u \text{ und } \frac{1}{n} = v \text{ setzend,}$$

$$(1) \quad ux + vy = 1$$

als Gleichung der Geraden; darin sind u, v — die sogenannten Linienkoordinaten — konstant, x, y aber — dem auf der Geraden fortrückenden Punkt zugehörig — veränderlich oder laufend. Denkt man sich umgekehrt die letzteren konstant und die ersteren veränderlich, der Anschauung entsprechend, dass der durch besondere Werte von x, y bestimmte Punkt unendlich vielen, von u, v abhängigen, Geraden zugleich angehört, so stellt

$$(2) \quad xu + yv = 1$$

den Punkt mit den Koordinaten x, y dar.

Sind ferner auf einer Geraden drei Punkte in der Folge A, C, B gegeben und die Koordinaten derselben durch die Zeiger 1, 3, 2 gekennzeichnet, so ergiebt sich aus

$$\frac{AC}{CB} = \lambda = \frac{x_3 - x_1}{x_2 - x_3}$$

für die Abscisse von C:

$$(3) \quad x_3 = \frac{x_1 + \lambda x_2}{1 + \lambda} \text{ und analog } y_3 = \frac{y_1 + \lambda y_2}{1 + \lambda}.$$

In Bezug auf A, B als Hauptpunkte soll bei der angegebenen Lage C ein Innenpunkt, bei der Reihenfolge A, B, C′ der neue Punkt C′ ein positiver und wenn C″ vor A, B vor-

hergeht, C'' ein negativer **Aussenpunkt** genannt werden. Im ersten Falle ist λ positiv, im zweiten negativ und dem Werte nach > 1, im dritten ebenfalls negativ, aber < 1.

Die für die Hauptpunkte aus (2) sich ergebenden Ausdrücke wollen wir symbolisch durch P_1, P_2 darstellen, also

$$(4) \begin{cases} P_1 = x_1 u + y_1 v - 1 \text{ und} \\ P_2 = x_2 u + y_2 v - 1 \end{cases}$$

setzen; hieraus folgt nun

$$P_1 + \lambda P_2 = (x_1 + \lambda x_2) u + (y_1 + \lambda y_2) v - (1 + \lambda)$$
$$= (1 + \lambda)(x_3 u + y_3 v - 1) \text{ nach } (3)$$

und deshalb weiter, wenn man nach der Analogie von (4) für den Faktor von $1 + \lambda$ das Symbol P_3 einführt

$$(5)\ P_3 = \frac{P_1 + \lambda P_2}{1 + \lambda}.$$

Daher kann man als Gleichung des dritten Punktes

$$(6)\ P_1 + \lambda P_2 = o$$

ansehen; aus dieser lassen sich wiederum die Ausdrücke der Koordinaten von C entnehmen, indem man die P durch die betreffenden x, y ersetzt und die Summe der Koefficienten der P als Nenner hinzufügt (vergl. (3)).

Für $\lambda = 1$ erhält man demnach

$$(7)\ P_1 + P_2 = o$$

als Gleichung des Halbierungspunkts der Strecke AB und

$$(8)\ P_1 - P_2 = o$$

als Gleichung des unendlich fernen Punktes der Geraden; denn (8) fordert $\lambda = -1$, eine Bedingung, welche die Koordinaten des neuen Punktes unendlich gross macht.

Mit den vorher betrachteten Punkten soll jetzt ein Büschel von drei Strahlen, welche von dem Scheitel S mit den Koordinaten x_0, y_0 durch A, B, C hindurchgehen, in Verbindung gebracht werden. Für die Geraden SA, SB, SC bedienen wir uns des Symbols G mit angehängten Zeigern und setzen:

$$(9) \begin{cases} G_1 = (y_1 - y_0)\, x + (x_0 - x_1)\, y - \begin{vmatrix} x & y \\ 0 & 1 \end{vmatrix} \\ G_2 = (y_2 - y_0)\, x + (x_0 - x_2)\, y - \begin{vmatrix} x & y \\ 0 & 2 \end{vmatrix} \\ G_3 = (y_3 - y_0)\, x + (x_0 - x_3)\, y - \begin{vmatrix} x & y \\ 0 & 3 \end{vmatrix} \end{cases}$$

Hieraus entsteht vermöge (3):

$$G_1 + \lambda G_2 = (1 + \lambda)\, G_3 \text{ oder}$$

$$(10)\ G_3 = \frac{G_1 + \lambda G_2}{1 + \lambda},$$

so dass den drei Strahlen die Gleichungen

(11) $G_1 = o$, $G_2 = o$, $G_1 + \lambda G_2 = o$

entsprechen. Die Benennungen Haupt-, Innen- und Aussen-Strahl erscheinen nach dem Obigen von selbst verständlich.

Anstatt des Strecken-Teilungsverhältnisses λ lässt sich auch das Winkel-Teilungsverhältnis λ' anwenden, welches wir, die Strahlen mit a, b, c bezeichnend, definieren durch

$$(12)\quad \lambda' = \frac{\sin ac}{\sin cb}.$$

Für den Zusammenhang beider findet man durch Betrachtung der vorhandenen Dreiecke

(13) $\lambda' : \lambda = \sin A : \sin B$.

Tritt zu den vorigen Punkten und Strahlen noch ein vierter von dem Verhältnis μ abhängiger hinzu, so folgt aus (13):

$$(14)\quad \lambda' : \mu' = \lambda : \mu;$$

das erste der hierin vorkommenden Verhältnisse nennt man das Doppelverhältnis von vier Strahlen, während das zweite das Doppelverhältnis von vier Punkten heisst, die durch die Figur bedingte gegenseitige Lage der Punkte und Strahlen aber wird als perspektivische bezeichnet. Durch (14) wird daher der Satz begründet:

Das Doppelverhältnis von vier Punkten einer Geraden ist gleich dem Doppelverhältnis von vier zu ihnen perspektivischen Strahlen eines Punktes.

Die vier Punkte oder Strahlen nennt man harmonisch, wenn das Doppelverhältnis den Wert -1 hat, also $\mu = -\lambda$ ist; deshalb werden durch

(15) $P_1 = o$, $P_2 = o$; $P_1 + \lambda P_2 = o$, $P_1 - \lambda P_2 = o$

vier harmonische Punkte ausgedrückt und die Gleichungen für eben solche Strahlen sind analog.

Wenn die dritte Gerade den Winkel der Hauptstrahlen halbiert, so wird nach (12) $\lambda' = 1$, mithin ihre Gleichung:

$$(16)\quad G_1 + \frac{\sin B}{\sin A} \cdot G_2 = o,$$

in welcher für die Halbierende des Nebenwinkels ($\lambda' = -1$) $+$ in $-$ verwandelt werden muss. Denkt man sich noch $\angle A = B$, so ergiebt sich für die beiden Winkelhalbierenden:

(17) $G_1 + G_2 = o$ und $G_1 - G_2 = o$ (vergl. (7) und (8)).

Es sei schliesslich bemerkt, dass der Ausdruck für G_1 in (9), wenn man A als ersten und S als zweiten Punkt annimmt, negativ wird, dass also mit einer Umkehrung der Richtung der Geraden eine Umkehrung des Zeichens von G verbunden ist.

II.

Dreiecks-, Punkt- und Linien-Koordinaten.

Die Ecken eines Dreiecks (Fig. 2) mögen nach der Reihenfolge A, B, C in dem Sinne von I (4)

$$P_1 = o, \; P_2 = o, \; P_3 = o$$

zu Gleichungen haben; wenn alsdann die Ecklinien eines beliebigen Punktes D auf den Gegenseiten die Durchschnitte A_1, B_1, C_1 bestimmen, auf welche sich die Teilungsverhältnisse

$$(1)\quad \lambda = \frac{BA_1}{A_1C},\; \mu = \frac{CB_1}{B_1A},\; \nu = \frac{AC_1}{C_1B}$$

stützen, so lassen sich nach I (6) für die Teilungspunkte die Gleichungen aufstellen:

$$(2)\quad P_2 + \lambda P_3 = o,\; P_3 + \mu P_1 = o,\; P_1 + \nu P_2 = o.$$

Die Inhalte der durch den vierten Punkt D mit den auf einander folgenden Seiten BC etc. bedingten Dreiecke bezeichnen wir durch Δ_1, Δ_2, Δ_3, den des Hauptdreiecks durch Δ. Weil man nun mit Hilfe derselben die Teilungsverhältnisse in (1) angeben kann als

$$(3)\quad \lambda = \frac{\Delta_3}{\Delta_2},\; \mu = \frac{\Delta_1}{\Delta_3},\; \nu = \frac{\Delta_2}{\Delta_1},$$

so besteht zwischen diesen die Beziehung

$$(4)\quad \lambda\mu\nu = 1 \text{ oder}$$

$$(5)\quad \frac{BA_1}{A_1C}\cdot\frac{CB_1}{B_1A}\cdot\frac{AC_1}{C_1B} = 1.$$

Dabei verhält sich nach I (12) und (13):

$$\frac{\sin ca_1}{\sin a_1b} : \lambda = \sin B : \sin C,$$

$$\frac{\sin ab_1}{\sin b_1c} : \mu = \sin C : \sin A \text{ und}$$

$$\frac{\sin bc_1}{\sin c_1a} : \nu = \sin A : \sin B,$$

woraus in Verbindung mit (4) folgt:

$$(6)\quad \frac{\sin bc_1}{\sin c_1a}\cdot\frac{\sin ab_1}{\sin b_1c}\cdot\frac{\sin ca_1}{\sin a_1b} = 1.$$

Die Buchstaben in (5) wie in (6) schliessen sich kettenartig an einander, so dass der Anfangs-B. auch wieder am Ende steht; die durch (5) und (6) ausgeprägte Eigenschaft aber soll die daselbst vorkommenden Abschnitte und Winkelteile als involutorische kennzeichnen. Demnach lässt sich der Satz aussprechen:

Die durch **einen** Punkt gehenden Ecklinien eines Dreiecks bestimmen an den Ecken involutorische Winkelteile und auf den Seiten involutorische Abschnitte.

Der letzte Teil des Satzes entspricht dem von Ceva zuerst mitgeteilten, doch ist der erste Teil für die Ecklinien charakteristischer.

Der Punkt D kann als von AA_1 und BB_1 abhängig angesehen werden; nimmt man an, dass derselbe AA_1 nach dem Verhältnis σ und BB_1 nach dem Verhältnis τ teilt, so erhält man als Gleichungen desselben:

$$P_1 + \sigma (P_2 + \lambda P_3) = o \text{ oder } P_1 + \sigma P_2 + \lambda\sigma P_3 = o \text{ und}$$

$$P_2 + \tau (P_3 + \mu P_1) = o \text{ oder } P_1 + \frac{1}{\tau\mu} . P_2 + \frac{1}{\mu} . P_3 = o.$$

Weil diese denselben Punkt darstellen, so muss

$$\lambda\sigma = \frac{1}{\mu}, \text{ also } \sigma = \frac{1}{\lambda\mu} = \nu$$

und die Gleichung des Punktes

$$(7)\ \lambda\mu P_1 + P_2 + \lambda P_3 = o \text{ oder } P_1 + \nu P_2 + \nu\lambda P_3 = o.$$
$$\text{oder } \mu P_1 + \mu\nu P_2 + P_3 = o$$

werden. Multipliciert man die erste Form mit Δ_2 und berücksichtigt (3), so verwandelt sich dieselbe in:

$$(8)\ \Delta_1 P_1 + \Delta_2 P_2 + \Delta_3 P_3 = o \text{ oder in}$$

$$(9)\ a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_3 P_3 = o,$$

sofern $(10)\ \frac{\Delta_1}{\Delta} = a_1, \frac{\Delta_2}{\Delta} = a_2, \frac{\Delta_3}{\Delta} = a_3$

gesetzt wird; die Koefficienten der P in (9) gehorchen der Bedingung $(11)\ a_1 + a_2 + a_3 = 1.$

Sollte dies nicht der Fall sein wie z. B. in (8), so kann man sie leicht in solche umgestalten, welche derselben genügen.

Die durch (10) definierten Grössen sollen als Dreiecks-Punkt-Koordinaten (abgekürzt Dr. P. K.) und der betreffende Punkt als P. (a) bezeichnet werden.

Jede Dr. P. K. ist das Verhältnis des Inhalts eines Dreiecks, welches durch zwei Ecken des Hauptdreiecks und den Punkt bestimmt wird, zu dem Inhalt des Hauptdr. oder zwischen den auf der gemeinschaftlichen Seite beider Dr. stehenden Höhen.

Durch Einführung der Ausdrücke der P aus I (4) in (9) überzeugt man sich sofort davon, dass man die Parallel-K. des Punktes findet, indem man daselbst für die P die P.K. der betreffenden Ecken setzt, z. B.

$$(12)\ x_0 = a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3.$$

Wir wenden uns jetzt der Betrachtung über die Geraden zu, welche die Seiten des Dreiecks schneiden. Zu dem Ende bringen wir die durch A_1, B_1 bedingte Gerade mit AB zum Durchschnitt in C_1'; das Verhältnis ε, nach welchem dieser Punkt A_1B_1 teilt, finden wir aus

$$\frac{P_2 + \lambda P_3}{1 + \lambda} + \varepsilon \cdot \frac{P_3 + \mu P_1}{1 + \mu} = 0$$

vermöge der Bemerkung, dass C_1' auf AB liegt, der Faktor von P_3 also verschwinden muss. Dies wird bewirkt durch

$$\varepsilon = -\frac{\lambda\,(1 + \mu)}{1 + \lambda}.$$

Die Gleichung von C_1' geht nun über in

$$(13)\ P_2 - \lambda\mu \,.\, P_1 = 0 \text{ oder } P_1 - \nu P_2 = 0,$$

d. h. in eine Form, welche lehrt, dass C_1' der vierte harmonische Punkt zu A, B, C_1 ist. Man kann diese Eigenschaft verwenden zur reinlinearen Konstruktion des zu drei gegebenen Punkten gehörigen vierten harmonischen; ausserdem gelangt man, wenn man unter λ, μ, ν die Verhältnisse der auf den Seiten durch eine Gerade veranlassten Abschnitte versteht, von (4) und (13) zu der Beziehung

$$(14)\ \lambda\mu\nu = -1,$$

welche auch in diesem Falle die Abschnitte als involutorische zu erkennen giebt (Satz des Menelaos); doch kommt hier das Produkt der Verhältnisse mit der negativen Einheit überein, weil entweder ein Verhältnis, oder alle drei negativ sind; früher hingegen war das Produkt positiv, weil dieses Zeichen damals allen oder nur einem Verhältnis zukam. Daraus ergiebt sich der Umkehrungssatz:

Wenn auf den Seiten eines Dreiecks durch drei Punkte involutorische Abschnitte bestimmt werden, so liegen die Punkte entweder auf einer Geraden, oder die von ihnen abhängigen Ecklinien gehen durch denselben Punkt, je nachdem die Anzahl der auf den Seiten selbst befindlichen Punkte gerade oder ungerade ist.

Die Gleichung von A_1B_1 kann nach dem Muster der Ausdrücke G in I (9) mittelst der Par. K. von A_1, B_1, also $\frac{x_2 + \lambda x_3}{1 + \lambda}$ etc., entwickelt werden; dadurch erhält man als Zähler zu dem Nenner $(1 + \lambda)(1 + \mu)$:

$$(y_3 + \mu y_1 + \lambda y_3 + \lambda\mu y_1 - y_2 - \lambda y_3 - \mu y_2 - \lambda\mu y_3)x + (x_2 \text{ etc.})y$$
$$- \left|{xy \atop 2\,3}\right| - \lambda\mu \left|{xy \atop 3\,1}\right| + \mu \left|{xy \atop 1\,2}\right| = o$$

oder (15) $G_1 + \lambda\mu G_2 - \mu G_3 = o$,

sofern die Seiten in dem durch BC, CA, AB angezeigten Sinne als positiv gelten. Wir gestalten diese Gleichung der Schneidenden durch die Annahmen

$$(16)\quad \alpha_1 = \frac{1}{1 + \lambda\mu - \mu},\ \alpha_2 = \frac{\lambda\mu}{\dots},\ \alpha_3 = -\frac{\mu}{\dots}$$

noch um in die andere:

$$(17)\quad \alpha_1 G_1 + \alpha_2 G_2 + \alpha_3 G_3 = o,$$

in welcher die α der Bedingung

$$(18)\quad \alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3 = 1 \quad \text{unterworfen sind.}$$

Die durch (46) eingeführten Grössen sollen **Dreiecks-Linien-Koordinaten** (Dr. L. K.) und die dadurch bedingte Gerade kurz G. (α) genannt werden.

Wir fügen hinzu, dass die Faktoren der G sich ebenfalls wie früher a_1 etc. durch Dreiecksinhalte ausdrücken lassen; die betreffenden Dr. gewinnt man durch Verbindung von A, B, C mit zwei Seitendurchschnitten der Geraden, z. B. A_1 und B_1. Bezeichnet man nämlich die Inhalte derselben der Reihe nach durch Δ', Δ'', Δ'', so findet man durch Vermittelung der auf die gemeinschaftliche Seite gefällten Höhen:

$$\frac{\Delta''}{\Delta'''} = \frac{A_1B}{A_1C} = -\lambda = \frac{\alpha_2}{\alpha_3} \text{ und } \frac{\Delta'''}{\Delta'} = \frac{B_1C}{B_1A} = -\mu = \frac{\alpha_3}{\alpha_1}$$

und deshalb nach (15) als Gleichung der Geraden:

$$(19)\quad \Delta' G_1 + \Delta'' G_2 + \Delta''' G_3 = o,$$

das Gegenbild von (8); freilich ist hier die Summe der Δ nicht konstant wie dort.

III.

Veränderte Darstellung der Punkte und Geraden; Beurteilung der Lage aus der Beschaffenheit der Dr. P. K. oder Dr. L. K. Einige Beispiele.

Für jede Ecklinie (Fig. 3) von A ist G_3 positiv und G_2 negativ; denn jenes entspricht AB, dieses AC oder —CA. Bei positivem λ hat daher AA_1 die Gleichung

(1) $G_3 - \lambda G_2 = o$, während $G_1 - \mu G_3 = o$ und $G_2 - \nu G_1 = o$ die von BB_1 und CC_1 sind.

Wenn die genannten Geraden durch denselben Punkt gehen, so müssen seine Koord. den Gl. (1) genügen; aus letzteren folgt nun unter Berücksichtigung von (3) und (10) in II.:

(2) $\lambda = \frac{G_3}{G_2} = \frac{a_3}{a_2}, \ \mu = \frac{G_1}{G_3} = \frac{a_1}{a_3}, \ \nu = \frac{G_2}{G_1} = \frac{a_2}{a_1}$

und deshalb auch

(3) $\frac{G_1}{a_1} = \frac{G_2}{a_2} = \frac{G_3}{a_3}.$

Hierdurch wird der erwähnte Punkt ebenfalls bestimmt, indem die laufenden Koord. der G den Par. K. desselben entsprechen.

Die Punkte, welche eine Schneidende mit den Seiten des Dreiecks gemein hat, hängen ab von

(4) $P_2 + \lambda P_3 = o, \ P_3 + \mu P_1 = o, \ P_1 - \nu P_2 = o;$

diese Gleichungen werden also durch die Linienkoord. der Geraden befriedigt. Weil sich aber aus (4) und II (16)

(5) $-\lambda = \frac{P_2}{P_3} = \frac{\alpha_2}{\alpha_3}, \ -\mu = \frac{P_3}{P_1} = \frac{\alpha_3}{\alpha_1}, \ \nu = \frac{P_1}{P_2} = \frac{\alpha_1}{\alpha_2}$

ergiebt, so entstehen die Beziehungen:

(6) $\frac{P_1}{\alpha_1} = \frac{P_2}{\alpha_2} = \frac{P_3}{\alpha_3},$

in welchen die Linienkoord. der P zugleich die der Geraden in II (17) sind; die letztere darf mithin als durch (6) bestimmt angesehen werden.

Wir wollen demnächst erörtern, wie man auf die Lage des P. (a) aus der Beschaffenheit seiner Dr. K. schliessen kann. Liegt er innerhalb des Dreiecks, so sind λ, μ, ν positiv, a_1, a_2, a_3 besitzen daher gleiche Zeichen nach (2). Befindet er sich

ausserhalb im Raume des Winkels C selbst, so zeigen BCD und CAD denselben Sinn wie ABC, ABD aber den entgegengesetzten; Δ_1 und Δ_2 sind folglich positiv, Δ_3 negativ; im Raume des Scheitelwinkels von C verhält es sich umgekehrt. Beide Fälle stimmen darin überein, dass a_1 und a_2 gleiche Zeichen haben; nach II (10) (11) ist nun im ersten Falle $a_1 + a_2 - a_3 = 1$, während im zweiten Falle $- a_1 - a_2 + a_3 = 1$ wird. Demnach liegt D im Winkel- oder Scheitelwinkel-Raum C, je nachdem $a_1 + a_2 \lesseqgtr a_3$ ist. Hiernach lassen sich die Bedingungen für die sonst noch möglichen Lagen des Punktes ebenfalls beurteilen.

Der Punkt gehört dem Unendlichen an, sobald die Summe seiner Dr. K. der Null gleich ist.

Schneidet eine Gerade die Verlängerungen aller drei Seiten, so findet man, dass die betreffenden Dreiecke (z. B. AA_1B_1, BA_1B_1, CA_1B_1) einerlei Sinn haben, mithin der Quotient zwischen dem Inhalt jedes derselben und der Summe der Inhalte, d. h. jedes α positiv sein muss. Wir ordnen nun die α nach ihrer Grösse, nehmen also etwa

$$\alpha_1 > \alpha_2 > \alpha_3$$

an; weil alsdann λ (absolut) $= \frac{\alpha_2}{\alpha_3} > 1$, $\mu = \frac{\alpha_3}{\alpha_1} < 1$, $\nu = \frac{\alpha_1}{\alpha_2} > 1$ ist, so liegt A_1 von B über C hinaus oder in der Richtung von BC, ferner B_1 in der R. von AC und C_1 in der R. von AB. Auch von der Anordnung der α her gelangt man, aus derselben die Zeigerverbindungen

12, 13, 23

bildend und A, B, C mit 1, 2, 3 bezeichnend, zu AB, AC, BC. Auf solche Weise lässt sich, sofern alle α dasselbe Zeichen besitzen, die Lage der Geraden aus den Grössen-Beziehungen der α ermitteln.

Wenn nur ein Durchschnitt auf der Verlängerung einer Seite, etwa AB, liegt, so stimmen die Inhalte zweier Dreiecke, nämlich derjenigen, in welcher je ein Endpunkt dieser Seite als Ecke vorkommt, hier z. B. die von AA_1B_1 und BA_1B_1, im Zeichen überein, während bei CA_1B_1 eine Änderung des letzteren eintritt. Daraus folgt aber — mag die Summe der Inhalte positiv oder negativ sein — die nämliche Beschaffen-

heit der entsprechenden α; in dem gewählten Beispiel weicht α_3 von α_1 und α_2 ab. Durch die letzteren wird die Seite 12 oder AB bestimmt als diejenige, deren Verlängerung einen Durchschnitt enthält. Dieser liegt von A über B hinaus, oder von B über A hinweg, je nachdem $\alpha_1 \gtrless \alpha_2$ ist.

Wenn zwei Dr. L. K. einander gleich sind, so wird die Gerade einer Seite parallel (// AB für $\alpha_1 = \alpha_2$); der Gleichheit aller α entspricht die unendlich ferne Gerade, deren Gleichung also $G_1 + G_2 + G_3 = o$ ist.

Beispiele. Gegeben sei

$$3P_1 - 10P_2 + 2P_3 = o \text{ oder } -\frac{3}{5}P_1 + 2P_2 - \frac{2}{5}P_3 = o;$$

die gleichen Zeichen von a_1, a_3 verweisen den Punkt in den Raum des Scheitelwinkels von B, da (absolut) $a_1 + a_3 < a_2$ ist.

Aus $$7G_1 - 2G_2 - 4G_3 = o$$

folgt, dass ein Durchschnitt der dargestellten Geraden, weil α_2, α_3 gleiche Zeichen haben, auf einer der Verlängerungen von BC liegt; aus $\alpha_3 > \alpha_2$ aber schliesst man, dass er von C aus jenseit B sich befindet. Die anderen Durchschnitte gehören AB, CA selbst an.

Der Schwerpunkt S des Dreiecks hat die Dr. K.

$$1 \quad 1 \quad 1;$$

der Mittelpunkt M des eingeschriebenen Kreises

$$a \quad b \quad c \text{ oder } \sin A \quad \sin B \quad \sin C;$$

der Mittelpunkt O des umgeschriebenen Kreises

$$\sin 2A \quad \sin 2B \quad \sin 2C \text{ oder } a^2 \operatorname{cotg} A \quad b^2 \operatorname{cotg} B \quad c^2 \operatorname{cotg} C;$$

der Höhenschnitt H des Dreiecks

$$\operatorname{cotg} B \operatorname{cotg} C \quad \operatorname{cotg} C \operatorname{cotg} A \quad \operatorname{cotg} A \operatorname{cotg} B \text{ oder } \operatorname{tg} A \quad \operatorname{tg} B \quad \operatorname{tg} C.$$

Um diese Angaben zu bestätigen, benutzt man am besten bei S, H die Seitenabschnitte, bei M, O die Inhalte der Dreiecke. Die erste Dr. K. lässt sich, da $\operatorname{cotg} A = \frac{b^2 + c^2 - a^2}{4\Delta}$ ist, bei O umgestalten in $a^2(b^2 + c^2 - a^2)$ und bei H in $\frac{1}{b^2 + c^2 - a^2}$, die übrigen ergeben sich aus dieser durch cyklische Vertauschung. Dividiert man die Dr. K. sin 2A etc. bei O durch das doppelte Produkt der drei Kosinus, so entsteht als erste $\frac{\sin A}{\cos B \cos B} = \operatorname{tg} B + \operatorname{tg} C$.

IV.

Die Gerade durch zwei Punkte und der Durchschnitt zweier Geraden; drei Punkte in gerader Linie und drei Geraden durch denselben Punkt.

Wenn die Gerade (α) den P. (a) enthalten soll, so müssen nach II und III die Gleichungen

$$a_1 P_1 + a_2 P_2 \; a_3 P_3 = o \text{ und}$$
$$\frac{P_1}{\alpha_1} = \frac{P_2}{\alpha_2} = \frac{P_3}{\alpha_3}$$

in der Weise neben einander bestehen, dass die Werte der P in ihnen die nämlichen sind. Durch Elimination dieser Symbole gelangt man daher zu der Bedingung dafür, dass der Punkt und die Gerade einander angehören; sie lautet:

$$(1) \; a_1 \alpha_1 + a_2 \alpha_2 + a_3 \alpha_3 = o$$

und hätte sich auch aus II (17) und III (3) herleiten lassen.

Sollen nun zwei Punkte (a) und (b) sich auf der Geraden (α) befinden, so gelten hiernach die Beziehungen

$$a_1 + a_2 \, . \, \frac{\alpha_2}{\alpha_1} + a_3 \, . \, \frac{\alpha_3}{\alpha_1} = o \text{ und}$$
$$b_1 + b_2 \, . \, \frac{\alpha_2}{\alpha_1} + b_3 \, . \, \frac{\alpha_3}{\alpha_1} = o,$$

aus welchen

$$\frac{\alpha_2}{\alpha_1} = \frac{|\underset{31}{ab}|}{|\underset{23}{ab}|}, \; \frac{\alpha_3}{\alpha_1} = \frac{|\underset{12}{ab}|}{|\underset{23}{ab}|}$$

hervorgeht. Mithin wird die durch die P. (a) und (b) bedingte Gerade dargestellt vermöge der Gleichung:

$$(2) \; |\underset{23}{ab}| \, G_1 + |\underset{31}{ab}| \, G_2 + |\underset{12}{ab}| \, G_3 = o.$$

Für den Durchschnitt der G. (α) und (β) muss sich wegen der symmetrischen Beschaffenheit der Bedingung (1) als Gleichung das Gegenbild von (2) ergeben; sie heisst:

$$(3) \; |\underset{23}{\alpha\beta}| \, P_1 + |\underset{31}{\alpha\beta}| \, P_2 + |\underset{12}{\alpha\beta}| \, P_3 = o.$$

Wenn der Geraden in (2) noch der P. (c) angehören soll, so muss nach (1)

$$|\underset{23}{ab}| \, c_1 + |\underset{31}{ab}| \, c_2 + |\underset{12}{ab}| \, c_3 = o, \text{ d. h.}$$
$$(4) \; |\underset{123}{abc}| = o$$

sein. Lassen sich also zwei Faktoren m, n ermitteln, welche den Gleichungen

$$(5)\quad \begin{cases} a_1 + b_1 m + c_1 n = o, \\ a_2 + b_2 m + c_2 n = o \text{ und} \\ a_3 + b_3 m + c_3 n = o \end{cases}$$

genügen, so kann man überzeugt sein, dass die drei P. (a), (b), (c) in gerader Linie liegen; denn die Gl. (5) haben (4) zur Resultante. Von drei durch denselben Punkt gehenden Geraden gelten analoge Bestimmungen.

Wenn demnach die Gleichungen dreier Punkte oder dreier Geraden die Eigenschaft besitzen, dass die Summe einer von ihnen, einer mit einem passenden Faktor m multiplicierten von den beiden anderen und der mit n ebenso verbundenen dritten verschwindet, so liegen die Punkte auf derselben Geraden und die Geraden gehen durch den nämlichen Punkt.

Als Dr. K. wurden in III für S, O, H angegeben:

$$\begin{array}{ccc} 1 & 1 & 1 \\ tgB + tgC & tgC + tgA & tgA + tgB \\ tgA & tgB & tgC. \end{array}$$

Hier braucht man nur die K. von S mit $-(tgA + tgB + tgC)$ zu multiplicieren und dann die K. jeder Vertikalreihe zu addieren, um an der Summe o zu erkennen, dass die drei Punkte einer Geraden angehören.

Oftmals bietet sich Gelegenheit, durch eine hierauf beruhende Methode, die auf passende Umgestaltung der Dr. K. eines Punktes hinausläuft, die Zusammengehörigkeit des letzteren mit anderen zu erkennen. In dem Beispiel genügt es

$$tgB + tgC \text{ in } (tgA + tgB + tgC) - tgA$$

zu verwandeln, um den Zusammenhang des Mittelpunktes O mit dem Schwerpunkt und Höhenschnitt nachzuweisen.

Auch das Verhältnis der durch S auf OM bedingten Strecken lässt sich unschwer durch die Dr. K. gewinnen. Man denke sich die Par. K. aus diesen hergeleitet, wobei man sich auf die Abscissen x_s, x_o, x_h beschränken kann. Der Nenner von x_h ist $tgA + tgB + tgC$, bei x_o das Doppelte und bei x_s das Dreifache dieser Summe, weshalb $3x_s$, $2x_o$, x_h einerlei Nenner haben. Die Faktoren von x_1, x_2, x_3 in den Zählern sind dabei so beschaffen, dass die Summe der zusammengehörigen von $2x_o$ und x_h dem von $3x_s$ gleich kommt. Daraus ergiebt sich

$$3x_s = 2x_o + x_h \text{ oder } 2(x_s - x_o) = x_h - x_s,$$

also der Satz:

Der Schwerpunkt ist vom Höhenschnitt doppelt so weit entfernt wie vom Mittelpunkt des umgeschriebenen Kreises.

V.

Die Reciprocität bei Punkten und Geraden; der Hauptsymmetriepunkt zweiten Grades (Grebep.); harmonische P. und G.; Parallele G. — Dr. K. bezüglich des Mittendreiecks.

Den durch die Dr. K.

$$\frac{1}{a_1} \quad \frac{1}{a_2} \quad \frac{1}{a_3}$$

bestimmten Punkt oder P. $\left(\frac{1}{a}\right)$ nennt man den reciproken des P. (a), ebenso die G. $\left(\frac{1}{\alpha}\right)$ die reciproke der G. (α). Die Darstellung in der Figur geschieht dadurch, dass man die Verhältnisse der Seitenabschnitte umkehrt, dass also z. B. an die Stelle des Verhältnisses $\frac{BA_1}{A_1C}$ auf BC das neue $\frac{BA_2}{A_2C}$ tritt, sofern $BA_2 = A_1C$ gemacht worden ist.

Der Durchschnitt (Fig. 4) der von A ausgehenden Ecklinie des P. (a) mit BC hängt ab von

$$o \quad a_2 \quad a_3$$

und der vierte harmonische zu B, C; A_1 von

$$o \quad a_2 \quad -a_3.$$

Der ebenso auf CA bestimmte P. B_1 hat ferner die Dr. K.

$-a_1 \quad o \quad a_3$ und der entsprechende C_1 auf AB:

$$a_1 \quad -a_2 \quad o.$$

Addiert man nun die homologen K. der harmonischen P., so erhält man jedesmal o, zum Beweis dafür, dass eine Gerade alle drei enthält; für die Dr. K. dieser G. aber findet man nach IV (2):

$$a_2a_3 \quad a_3a_1 \quad a_1a_2,$$

mithin als Gleichung derselben:

$$\frac{G_1}{a_1} + \frac{G_2}{a_2} + \frac{G_3}{a_3} = o.$$

Daher gilt der Satz:

Die vierten harmonischen Strahlen zu je zwei Seiten und der zugehörigen Ecklinie eines Punk-

tes treffen die jedesmalige dritte Seite so, dass die Durchschnitte auf der zu dem Punkte **reciproken Geraden** liegen.

Von einer Geraden ausgehend gelangt man in analoger Weise zu dem reciproken Punkte derselben.

Nach den Bemerkungen (Fig. 5) am Schluss von III hat der reciproke Höhenschnitt H_r des Dreiecks $b^2 + c^2 - a^2$ als erste Dr. K., aus welcher die übrigen folgen; schreibt man statt dessen $a^2 + b^2 + c^2 - 2a^2$, so erkennt man, dass die durch den bezeichneten Punkt und den Schwerpunkt S gezogene Gerade noch einen dritten enthält, zu den Dr. K.

$$a^2 \qquad b^2 \qquad c^2$$

gehörig, den Haupt-Symmetriepunkt zweiten Grades oder Grebe-P. G.

Nennt man seine Abscisse x_g und die des reciproken Höhenschnittes x_{rh}, so besteht zwischen diesen und x_s die durch das Vorige begründete Beziehung:

$$3x_s - 2x_g = x_{rh} \text{ oder } 2\,(x_s - x_g) = x_{rh} - x_s,$$

nach welcher die Entfernung des reciproken Höhenschnittes vom Schwerpunkt doppelt so gross ist wie die des letzteren vom Grebepunkt. ($H_rS = 2SG$).

Nach diesem Satze lässt sich der letztgenannte konstruieren.

Wenn die Strecke zwischen den P.(a) und (b) nach dem Verhältnis λ geteilt wird, so erreicht man den zugehörigen vierten harmonischen P. vermöge $-\lambda$; deshalb sind die Dr. K. von vier harmon. P. festgestellt durch

$$\left\{\begin{matrix} a_1 & a_2 & a_3 \\ b_1 & b_2 & b_3 \end{matrix}\right\} \text{(erstes Paar)}$$

$$\left\{\begin{matrix} a_1 + \lambda\, b_1 & a_2 + \lambda\, b_2 & a_3 + \lambda\, b_3 \\ a_1 - \lambda\, b_1 & a_2 - \lambda\, b_2 & a_3 - \lambda\, b_3 \end{matrix}\right\} \text{(zweites Paar).}$$

Hieraus schliesst man, dass man durch Addition und Subtraktion der Dr. K. zweier Punkte die zu ihnen als harmonische gehörigen findet.

Für den Durchschnitt der von

$$\begin{matrix} \alpha_1 & \alpha_2 & \alpha_3 & \text{und} \\ \alpha + \alpha_1 & \alpha + \alpha_2 & \alpha + \alpha_3 & \end{matrix}$$

abhängigen Geraden ergiebt sich nach geschehener Division durch α:

$$\alpha_2 - \alpha_3 \quad \alpha_3 - \alpha_1 \quad \alpha_1 - \alpha_2$$

Weil nun die Summe dieser Dr. P. K. verschwindet, so liegt der Punkt im Unendlichen und die Geraden sind deshalb parallel; man darf also behaupten:

Zwei Geraden sind parallel, wenn sich ihre homologen Dr. K. um die nämliche Grösse unterscheiden.

Soll die zu einer gegebenen G. (α) gezogene Parallele durch den P. (a) gehen, so gilt die Bedingung

$$a_1 (\alpha + \alpha_1) + a_2 (\alpha + \alpha_2) + a_3 (\alpha + \alpha_3) = o,$$

aus welcher, sofern die Summe der Dr. P. K. 1 beträgt, als Wert von α hervorgeht:

$$\alpha = -(a_1\alpha_1 + a_2\alpha_2 + a_3\alpha_3).$$

Ein Punkt hat im allgemeinen in Bezug auf ein zweites mit einem ersten irgendwie zusammenhängendes Dreieck eine andere Bedeutung wie im ersten; aus diesem Grunde erscheinen Angaben hinsichtlich der Übertragung der Dr. P. K. von einem Dreieck auf ein anderes wünschenswert. Wir beschränken uns hier auf das Mittendreieck und wollen in der darauf bezogenen Betrachtung für das Symbol P die Buchstaben der Punkte selbst anwenden, z. B. A für P_1 etc.

Bezeichnet man nun den Halbierungspunkt von BC mit A_0, die übrigen entsprechend, so hat man offenbar

$$2A_0 = B + C, \; 2B_0 = C + A, \; 2C_0 = A + B$$

als Gleichungen der Ecken des Mittendreiecks; daraus findet man diejenigen, welche die Ecken des ersten Dr. durch die des zweiten bestimmen, nämlich:

$$A = -A_0 + B_0 + C_0, \; B = A_0 - B_0 + C_0, \; C = A_0 + B_0 - C_0.$$

Hierdurch ist man in den Stand gesetzt, den P. (a) des ersten in Bezug auf das zweite auszudrücken; dies geschieht durch:

$$(-a_1 + a_2 + a_3) A_0 + (a_1 - a_2 + a_3) B_0 + (a_1 + a_2 - a_3) C_0 = o.$$

Zugleich ergiebt sich hieraus das Verfahren, von den K. des Punktes bezüglich des Mittendreiecks zu den ursprünglichen zurückzukehren; denn durch Addition der Koefficienten von B_0, C_0 erhält man 2a, also damit denjenigen von A, und die übrigen dem entsprechend.

Der Schwerpunkt des Mittendreiecks fällt offenbar mit dem des Urdreiecks zusammen; für den reciproken Höhenschnitt in jenem kann man, da seine Seiten die Hälften der anderen sind, wie vorher als Dr. K. $b^2 + c^2 - a^2$ etc. nehmen,

freilich bezüglich $A_0B_0C_0$. Der Übergang zu ABC wandelt dieselben um in a^2, b^2, c^2; mithin ist der erwähnte P. im ursprünglichen Dr. der Grebepunkt. Deshalb hat der Fusspunkt (Fig. 3) der von A_0 ausgehenden Höhe von B_0 dieselbe Entfernung wie der Durchschnitt zwischen A_0G und B_0C_0 von C_0.

Zweiter Teil.

Darstellung der Kegelschnitte durch Dreiecks-Koordinaten; Büschel und Scharen von Kegelschnitten.

VI.

Der massgebende Punkt eines Kegelschnittes; Tangenten.

In der Ebene des Fundamental-Dreiecks ABC (Fig. 6) sei durch den beliebigen Punkt P oder P (a) willkürlich die G. (β) gezogen; wird alsdann der reciproke P. $\left(\frac{1}{\beta}\right)$ der letzteren bezüglich ABC bestimmt, so bestehen nach IV (1), V und III (3) die Relationen

$$a_1\beta_1 + a_2\beta_2 + a_3\beta_3 = o \text{ und}$$
$$\beta_1 G_1 = \beta_2 G_2 = \beta_3 G_3,$$

aus welchen man durch Elimination der β findet:

$$(1) \quad a_1G_2G_3 + a_2G_3G_1 + a_3G_1G_2 = o \text{ oder auch}$$
$$\frac{a_1}{G_1} + \frac{a_2}{G_2} + \frac{a_3}{G_3} = o.$$

Denkt man sich die G. (β) um den P. (a) gedreht, so durchläuft ihr reciproker Punkt eine Linie, und zwar einen Kegelschnitt, weil die nach Einsetzung der Ausdrücke der G entwickelte Gleichung (1) neben konstanten Gliedern auch solche enthält, in welchen die veränderlichen Koordinaten x, y der G in der ersten und zweiten Dimension auftreten. Der Kegelschnitt ist um das Dr. beschrieben; denn (1) wird durch die Koordinaten von A, B, C befriedigt. Weil hiernach die Kurve bei gegebenem Dreieck ABC lediglich von der Lage des Punktes P abhängt, so soll letzterer ihr massgebender Punkt heis-

sen; sie selbst muss als Ortslinie und darum (1) als **Ortsgleichung** bezeichnet werden.

Für einen beliebigen P. (k) des Kegelschnitts gilt, weil seine reciproke Gerade durch den P. (a) gehen muss, die Relation

$$(2)\quad \frac{a_1}{k_1} + \frac{a_2}{k_2} + \frac{a_3}{k_3} = o,$$

aus welcher in Verbindung mit der entsprechenden, auf einen zweiten solchen P. (l) sich beziehenden folgt:

$$(3)\quad \begin{vmatrix} k\,l \\ 31 \end{vmatrix} : \begin{vmatrix} k\,l \\ 23 \end{vmatrix} = \frac{a_2}{k_2 l_2} \cdot \frac{k_1 l_1}{a_1} \text{ und } \begin{vmatrix} k\,l \\ 12 \end{vmatrix} : \begin{vmatrix} k\,l \\ 23 \end{vmatrix} = \frac{a_3}{k_3 l_3} \cdot \frac{k_1 l_1}{a_1}.$$

Weil nun die durch die beiden Punkte bedingte Gerade die Dr. K. $\begin{vmatrix} k\,l \\ 23 \end{vmatrix}, \begin{vmatrix} k\,l \\ 31 \end{vmatrix}, \begin{vmatrix} k\,l \\ 12 \end{vmatrix}$ hat, so stellt sich als Gleichung der durch zwei Kurvenpunkte gehenden Sekante heraus:

$$(4)\quad \frac{a_1}{k_1 l_1} \cdot G_1 + \frac{a_2}{k_2 l_2} \cdot G_2 + \frac{a_3}{k_3 l_3} \cdot G_3 = o.$$

Für den Fall, dass der zweite Punkt mit dem ersten zusammenfällt, verwandelt sich die Sekante in die Tangente; man erhält demnach als Gleichung der **Tangente** des Kegelschnitts im Punkte (k):

$$(5)\quad \frac{a_1}{k_1^2} \cdot G_1 + \frac{a_2}{k_2^2} \cdot G_2 + \frac{a_3}{k_3^2} \cdot G_3 = o,$$

welche sich vermöge (2) noch umgestalten lässt in:

$$(6)\quad \begin{vmatrix} 23 \\ ak \end{vmatrix} G_1 + \begin{vmatrix} 31 \\ ak \end{vmatrix} G_2 + \begin{vmatrix} 12 \\ ak \end{vmatrix} G_3 = o;$$ das Zeichen $\begin{vmatrix} 23 \\ ak \end{vmatrix}$ bedeutet $a_2 k_3 + a_3 k_2$.

Sie stellt zugleich, wenn man sich (k) nicht als Kurvenpunkt, sondern in beliebiger Lage vorstellt, die Polare desselben dar. Durch die Annahme $k_1 = 1$, $k_2 = k_3 = o$ ergiebt sich aus (6) als Gleichung der Tangente in A:

$$(7)\quad \begin{cases} a_3 G_2 + a_2 G_3 = o, \text{ während} \\ a_3 G_1 + a_1 G_3 = o \text{ und } a_2 G_1 + a_1 G_2 = o \end{cases}$$

die Tangenten in B und C ausdrücken.

Ferner gelangt man von (6) aus durch Einführung der Koordinaten des massgebenden Punktes (a) an Stelle der k zu der Gleichung der Polare desselben, nämlich zu:

$$(8)\quad \frac{1}{a_1} \cdot G_1 + \frac{1}{a_2} \cdot G_2 + \frac{1}{a_3} \cdot G_3 = o,$$

also zu dem Satze:

Die Polare des massgebenden Punktes eines um ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts ist die reciproke Gerade desselben.

Die Tangenten durch B und C mögen in $\mathfrak{A}$, die durch C und A in $\mathfrak{B}$, die durch A und B in $\mathfrak{C}$ zusammentreffen; dadurch entsteht das Tangentendreieck $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$, dessen Ecken die Pole der gegenüberliegenden Seiten des Sehnendreiecks ABC sind. Deshalb müssen

$$(9) \quad -a_1 \qquad a_2 \qquad a_3, \quad \text{etc.}$$

die Koordinaten von $\mathfrak{A}$, etc, und daher

$$(10) \quad 0 \quad a_3 \quad -a_2, \; -a_3 \quad 0 \quad a_1, \; a_2 \quad -a_1 \quad 0$$

die von $A\mathfrak{A}$, $B\mathfrak{B}$, $C\mathfrak{C}$ sein. Zwei solche Dreiecke wie ABC und $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$, von welchen das zweite durch die Tangenten in den Ecken des ersten bestimmt wird, mögen als zusammengehörige bezeichnet werden. Man erkennt an den Werten in (10), dass die Geraden $A\mathfrak{A}$ etc. den Punkt (a) als gemeinsamen Durchschnitt haben, mithin die Eigenschaft:

Die Verbindenden der entsprechenden Ecken zweier zusammengehörigen Dreiecke eines Kegelschnitts durchkreuzen einander in demselben Punkt, und zwar in dem massgebenden Punkt des Kegelschnitts bezüglich des Sehnendreiecks.

Hieraus geht noch hervor, dass die beiden Dreiecke sich in perspektivischer Lage befinden, die Durchschnitte der entsprechenden Seiten — A_1, B_1, C_1 — also in gerader Linie liegen; diese enthält die Pole von $A\mathfrak{A}$, $B\mathfrak{B}$, $C\mathfrak{C}$, ist daher selbst die durch (8) bestimmte Polare des massgebenden Punktes. Weil A_1 den Pol von $A\mathfrak{A}$ bedeutet, so wird durch beide die Seite BC harmonisch geteilt; man kann folglich den Satz aufstellen:

Die entsprechenden Seiten zweier zusammengehörigen Dreiecke eines Kegelschnitts schneiden einander in den Punkten **einer** Geraden, nämlich der Polaren des massgebenden Punktes; jede Seite des Sehnendreiecks wird durch letztere und die Verbindende der ihr gegenüberliegenden Ecke mit der entsprechenden des Tangentendreiecks harmonisch geteilt (AB, AC; $A\mathfrak{A}$, AA_1, etc. sind harmonische Strahlen).

VII.

Die massgebende Gerade eines Kegelschnitts.

Bei der gegenwärtigen mit der vorigen analogen Betrachtung soll von dem Dreieck $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ (Fig. 6) als Fundamental-

Dreieck ausgegangen werden. Auf einer Geraden, welche bezüglich desselben die Koordinaten α_1 etc. haben möge, wird ein P. (b) angenommen und seine reciproke Gerade in Bezug auf $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ bestimmt.

Dies giebt Veranlassung zur Aufstellung der Relationen:

$$\alpha_1 \mathrm{b}_1 + \alpha_2 \mathrm{b}_2 + \alpha_3 \mathrm{b}_3 = 0 \text{ und}$$
$$\mathrm{b}_1 \mathfrak{A} = \mathrm{b}_2 \mathfrak{B} = \mathrm{b}_3 \mathfrak{C},$$

aus welchen nach Wegschaffung der b als Gleichung der Kurve folgt:

$$(1) \quad \alpha_1 \mathfrak{B}\mathfrak{C} + \alpha_2 \mathfrak{C}\mathfrak{A} + \alpha_3 \mathfrak{A}\mathfrak{B} \text{ oder } \frac{\alpha_1}{\mathfrak{A}} + \frac{\alpha_2}{\mathfrak{B}} + \frac{\alpha_3}{\mathfrak{C}} = 0,$$

das Analogon zu VI (1).

Bei der Variation des P. (b) unter der Voraussetzung, dass derselbe auf der G. (α) bleibt, stellt (1) — weil man daraus eine Gleichung zweiten Grades bezüglich der in $\mathfrak{A}$, $\mathfrak{B}$, $\mathfrak{C}$ enthaltenen Linienkoordinaten bilden kann — ebenfalls einen Kegelschnitt dar, welchen man sich mittelst der zu den Punkten der Reihe (α) reciproken Geraden erzeugt vorstellen muss; er wird von diesen ebenso wie von den Seiten des Dreiecks berührt, ist also dem letzteren eingeschrieben. Die bei gegebenem Dr. $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ den Kegelschnitt bedingende Punktreihe (α) soll seine massgebende Gerade heissen, die Gl. (1), welche die Linien-K. u, v enthält, seine Mantelgleichung.

Bezeichnet man eine beliebige Tangente der Kurve mit ($\varkappa$), so bestehen zwischen den α und $\varkappa$ Beziehungen, welche den in VI für die a, k aufgestellten vollkommen analog sind; so z. B. entspricht (6)

$$(2) \quad \left|{}^{23}_{\alpha\varkappa}\right| \mathfrak{A} + \left|{}^{31}_{\alpha\varkappa}\right| \mathfrak{B} + \left|{}^{12}_{\alpha\varkappa}\right| \mathfrak{C} = 0$$

und bedeutet den Pol der beliebigen G. ($\varkappa$), resp. den Berührungspunkt der Tangente; die Gegenbilder von (7) sind

$$(3) \quad \alpha_3 \mathfrak{B} + \alpha_2 \mathfrak{C} = 0, \; \alpha_3 \mathfrak{A} + \alpha_1 \mathfrak{C} = 0, \; \alpha_2 \mathfrak{A} + \alpha_1 \mathfrak{B} = 0,$$

die Gleichungen der Berührungsp. auf den Seiten $\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ etc.

Der Pol der massgebenden G. (α) hat die Dr. K.

$$\frac{1}{\alpha_1} \quad \frac{1}{\alpha_2} \quad \frac{1}{\alpha_3} \text{ (vergl. VI (8)).}$$

Wenn man unter A, B, C die auf den Seiten von $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ befindlichen Berührungspunkte versteht, so erhält man durch Verbindung derselben wieder das mit dem letzteren zusammengehörige Sehnendreieck.

Die in VI ausgesprochenen Sätze erleiden hier gewisse Abänderungen im Wortlaut; an ihre Stelle treten folgende:

Der Pol der massgebenden Geraden eines in ein Dreieck beschriebenen Kegelschnittes ist der reciproke Punkt derselben.

Die Durchschnitte der entsprechenden Seiten zweier zusammengehörigen Dreiecke eines Kegelschnitts liegen auf einer Geraden, nämlich der massgebenden des K. bezüglich des Tangentendreiecks.

Die Verbindenden der entsprechenden Ecken zweier zusammengehörigen Dreiecke gehen durch denselben Punkt, den Pol der massgebenden Geraden. Die von einer Ecke des Tangentendreiecks ausgehenden Seiten, die von ihr durch den erwähnteu Pol und den Durchschnitt der dritten Seite mit der entsprechenden des Sehnendreiecks gezogenen Geraden sind harmonisch.

Um hier die Gleichung der Polare eines beliebigen P. (b) zu finden, hat man nur nötig, die Verhältnisse der Koordinaten in (2) durch die b auszudrücken und die erhaltenen Gleichungen nach den x aufzulösen; aus

$$\frac{b_2}{b_1} = \frac{\alpha_3 x_1 + \alpha_1 x_3}{\alpha_2 x_3 + \alpha_3 x_2} \text{ und } \frac{b_3}{b_1} = \frac{\alpha_1 x_2 + \alpha_2 x_1}{\alpha_2 x_3 + \alpha_3 x_2}$$

folgt aber

$$\frac{x_2}{x_1} = \frac{\alpha_2}{\alpha_1} \cdot \frac{\alpha_1 b_1 - \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3}{-\alpha_1 b_1 + \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3}$$

und der analoge Wert von $\frac{x_3}{x_1}$; die Gleichung der Polare eines beliebigen P. (b) inbezug auf das Tangentendreieck ist demnach: (4) $\alpha_1 (-\alpha_1 b_1 + \alpha_2 b_2 + \alpha_3 b_3) \mathfrak{G}_1 + \text{etc.} = o$.

Dieser Bestimmung entspricht bezüglich des Sehnendreiecks die Herleitung der Gleichung des Poles einer beliebigen G. (β) mit Hilfe von VI (6); man findet daraus die zu (4) analoge Gleichung:

$$(5)\ a_1 (-a_1\beta_1 + a_2\beta_2 + a_3\beta_3)\, A + \text{etc.} = o.$$

Wenn ABC und $\mathfrak{ABC}$ zwei zusammengehörige in und um einen Kegelschnitt beschriebene Dreiecke sind, so entspricht dem Punkt K oder (k) desselben die durch den massgebenden

Punkt gehende G. $\left(\frac{1}{k}\right)$; der Fusspunkt A′ von AK auf BC hängt ab von $o \quad k_2 \quad k_3$

und der Durchschnitt (A′) der G. $\left(\frac{1}{k}\right)$ mit BC von

$o \quad k_2 \quad -k_3,$

so dass BC in A′ und (A′) harmonisch geteilt wird; d. h.:

Die Ecklinie eines Kurvenpunktes und die zu ihm reciproke Gerade teilen die Seiten des Sehnendreiecks harmonisch (AB, AC; AA′, A(A′) sind harmonische Strahlen).

Die Tangente ($\varkappa$) in K und der von 𝔄 nach dem ihr entsprechenden Punkte $\frac{1}{\varkappa}$ der massgebenden Geraden geführte Strahl zeigen dasselbe Verhalten — also:

Die Tangente eines Kurvenpunktes und die Ecklinien nach dem reciproken Punkte derselben auf der massgebenden Geraden teilen die Seiten des Tangentendreiecks harmonisch (𝔄𝔅, 𝔄ℭ; 𝔄𝔄′ 𝔄(𝔄′) sind harmonische Strahlen).

Dabei ist 𝔄 der Pol von BC und 𝔄′ der von AK, mithin A′ als Durchschnitt von BC und AK der Pol von 𝔄𝔄′; deshalb muss BC von 𝔄𝔄′ in dem zugeordneten harmonischen Punkt von A′, also in (A′) getroffen werden.

Hier bietet sich also folgender Zusammenhang dar: Durch den massgebenden Punkt zieht man eine beliebige Gerade L, die Seiten des Sehnendreiecks in (A′), (B′), (C′) schneidend, sucht zu ihnen die harmonischen A′, B′, C′ und verbindet diese mit A, B, C; die entstandenen Ecklinien kreuzen einander in dem Punkt K des Kegelschnittes. Die Ecklinien des Tangentendreiecks durch (A′), (B′) (C′) treffen die Seiten desselben in 𝔄′, 𝔅′, ℭ′, welche der Tangente in K angehören; mittelst der diesen Punkten zugeordneten harmonischen (𝔄′), (𝔅′), (ℭ′) gewinnt man nun Ecklinien des Tangentendreiecks, deren gemeinsamer Durchschnitt P sich auf der massgebenden Geraden befindet. Man sieht also, dass die Gerade L und der Punkt P zusammengehören; sie mögen als dem Punkte K, resp. der Tangente in demselben, zugeordnet bezeichnet werden.

VIII.

Bestimmung der Mittelpunkte.

Weil die Polare des Mittelp. (m) eines Kegelschnitts (Fig. 7) sich im Unendlichen befindet, also drei gleiche Koordinaten hat, so gewinnt man aus VII (5) durch Gleichsetzung der β für den Mittelp. M eines um ABC beschriebenen Kegelschnitts die Gleichung:

$$(1)\ a_1\,(-a_1 + a_2 + a_3)\,A + \text{etc.} = o;$$

ebenso entsteht aus der dortigen Formel (2) durch Gleichsetzung der $\varkappa$ für den Mittelp. des in $\mathfrak{ABC}$ beschriebenen Kegelschnitts:

$$(2)\ (\alpha_2 + \alpha_3)\,\mathfrak{A} + \text{etc.} = o.$$

Aus (1) folgt:

$$m_2 - m_3 = (a_3 - a_2)\,(-a_1 + a_2 + a_3),$$

also weiter:

$$(3)\ \frac{m_2 - m_3}{m^1} = \frac{a_3 - a_2}{a_1};$$

kombiniert man aber

	a_1	a_2	a_3	(den massg. Punkt)
mit	0	1	1	(dem Halbierungsp. von BC),
so entsteht:	$a_3 - a_2$	$-a_1$	a_1	

für eine Gerade, deren Durchschnitt mit CA daher bestimmt wird durch:

$$-a_1 \quad o \quad a_3 - a_2 \quad \text{oder}$$

$$(4)\ 1 \quad 0 \quad \frac{a_2 - a_3}{a_1}.$$

Zieht man statt des P. (a) den Mittelpunkt in Betracht, so ergiebt sich für den betreffenden Punkt auf CA:

$$(5)\ 1 \quad 0 \quad \frac{m_2 - m_3}{m_1}.$$

Weil nun wegen (3) die Addition der Koordinaten in (4) und (5) zu 2 0 0 oder 1 0 0 und die Subtraktion zu

$$0 \quad 0 \quad 2.\frac{a_2 - a_3}{a_1} \ \text{oder} \ 0 \quad 0 \quad 1$$

führt, so wird CA durch die von (4) und (5) abhängigen Punkte harmonisch geteilt, oder mit anderen Worten:

Eine Seite eines in einen Kegelschnitt beschriebenen Dreiecks und die Geraden, welche von ihrem Halbierungspunkt nach der gegenüber-

liegenden Ecke, nach dem massgebenden Punkt und dem Mittelpunkt des Kegelschnitts sich ziehen lassen, bilden vier harmonische Strahlen.

Hiernach kann der Mittelpunkt als Durchschnitt dreier Geraden gefunden werden; eine davon ist der vierte harmon. Strahl zu A_0C, A_0A; A_0P.

Nach VI (9) hat der Punkt $\mathfrak{A}$ die Gleichung:

$$(6) \quad - a_1A + a_2B + a_3C = o.$$

Weil man nun (1) auf die Form

$$(7) \quad (a_1 - a_2 - a_3)(-a_1A + a_2B + a_3C) + 2a_2a_3(B + C) = o$$

bringen kann, so gehört der Mittelp. des Kegelschnitts der Geraden an, welche durch den in (6) enthaltenen Punkt und die Mitte von BC bestimmt wird, wie auch noch zwei anderen durch die Halbierungspunkte von CA und AB gehenden, auf dieselbe Weise ermittelten Geraden.

Ein ähnliches Verfahren lässt sich auf (2) anwenden; nach der Verwandlung dieser Gleichung in

$$(a_2 + \alpha_3)\,\mathfrak{A} + (\alpha_3\mathfrak{B} + \alpha_2\mathfrak{C}) + \alpha_1(\mathfrak{B} + \mathfrak{C}) = o$$

erkennt man in dem ersten Glied derselben die Ecke $\mathfrak{A}$, in der Zusammenfassung der beiden folgenden den Berührungspunkt A auf $\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ und in dem letzten die Mitte von $\mathfrak{B}\mathfrak{C}$; der Mittelpunkt des eingeschriebenen Kegelschnitts befindet sich also auf der Geraden, welche die Mitte von $\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ mit dem Halbierungspunkt von $\mathfrak{A}$A verbindet, ebenso wie auf den beiden anderen ihr entsprechenden, und ist daher ihr gemeinsamer Durchschnitt.

Für $a_1 = a^2$, $a_2 = b^2$, $a_3 = c^2$ geht der massgebende Punkt in den Grebeschen und der umgeschriebene Kegelschnitt in den Kreis über; denn die Koordinaten in (1) werden in diesem Falle zu den Ausdrücken, welche den Mittelpunkt des umgeschriebenen Kreises bedingen.

Die Substitution von $\alpha_1 = \frac{1}{2}(b + c - a) = s_1$ etc. in (2) lässt die Gleichung sich verwandeln in die den Mittelpunkt des eingeschriebenen Kreises darstellende; diese Form nimmt also der eingeschriebene Kegelschnitt an, sobald die massgebende Gerade s_1, s_2, s_3 (oder $\operatorname{cotg}\frac{\mathfrak{A}}{2}$, $\operatorname{cotg}\frac{\mathfrak{B}}{2}$, $\operatorname{cotg}\frac{\mathfrak{C}}{2}$) zu Koordinaten hat.

Weist man dem massgebenden Punkt seine Lage im Schwerpunkt des Dreiecks an, so fällt der Mittelpunkt, wie aus (1) ersichtlich, mit diesem zusammen; die Tangente in A hat $G_2 + G_3 = 0$ zur Gleichung, ist also die durch A zu BC gezogene Parallele; die Seiten der zusammengehörigen Dreiecke sind parallel und die Ecken des Sehnendreiecks halbieren die Seiten des anderen. Folglich stellt der Kegelschnitt in diesem Falle die die Seiten eines Dreiecks in ihren Mitten berührende Ellipse dar; die massgebende Gerade ist unendlich fern.

IX.

Kegelschnittbüschel von vier Punkten.

Man denke sich auf einem durch die Ecken von ABC geführten Kegelschnitt (Fig. 8) einen vierten und fünften Punkt (k) und (l); durch die fünf Punkte ist derselbe vollkommen bestimmt; kann man doch auch vermöge der zwischen den Dr. K. stattfindenden Relationen den massgebenden P. (a) ermitteln. Ist aber ausser den Ecken von ABC nur der P. (k) gegeben, so bleibt für (a) ein gewisser Spielraum, in welchem dieser Punkt variieren kann, da er nur durch die eine Gleichung

$$\frac{a_1}{k_1} + \frac{a_2}{k_2} + \frac{a_3}{k_3} = 0$$

gebunden erscheint; nimmt man nun einen zweiten massgebenden Punkt (a′) an mit der Bedeutung, dass durch ihn ein neuer ebenfalls durch die vier Punkte gehender Kegelschnitt bestimmt wird, so gilt für ihn die Relation:

$$\frac{a_1'}{k_1} + \frac{a_2'}{k_2} + \frac{a_3'}{k_3} = 0.$$

Für die durch (a) und (a′) gelegte G. (β) hat man:

$$\frac{\beta_2}{\beta_1} = \frac{\left|aa'\right|_{31}}{\left|aa'\right|_{23}} \text{ und } \frac{\beta_3}{\beta_1} = \frac{\left|aa'\right|_{12}}{\left|aa'\right|_{23}},$$

d. h. wegen der angeführten Relationen:

$$(1)\quad \frac{\beta_2}{\beta_1} = \frac{k_1}{k_2} \text{ und } \frac{\beta_3}{\beta_1} = \frac{k_1}{k_3},$$

so dass die Gleichung dieser Geraden wird:

$$(2)\quad \frac{G_1}{k_1} + \frac{G_2}{k_2} + \frac{G_3}{k_3} = 0,$$

welche nur von (k) abhängt. Demgemäss werden durch vier

Punkte viele Kegelschnitte bestimmt, deren Gesamtheit einen Kegelschnittbüschel von vier Punkten bildet; die mit demselben im Zusammenhang stehende G. $\left(\frac{1}{k}\right)$ soll die ihm zugeordnete Gerade heissen. Dem Obigen entspricht dann der Satz:

Die dem Kegelschnittbüschel von vier Punkten zugeordnete Gerade ist inbezug auf das durch drei derselben bedingte Dreieck reciprok dem vierten gemeinschaftlichen Punkte; die von den Ecken des erwähnten Dreiecks nach dem vierten Punkt gezogenen Ecklinien und die zugeordnete Gerade teilen daher die Seiten harmonisch.

Es möge AK die Seite BC in A treffen; dann ist nach dem letzten Teile des Satzes der Durchschnitt (A) derselben Seite mit der zugeordneten Geraden des Büschels der vierte harmonische Punkt zu B, C; A. Dasselbe lässt sich von den auf CA und AB auf analoge Weise bestimmten Punkten B, (B); C, (C) sagen; daher kann man nach den Ausführungen in VII ABC als Tangenten- und ABC als Sehnendreieck eines Kegelschnitts ansehen, so dass K der massgebende Punkt des letzteren inbezug auf das Sehnendreieck und zugleich der Pol der massgebenden Geraden bezüglich des Tangentendreiecks ist, nämlich der Pol von (A) (B) (C). Der die Seiten von ABC in A, B, C berührende Kegelschnitt hängt lediglich von dem Punkte K ab, welcher auch den Kegelschnittbüschel bestimmt, und heisst deshalb der dem letzteren zugeordnete eingeschriebene K.

Der massgebende Punkt (a) irgend eines um ABC beschriebenen und durch K gehenden Kegelschnitts befindet sich auf der dem Büschel ABCK zugeordneten Geraden (A) (B) (C); die an denselben in A gezogene Tangente hat die Koordinaten

$$o \qquad a_3 \qquad a_2$$

und trifft BC daher in dem von

$$o \qquad a_2 \qquad -a_3$$

abhängigen Punkte A_1, während der entsprechende auf CA liegende Tangentendurchschnitt B_1 durch

$$-a_1 \qquad o \qquad a_3$$

bestimmt wird. Mithin ist die Gleichung von $A_1 B_4$:

$$\frac{1}{a_1} . G_1 + \text{etc.} = o,$$

$A_1 B_1$ selbst also, weil der Punkt (a) der massgebenden Geraden des zugeordneten eingeschriebenen Kegelschnitts angehört, eine Tangente des letzteren. Jeder umgeschriebene des Büschels erzeugt eine solche.

X.

Kegelschnittschar von vier Geraden.

Durch die Seiten eines Dreiecks 𝔄𝔅ℭ (Fig. 8) nebst einer vierten G. ($\varkappa$) wird eine Schar eingeschriebener Kegelschnitte bestimmt, welcher der P. $\left(\frac{1}{\varkappa}\right)$ als Durchschnitt ihrer massgebenden Geraden zugeordnet ist. Letzterer wird erkannt als massgebender Punkt des der Schar von eingeschriebenen zugeordneten umgeschriebenen Kegelschnitts; er ist reciprok zu der vierten Tangente, weshalb die durch ihn gezogenen Ecklinien und die vierte Tangente die Seiten von 𝔄𝔅ℭ harmonisch teilen. Die Begründung ist analog der in IX.

Man kann hierbei auch die dort erläuterte Figur benutzen; dann bildet ABC das gegebene Dreieck, durch dessen Seiten und die vierte Tangente $A_1 B_1$ die Schar der eingeschriebenen Kegelschnitte bedingt wird. Ermittelt man nun zu B, C; A_1 etc. die vierten harmonischen Punkte (A_1), (B_1), (C_1), so erhält man im Durchschnitt der Verbindenden zwischen ihnen und den gleichnamigen Ecken den massgebenden Punkt des zugeordneten umgeschriebenen Kegelschnitts; jeder einzelne eingeschriebene bestimmt einen Punkt des letzteren. Verbindet man nämlich die Berührungspunkte A, B, C eines solchen mit den gleichnamigen Ecken von ABC, so entsteht der Punkt K als ein dem zugeordneten Kegelschnitt der Schar angehöriger.

XI.

Der Mittelpunktkegelschnitt eines Büschels und die Mittelpunktgerade einer Schar von Kegelschnitten.

Denkt man sich, dass der Mittelpunkt (Fig. 9) eines Kegelschnitts des durch vier Punkte bestimmten Büschels auf BC liegt, so muss die erste Dr. K. desselben verschwinden, also

$$a_1 = a_2 + a_3$$

sein; der Quotient der beiden anderen ist alsdann 1, der betreffende Mittelp. muss demnach in den Halbierungsp. von BC fallen. Dasselbe gilt von CA, AB. Der Mittelpunkt-Kegelschnitt des Büschels ist also um das Mittendreieck $A_0B_0C_0$ beschrieben; die Geradenpaare, welche alle vier Punkte enthalten, wie z. B. BC, AK, gehören ebenfalls zu dem Büschel und der jedesmalige Durchschnitt ist zugleich der Mittelp. des von den Geraden vertretenen Kegelschnitts. Die Ecklinie AK von K oder P. (k) trifft aber BC in dem von

$$o \quad k_2 \quad k_3$$

abhängigen Punkte, während der Durchschnitt (BK, CA) die Dr. K. $\quad k_1 \quad o \quad k_3 \quad$ hat.

Durch Übertragung auf das Mittendreieck entsteht hieraus:

$$(1) \begin{cases} k_2 + k_3 \quad -(k_2 - k_3) \quad k_2 - k_3 & \text{und} \\ -(k_1 - k_3) \quad k_1 + k_3 \quad k_1 - k_3 & \text{(vergl. V),} \end{cases}$$

mithin für die reciproken Geraden dieser Punkte:

$$\begin{matrix} \frac{k_2 + k_3}{k_2 - k_3} & -1 & 1 \\ -1 & \frac{k_1 - k_3}{k_1 + k_3} & 1. \end{matrix}$$

Ihr Durchschnitt, für welchen man nach geschehener Reduktion die Dr. K.

$$(2) \; k_1 (k_2 + k_3) \quad k_2 (k_3 + k_1) \quad k_3 (k_1 + k_2)$$

findet, ist der massgebende P. des in Rede stehenden Kegelschnitts und deshalb der Mittelp. des letzteren bestimmt durch

$$k_2 + k_3 \quad \text{etc.},$$

und zwar bezüglich $A_0B_0C_0$; kehrt man zu ABC zurück, so wird $\quad (3) \; 2k_1 + k_2 + k_3$

die erste Dr. K. für den Mittelp. des Mittelpunkt-Kegelschnitts des Büschels, welcher die übrigen entsprechen. Weil man diese K. durch Addition von k_1 und der Summe der k entstehen lassen kann, so liegt der bezeichnete Mittelp. mit K und dem Schwerpunkt von ABC in gerader Linie. Jeder von den Punkten darf als vierter gewählt werden und es giebt deshalb auch vier Geraden dieser Eigenschaft; zwei derselben genügen zur Konstruktion des Mittelp. der Mittelpunkte.

Aus den Dr. K. von A in der Form

$$k_1 + k_2 + k_3 \quad o \quad o$$

und denjenigen des P. (k) oder K ermittelt man für den Hal-

bierungspunkt von AK: $2k_1 + k_2 + k_3 \quad k_2 \quad k_3$
als Dr. K. Addiert man hierzu die mit der Summe der k multiplicierten Dr. K.

$$0 \quad 1 \quad 1$$

der Mitte von BC, so gelangt man ebenfalls zu den Dr. K. des besprochenen Mittelp., welcher demnach auch als **Durchschnitt der Mittellinien des Vierecks** ABCK gefunden werden kann.

Wenn man die massgebenden Geraden zweier Kegelschnitte (Fig. 10), welche zu der durch Dr. $\mathfrak{A}\mathfrak{B}\mathfrak{C}$ und die vierte Tangente ($\varkappa$) bestimmten Schar gehören, durch (α) und (α') bezeichnet, so hängt der Durchschnitt derselben nach X ab von

$$\frac{1}{\varkappa_1} \quad \frac{1}{\varkappa_2} \quad \frac{1}{\varkappa_3},$$

ausserdem aber von:

$$\left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 2\;3\end{smallmatrix}\right| \quad \left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 3\;1\end{smallmatrix}\right| \quad \left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 1\;2\end{smallmatrix}\right|;$$

deshalb bestehen die Relationen:

$$(4)\quad \frac{\varkappa_1}{\varkappa_2} = \frac{\left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 3\;1\end{smallmatrix}\right|}{\left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 2\;3\end{smallmatrix}\right|},\quad \frac{\varkappa_1}{\varkappa_3} = \frac{\left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 1\;2\end{smallmatrix}\right|}{\left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 2\;3\end{smallmatrix}\right|}.$$

Die durch die Mittelp. beider Kurven geführte Gerade hat nach VIII (2) als erste Koordinate

$$(\alpha_3 + \alpha_1)(\alpha_1' + \alpha_2') - (\alpha_3' + \alpha_1')(\alpha_1 + \alpha_2)$$
$$= - \left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 2\;3\end{smallmatrix}\right| + \left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 3\;1\end{smallmatrix}\right| + \left|\begin{smallmatrix}\alpha\,\alpha'\\ 1\;2\end{smallmatrix}\right|,$$

welcher die beiden anderen entsprechen; mit Hilfe von (4) gewinnt man hieraus die Gleichung der Geraden in der Form:

$$(5)\quad \left(-\frac{1}{\varkappa_1} + \frac{1}{\varkappa_2} + \frac{1}{\varkappa_3}\right)\mathfrak{G}_1 + \left(\frac{1}{\varkappa_1} - \frac{1}{\varkappa_2} + \frac{1}{\varkappa_3}\right)\mathfrak{G}_2 + \text{etc.} = 0.$$

Diese G. muss gedeutet werden als der geometrische Ort für die Mittelp. aller Kegelschnitte der durch vier Tangenten bedingten Schar; dieser Ort ist also eine Gerade, die **Mittelpunktgerade der Schar.**

Die Koefficienten der $\mathfrak{G}$ in (5) besitzen die Eigenschaft, dass, wenn man den ersten mit $\varkappa_2$, den zweiten mit $-\varkappa_1$ und den dritten mit $\varkappa_2 - \varkappa_1$ multipliciert, ein mit Null identischer Ausdruck entsteht; daraus geht hervor, dass der von

$$(6)\quad \varkappa_2 \qquad -\varkappa_1 \qquad \varkappa_2 - \varkappa_1$$

abhängige Punkt auf der Mittelpunktgeraden liegt; dasselbe gilt auch von den durch

$$-\varkappa_3 \quad \varkappa_1-\varkappa_3 \quad \varkappa_1 \quad \text{und} \quad \varkappa_3-\varkappa_2 \quad \varkappa_3 \quad -\varkappa_2$$

bestimmten.

Die Dr. P. K. in (6) kann man sich aber entstanden denken durch Addition von

$$\varkappa_2 \quad -\varkappa_1 \quad o \quad \text{und} \quad o \quad o \quad \varkappa_2-\varkappa_1;$$

die letzten Werte führen auf die Ecke 𝔈 und die vorhergehenden auf den Durchschnitt der Tangente $(\varkappa)$ mit der Seite 𝔄𝔅, so dass (6) den Halbierungspunkt der Strecke zwischen diesen beiden bedeutet. Hieraus erhellt die Richtigkeit des Satzes:

Die Mittelpunktgerade aller Kegelschnitte, welche sich in ein Vierseit einschreiben lassen, halbiert die drei Diogonalen des vollständigen Vierseits.

Fügt man zu jeder Dr. L. K. in (5)

$$-\frac{1}{\varkappa_1}-\frac{1}{\varkappa_2}-\frac{1}{\varkappa_3}$$

hinzu, so kommt man nach der Division durch -2 auf die Gleichung der zu $(\varkappa)$ reciproken Geraden und zu dem Satze:

Die zu einer der vier gemeinschaftlichen Tangenten einer Kegelschnittschar bezüglich des durch die übrigen bestimmten Dreiecks reciproke Gerade ist der Mittelpunktgeraden der Schar parallel (vergl. V).

XII.

Veränderte Orts- und Mantelgleichung der Kegelschnitte.

Der Gl. (1) in VI liegt die Vorstellung zu Grunde, dass die Kurve durch die Bewegung eines Punktes entsteht; dabei spielte der massgebende P. (a) die Hauptrolle, während bei der in VII hergeleiteten Mantelgleichung diese von der massgebenden G. (α) übernommen wurde. Es fragt sich, ob unter Beibehaltung der Dr. K. von (a) die Darstellung des Kegelschnitts durch die Mantelgl. sich ebenfalls ermöglichen lässt.

Die erste Ecke 𝔄 des mit dem eingeschriebenen Dreieck ABC eines Kegelschnitts zusammengehörigen umgeschriebenen besitzt nach VI (9) die Dr. K.

$$-\mathfrak{a}_1 \quad \mathfrak{a}_2 \quad \mathfrak{a}_3,$$

oder (1) $\quad -\alpha_1\mathfrak{a}_1 \quad \alpha_1\mathfrak{a}_2 \quad \alpha_1\mathfrak{a}_3.$

Hiernach bildet man

$$(2) \begin{cases} \alpha_2 a_1 & -\alpha_2 a_2 & \alpha_2 a_3 \\ \alpha_3 a_1 & \alpha_3 a_2 & -\alpha_3 a_3 \end{cases} \text{ für } \mathfrak{B} \text{ und } \mathfrak{C}.$$

Wenn man diese Ausdrücke in die Gleichung VII (1) substituiert und dabei als Gleichungen der Ecken A, B, C einführt $P_1 = o$ etc., so ergiebt sich nach der Division durch $\alpha_1 \alpha_2 \alpha_3$:

$$(3) \begin{cases} (a_1 P_1 - a_2 P_2 + a_3 P_3)(a_1 P_1 + a_2 P_2 - a_3 P_3) + \\ (a_1 P_1 + a_2 P_2 - a_3 P_3)(-a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_3 P_3) \\ + (-a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_3 P_3)(a_1 P_1 - a_2 P_2 + a_3 P_3) = o \end{cases}$$

als Mantelgleichung des Kegelschnitts unter Benutzung des massgebenden P. (a). Man kann dieselbe umgestalten in:

$$(4) \begin{cases} a_1^2 P_1^2 + a_2^2 P_2^2 + a_3^2 P_3^2 = 2\, a_2 a_3 P_2 P_3 + \\ 2\, a_3 a_1 P_3 P_1 + 2\, a_1 a_2 P_1 P_2 \text{ oder} \\ \sqrt{a_1 P_1} + \sqrt{a_2 P_2} + \sqrt{a_3 P_3} = o. \end{cases}$$

Die frühere Mantelgleichung lässt sich unter Anwendung der Symbole $\mathfrak{P}_1$, $\mathfrak{P}_2$, $\mathfrak{P}_3$ für $\mathfrak{A}$, $\mathfrak{B}$, $\mathfrak{C}$ schreiben:

$$(5)\ \alpha_1 \mathfrak{P}_2 \mathfrak{P}_3 + \alpha_2 \mathfrak{P}_3 \mathfrak{P}_1 + \alpha_3 \mathfrak{P}_1 \mathfrak{P}_2 = o \text{ (vergl. VII).}$$

Um die Ortsgleichung mit Hilfe der massgebenden Geraden darzustellen, bestimmt man die Ausdrücke der G vermöge der α; zu dem Ende leitet man aus den in VII (3) enthaltenen Koordinaten der Berührungspunkte A, B, C die Gleichungen für die durch dieselben gelegten Geraden her; man findet so die zu (1) und (2) analogen Werte:

$$(6)\ -a_1 \alpha_1 \quad a_1 \alpha_2 \quad a_1 \alpha_3, \text{ etc.}$$

welche die Dr. K. der $\mathfrak{G}$ in den Gleichungen von BC, CA, AB bilden. Man erhält nun die Ortsgleichung des Kegelschnitts aus VI (1) in folgenden zu (3) und (4) analogen Formen:

$$(7) \begin{cases} (\alpha_1 \mathfrak{G}_1 - \alpha_2 \mathfrak{G}_2 + \alpha_3 \mathfrak{G}_3)(\alpha_1 \mathfrak{G}_1 + \alpha_2 \mathfrak{G}_2 - \alpha_3 \mathfrak{G}_3) \\ \qquad + \text{ etc.} = o, \\ \alpha_1^2 \mathfrak{G}_1^2 + \text{ etc.} = 2\, \alpha_2 \alpha_3 \mathfrak{G}_2 \mathfrak{G}_3 + \text{ etc. und} \\ \sqrt{\alpha_1 \mathfrak{G}_1} + \sqrt{\alpha_2 \mathfrak{G}_2} + \sqrt{\alpha_3 \mathfrak{G}_3} = o. \end{cases}$$

Beachtet man die Art der Zusammensetzung der Gleichungen VI (1) und (2), so erkennt man, dass sich in der Ortsgleichung eines Kegelschnitts die Symbole G (oder $\mathfrak{G}$) durch die Koordinaten eines Punktes der Kurve ersetzen lassen; ebenso dürfen in der Mantelgleichung an die Stelle der Symbole $\mathfrak{P}$ (oder P) die Koordinaten einer Tangente treten (vergl. VII).

Bevor in die Mantelgleichung (3) die Koordinaten der Tangente (x) für die P eingeführt werden, möge dieselbe durch

das Produkt der drei darin vorkommenden Ausdrücke dividiert werden; dann entsteht:

$$(8)\quad \frac{1}{-a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3} + \frac{1}{a_1 x_1 - a_2 x_2 + a_3 x_3} + \frac{1}{a_1 x_1 + a_2 x_2 - a_3 x_3} = o$$

als Beziehung zwischen den Dr. K. des massgebenden Punktes und denjenigen einer beliebten Tangente des um ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts.

Aus der ersten Form der Ortsgleichung in (7) geht auf dieselbe Weise als Analogon zu (8) die für die Dr. K. eines beliebigen P. (k) des in ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts geltende Relation

$$(9)\quad \frac{1}{-\alpha_1 k_1 + \alpha_2 k_2 + \alpha_3 k_3} + \text{etc.} = o$$

hervor.

XIII.

Die Schwerpunkts- und Mitten-Ellipse eines Dreiecks.

(Fig. 11.)

Durch die Annahme, dass der massgebende Punkt eines umgeschriebenen Kegelschnitts der Schwerpunkt des Dreiecks ist, gelangt man von VI (2) und XII (8) zu den Bestimmungen:

$$(1)\quad \frac{1}{k_1} + \frac{1}{k_2} + \frac{1}{k_3} = o \text{ und}$$

$$(2)\quad \frac{1}{-x_1 + x_2 + x_3} + \frac{1}{x_1 - x_2 + x_3} + \frac{1}{x_1 + x_2 - x_3} = o.$$

Wollte man sich denken, dass der betreffende Kegelschnitt unendlich ferne Punkte hätte, so müsste für einen solchen

$$(3)\quad k_1 + k_2 + k_3 = o$$

sein. Die Multiplikation von

$$\frac{1}{k_1} + \frac{1}{k_2} = -\frac{1}{k_3} \text{ und } k_1 + k_2 = -k_3$$

$$\text{giebt aber } \frac{k_1}{k_2} + \frac{k_2}{k_1} + 1 = o \text{ oder}$$

$$(4)\quad \left(\frac{k_2}{k_1}\right)^2 + \frac{k_2}{k_1} + 1 = o.$$

Weil diese Gleichung komplexe Wurzeln besitzt, so entbehrt die Kurve unendlich ferner Punkte, muss also eine Ellipse sein; sie möge S c h w e r p u n k t s e l l i p s e heissen.

Das Analogon zu derselben bildet derjenige eingeschriebene Kegelschnitt, für welchen $\alpha_1 = \alpha_2 = \alpha_3$ ist, dessen massgebende Gerade also im Unendlichen liegt; man erhält für denselben nach VII und XII (9) analog zu (1), (2) die Bestimmungen:

$$(5)\ \frac{1}{x_1} + \text{etc.} = o \quad \text{und}$$

$$(6)\ \frac{1}{-k_1 + k_2 + k_3} + \text{etc.} = o.$$

Die Annahme unendlich ferner Punkte, welche das Stattfinden von (3) zur Folge hat, führt auf den Widerspruch, dass die neue Kurve mit der vorigen identisch sein müsste; denn durch Verbindung von (6) mit (3) kommt man auf (1) zurück. Sie ist deshalb ebenfalls eine Ellipse. Dieselbe berührt die Seiten des Dreiecks in ihren Halbierungspunkten, weil für ihre Berührungsp. mit den Seiten aus VII (3) sich ergiebt:

$$\mathfrak{B} + \mathfrak{C} = o,\ \mathfrak{C} + \mathfrak{A} = o,\ \mathfrak{A} + \mathfrak{B} = o.$$

Sie soll darum als M i t t e n e l l i p s e bezeichnet werden.

Weil die Tangenten der Schwerpunktsellipse in den Ecken der Dreiecke nach VI (7) durch $G_2 + G_3 = o$ etc. bestimmt werden, so sind sie den gegenüberliegenden Seiten parallel, die Schwerpunktsellipse berührt mithin die Seiten des durch diese Parallelen bedingten Dreiecks in ihren Halbierungsp., während die Mittenellipse dem Mittendreick umgeschrieben ist. Beide Kurven haben, wie aus VIII hervorgeht, den Schwerp. züm gemeinschaftlichen Mittelpunkt.

Aus (2) folgt für die Schwerpunktsellipse

$$(7)\ \begin{cases} x_1^2 + x_2^2 + x_3^2 - 2(x_2 x_3 + x_3 x_1 + x_1 x_2) = o, \\ \text{oder } \sqrt{x_1} + \sqrt{x_2} + \sqrt{x_3} = o \end{cases}$$

und aus (6) für die Mittenellipse:

$$(8)\ \begin{cases} k_1^2 + k_2^2 + k_3^2 - 2(k_2 k_3 + k_3 k_1 + k_1 k_2) = o, \\ \text{oder } \sqrt{k_1} + \sqrt{k_2} + \sqrt{k_3} = o; \end{cases}$$

der Umfang der Mittenellipse trennt also die Punkte in der Ebene des Dreiecks in zwei Abteilungen, eine innere und äussere; die Punkte der i n n e r e n haben die Eigenschaft, dass die Summe der Quadrate ihrer Dreiecks-Koordinaten kleiner ist als die Summe der doppelten Produkte der letzteren zu je zweien, bei denjenigen der ä u s s e r e n übertrifft die erstgenannte Summe die zweite.

Die für die Tangenten der Schwerpunktsellipse in (7) aufgestellte Relation kann man in die für Punkte geltende Beziehung (8) dadurch umwandeln, dass man von der Tangente zu ihrem reciproken Punkt und von diesem wieder zu seinem reciproken übergeht. Wird der letztere der doppeltreciproke Punkt der Geraden (hier der Tangente) genannt, so kann man den Satz aussprechen:

Die doppeltreciproken Punkte der Tangenten der Schwerpunktsellipse liegen auf der Mittenellipse — und umgekehrt: Die doppeltreciproken Geraden der Punkte der Mittenellipse berühren die Schwerpunktsellipse.

Unschwer erkennt man übrigens, dass je zwei Durchmesser der beiden Kurven in dieselbe Gerade fallen und dass der Durchmesser der Schwerpunktsellipse doppelt so gross ist wie der entsprechende der Mittenellipse; die Umfangslinien beider Kurven sind also parallel.

Da wegen des Stattfindens der Relation (5) der reciproke Punkt der Tangente einer Mittelellipse unendlich fern ist, die nach ihm gerichteten Ecklinien daher parallel sein müssen, so gilt der Satz:

Bestimmt man zu den Durchschnitten paralleler Ecklinien mit den Gegenseiten auf diesen die vierten harmonischen Punkte, so liegen die letzteren auf einer Tangente der Mittenellipse; bei der Variation der Richtung der Parallelen entstehen alle diejenigen Geraden, welche diese Kurve umhüllen. Im Anschluss hieran lässt sich auch ein Punkt der Kurve konstruieren. Die vorher benutzte Ecklinie von A möge abhängen von

$$o \quad \alpha_2 \quad -\alpha_3;$$

weil nun $B_0 C_0$ die Dr. K.

$$-1 \quad 1 \quad 1$$

hat, so erhält man

$$\alpha_2 + \alpha_3 \quad \alpha_3 \quad \alpha_2$$

für den Durchschnitt A_1 beider oder nach vollzogener Übertragung auf das Mittendreieck nach V:

$$o \quad \alpha_2 \quad \alpha_3.$$

Jetzt entsteht für $A_0 A_1$

$$o \quad \alpha_3 \quad -\alpha_2.$$

Die Dr. K. der durch B zur ersten Ecklinie gezogenen Parallelen, durch Addition von $-\alpha_2$ aus den Dr. K. derselben her-

vorgegangen, sind $\alpha_2 \quad o \quad \alpha_2 + \alpha_3$ und führen
mittelst $1 \quad -1 \quad 1$ auf den Durchschnitt B_1 $\alpha_2 + \alpha_3 \quad \alpha_3 \quad -\alpha_2$ derselben mit $C_0 A_0$, woraus für B_1 bezüglich $A_0 B_0 C_0$ folgt:

$$-\alpha_2 \quad o \quad \alpha_2 + \alpha_3$$

und für $B_0 B_1$ $\alpha_2 + \alpha_3 \quad o \quad \alpha_2$.

Die Dr. K. der dritten Ecklinie $C_0 C_1$ gewinnt man jetzt durch Vertauschung von α_2 und α_3, also

$$-(\alpha_2 + \alpha_3) \quad -\alpha_3 \quad o,$$

und erkennt an der Summe o, dass die drei Ecklinien durch denselben P. gehen; seine Dr. K. sind

$$-\alpha_2\alpha_3 \quad \alpha_2(\alpha_2 + \alpha_3) \quad \alpha_3(\alpha_2 + \alpha_3)$$

und besitzen die Eigenschaft, dass ihre Reciproken die Summe o geben. Weil aber die Kurve als Schwerpunkts-Ellipse von $A_0 B_0 C_0$ sich ansehen lässt, so gehört der gefundene P. derselben an; hierauf beruht der Satz:

Jeder P. der Mittenellipse ist der gemeinschaftliche P. dreier Ecklinien des Mittendreiecks, deren jede auf der Gegenseite ihrer Ecke mit der entsprechenden von den oben erwähnten parallelen Ecklinien des Urdreicks zusammentrifft.

Diese Bestimmungen lassen sich auch auf die Schwerpunktsellipse übertragen; bildet dieselbe doch die Mittenellipse des um das Hauptdreieck beschriebenen Tangentendreiecks.

XIV. (Fig. 8.)

Bestimmung über die Art des Kegelschnitts je nach der Lage des massgebenden Elementes.

Betrachtet man einen Punkt der Mittelellipse von ABC als massgebenden Punkt P eines um dieses Dreieck beschriebenen Kegelschnitts, so ist der Tangente an dieselbe in P ein unendlich ferner Punkt reciprok, während den übrigen durch P gelegten Geraden im Endlichen befindliche reciproke Punkte entsprechen. Weil hiernach unter der gemachten Voraussetzung der ungeschriebene Kegelschnitt einen, und nur einen unendlich fernen Punkt besitzt, so bestimmt jeder Punkt der Mittenellipse vermöge der Reciprocität eine um das Dreieck beschriebene Parabel. Die Ecklinien nach dem unendlich fernen Punkt, nach welchem ja auch die Achse der Parabel gerichtet

ist, und die erwähnte Tangente teilen die Seite des Dreiecks harmonisch; mithin kann die Richtung der Achse vermöge der Tangente der Mittenellipse gefunden werden.

Von jedem Punkt ausserhalb der letzteren lassen sich zwei Tangenten an dieselbe ziehen; diesen entsprechen aber zwei unendlich ferne Punkte der neuen Kurve, welche deshalb eine Hyperbel sein muss. Die (nach ihnen gerichteten) Asymptoten sind parallel denjenigen Ecklinien, welche die vierten harmonischen Punkte zu den Durchschnitten der genannten Tangenten mit den Seiten des Dreiecks treffen.

Wird ein innerhalb der Mittenellipse liegender Punkt als massgebend für einen umgeschriebenen Kegelschnitt angesehen, so muss dieser eine Ellipse sein, da hier unendlich ferne reciproke Punkte gänzlich fehlen, und man kann also im Hinblick auf XIII (8) und die angefügte Bemerkung sagen:

Wenn die Koordinaten eines Punktes bezüglich eines Dreiecks der Forderung genügen, dass die Summe ihrer Quadrate gleich der Summe ihrer doppelten Produkte zu je zweien ist, so bestimmt derselbe eine um das Dreieck beschriebene Parabel, dagegen eine eben solche Hyperbel oder Ellipse, je nachdem die erste Summe grösser oder kleiner als die zweite ist. Die letztgenannte Kurve wird zur Schwerpunktellipse oder zum Kreise, sobald der massgebende Punkt in den Schwerpunkt oder den Grebepunkt fällt.

Um die Frage zu beantworten, wann die umgeschriebene Hyperbel gleichseitig wird, denke man sich von dem P. (a), der noch näher zu bestimmen ist, an die Mittenellipse die beiden Tangenten (x) und (x') gezogen und ermittele zunächst die Koordinaten ihres Durchschnittes; man findet:

$$x_2 x_3' - x_2' x_3 \quad x_3 x_1' - x_3' x_1 \quad x_1 x_2' - x_2 x_1'.$$

Diese lassen sich mittelst der beiden auf XIII (5) beruhenden Relationen umgestalten in:

$$(1) \quad \frac{1}{x_1 x_1'} (\text{oder } a_1) \quad \frac{1}{x_2 x_2'} (\text{oder } a_2) \quad \frac{1}{x_3 x_3'} (\text{oder } a_3).$$

Der Durchschnitt der ersten Tangente (x) mit der Seite BC hängt ab von

$o \quad x_3 \quad -x_2$, der vierte harmonische Punkt zu diesem, B und C also von:

$$o \quad x_3 \quad x_2$$

und die durch letzteren und A gelegte Ecklinie von:

$$o \qquad x_2 \qquad -x_3.$$

Dieselbe ist parallel der einen Asymptote, während die Parallele zu der anderen die Dr. K.

$$o \qquad x_2' \qquad -x_3'$$

hat. Weil die Asymptoten der gleichseitigen Hyperbel einen rechten Winkel einschliessen, so muss die Bedingung ermittelt werden, unter welcher die beiden aufeinander normal stehen; dies geschieht auf folgende Weise:

Wir nehmen

$$\lambda = -\frac{\alpha_2}{\alpha_3} = \frac{x_2}{x_3} \text{ und entsprechend } \lambda'$$

als das zweite Teilungsverhältnis auf BC und für den Winkel, welchen die dem ersten angehörige Ecklinie mit AB einschliesst, das Zeichen v an; alsdann ist

$$\lambda = \frac{\sin v}{\sin(A - v)} \cdot \frac{\sin C}{\sin B} \text{ und } \lambda' = -\frac{\cos v}{\cos(A - v)} \cdot \frac{\sin C}{\sin B}$$

bei der gemachten Voraussetzung des Normalstehens und infolge dessen

$$\operatorname{cotg} v = \frac{\sin C}{\lambda \sin A \sin B} + \operatorname{cotg} A = \frac{1}{\lambda} (\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B) + \operatorname{cotg} A$$

und $$-\operatorname{tg} v = \frac{1}{\lambda'} (\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B) + \operatorname{cotg} A.$$

Durch Multiplikation erhält man jetzt die Beziehung:

$$\frac{1}{\lambda\lambda'} (\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B)^2 + \left(\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'}\right) \operatorname{cotg} A (\operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B) + \operatorname{cotg} A^2 + 1 = o,$$

von welcher man unter Benutzung der bekannten Relation zwischen den Kotangenten der Winkel eines Dreiecks zu

$$(1 + \lambda)(1 + \lambda') \operatorname{cotg} A + \operatorname{cotg} B + \lambda\lambda' \operatorname{cotg} C = o \text{ gelangt.}$$

Mithin ergiebt sich:

$$(x_2 + x_3)(x_2' + x_3') \operatorname{cotg} A + x_3 x_3' \operatorname{cotg} B + x_2 x_2' \operatorname{cotg} C = o$$

oder wegen XIII (5):

$$(2) \quad \frac{1}{x_1 x_1'} \cdot \operatorname{cotg} A + \frac{1}{x_2 x_2'} \cdot \operatorname{cotg} B + \frac{1}{x_2 x_3'} \cdot \operatorname{cotg} C = o, \text{ d. h.}$$

$$(3) \quad a_1 \operatorname{cotg} A + a_2 \operatorname{cotg} B + a_3 \operatorname{cotg} C = o \text{ (vergl. (1)).}$$

Diese Bedingung wird von derjenigen durch den Punkt (a) gehenden Geraden erfüllt, welche von

$$\operatorname{cotg} A \qquad \operatorname{cotg} B \qquad \operatorname{cotg} C$$

abhängt. Daraus folgt:

Liegt der massgebende Punkt eines um ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts auf der zum Höhenschnitt reciproken Geraden, so ist die Kurve eine gleichseitige Hyperbel.

Die Beurteilung der Beschaffenheit eines in ein Dreieck beschriebenen Kegelschnitts lässt sich auf das Vorige begründen. Wenn man durch die Ecklinien des Punktes K auf den Seiten von ABC die Punkte A, B, C und zu diesen die vierten harmonischen (A), (B), (C) bestimmt, so bildet die durch die letzteren gehende Gerade die massgebende für den Kegelschnitt, welcher die Seiten von ABC in A, B, C berührt, und zugleich K den massgebenden Punkt für denselben inbezug auf das Dreieck ABC. Jeder in das erstgenannte beschriebene Kegelschnitt lässt sich also bestimmen als der um das letztere beschriebene. Ist die massgebende Gerade (α), so hat man:

$(\alpha_2 + \alpha_3) A = \alpha_3 \mathrm{B} + \alpha_2 \mathrm{C}$; denn (A) wird durch $-\frac{\alpha_2}{\alpha_3}$, mithin A durch $\lambda = \frac{\alpha_2}{\alpha_3}$ bestimmt; ferner

$$(\alpha_3 + \alpha_1) B = \alpha_3 \mathrm{A} + \alpha_1 \mathrm{C}$$
$$(\alpha_1 + \alpha_2) C = \alpha_2 \mathrm{A} + \alpha_1 \mathrm{B}, \text{ also umgekehrt}$$
$$\frac{2}{\alpha_1}\mathrm{A}:\ -\left(\frac{1}{\alpha_2} + \frac{1}{\alpha_3}\right) A + \left(\frac{1}{\alpha_3} + \frac{1}{\alpha_1}\right) B + \left(\frac{1}{\alpha_1} + \frac{1}{\alpha_2}\right) \mathrm{C} = 0$$

und B sowie C dem entsprechend. Um die Gleichung von K bezüglich des zweiten oder Sehnendreiecks zu finden, genügt es zu bemerken, dass K reciprok zu (α) rücksichtlich des Dreiecks ABC ist. Man erhält daher vermöge der vorher berechneten Werte von A, B, C als Gleichung von K:

$$(4) \left\{ \begin{aligned} &\left(\frac{1}{\alpha_2} + \frac{1}{\alpha_3}\right) A + \left(\frac{1}{\alpha_3} + \frac{1}{\alpha_1}\right) B + \left(\frac{1}{\alpha_1} + \frac{1}{\alpha_2}\right) C = 0 \text{ oder} \\ &\mathrm{k}_1 A + \mathrm{k}_2 B + \mathrm{k}_3 C = 0. \end{aligned} \right.$$

Die Entscheidung über die Art des Kegelschnitts hängt nun davon ab, ob der nach XIII (8) gebildete Ausdruck verschwindet, oder positiv, oder negativ ist; denn im ersten Falle gelangt man auf Grund des Vorhergehenden zu einer Parabel, im zweiten zu einer Hyperbel, im dritten zu einer Ellipse.

Hierbei verdient noch der Umstand Beachtung, dass die

Tangente der Schwerpunktsellipse von ABC im P. $\left(\frac{1}{\alpha}\right)$ eben dieselben Dr. K. besitzt, wie sie in (4) vorkommen, nämlich $\frac{1}{\alpha_2} + \frac{1}{\alpha_3}$ etc., und dass zwischen diesen die Relation XIII (7) besteht. Hier wie dort gelangt man zu dem Ausdruck:

$$(5) \quad -\frac{4(\alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3)}{\alpha_1 \alpha_2 \alpha_3}.$$

Derselbe verschwindet für $\alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3 = 0$, die massgebende Gerade geht also dann nach IV (1) durch den Schwerpunkt, d. h.

Der eingeschriebene Kegelschnitt ist eine Parabel, wenn die massgebende Gerade den Schwerpunkt enthält; die Richtung ihrer Achse kann mittelst der Tangente der Mittenellipse des Sehnendreiecks gefunden werden. Liegt der reciproke Punkt der massgebenden Geraden ausserhalb der Mittenellipse des jedesmaligen Sehnendreiecks ABC, so entsteht eine Hyperbel; befindet er sich innerhalb derselben, eine Ellipse.

Gehört der reciproke Punkt der massgebenden Geraden der zum Höhenschnitt des Sehnendreiecks reciproken Geraden an, so ist der eingeschriebene Kegelschnitt eine gleichseitige Hyperbel; der Lage der massgebenden Geraden im Unendlichen entspricht die Mittenellipse des ursprünglichen Dreiecks und für $\alpha_1 = s_1$, $\alpha_2 = s_2$, $\alpha_3 = s_3$ ergiebt sich der eingeschriebene Kreis (vergl. VIII 2).

Um die vorigen Bestimmungen über die Hyperbel und Ellipse mit der massgebenden Geraden selbst in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, dient folgende Betrachtung. Der Ausdruck in (5) bleibt negativ, bedingt also eine Ellipse, wenn alle α dasselbe Zeichen besitzen, d. h. wenn alle Seiten des Dreiecks von der Geraden (α) auf der Verlängerung geschnitten werden; stimmen nur zwei α, etwa α_1 und α_2, im Zeichen überein, so ist (5) positiv oder negativ, je nachdem

$$(6) \quad \alpha_1 + \alpha_2 \gtrless \alpha_3$$

ist. Die Gerade (α) möge die Seiten BC und CA in 4 und 5 treffen, die Ecken A, B, C mit 1, 2, 3 bezeichnet werden; dann verhält sich $\alpha_1 : \alpha_2 : \alpha_3$ ebenso wie Δ (145) : (245) : (345) oder wie $n_1 : n_2 : n_3$, sofern man unter den n die

Längen der von den Ecken auf die Gerade gefällten Normalen versteht; zieht man auch noch von C_0, dem Halbierungspunkte von AB, ebendahin die Normale n_0 und nennt den Durchschnitt zwischen der Mittellinie CC_0 und der Geraden D, so hat man $2n_0 = n_1 + n_2$ und $\frac{n_0}{n_3} = \frac{DC_0}{CD}$ und kann daher an die Stelle der Beziehung (6) setzen:

$$(7)\ 2DC_0 \gtrless CD.$$

Für den Schwerpunkt S wird $2SC_0 = CS$. Gilt nun in (7) das obere Zeichen, so liegt D zwischen C und S, für das untere aber zwischen S und C_0. Hieraus folgt:

Wenn die nicht durch den Schwerpunkt gehende massgebende Gerade zwei Seiten des Dreiecks selbst, die dritte auf der Verlängerung schneidet, so ist der durch sie bedingte eingeschriebene Kegelschnitt eine Ellipse, sobald ihr Durchschnitt mit der Mittellinie der dritten Seite zwischen dem Fusspunkt derselben und dem Schwerpunkt liegt; andernfalls eine Hyperbel.

Simon Petrus.

Skizze eines Charakterbildes

von

D. Emil Frommel.

I.

Man erzählt von Thorwaldsen, dass er einst in den Marmorbrüchen von Carrara einen grossen Block gefunden, denselben mit seinem königlichen Künstlerauge eine Weile angeschaut und dann in die Worte ausgebrochen sei: „In diesem Marmor steckt ein Christus.“ Aber bis aus dem Block jener Christus wurde, den wir in Kopenhagen bewundern, dessen Nachbildung eine Heimat in unseren Häusern gefunden, wie viel Arbeit, wie viel Geduld, wie viel Schläge des Meissels! Ein anderes ist es, zu Etwas bestimmt zu sein und etwas anderes zu seiner Bestimmung erzogen werden. Werden was man ist, welch langer Weg! Man hat oft Königskindern die Krone schon in die Wiege gelegt. Sie waren Könige und mussten es doch erst werden. Anderen Kindern legte man den Feldmarschallstab in die Hand — aber durch welche Kämpfe und Entsagungen ging es, bis sie zum Feldmarschall wurden. Werden was man ist, das ist auch die Losung für jeden Christenmenschen, der in der heiligen Taufe ein Kind Gottes, ein Reichsgenosse Jesu geworden ist und doch seine Lebetage dazu braucht, es in Wahrheit zu werden. Uns zu dem zu erziehen, was wir für uns selbst und für andere werden sollen im Reiche Gottes, ist eine Aufgabe, die zu lösen sich das souveräne Haupt der Kirche vorbehalten hat.

Wohl that es der Herr an allen Jüngern; aber ihrer Zwei sind es vor allem, die ebensowohl Exempel seiner Barmherzigkeit als Denkmale seiner bildnerischen Meisterhand sind; Beide berufen mit besonderem Ruf zur höchsten Aufgabe; beide dazu erzogen durch die tiefsten und schmerzlichsten Wege: Petrus und Paulus. Der Eine, der unbewegliche Felsgrund der Kirche, der Kronhüter ihres Schatzes; der Andere ihr Eroberer und Verwalter, der ihre Schätze flüssig macht. Petri Bild zu zeichnen ist mir zugefallen. So weit es die kurze

Spanne Zeit erlaubt, will ich den Versuch wagen; das Beste freilich dem Bewegen und Sinnen des Hörers und Lesers anheimgebend.

Ich greife drei Epochen aus Petri Leben heraus. Die erste mit der Überschrift: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Das ist die Epoche seiner Berufung. Die zweite ist die seiner Erziehung und Bereitung, wie sie in den Worten steht: „Wenn du dich dermaleinst bekehrst, so stärke deine Brüder.“ Und endlich die letzte, seine Vollendung, wie sie hervorleuchtet aus seinen Briefen und aus den letzten Worten des Herrn an ihn: „Wenn du alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und dich führen wo du nicht hin willst.“

Christus hat keine Bücher in die Welt hinausgesandt, sondern Jünger, deren jeder ein Band aus seiner Bibliothek ist. Er war kein Professor, der vom Katheder dociert und Schüler unterrichtet, sondern das Licht der Welt, das mit Leucht-, Lebens- und Liebeskraft seine Jünger durchdrang. Er ist der Weinstock, dessen Saft und Kraft in die Reben strömt. Sie selbst sollten Lichtträger, ein Salz der Erde, jeder in Sinn, Wort und Wandel, ein lebendiges Bekenntnis sein. Dieselben dazu heranzubilden, war ein Teil der Lebensaufgabe des HErrn. Ein Umstand ist dabei besonders beachtenswert.

Christus schaut seine Jünger ebensowohl als von Ihm selbst erwählt, als auch vom Vater ihm gegeben, an. „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern Ich habe euch erwählet“ spricht Er, nachdem Er die Nacht hindurch im Gebet zum Vater zugebracht. Und ebenso betont Er es auf der anderen Seite im hohenpriesterlichen Gebete: „Ich habe Deinen Namen geoffenbart den Menschen, die Du mir von der Welt her gegeben hast. Sie waren Dein und Du hast sie mir gegeben.“ Darin liegt das Geheimnis der Auswahl, das Geheimnis auch zu gleicher Zeit Seiner Geduld und Seiner Arbeit. Nur so konnte Er sie tragen und ertragen, ihre Gaben entwickeln und zu ihrer Aufgabe sie bereiten. Einzelne Jünger treten mehr in den Vordergrund, die anderen mehr ins Dunkel; von etlichen Jüngern sind uns nur einzelne Züge aufbewahrt, andere

gestatten annähernd ein Lebensbild zu zeichnen; unter ihnen Petrus, der Erste und der Hervorragendste. Das ist er in Wirklichkeit. Es wäre ein Stück protestantischer Befangenheit und ungerechtfertigter Furcht vor Konsequenzmacherei, wollte man leugnen, dass dem Petrus unter allen unmittelbaren Jüngern Christi ein solcher Vorrang zukommt, und „sein Haupt von einer Glorie umgeben ist, wie sie keinen der Zwölfe umstrahlt", Johannes nicht ausgenommen, wiewohl er an der Brust des Herrn lag. Keiner von den Jüngern hat seinem Meister so viel Leid, keiner so viel Freude bereitet wie Petrus; keinem ist so oft seine Berufung vor's innere Auge gestellt worden wie ihm; nicht einmal, sondern zu verschiedenen Malen hat ihn der Herr berufen.

Die erste Berufung fand am Jordan statt, als sein Bruder Andreas ihn dem Herrn zuführt mit dem Worte: „Wir haben den Messias gefunden." Der Herr schaut ihn an, aber Sein Schauen war ein Erschauen, und aus diesem heraus sagt er das Wort: „Du bist Simon, Jonas Sohn, aber du sollst Kephas heissen" (Fels). Ahnungslos empfängt Petrus diese Berufung und Verheissung und es mag ihm ergangen sein bei diesen Worten, wie Maria bei dem Gruss des Engels: „Welch ein Gruss ist das! Ich Simon, Jonas Sohn, der Fischer, ein Fels?!"

Die zweite Berufung ergeht, als der Herr in Petri Schiff tritt und ihn, der die ganze Nacht nichts gefangen, das Netz auswerfen und, gegen alle Fischerpraxis, auf die Höhe fahren heisst. „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen", spricht in kühnem und unbedingtem Glauben der Jünger. Der überreiche Fischfang belohnt seinen Glauben und, überwältigt vom Segen, sinkt er vor dem Herrn nieder und spricht: „Herr! gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch." Im Anblick der Hoheit und der Macht seines Herrn wird er seiner Sünde und Ohnmacht sich bewusst. Der Herr giebt ihm die Absolution, richtet ihn auf, lässt ihn avancieren vom Fischer zum Menschenfischer mit dem Worte: „Fürchte dich nicht, von jetzt ab wirst du Menschen haschen". Die herrlichste Versiegelung seiner Berufung empfängt er in Cäsarea Philippi, als der Herr die Jünger fragt: „Wer sagen die Leute dass des Menschensohn sei?", und Petrus, als Mund der Jünger, in das Bekenntnis ausbricht: „Du bist Christus, des

lebendigen Gottes Sohn!“ (Mt. XVI, 16). Ähnlich wie bei seinem anderen Bekenntnisse (Johannes VI, 67—69), wo Petrus auf die wehmütige Frage: „Wollt ihr auch von mir gehen?“ jene unvergleichlichen Worte spricht, wie sie ihm nur die innigste Liebe, nur ein Durchschauen in das Herz des Herrn eingeben konnten: „Herr, wohin sollen wir gehen? — Du hast die Worte des ewigen Lebens! und wir haben geglaubt und erkannt, dass du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Das konnte nur Einer sagen, der hineingetaucht war in die Atmosphäre der Ewigkeit, die aus der Nähe seines Herrn strömte. Darauf antwortet ihm der Herr, gleichsam in der Antiphonie: „Hast du mir gesagt wer Ich sei, wohlan, ich werde dir sagen wer du bist: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen.“

Noch einmal empfängt er seine Berufung, als der Herr den Verleugner dreimal bekennen lässt auf die Frage: „Hast du mich lieb?“: „Du weisst dass ich dich lieb habe.“ Als Siegel und Unterpfand empfängt er zum Netz den Hirtenstab. Aus dem Menschenfischer soll ein Menschenhirte werden.

So hat zu vier Malen der göttliche Ruf ihn getroffen und ihm seine hohe Bestimmung vor die Seele geführt. Ausserdem gehörte er aber zu den Jüngern, die der Herr allein nahm. Mit Johannes und Jacobus ist Petrus gewürdigt, auf dem Berg der Verklärung zu stehen, und Mose und Elia, die Zeugen des alten Bundes zu sehen. Am Bette von Jairi Töchterlein ist Petrus mit den beiden anderen Jüngern Zeuge der Auferweckungsmacht seines Herrn; ebenso wie in Gethsemane Zeuge seines Seelenkampfes. Petrus schaut seinen Herrn in höchster Herrlichkeit und in tiefster Niedrigkeit.

Alle Evangelisten erzählen am meisten von Petro; nennen ihn auch immer in erster Linie; gönnen ihm neidlos das Vorrecht als ihr Repräsentant zu sprechen. Zu alledem tritt hinzu, dass der Herr nach seiner Auferstehung ihm besonders die Osterkunde mit dem Worte bringen lässt: „saget es seinen Jüngern und Petro“. An Pfingsten ist es Petrus, der Geistgetaufte, der das Netz zum ersten Mal auswirft, und den überreichen Fischfang thut, und die drei Tausend gewinnt. Derselbe Petrus, der wenig Wochen vorher im Hofe des Hohenpriesters

vor einigen Mädchen seinen Herrn verleugnet hatte, steht jetzt vor dem ganzen hohen Rate mit dem kühnen Worte: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ und fügt — als man ihm verbieten will von dem Namen Jesu weiter zu reden, das Wort hinzu, das ein Evangelium im Evangelio ist, ein Kleinod für alle Zeiten, ein Protest gegen allen Aberglauben und Irrglauben: „Es ist in keinem anderen Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesu Christi“. Mit Johannes zusammen thut er das erste Wunder und heilt den Lahmen an der schönen Thüre des Tempels; im jähen Tod des Ananias und der Sapphira vollzieht er das erste Gericht an der jungen Gemeinde. Er ist's, der die erste Tote erweckt, die Jüngerin zu Joppe, Tabea. Und wiederum Petrus der den ersten Heiden tauft: Cornelius und sein Haus und dem das Geheimnis der Universalität des Evangeliums nahe gebracht wird: „Nun erfahre ich es in Wahrheit, dass unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, von Ihm angenommen wird“. Paulus bezeichnet Petrum (Gal. II. 6—9) als „eine Säule der Kirche“ neben Jacobus und Johannes als den, der für die Kinder Israel der erwählte Apostel sei. So hat sich thatsächlich seine Berufung an die hervorragende Stelle bekundet und Petrus sich wahrhaftig als der Felsengrund der Kirche, als der Zeuge derdie erste Gemeinde gesammelt, erwiesen.

Was lag aber dieser Bevorzugung in der Berufung zu Grunde? Gewiss hat der Herr, der mit einem Centralblick den Menschen durchschaute und „wusste was im Menschen war“ (Joh. II. 25) seine natürliche Begabung erkannt, wie ja überhaupt das Kennen des Herrn niemals blos ein äusseres Kennen gewesen. Aber doch war es das nicht allein. Nicht die Begeisterungsfähigkeit, die in Petro so lebendig pulsierte, nicht das Spontane, das aus seinem Charakter elementar hervorbricht, noch auch die opferfreudige Hingabe, die ohne alle Berechnung, voll und ganz alles wagt; das allein alles war es nicht, was Petrum befähigte zu seiner hohen Aufgabe. Denn wie wir später sehen werden, waren das auch die Eigenschaften, die ihm zum Fall geworden; Eigenschaften, die einen dunkeln Hintergrund hatten, deren Gefahr dem Herrn nicht verborgen war. Nein, es war etwas anderes, das in Petro dem Herrn entgegen-

leuchtete. Der Herr hat selbst den Aufschluss gegeben in jenem Worte, das er Petro auf sein grosses Bekenntnis hin gesagt hat: Simon Jonas Sohn, das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Durch eine unmittelbare göttliche Erleuchtung und Machtwirkung berufen und ausgesondert zu sein, als der erste unter den Aposteln, das bedingt seinen Vorzug. Sein Bekennen entstammte nicht einem lebhaften Temperament, sondern einer dynamischen Einwirkung des Vaters. Es war ein in ihn hineingezeugter Drang, der nicht anders konnte als im Bekenntnis hervorbrechen. Mit einem Wort gesagt: es war in ihm ein Glaube, der nicht wie sonst der Glaube eine gewisse Zuversicht und ein Nichtzweifeln ist, sondern jener Glaube, wie ihn Paulus als Geistesgabe (I. Cor. XII. 9) bezeichnet. Es war der wunderkräftige Glaube, der Berge versetzt, der den fremden Glauben in den eigenen hineinziehen kann und, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, die Kraft der Uebertragung auf andere hat; dieser Glaube allein war im Stande, später als ein Fels mitten in der Brandung zu stehen und die trauernden und schwankenden Gemüter aufzurichten. Darum der Herr in jener Sichtungsnacht am grünen Donnerstag für seinen Petrus gerade um dies Eine bittet: „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre“. Hörte dieser auf, dann hörte auch Petrus auf. Das war die Stunde, wo es sich bei ihm um Sein und Nichtsein handelte. Die besondere Berufung durch den Herrn entsprach somit der Gnadengabe des Vaters.

II.

Und nun zu seiner Bereitung. Dass hochbegabte Naturen, verbunden mit einem energischen Wollen, schwerer zu erziehen sind als leidensfähige und passive, weiss jeder Vater und jede Mutter. Gerecht gegen seine Kinder sein heisst nicht, allen alles und allen gleich geben, sondern jedem das Seine nach seiner Individualität. Ein Kind hat unendlich mehr Kampf mit sich selbst als ein anderes, das lenksamer und biegsamer ist. Das Eine gleicht einem Bach der sanft durch Wiesen sich hinschlängelt; das Andere einem Bergstrom, der Felsblöcke und Stämme mit sich schleppt. So war es in Petro. Gerade weil in ihm so Grosses und Hohes lag, lief er auch stündlich

Gefahr herabzusinken. In Petri Bild, wie es uns die Evangelien schildern, ist ein wunderbares Gemisch; es ist etwas Unharmonisches in ihm, und unausgeglichene Gegensätze streiten miteinander. Auf der einen Seite, durchaus kein Mann des Programms, der vorgefassten Pläne und Absichten, und doch wieder der kräftigsten Initiative und des zähen Beharrens fähig; ein Mann, so hingebend, alles in die Schanze schlagend, und doch auf der anderen Seite sich selber schonend, wo er kann; so tief überzeugt von seiner Sündhaftigkeit, und doch so wenig davon überzeugt; seiner Ohnmacht sich auf der einen Seite so bewusst und doch von seiner Unfehlbarkeit so durchdrungen; so entschlossen und doch wieder so zaghaft; sich vorwagend auf den Fluten des Sees zu wandeln, um dann beim Sinken zu rufen: „Herr, hilf, ich verderbe"; so leidensmutig und so leidensscheu; ein Mensch der Ewigkeit und doch ein Mensch des Augenblicks, der momentanen Impulse. Alles das gährt im Petro auf und nieder. Wie bedurfte es doch der Meisterhand Christi, solch unharmonisches Herz umzustimmen! Schauen wir einen Augenblick in die heilige Geschichte. Der Herr spricht vom Vergeben und Petrus braust auf: „Wie viel mal soll ich meinem Bruder vergeben! Ist's genug sieben mal?" Da ist keine Ahnung in ihm, wie viel er der Vergebung bedarf, und der Herr muss ihm erst das Bild des Schalksknechtes vorführen, damit er sich darin erblicke. Als der reiche Jüngling traurig von dem Herrn weggeht, nicht im Stande, das Zeitliche dem Ewigen zu opfern, sagt Petrus: „Herr, wir haben alles verlassen um deinetwillen, was wird uns dafür?" Hier wird der Mann, der die Tiefe des Meeres nicht berechnete als es galt dem Herrn entgegen zu gehen, zum Rechenmeister; und das Gleichnis der Arbeiter im Weinberg muss ihn warnen, dass er, der Erste, nicht zum Letzten werde. Als der Herr ein andermal vom Wachen spricht, spricht er „sagst Du das allen oder auch uns?" so völlig im Unklaren über sich, wie ein Kind, das seinen Eltern, die es liebend aufmerksam machen, nicht eher glaubt, als bis es sich seinen eigenen Kopf angerannt. Was sein tiefster Fehler war — seine ungebrochene Natur, er erkennt sie nicht eher, als bis der Herr die schmerzlichste Kur mit ihm beginnt. Der Herr spricht von seinem Leiden. Petrus fährt ihm in die Rede mit dem „Schone deiner selbst".

Da muss er aus dem Munde seines Herrn, der ihn kurz zuvor einen Felsenmann genannt, hören, dass er ein „Satan“ sei, der nicht meine was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Bei der Fusswaschung zeigt sich derselbe Oppositionsgeist: „Nimmermehr sollst du mir die Füsse waschen.“ Diese Opposition aber schlägt sofort, als er hört, dass er dann keinen Teil an seinem Herrn haben würde, in die aufflammendste Begeisterung um: „Herr, nicht die Füsse allein, sondern auch das Haupt, und die Hände.“ Als der Herr ihn warnt: „Simon, Simon, der Satan hat eurer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen!“ du wirst einer Macht gegenüberstehen, der du nicht gewachsen bist, du wirst mich dreimal verleugnen, hat Petrus keine andere Antwort als die: „Wenn Dich alle verliessen — ich will auch mit Dir in den Tod gehen.“ Da kann ihm denn der Herr nicht mehr helfen. Er muss ihn dem Siebe überlassen, um darin geschüttelt zu werden, damit die Hülsen wegflögen und das Korn dem Herrn überbliebe. „Ich habe für dich gebeten,“ diesem Gebet hat es Petrus zu danken, dass ihm jene Nacht nicht zu einer ewigen wurde. Denn siehe, er sinkt von Stufe zu Stufe, bis er zuletzt in alte Gewohnheit gerät und, sich selbst verfluchend, spricht: „Wahrlich ich kenne den Menschen nicht.“ Das war der, von dem er bekannt hatte: „Du bist der Sohn Gottes“. Ach, Ihn kannte er wohl, aber sich selbst hatte er nicht erkannt! Es kräht der Hahn und sein Gewissen erwacht; aber darin ruht nicht sein Heil. Das treibt ihm noch keine Thränen in die Augen, wohl aber ein anderes: „Und Jesus wandte sich und sahe Petrum an.“ Das war das zugeworfene Rettungsseil. In diesem Blick lag alles: Gericht und Gnade; Hoheit und Erbarmen. Da quollen aus dem Felsenmanne die Thränen: „er ging hinaus und weinte bitterlich.“ Simon, Jonas Sohn, brach zusammen und Petrus stand auf.

Das war der grosse Wendepunkt in seinem Leben, die Stunde seiner Bekehrung. Bisher war er alles, nur nicht bekehrt. Man kann also sehr viel wissen; sehr viel Erkenntnis haben, tapfer mit seinem Mund zeugen und bekennen, Gaben von Oben haben, und doch — und doch — ein unbekehrtes, ungebrochenes Herz ohne Selbsterkenntnis in der Brust tragen. Das musste Petrus jetzt erkennen. Er musste froh werden,

einen Heiland zu haben, der am folgenden Tag hingeht und für ihn stirbt. Und doch ist damit die Arbeit an ihm noch nicht vollendet. Was Christus mit ihm geredet am Ostermorgen; wie er ihm die Thränen getrocknet, und wie der Regenbogen des Friedens über den verlaufenen Thränenwassern zu stehen kam, das alles ist mit dem Schleier des Schweigens zugedeckt. Wahr bleibt Luthers Wort vom Ostermorgen: „Wenn ich ein Maler wäre, so wollt ich wohl Petrum malen, und auf jedes Härlein malen: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.“ Noch einmal hat der Herr mit ihm zu verhandeln, nach Seiner Auferstehung, als Er am Meer wandelt. Jesum sehen, sein Obergewand abwerfen, ins Meer springen und dem Herrn entgegen schwimmen, war bei Petro Eins. Der Herr fragt ihn daher, nachdem er liebevoll zuerst das Mahl mit ihm gehalten: „Simon Johanna“ (ihn wiederum bei seinem Menschennamen nennend), „hast du mich lieber denn mich diese haben.“ Weisst du nicht, dass dies „mich lieberhabenwollen“ dich einst ins Verderben gebracht? Darum rückt ihm der Herr die schon vergebene Sünde noch einmal auf. Denn wo wir unserer Sünde gedenken, da vergisst ihrer der Herr; wo wir aber anfangen ihrer zu vergessen, da gedenkt Er ihrer. Mit der dreimaligen Frage nach seiner Liebe erinnert Er ihn nicht bloss an die dreimalige Verleugnung, sondern giebt ihm zugleich auch die Erlaubnis (die grösste, die je ein Mensch empfangen hat), dreimal seine Liebe zum Herrn bekennen zu dürfen. Denn der Geliebte kann nicht genug hören aus dem Munde der Geliebten: „Ich habe dich lieb.“ Als Zeichen der Absolution drückt Er ihm den Hirtenstab in die Hand, den er nicht bloss über die Schafe, sondern auch über die Lämmer führen soll. Nun weiss der Gebrochene und Geheilte mit den zerbrochenen und wunden Herzen umzugehen. — Wohl dem, dem sein Fall so zum Aufstehen wird. Ein in unseren Tagen heimgegangener Zeuge hat zum Falle Petri glossiert: „Ich will Euch nicht wünschen, dass ihr die Knochen brecht; aber wenn ihr sie einmal brecht, dann möge Euch der Arzt nicht fehlen, der sie so heilt, dass der zerbrochene Knochen kräftiger wird als der gesunde, und die geheilte Stelle die doppelte Kraft zeige wie früher die gesunde.“

III.

Es geht der Vollendung entgegen. Das letzte Wort an seinen Petrus aus dem Munde des Herrn lautet: „Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest wo du hin wolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich führen wo du nicht hin willst."

Auch vom erhöhten Herrn aus geht die Erziehung seines Jüngers weiter. Petrus, der Apostel für Israel, brennend sein Volk dem Herrn zu gewinnen, muss erleben, dass es den Eckstein verwirft. Er schüttelt den Staub von den Füssen und zieht aus Jerusalem. Er sieht, wie das Heil zu den Heiden geht und sein nach manchen Seiten hin befangenes Herz muss sich finden in den grossen Liebesgedanken Gottes, der da will, dass allen geholfen werde, und dass vor Ihm nicht Jude noch Heide, nicht Knecht noch Freier sei. Darum wird Petrus hingesandt, in Cäsarea den ersten Heiden zu taufen. Das geht nicht ohne Kampf ab. In einem Gesicht wird ihm seine Aufgabe gezeigt, als ihm befohlen wird, Unreines zu essen. Auch hier will wieder der alte Oppositionsgeist hervorbrechen, ähnlich wie bei der Fusswaschung: „O nein, Herr, denn ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen." Hier muss er sich sagen lassen: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein." Aber dann, als ihm die Deutung des Gesichtes klar ward und das mit Gebet und Almosen nach Gott ringende Heidenherz zu ihm sendet, und über der Predigt den Geist empfängt, ist Petri lautere Seele sofort überwältigt und hingenommen. Mit seliger Freude nimmt er diese neue Offenbarung und diesen Blick in den Liebesreichtum Gottes hin. Noch von einer anderen Seite soll ihm ein Gegürtetwerden zu teil werden. Das souveräne Haupt der Kirche beruft aus der Reihe der Pharisäer, aus der Festung Seiner Feinde, einen neuen Apostel. Nicht etwa den Dreizehnten neben Zwölfen, sondern einen besonderen Herold, der Ihn nie gesehen; das grosse Exempel aller derer, die nun glauben werden ohne Ihn gesehen zu haben. Ein anderer Bannerträger, ausgerüstet mit seltener Geistesmacht und Geistesschärfe, vertraut mit der besonderen Mission, das Evangelium hinauszutragen vor Könige und Landpfleger und die Weisen dieser Welt, wird an Petri Seite ge-

stellt: Paulus, der Heidenapostel. Er überragt die anderen Apostel, arbeitet mehr denn sie alle, und eine reichere Frucht fällt ihm in den Schoss. Vor diesem leuchtenden Gestirn erbleicht Petri Glanz. Der Thatkräftige wird in die Stille gewiesen und der erste Prediger ins Schweigen. Ja er muss es hinnehmen, dass ihm der jüngere Apostel im Konvente unter die Augen treten muss und den Vorwurf der Schwachheit mit Recht macht. Was für eine Schule für den alten Petrus! welch ein Wandeln mit gebundenen Händen! Aber alle diese Arbeit war nicht umsonst. Ihre reife Frucht ist niedergelegt in den beiden Petrusbriefen. Die Legende sagt sinnig, dass Petro seit der Gründonnerstagnacht für sein ganzes Leben eine Thräne im Auge hängen geblieben sei. In Wahrheit, diese Thräne zittert durch seine Briefe hindurch. Da liegt sein Hirtenherz vor uns ausgebreitet, das an sich selbst die Hirtentreue des guten Hirten erfahren hatte. Selbst geheilt von seinen Wunden, versteht er es mit linder Hand Anderer Wunden zu heilen. Der Anfang des Briefes ist unvergleichlich schön und beginnt mit einem Osterpsalm im höheren Chor, in welchem die Lieder der Passion und der Ostern wunderbar verschlungen sind und schliesslich ausmünden in den Lobgesang, dem wiederkommenden Herrn entgegen. Und nun der Inhalt des Briefes! Wie versteht es Petrus, zu trösten und aufzurichten; Allen Alles zu werden in Seelsorge und in Wort! Wie köstlich, was er den Männern, was er den Frauen zu sagen hat, den Ältesten, den Hirten und Lehrern, eine Pastoral-Theologie in Nuce! Wieder schliesst er mit dem Lobpreise auf Den, der die Gemeinden durch Leiden zur Herrlichkeit führend, vollbereiten, stärken, kräftigen und gründen wird — ein Brief mit Geistesfeuer und Herzblut geschrieben.

Der Meister hat sein Werk vollendet. Petri Leben verliert sich in die Wolke der Zeugen, deren die Welt nicht wert war. Aus der Schrift hören wir nichts von seinem späteren Lebensgang noch Lebensende. Kirchenväter und Legende erzählen, dass er nach Rom gewandert und dort den Märtyrertod bald nach Paulus gefunden habe.

Und nun noch ein Wort des Vergleichs des Petrus der Bibel mit „Sanct Peter“, wie er in der römischen Kirche gepriesen wird. Wahrlich, es giebt keinen schlagenderen Gegen-

beweis gegen den Petrus zu Rom, den Statthalter Christi, den Nachfolger Petri, als Petrus selbst. Hier der Petrus der Schrift, der zu Cornelio, als dieser ihm zu Füssen sinkt, spricht: „Stehe auf! denn ich bin auch ein sündiger Mensch“, und dort der Petrus zu Rom, der sich die Füsse küssen lässt. Hier der Petrus, der sich nur den Mitältesten nennt unter Brüdern, der nur von einem Hirten und Bischof der Seelen weiss, durch dessen Wunden wir heil geworden, und dort der Bischof, der für sich das Recht verlangt, der Bischof der Bischöfe zu sein. Hier der Petrus, der die Gemeinde, das auserwählte Geschlecht und das königliche Priestertum nennt, das geistliche Opfer bringen soll, und verkündigen die Tugenden Des, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht — und dort der Petrus, der die Gemeinde mundtot macht. Hier der Petrus der Schrift, der nur ein unfehlbares, festes, prophetisches Wort kennt und es allem Menschenwitz und klugen Fabeln gegenüberstellt, und dort der Petrus, der die Unfehlbarkeit für sich beansprucht, die Tradition sanktionirt und die Schrift als ein dunkles Wort verbietet. Hier der Petrus, der nichts von einer Erlösung mit Gold und Silber weiss, sondern nur Eine mit dem teuren Blute Christi, und dort der Petrus, der die Ablassbuden aufschlägt. Hier der Petrus, der von keinem anderen Namen wissen will, in welchem wir selig werden und beten sollen, und dort den Petrus, der als Retter der Kirche die allerseligste Jungfrau preist und einen Heiligen nach dem anderen schafft, als Fürsprecher und Mittler. Hier der Petrus, der gebietet, unterthan zu sein aller Obrigkeit um des Herrn Willen, und dort der Petrus mit der dreifachen Krone, Kaiser und Könige absetzend, als die nur von ihm die Krone als Lehen empfangen haben. Hier der Petrus, der selbst verheiratet, der Ehe ihre hohe Aufgabe stellt, und dort der Petrus, der die Ehe den Priestern verbietet und den ehelosen Stand als höhere Heiligkeit preist. Kann man sich einen grösseren Gegensatz, ein unähnlicheres Gegenbild denken?

Ich schliesse und kehre zum Preise des Meisters zurück, der aus dem ungefügen Block das Meisterwerk gebildet. Welch ein Trost für alle die Naturen, die ähnlich wie der Petrus voll Liebe zum Herrn, in sich noch unharmonisch, eine doppelte Seele in der Brust wohnen haben, und die der Verzagtheit,

wenn nicht der Verzweiflung nahe sind über dem Kampf mit ihrem alten Menschen. Mögen sie die göttliche Geduld und Weisheit anschauen, die nicht müde wird, auch durch Fallen zum Aufstehen, durch Binden zur Freiheit zu führen.

Simon Petrus wird mit den anderen Aposteln droben auf Stühlen sitzen und richten die Geschlechter Israel. Wir werden ihn sehen, so Gott Gnade giebt, der der Kirche Felsgrund war und das erste majestätische Bekenntnis zu Christo, dem Sohne Gottes, gethan und Ihm die erste Gemeinde gesammelt. Wir aber wollen, im Anschauen dieser Glorie Petri, mit dem grossen Copernicus auf unser Grab schreiben: „Nicht die Gnade, die Du dem Petro gegeben, aber die Gnade, die Du dem Schächer nicht verweigert hast, gieb mir.“

Amen.

Die deutsche Kaisersage.

Rede

gehalten am 26. Januar 1894

in der Festversammlung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

zur Vorfeier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers

von

Dr. Venediger,

Direktor der städt. Realschule.

Sehr geehrte Versammlung!

Seit den ruhmreichen Zeiten des letzten deutsch-französischen Krieges, in denen unter blutigen Kämpfen und schweren Opfern das neue deutsche Reich erstand, seit jener grossartigen Bethätigung deutscher Wehr- und Volkskraft hat die Ergründung der Umstände, welche zu einer Lösung der deutschen Einheitsfrage eben in dem stattgehabten Sinne geführt haben, die Geschichtsforschung auf das lebhafteste beschäftigt. So sehr aber jedes tiefere Eindringen in den Gang der politischen Geschichte Deutschlands im Verlauf der letzten Jahrhunderte die Notwendigkeit gerade dieser Entwickelung beweist, eben so sehr wird es doch auch klar, dass neben den zunächst ins Auge fallenden politischen und militärischen Faktoren noch eine ganze Reihe anderer Ursachen für die Verwirklichung der Einheitsbestrebungen unseres Volkes von weittragender Bedeutung geworden sind, dass neben materiellen auch ideelle Momente in Betracht kommen, oft zwar weniger deutlich erkennbar, darum aber nicht weniger, und oft schon von langer Zeit her, wirksam. Es würde zu weit führen, wollte ich heute diesen Gedanken ins einzelne verfolgen: als Beispiel will ich nur eines dieser scheinbaren Imponderabilien — um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen — herausgreifen, nämlich die litterarisch-wissenschaftliche Einheit, die Deutschland schon seit Jahrhunderten dargestellt hat. Die von Luther geschaffene einheitliche Schriftsprache, die im wesentlichen gleiche Art der Vorbildung auf den höheren Schulen und Universitäten, die von den protestantischen Ländern ausgehend auch die katholischen in ihren Bereich zwang, vor allem auch der klassische Aufschwung, den unsere National-Litteratur im vorigen Jahrhundert nahm — mit einem Worte die Gemeinschaft des litterarischen Besitzes ist ein wichtiges und bei einer ursächlichen

Darlegung der Begründung des neuen deutschen Reiches sehr hervorzuhebendes Ferment in den deutschen Einheitsbestrebungen: es ist unbestreitbar, dass Deutschland längst eine einige geistige Grossmacht war, ehe es an eine politische Einheit und Grossmachtstellung gedacht hat.

Diese Thatsache erlangt jedoch für die geschichtliche Entwickelung unseres Volkes besondere Wichtigkeit infolge der entschiedenen Richtung auf das Nationale, die ein grosser Teil unserer wissenschaftlichen Studien nach dem bedeutsamen Aufschwung des deutschen National- und Einheitsgefühls während der Befreiungkriege einschlägt. Allseitig beginnt jetzt auf historischer Grundlage das Studium unserer rechtlichen, wirtschaftlichen, sprachlichen Entwickelung, mit einem Wort des gesamten Geisteslebens der Nation, und schafft uns eine Litteratur, deren wissenschaftlicher Wert überall die verdiente Bewunderung findet, deren nationaler Wert aber in seiner Einwirkung auf die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens noch lange nicht aller Orten anerkannt, geschweige denn voll gewürdigt wird.

In jenen Zeiten nationaler Begeisterung ist dann auch, besonders noch durch den günstigen Umstand gefördert, dass die wissenschaftliche Autorität der Gebrüder Grimm und Rückerts Dichtergenius sich ihrer fast gleichzeitig bemächtigten, eine Sage wieder lebhaft im Bewusstsein weiter Kreise unseres Volkes hervorgetreten, der wir jetzt unsere Betrachtung zuwenden wollen: die deutsche Kaisersage!

Wem klänge nicht bei ihrer Erwähnung aus der Jugendzeit ein Lied ins Ohr, das alte Barbarossalied, wem träte nicht sofort die Situation vor Augen, die Rückert [1]) in seinem schwermutvollen, den Ton des Volksliedes aufs glücklichste treffenden Gedicht so eindrucksvoll gezeichnet hat? Tief im Innern des Kiffhäuser [2]), der seinen sagenumwobenen, waldumrauschten Gipfel stolz und kühn aus der Segen und Frieden atmenden goldenen Aue emporhebt, zugleich auch eine Stätte reicher geschichtlicher Erinnerung aus glanzvoller mittelalterlicher Kaiserzeit, haust seit langer, langer Zeit der „alte Barbarossa, der Kaiser Friederich“. In Schlaf versunken ruht er auf elfenbeinernem Stuhl, das müde Haupt auf den marmelsteinernen Tisch gestützt, durch den sein feuerfarbener Bart

hindurchgewachsen ist. Er hat des Reiches Herrlichkeit mit sich in die Tiefe des Berges hinabgenommen; mit Barbarossas Rückkehr wird auch sie einst wiedererstehen. So harrt er, niemals gestorben, der Stunde, wo das Vaterland ihn zu neuen Thaten berufen wird, der Stunde, wo die alten Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Für ungezählte Deutsche ist die windumklungene, trümmerbesäte Höhe des Kiffhäuser infolge des Rückertschen Gedichts ein Gegenstand pietätvoller Sehnsucht geworden, Tausende der Besten und Edelsten unseres Volkes haben den Glauben an die Verwirklichung des deutschen Kaisertraumes treu im Herzen getragen, hoffend und harrend richteten sie ihre Blicke in trüber Zeit nach dem alten Bergesrecken: Barbarossas Erwachen ward geradezu zum Symbol der Macht und Einheit Deutschlands bis zur herrlichen Erfüllung des Traumes von Kaiser und Reich in grosser, jüngst vergangener Zeit!

So hat sich die Sage in der eben dargelegten Form im Laufe dieses Jahrhunderts zum Range eines wichtigen und treibenden Faktors in den Einheitsbestrebungen unseres Volkes erhoben. Tief und innig ist sie mit dem politischen Empfinden der Nation verwachsen und wird noch lange mit demselben verwoben bleiben, trotzdem die geschichtliche Kritik, welche seit der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches der Behandlung dieses Stoffes ein besonders lebhaftes Interesse entgegengebracht hat, die allgemein geltenden Vorstellungen sowohl betreffs der Persönlichkeit des Kaisers, als auch betreffs des Ursprungs der Sage als irrig hat verwerfen müssen. Denn einmal — und diese gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung lassen Sie mich gleich voranschicken — erscheint nicht sowohl Friedrich I. Barbarossa, dessen auf dem dritten Kreuzzuge im fernen Morgenlande unter so tragischen Umständen erfolgter Tod [3]) zwar sehr bald Gegenstand legendenhafter Ausschmükkung geworden, niemals aber von weiteren Kreisen ernstlich in Zweifel gezogen ist, anfänglich als der sehnsüchtig erwartete Zukunftskaiser der Sage, sondern vielmehr sein Enkel, Friedrich II. Der Tod dieses Kaisers ward dagegen schon bei seinen Lebzeiten in mystischer und abergläubischer Weise erörtert und seine Wiederkehr hat unangefochten Jahrhunderte lang die Einbildungskraft unseres Volkes aufs lebhafteste beschäf-

tigt [4]). Sodann aber steht es jetzt ebenfalls fest, dass wir den Glauben an die Rückkunft eines verstorbenen Kaisers nicht als ursprünglich national-deutsche Sage für uns in Anspruch nehmen dürfen, sondern dass dieser Zug aus einer weit älteren, allgemeineren Kaisersage — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — übernommen wurde, deren Inhalt, entsprechend der politischen Stellung und Bedeutung der beiden Nationen — denn auch neben der deutschen eine französische [5]) Ausbildung bez. Umbildung erfahren hat. Hat demnach im vorliegenden Falle die Wissenschaft wieder einmal liebgewordene, in weite Kreise unseres Volkes gedrungene Vorstellungen als irrig abweisen müssen, so ist uns als Ersatz dafür durch ihr eindringendes Studium nicht nur Kern und Wesen der Sage nach Umfang und Wert erst ganz erschlossen, sondern vor allem die Berechtigung dargethan, dass wir die Kaisersage, sowohl wegen der Länge der Zeit, in der sie im Herzen unseres Volkes gelebt hat, als auch wegen der Selbständigkeit der Ausgestaltung, die ihr in mythischer, geschichtlicher und poetischer Beziehung in unserem Vaterlande zu teil geworden ist, doch als eine echt deutsche und nationale ansehen dürfen.

Gestatten Sie mir nunmehr Ihnen in Kürze Entstehung und Ausbildung unserer Kaisersage vorzuführen. —

Die Anfänge derselben reichen, wie schon bemerkt, in weitentlegene Fernen zurück und stehen mit den altchristlichen Vorstellungen vom Ende aller Dinge, von der dem Weltuntergange vorangehenden Herrschaft des Antichrists und der Errichtung des tausendjährigen Reiches im Zusammenhang.

Diesem Ursprung entsprechend überwiegt in der Entwickelung unserer Sage zuerst bei weitem über ein Jahrtausend lang das religiöse Moment. Mit blutigen Lettern hatte sich die Zeit der furchtbaren Christenverfolgungen unter dem römischen Kaiser Nero in die Herzen der Mit- und Nachwelt geschrieben. Kein Wunder, dass man, im Anschluss an die Bezeichnung der Bibel [6]), die den Kaiser als den „Menschen der Sünde“ hinstellt, in ihm zur Zeit der Kirchenväter den „Antichrist“ erblickte, dass man an seinen Tod — und das ist ein Zug, der von nun an durch die gesamte Sagenbildung immer und immer wieder hindurchgeht — nicht glaubte, sondern mit Furcht und Zittern seine Wiederkehr aus der Hölle und dann die Erneuerung

seiner greuelvollen Regierung erwartete. Es war ein Trost, dass sein fluchwürdiges Wirken zunächst nur im Geheimen sich vollziehen, dass ihn eine stärkere Macht zuerst noch niederhalten würde, und wenn es auch noch streitig ist, ob wir uns unter dieser Macht einen der römischen Cäsaren vorzustellen oder an das römische imperium als solches zu denken haben, — sehr bald überwog doch diese letztere Ansicht. Die gläubige Christenheit hoffte, so lange das alte römische Reich noch bestände, auch vor der Wiederkehr des Antichrist sicher zu sein. Wenn demnach die Sage die Existenz des römischen Weltreichs als eine wesentliche Bedingung in ihren Bereich gezogen hatte, so ist es nur natürlich, dass mit dem Uebertritt Constantins des Grossen zum Christentum und der Anerkennung der christlichen Religion seitens des römischen Staates, mit der Verlegung des Schwerpunkts dieser Weltmacht, besonders nach der Zerstörung des weströmischen Reiches, nach dem Osten, nach Byzanz, auch unsere Sage nunmehr in diesem Teile des Römerreichs ihre weitere Fortbildung erhielt. Vor allem unter dem Einfluss der Methodisten im ausgehenden 7. Jahrhundert, also in dem Zeitalter der Begründung und Ausbreitung des Islam, entwickelt sich dann die Sage in der Richtung weiter, dass dem Auftreten des Antichrist eine Periode grössten Glanzes und höchster Machtentfaltung des byzantinischen Reiches vorangehen wird; da inzwischen durch das siegreiche Vordringen der Anhänger Muhameds das heilige Land den Christen entrissen war, so tritt seine Wiedergewinnung als eine der von dem letzten Kaiser zu lösenden Aufgaben in den Sagenkranz ein. Demnach wird dieser gewaltige Held nach der Niederwerfung der Ismaeliten und der Wiedereroberung Jerusalems an heiliger Stätte vor dem Kreuze des Herrn seine Krone niederlegen. —

Dem letzten Zuge begegnen wir hier als etwas Neuem zuerst in der Sage, er kehrt aber von nun an immer wieder, besonders auch in der die Auffassung des ganzen Abendlandes bedeutsam beeinflussenden Umgestaltung der methodistischen Lehre durch den Abt Adso von Moutier-en-Der, um die Mitte des 10. Jahrhunderts. Denn mit dem steigenden Einfluss, den das Abendland in politischen und religiösen Dingen in jenen Jahrhunderten sich zurückerobert hatte — ich erinnere nur an

Karl den Grossen und die Erneuerung der römischen Kaiserwürde im Jahre 800, die man nur als eine Fortsetzung des alten imperium romanum ansah, an das Hervortreten des römischen Bischofs und die Entwickelung des Papsttums — hatte auch unsere Sage ihre Wanderung aus dem Morgenland nach dem Westen wieder angetreten. An die Stelle der römischen Imperatoren, beziehungsweise der byzantinischen Kaiser, sind jetzt die „Könige der Franken" getreten. So lange sie überhaupt noch herrschen, wird der Antichrist ohne Macht sein. Endlich aber wird einer von ihnen die Herrschaft über das gesamte römische Reich erhalten, er, machtvoll und ruhmvoll, der grösste aber auch zugleich der letzte aller Könige. Nachdem er treu (nach anderer Lesart: glücklich) seines schweren Amtes gewaltet, wird er zuletzt nach Jerusalem ziehen: auf dem Oelberg legt er Scepter und Krone nieder: vorbei ist es dann mit dem römischen Weltreich und dem Christentum — der Antichrist erscheint, das Weltende bricht an!

Es entspricht durchaus den die damaligen Zeiten beherrschenden staatsrechtlichen Vorstellungen, wenn man bei der zuletzt genannten Auffassung noch mehrere Jahrhunderte lang stehen bleibt. Denn seit den Tagen Karls des Grossen sah man in der That in den Franken die rechtmässigen Erben des römisch-christlichen Kaisertums und hielt theoretisch auch nach der Teilung des karolingischen Reiches an der Einheit der fränkischen Monarchie fest; selbst bei Erneuerung der Kaiserwürde durch Otto den Grossen im Jahre 962 konnte man sich der Macht der fränkischen Kaisertradition in Bezug auf manche Äusserlichkeiten, vor allem auch den Krönungsornat, nicht entziehen und noch im 12. Jahrhundert steht einer der bedeutendsten Geschichtschreiber seiner Zeit, zugleich auch ein naher Verwandter des Hohenstaufischen Hauses, Otto von Freising, unter der Vorstellung, das deutsche Reich sei nur ein Teil der fränkischen Herrschaft [7]). So weiss denn auch für unsere Sage noch das um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts verfasste Gedicht „Entechrist", dass „der Vranchin chunic einer" kommen solle, der, grösser und bedeutender als alle seine Vorgänger, Rom und den Lateran beherrschen und aller Reiche gewaltig werden wird. Als neu und wichtig erscheint hier neben dem „dürren Baum", an welchen der siegreiche Kaiser

seinen Schild hängen wird, um dann der Herrschaft zu entsagen und zu sterben, der von jetzt an zu grosser Bedeutung anwachsende Umstand, dass der letzte Kaiser die Herrschaft über Rom und den Lateran gewinnen wird, dass demnach Kaiser und Papst als zwei feindlich einander gegenüberstehende Mächte auftreten.

Wir müssen uns daran erinnern, dass in jener Zeit der grosse Kampf zwischen Hierarchie und Staatsgewalt ausgefochten wurde, dass es die Tage eines Heinrich IV. und Gregor VII., Friedrich Barbarossas und Alexander III. sind. Bald machte die Umgestaltung der Sage unter dem Einfluss dieses die damalige Welt beherrschenden kirchenpolitischen Kampfes zugleich in Verbindung mit dem Erstarken des Kaiserbewusstseins und Nationalgefühls während der Herrschaft der Hohenstaufen einen weiteren entscheidenden Fortschritt. Bis dahin war sie, entsprechend dem universellen Charakter des römischen Weltreichs und der seine Fortsetzung bildenden fränkischen Monarchie bez. des Kaisertums Otto des Grossen, allgemeine auf mystisch-chiliastischer Grundlage ruhende Kaisersage mit überwiegender Betonung das religiöse Moment gewesen: nunmehr entwickelt sich aus der fränkischen die eigentliche deutsche Kaisersage. Wenn man nach den bisher angeführten Quellen als letzten ruhmreichen Beherrscher der Christenheit vor Beginn des Weltunterganges entweder einen römischen Kaiser oder einen Frankenkönig erwartet hatte, so erscheint nunmehr, und zwar in sehr scharf betontem Gegensatz zu dem fränkischen, d. h. jetzt bereits französischen, König ein deutscher Kaiser [8]); und wenn man bislang nur im allgemeinen von einem Kaiser oder König schlechthin gesprochen hatte, so tritt bald auch eine bestimmt benannte Persönlichkeit, ein „Kaiser Friedrich“, in den Vordergrund; neben dem religiösen macht sich von jetzt ab viel bedeutsamer als bisher das politische, bald auch, und zwar beide an nachdrücklicher Betonung überflügelnd, das soziale Moment geltend. Der „Kaiser Friedrich“ ist aber, wie schon gesagt, nicht Friedrich I. Barbarossa, sondern sein Enkel Friedrich II., eine Thatsache, die sowohl in den Quellen, wie wir sehen werden, als auch in der allgemeinen Zeitlage und der Persönlichkeit Friedrichs II. selbst ihre Begründung und Erklärung findet.

Denn die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, die im wesentlichen von der Regierung Friedrichs II. ausgefüllt wird, bildet einen überaus merkwürdigen Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte. Bei der genialen Beanlagung und der gewaltigen Energie des Staufers, bei der Fülle von Strömungen und Bestrebungen, die sich damals auf allen Gebieten deutschen Volkslebens regte, würde das Zeitalter Friedrichs II. eine unserer glänzendsten Epochen darstellen, wenn nicht der grösste Teil jener Lebenskraft in erbittertem, unfruchtbarem Kampfe sowohl auf geistlichem als weltlichem Gebiet sich nutzlos hätte verzehren müssen. Denn eben in jener Zeit erreicht der Streit zwischen Kaiser und Papst, richtiger gesagt zwischen Kaisertum und Papsttum, seinen Höhepunkt. Nachdem Friedrich II., und wir dürfen fast sagen wider seinen Willen, in diesen längst über die Personen hinausgewachsenen Prinzipienstreit hineingezogen war, hat er, entsprechend seinem Naturell, trotz des mehrfach über ihn verhängten Bannes, im erbitterten, hasserfüllten Ringen mutig ausgeharrt, bis der Tod ihm das Schwert aus den Händen wand; er, dessen Haupt sieben Kronen schmückten, ist in diesem Kampfe zwar unterlegen, aber die Spur von seinen Erdentagen ist lange nicht untergegangen, und noch geraume Zeit nach seinem Hinscheiden bewegte die Erinnerung an seine Worte und Thaten die beiden einander mit der blinden Wut der Leidenschaft bekämpfenden Parteien. Es ist nur zu erklärlich, wenn dieser bedeutende Herrscher als Mensch und Fürst auf das verschiedenste von Mit- und Nachwelt beurteilt ist; ganz besonders aber verschärfen sich die Gegensätze in der Würdigung seiner Persönlichkeit, wenn es sich nicht sowohl um die Regententhätigkeit Friedrichs II. im allgemeinen, als vielmehr um seine Stellung zu Religion und Hierarchie handelt. Hier gilt er — je nach dem Parteistandpunkt — den einen für den ärgsten Feind der Kirche, des Christentums überhaupt, für einen zweiten Nero, einen Vorläufer des Antichrist, ja für den letzteren selbst; den anderen aber ist er mit seinem Ringen gegen den Papst, gegen den vielfach hochmütigen und entarteten Klerus der sehnlichst erwartete Zukunftskaiser des letzten christlichen Weltreichs, der zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogen ist, der Kirche und Staat reformieren wird.

Eine eigentümliche und doch für die Auffassung ihrer Zeit höchst bedeutungsvolle und einflussreiche Stellung zu dieser Frage nehmen die Joachiten ein, Bettelmönche und eben deshalb in vielfacher Beziehung mit den weitesten Kreisen des Volkes, Angehörige des in jener Zeit gegründeten Franciskanerordens. Sie nannten sich nach dem um 1201 oder 1202 gestorbenen calabrischen Abt Joachim von Floris (Fiore), einem religiösen Schwärmer, der sich in seinen mystisch-apokalyptischen Schriften viel mit der Zukunft der Kirche und dem bald über die Welt hereinbrechenden göttlichen Strafgericht beschäftigte. Nach der durchaus eigenartigen Ansicht der Joachiten, die keineswegs blinde und bedingungslose Anhänger des Papsttums waren, sondern für die schweren inneren Schäden der Kirche ein offenes Auge hatten, war Friedrich dazu bestimmt, die verweltlichte Kirche in die äusserste Not zu bringen. Trotz der Härte und Grausamkeit, mit der Kaisertum und Papsttum, besonders unter Innocenz IV., einander befehdeten, schien die furchtbarste Phase des Kampfes noch nicht gekommen; denn mit dem entscheidenden Wendepunkt, bei welchem Friedrich II. sein Leben verlieren wird, soll ja auch zugleich ein neue Aera hereinbrechen, in der die frommen Minoriten eine segensreiche Thätigkeit entfalten werden. Da man nun diesen bislang noch nicht eingetroffenen Zeitpunkt sehnlichst herbeiwünschte, so ward der Tod Friedrichs bereits bei seinen Lebzeiten Gegenstand eifriger Forschung. Nach einer angeblichen Weissagung Joachims schätzte man sein Leben auf 70 Jahre; man wusste aber auch, dass er nur durch Gott, d. h. nicht eines gewaltsamen, sondern nur eines natürlichen Todes sterben könnte; grundlegend für die ganze spätere Tradition der Joachiten über das Ende und Fortleben des Kaisers, wirkte jedoch ein Spruch der sogenannten erythräischen Sibylle [9]), wonach er seine Augen durch einen verborgenen, dunklen, geheimnisvollen Tod schliessen, d. h. doch wohl still, insgeheim, unbemerkt sterben wird, so dass es von ihm unter den Völkern heissen wird: „vivit et non vivit“, „er lebt und lebt nicht“! —

Derartige Anschauungen beherrschten damals weite Kreise und wurden, soweit es sich um die Erfüllung grosser, auf Friedrich II. gesetzter Hoffnungen handelte, durch die poli-

tischen Zustände, vor allem auch in Deutschland, noch wirksam unterstützt. Denn gerade das letzte Jahrzehnt seiner Regierung brachte unserm Vaterlande ausserordentlich schwere Zeiten; äussere und innere Feinde bedrohten es, Aufruhr und Bürgerkrieg herrschten, Bann und Interdikt waren über das Reich verhängt! Voll banger Erwartung richteten Viele in dieser Bedrängnis den Blick nach Süden, wo der Kampf gegen die Curie den Kaiser schon allzulange fernhielt [10]), und erwarteten einzig und allein von seiner Rückkehr Heil und Rettung. Und dieser Glaube an ihn war nicht ohne eine gewisse innere Berechtigung. Wohl war der glänzende, trotz seiner Fehler und Leidenschaften persönlich so liebenswürdige Herrscher nur selten nach Deutschland gekommen; aber jedes Mal hatte sein Auftreten dem alten Zauber des Staufischen Namens neue Kraft und Geltung verliehen, hatte seine Anwesenheit siegreiche Niederwerfung der Gegner, Herstellung von Ruhe und Frieden, Gesetz und Ordnung, zuletzt noch Entfaltung wahrhaft kaiserlicher Macht und Herrlichkeit bedeutet. Gerade sein so seltenes Erscheinen auf deutschem Boden erhöhte für seine Anhänger den Nimbus seiner zwar auch ihnen fremdartigen, seltsamen, aber doch bezaubernden Persönlichkeit, wie es umgekehrt seine Gegner in der ungerechten, von Furcht, Hass und Aberglauben eingegebenen Beurteilung bestärkte [11]). Und es fällt keineswegs aus dem Rahmen der Anschauungen dieser Epoche, wenn sie einer so eigengearteten, nach ihrer Auffassung fast übermenschlichen Persönlichkeit, die in dem Brennpunkt der politischen und apokalyptischen Hoffnungen und Befürchtungen des Zeitalters steht, auch ein ungewöhnliches, übernatürliches Schicksal andichtete.

Es kann nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen, dass, als der Kaiser in der That am 13. Dezember 1250 zu Fierenzola in Apulien an einer ruhrartigen Krankheit plötzlich und unerwartet starb, und zwar gerade zu einer Zeit, wo der Sieg sich auf seine Seite zu neigen schien, Vielen, die unter dem Druck der damaligen Weltlage oder unter dem Einfluss der Joachitischen Prophezeiungen standen, diese Thatsache, besonders auch wegen der augenblicklichen Zeitverhältnisse, einfach unfassbar war. Sie wurden in ihren Zweifeln noch dadurch bestärkt, dass Manfred das Hinscheiden seines Vaters

aus politischen Gründen verheimlichte und denselben in aller Stille beisetzen liess. Trotzdem nun die Curie, und sogar der Papst persönlich, mündlich und schriftlich es sich aufs äusserste angelegen sein liessen, die Kunde von dem Tode des „Ketzers“ frohlockend in weite Kreise zu verbreiten, fand dieselbe doch vielfach keinen Glauben, sowohl in Italien, als auch in Deutschland. Es kann gleichgiltig sein, in welchem der beiden Länder das Gerücht von dem Fortleben des Kaisers zuerst die weitere Verbreitung gefunden hat, da wir die Existenz der Legende für beide Gebiete aus zeitgenössischen Berichten nachzuweisen vermögen; indes spricht es doch für die Stärke und Ausbreitung der Legende auch in Italien, wenn der Streit um den Tod Friedrichs II. sogar Veranlassung zu Wetten wurde, wie uns denn sogar noch direkt ein notarieller Akt aus Sangemignano vom 10. August 1257 erhalten ist, worin 2 Edelleute dem Goldschmied Braccio 60 Scheffel Getreide versprechen, falls das Gerücht, Kaiser Friedrich II. sei noch am Leben, sich bewahrheiten sollte.

Die auf den Tod Friedrichs II. folgenden Ereignisse: der Zusammenbruch der einst so glänzenden Hohenstaufischen Macht und das durch seine Tragik erschütternde Ende dieses herrlichsten deutschen Kaisergeschlechts, dessen letzter Spross den schmachvollen Tod durch Henkershand starb, die schweren Zeiten des Interregnums, der zufällige Umstand, dass im 13. Jahrhundert nach Friedrich II. überhaupt kein deutscher König mehr zum Kaiser gekrönt wurde, wie der Staufer denn auch der letzte gewesen war, der einen Kreuzzug unternommen hatte — alle diese Thatsachen trugen dazu bei, dass sich die Sage im Laufe des 13. Jahrhunderts ständig erhielt und verbreitete. Ja noch mehr: dieselbe gewinnt bald derartig an Stärke, dass sie aus dem Bereich legendenhafter Überlieferung heraustritt und greifbare Gestalt annimmt. So treten seit Anfang der 60er Jahre des 13. Jahrhunderts sowohl in Italien als auch in Deutschland eine ganze Anzahl von Männern auf, die sich für den erwarteten, wiedererstandenen Kaiser ausgeben und gläubige Anhänger finden. Wohl fehlt es nicht an Analogien zu diesem interessanten geschichtlichen Vorgang [12]); ich erinnere hier nur an die zeitlich nahestehende vom „falschen Waldemar“. Wir können zur Erklärung dieses psychologischen Processes darauf hinweisen, dass es der die über-

wältigende Grösse bedeutender Menschen dankbar bewundernden oder furchtsam anstaunenden Mitwelt schwer wird, überhaupt an ihre Vergänglichkeit und ihr Gebundensein an die ewigen Naturgesetze gleich anderen Sterblichen zu glauben, besonders wenn ihr Wirken in geschichtlich erregte Zeiten fällt und sie dahingegangen sind, ohne ihr Werk zu vollenden. Mit mehr Berechtigung aber scheint mir die trübe allgemeinpolitische Lage hervorgehoben werden zu können [13]); denn gerade in jenen Tagen hatte eine tiefe Gährung sich der Gemüter bemächtigt, die, unterstützt durch elementare Ereignisse, materielle Not und den Mangel gesicherter Rechtszustände, unser Volk, und nicht bloss in den unteren Schichten, gewaltig erregte und für das Auftreten jener Betrüger einen ausserordentlich günstigen Boden schuf.

Unzweifelhaft aber waren es derartige Empfindungen der Volksseele, durch welche es dem Tile Kolup [14]) (Dietrich Holzschuh) — um nur einen jener falschen Kaiser herauszugreifen — in Verbindung mit einer antihabsburgischen Strömung gelang, sich unter der Regierung Rudolfs von Habsburg während der Jahre von 1282—1285 am Rhein zu behaupten. Nach einem ersten verunglückten Versuch in Köln richtete er sich zu Neuss, dann zu Wetzlar eine förmliche kaiserliche Hofhaltung, ja eine Art kaiserlicher Kanzlei ein; schliesslich forderte er den König Rudolf selbst vor seinen Thron, damit der Habsburger sich von ihm belehnen lasse. Als der Unfug selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen erregte — wir hören von Gesandtschaften aus Italien, die sich über den neu erstandenen Kaiser unterrichten wollen —, musste sich Rudolf entschliessen, dem keineswegs ungefährlichen Nebenbuhler mit Heeresmacht entgegenzuziehen. Jetzt aber liessen den Tile Kolup seine Anhänger im Stich, die Wetzlarer lieferten ihn aus, und nach dem Urteil des Hofgerichts ward er auf dem Kalsmunt bei Wetzlar. als Ketzer verbrannt (7. Juli 1285). Aber mit dem verglimmenden Scheiterhaufen war keineswegs auch das Andenken dieses Mannes aus dem Gedächtnis des Volkes beseitigt. Sorgfältig durchsuchte man die Asche des Holzstosses; als man gar keine Überreste von Gebeinen darin gefunden hatte, war es für seine Anhänger klar, dass Tile Kolup doch der echte Kaiser Friedrich gewesen sei, und Otto-

kar, der gleichzeitige Verfasser der „Steirischen Reimchronik“, der ihn selbst für einen „Äffer“ und „Trugner“ hält, berichtet, dass viele behaupteten:

„Es wär von Gottes Kraft,
Dass er leibhaft
Sollte noch bleiben
Und die Pfaffen vertreiben..“

„Friedrich soll die Pfaffen vertreiben!“ Wir sehen, der Kampf gegen das Papsttum hat sich bereits zu einem Kampfe gegen den gesamten Klerus erweitert! Diese dem Kaiser hier zum ersten Mal gestellte Aufgabe haftet der Sage nunmehr fest und dauernd an, bildet sich mehr und mehr aus und leitet zu den im 14., 15., 16. Jahrhundert immer breiter in ihr auftretenden politisch-sozialen Ideen über. —

Besonderen Anlass zur Erregung des Ingrimms gegen Rom und die Kirche, sowie zur Auffrischung der Legende vom Kaiser Friedrich bot nun in der nächstfolgenden Zeit zunächst die Regierung Ludwigs des Baiern (1314—1347). Die äussere politische Lage war fast dieselbe wie unter dem grossen Staufer. Wieder loderte der alte Streit zwischen der ghibellinischen Richtung und dem Papsttum in hellen Flammen auf, wieder schleuderte der Statthalter Petri den Bannstrahl gegen das Haupt des deutschen Volkes. Aber das Auftreten der unter dem Einfluss der französischen Könige stehenden, damals in Avignon residierenden Päpste ward jetzt noch um vieles anmassender und herausfordernder; die Curie aber begnügte sich bald nicht mehr mit der Einmischung in die grossen politischen Aktionen, sondern die päpstliche Jurisdiktion streckte mit gieriger Hast überall hin ihre Hände aus, und gerade dieses Eingreifen in die kleinen Verhältnisse, verbunden mit der in jenem Jahrhundert um sich greifenden Sittenlosigkeit und Weltlust der Geistlichen hat am meisten dazu beigetragen, die Erbitterung gegen dieselben zu steigern und den Pfaffenhass allgemein zu machen. —

Aber auch für das Eindringen sozialistischer Tendenzen in die Sage gewährt uns eine Betrachtung der damaligen gesellschaftlichen Vehältnisse hinreichenden Aufschluss. Eine allgemeine Verrohung der Sitten tritt ein. An Stelle jener edlen Lebenskunst, die die Blüte der ritterlichen Zeit ausgezeichnet hatte, tritt eine wüste, gemeine Genusssucht, der auch die oberen Schichten der Bevölkerung nicht widerstehen. Während man ge-

rade in diesen Kreisen von der Höhe vornehmer Lebens-Auffassung und -Führung herabsteigt und sich in Sprache und Sitte den unfeinen Lebensgewohnheiten der niederen Klassen annähert, sucht man durch um so strengeren, äusserlichen Abschluss den Unterschied der Stände, den Beruf oder Geburt gezogen, aufrecht zu erhalten. Dabei geht ein Streben, über seine Lebenssphäre hinauszugehen, durch alle Kreise der Gesellschaft und erzeugt selbstredend Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen. In zahlreichen Gedichten, Flugschriften, Abhandlungen wird damals der Wert der Arbeit, besonders der Handarbeit, sowie die soziale Stellung der Arbeiter theoretisch erörtert; oft spricht auch bereits Hass und Erregung gegen die Besitzenden überhaupt aus diesen Erzeugnissen und rät zu gewaltsamer Umgestaltung der bestehenden Eigentumsverhältnisse. Derartige Anschauungen beherrschten die Massen und machten sich, vielfach unter Ausbruch wildester elementarer Leidenschaften, in den städtischen Verfassungskämpfen, sowie in den Erhebungen des platten Landes, dem sogenannten Bundschuh, Luft [15]).

So nimmt denn das Bild des sagenhaften Zukunftskaisers jetzt eine sozialistische Färbung an. Ein „Pfaffenfeind" war er ja immer gewesen; jetzt ward er in der Phantasie des Volkes zum erklärten Freund und Beschützer des armen Mannes, und diese Seite seines Wirkens wird in den litterarischen Überlieferungen der Kaisersage aus diesem Jahrhundert hauptsächlich und nachdrücklich betont. Bedeutsam tritt unter ihnen zunächst der Bericht des Franziskaners Johann von Winterthur hervor, obgleich er persönlich den Glauben an die Rückkehr des Kaisers nicht teilte. Er schrieb um 1348, also zu einer Zeit, in welcher die 100jährige Wiederkehr des Todestages Friedrichs II. die Gemüter bewegte, während gleichzeitig der so plötzlich auf einer Jagd 1347 eingetretene Tod Ludwigs des Baiern eine bedeutsame Analogie zu dem jähen und unerwarteten Ende des Staufers bot. Sodann gehört ein unter dem Luxemburger Karl IV. aufgezeichnetes Sibyllenbuch hierher und endlich ein sogenanntes „Meistersingerlied", in welchem in ergreifender, inniger Weise und voll Sehnsucht vom „Kaiser Friedrich, dem hehren und auch milden" gesungen wird. Es kehren hier die uns schon bekannten Weissagungen joachitischen oder auch älteren Ursprungs wieder, verbunden

mit den die Zeit beherrschenden Anschauungen über eine bald hereinbrechende furchtbare Katastrophe und den Bildern chiliastischer Glückseligkeit: die Rückkunft des verlorenen Kaisers, sein Zug in das gelobte Land, die Befreiung des heiligen Grabes, das Aufhängen des Schildes an den dürren Baum, der darauf von neuem zu grünen beginnt [16]). Indes wie viel weiter sind die Aufgaben des Kaisers auf politischem und sozialem Gebiet gesteckt! Der Kaiser Friedrich, der seinen Namen mit Recht führt, weil er der „ganzen Welt“ den Frieden bringen wird und „der zu dem Ende wiederkehren muss, und wäre er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Asche verbrannt“, wird nicht bloss das heilige Grab wiedergewinnen, sondern vielmehr

„alle heidenische reich
di werden demselben keiser undertan“ (Meistersingerlied)

und „der heiden gloube muoz zergân“ (Sibylle).

Und nun erst sein energisches Eingreifen zur Hebung sozialer Missstände, das sich vor allem gegen Juden und Pfaffen richtet! Die Juden [17]) bekehrt er alle zum Christentum (Sibyllenbuch); ihre

„kraft legt er darnider
so gar an alles wer,
daz si nimmer auf bekummen“ (Meistersingerlied).

Die Geistlichen aber wird er so furchtbar verfolgen, dass sie nicht wissen werden, wie sie sich unkenntlich machen sollen, und im Notfall ihre Tonsuren lieber mit Kuhmist bedecken werden, um sich der Bestrafung zu entziehen (Johann v. Winterthur). Die Klöster wird er zerstören (Meisters.), Nonnen und Mönche zur Ehe veranlassen und sie statt ihres bisherigen Müssigganges zwingen, Wein und Korn zu bauen. Frieden und Sicherheit werden nach der Wiederaufrichtung seiner Herrschaft im Reiche herrschen, das er gerechter und ruhmvoller denn je regieren wird, so dass

„weip unde man gen ane wer
peide früh unde spat“;

ja (nach Joh. v. Winterthur) wird er sogar die armen Frauen und Jungfrauen reichen Männern zur Ehe geben und umgekehrt und somit der ungleichen Verteilung des Besitzes ein Ziel setzen. Dann, ja dann

„gewint di werlt freüden also vil“ (Meisters.)
„nâch kument aber guotiu jâr
und wirt in al der werlt wol stân“ (Sibylle). —

Es liegt auf der Hand, dass, nachdem im 14. Jahrhundert in die nationale Legende sozialistische Ideen Eingang gefunden hatten, das Bild des wiederkehrenden Kaisers auch in den folgenden Jahrhunderten bis zum endgiltigen Abschluss der Reformation mit den Hoffnungen und Wünschen besonders der unteren Volksklassen um so inniger verwachsen, die Sage, deren Inhalt im wesentlichen derselbe bleibt, nur um so weitere Verbreitung finden musste. Ebenso wie früher Johann von Winterthur, so nimmt jetzt der Thüringer Chronist und Kleriker Rothe (um 1440), der ein entschiedener Gegner dieses Volksglaubens war, doch Veranlassung gegen diese „nuwe ketzerei, disse buferei die der tufel zubrenget, dor mete her dieselben ketzer unde etzliche einfeldige cristenleute vorleitet“ zu polemisieren; aber trotz derartiger Proteste liess sich die grosse Menge ihren Glauben nicht rauben — im Gegenteil, man baute fest und sicher auf den Zukunftskaiser als den Erretter und sehnte die Tage, die sein Erscheinen mit sich bringen würde, möglichst bald herbei. Nur so wird es uns verständlich, warum selbst an so wenige ruhmvolle Herrscher wie Sigismund oder gar Friedrich III. der nationale Glaube sein Hoffen knüpfen konnte, warum sogar Karl V., der grosse Gegner Luthers, wenn auch nicht selbst zum ausschliesslichen Helden der Sage erhoben, so doch in seinen politischen und kirchlichen Bestrebungen von einem sagenhaften Kaiser Friedrich unterstützt wird [18]).

Die Persönlichkeit Karls V. führt uns aber bereits mitten in die Reformation und damit in eine Epoche, welche bei ihrer einschneidenden Bedeutung für die Geschichte unseres Volkes auch für die Ausgestaltung der Kaisersage von hervorragendem Einfluss geworden ist. Zunächst freilich bleiben auch während dieser Epoche die dem Kaiser Friedrich gestellten Aufgaben noch durchaus in dem Rahmen der alten Ueberlieferung; dieselbe tritt jedoch, wie uns die Fülle litterarischer Erwähnungen darthut, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in dem Bewusstsein des Volkes ausserordentlich lebendig hervor, wird bei ihrer Ausgestaltung durch die konfessionelle Stellungnahme

des betreffenden Verfassers bereits beeinflusst [19]) und ist uns auch ihrerseits ein Beweis, wie sehr in jener Zeit sich mit der kirchlichen Reform auch die Erfüllung politischer Wünsche und Hoffnungen der Nation verknüpfte. Auch Luther selbst „hat oft in den landen als er ein kind war ein prophetzei gehort, kaiser Friderich wurde das heilige Grab erlössen“; er giebt der Legende eine tief symbolische Deutung auf „die heilige schrift, darinne die warheit Christi, durch die papisten getöd, ist begraben gelegen“. Als aber durch die Annahme des Passauer Vertrags (1552) und den Abschluss des Augsburger Religionsfriedens (1555) die Reformation eine Thatsache geworden war, mit der man staatsrechtlich zu rechnen hatte, als dadurch wenigstens für einen grossen Teil Deutschlands das sehnsuchtsvolle Hoffen in religiöser Beziehung erfüllt war, werden die Folgen dieser wichtigen geschichtlichen Vorgänge auch in der veränderten Ausgestaltung der Sage deutlich erkennbar.

Zunächst scheidet als einer ihrer wesentlichsten und ausgeprägtetsten Züge das feindliche Vorgehen des Kaisers gegen Papst und Klerus aus. Ein Volksbuch vom Jahre 1519 [20]) ist die letzte Quelle, die noch von einer Bestrafung der Geistlichen spricht; dann hören wir nichts mehr von der früher so energisch und immer wieder betonten Forderung eines Kampfes gegen Lateran und Hierarchie. In gleicher Weise ist es uns durchaus verständlich, wenn auch die Kreuzzugsidee und die Wiedereroberung des heiligen Grabes nunmehr, wenngleich erst etwas später, völlig aus der Sage entschwinden. Denn der Sieg des reformatorischen Prinzips, die Anerkennung der Gleichberechtigung der Konfessionen macht zunächst theoretisch den Kampf gegen das Papsttum gegenstandslos, während Kirche und Geistlichkeit ebenfalls durch die Reformation ein ganz anderes Ansehen beim Volk zurückerhalten, zuerst bei den Anhängern des evangelischen Bekenntnisses, dann aber auch bei den Katholiken. Dem religiösen Empfinden der Reformationszeit aber lag die Erreichung anderer Ziele viel näher als die Wiedereroberung des heiligen Landes, abgesehen von dem gewaltigen Aufschwung, den das osmanische Reich in jenen Tagen genommen hatte.

Ebenso wie diese noch aus der Zeit der ursprünglichen allgemeinen Kaisersage stammenden Aufgaben treten aber auch

die übrigen grossartigen Tendenzen der mittelalterlichen Sage immer mehr zurück, jemehr wir uns der neueren Zeit nähern. Bald verzichtet die Überlieferung sogar gänzlich darauf, von der Mission des Zukunftskaisers näher und genauer zu berichten. Wie die religiösen, so schwinden auch die sozialen Probleme aus der Thätigkeitssphäre des Zukunftskaisers. Diese Einzelheiten verlieren ihr Interesse gegenüber der einen durch die staatlichen Verhältnisse in erster Linie bedingten und deshalb unentwegt, wenngleich in unklarer Vorstellung festgehaltenen Forderung, dass der jetzt tief im Bergesinnern schlafende Kaiser Friedrich einst erwachen und zurückkehren soll, mit ihm in alter Majestät „des Reiches Herrlichkeit". Die Thatsache der Rückkehr des Kaisers als solche rückt demnach nunmehr vor allem in den Vordergrund des Interesses, des Hoffens und Verlangens unseres Volkes, und deshalb weiss die Sage jetzt auch näheres über die Umstände, welche den Tag seines Wiedererscheinens verkünden, beziehungsweise verhindern. Aber wie bescheiden und zurückhaltend, ja wie entsagungsvoll wird sie in Bezug auf die Möglichkeit der Herstellung der früheren glänzenden Machtstellung! Nur in dem langen Zwischenraum von je hundert Jahren wagt schliesslich das gedrückte Volksgefühl sich eines solchen Ereignisses gewärtig zu halten!

Auch diese Abwandlung der Sagenform vermögen wir nur zu verstehen, wenn wir uns die politischen Ereignisse des auf die Reformation folgenden Zeitraums und die Stellung, in die unser Vaterland durch sie gedrängt wurde, vergegenwärtigen. In dem furchtbaren Elend des 30jährigen Krieges, dessen Wirkungen für die Kultur unseres Volkes sich noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein geltend machten, war Deutschlands Macht gebrochen. Vorbei war es auf lange Zeit mit einem freien und grossen Erfassen religiöser Dinge, vorbei mit dem Interesse an einer das gesamte Deutschland umfassenden religiösen Reform; vorbei war es auch mit der politischen Bedeutung unseres deutschen Vaterlandes, das, in hunderte selbstständiger territorialer Gewalten zerstückelt, zum geographischen Begriff herabsank und in seiner Uneinigkeit ein Hohn und Spott des Auslandes für Jahrhunderte wurde; vorbei aber war es auch für lange Zeit mit der Hoffnung auf bessere künftige Tage, auf eine Hebung der sozialen Lage, besonders der un-

teren Stände, geschweige, dass man an eine Besserung derselben aus eigner Initiative, wie sie sich so trotzig in den litterarischen Erzeugnissen der der Reformation vorangehenden Epoche ausspricht, auch nur hätte denken können. Nichts ist charakteristischer, als dass in jenen Zeiten tiefster nationaler Ohnmacht, wo wir in der That von einem deutschen Volksgefühl kaum sprechen können, auch unsere Kaisersage scheinbar völlig erstorben war. Und sie würde vielleicht damals für immer im Volksbewusstsein verklungen sein, wenn nicht der Umstand, dass sie sich von jetzt an wesentlich auf eine Örtlichkeit beschränkte, ihr die Kraft zu weiterer Dauer verliehen hätte. In jenen Tagen wird unsere Kaisersage zur Kiffhäusersage, und der Umstand der Lokalisation bedingt und erklärt es im Verein mit den eben dargelegten politischen Zuständen, warum jetzt in der Sage das mythisch-poetische Element um so stärker hervortritt. —

Wie aber ist der Kaiser in den Kiffhäuser gekommen? — Schon seit dem ersten Auftreten der Sage von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs hatte die Frage, wo sich der noch lebende Kaiser eigentlich aufhalte, die Gemüter lebhaft beschäftigt. Man nahm einerseits an, dass er mit seinen Anhängern in weitentlegene Länder entwichen sei, von wo er nicht zurückkehren werde [31]); andererseits aber glaubte man, dass er als Pilger nach dem Morgenlande gezogen sei, und erwartete seine Wiederkehr von dort. Von Interesse ist zunächst in letzterer Richtung ein Gedicht Oswald des Schreibers, dessen Abfassungszeit zwischen 1350 und 1400 fällt und aus den Berichten einer verloren gegangenen „römischen Chronika“ und „mündlichen Erzählungen von Bauern“ sich zusammensetzt. Unter anderen kostbaren Geschenken, die ihm ein sagenhafter Priester Johannes aus Indien zugeschickt hat, hat Kaiser Friedrich auch einen unsichtbar machenden Ring erhalten. Als ihn nun der Bannfluch trifft, reitet der Kaiser, dem die Gotteshäuser verschlossen, die Segnungen der Kirche versagt sind, mit seinem Gefolge in den Wald und entschwindet plötzlich durch die Kraft des Zauberringes den Blicken seiner Begleiter. Niemand weiss zu sagen, wo er hingekommen, ob er damals gestorben, ob wilde Tiere ihn zerrissen, ob er noch verborgen lebt. So berichtet Oswald im Anschluss an die römische Chronika. Da-

neben aber hat er von Bauern gehört, dass ihnen der Kaiser als ein „Waller", d. h. ein Pilger, erschienen ist; er hat ihnen von künftiger Kaisermacht und Herrlichkeit und von seinem Kampf mit dem Klerus erzählt. —

Indes der frei schaffenden Phantasie des Volkes genügen bald derartige vage und unbestimmte Berichte über den Aufenthalt des Kaisers nicht mehr. Sie weiss im Laufe der Zeit zu berichten, dass der Kaiser auf „Burgen umher wandere". Zunächst freilich ist der Aufenthalt des Kaisers keineswegs auf eine Burg beschränkt. In Süd-West- und Mitteldeutschland finden wir ihn; bald erfahren wir auch näheres über sein Thun und Treiben. Immer deutlicher aber hebt sich im Laufe der Zeiten der Kiffhäuser als der eigentliche Wohnort des Sagenkaisers aus der Überlieferung heraus.

Indirekt steht diese Burg schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Verbindung mit der Kaisersage [23]). In den Chroniken des 15. Jahrhunderts finden wir aber den Kiffhäuser direkt bezeugt, so bei Dietrich von Engelhusen und dem schon erwähnten Rothe, der seinem Bericht, dass „keisser Frederich wander zu Kuffhussen in Doringen uf dem wusten Slosse, unde auch uf andern wusten burgen, die zu dem Reiche gehoren", bereits hinzuzufügen weiss, dass er „rede mit den leuten und lasse sich zu gezeiten sehin."

In bemerkenswerter Weise tritt indes gerade auch in den Tagen Luthers der Kiffhäuser hervor und ein Ereignis, welches fast plastisch die ganze mittelalterliche Sagenentwickelung abschliesst, zeigt deutlich, wie dieser Berg im Volksbewusstsein bereits aufs innigste mit der Sage verknüpft war. Ich meine das Auftreten eines letzten Pseudo-Friedrich, der sich im Februar des Jahres 1546 in der verfallenen Kapelle des Kiffhäuser niedergelassen hatte. Durch den aus dem Trümmergestein aufsteigenden Rauch aufmerksam geworden, erklommen Umwohner die Höhe und erblickten einen Mann mit seltsam verwirrtem und verfilztem Haar, der wunderliche Reden führte und sich vieler Königreiche und Kaisertümer rühmte. Die Erscheinung verursachte gewaltiges Aufsehen; eine weitgehende Erregung bemächtigte sich nicht nur der nächsten Umgebung, sondern ganz Thüringens; selbst entfernte Fürsten nahmen an dem seltsamen Ereignis Anteil, bis schliesslich die Kaiserherr-

lichkeit einen tragi-komischen Ausgang nahm. Die amtliche Untersuchung ergab nämlich, dass man es mit einem geisteskranken Schneider aus Langensalza zu thun hatte [23]).

Man hat aus diesem Ereignis den Umstand erklären wollen, dass von jetzt ab die Sage fast ausschliesslich am Kiffhäuser haften geblieben ist. Aber einen zwingenden Grund für diese Thatsache wird man darin nicht erblicken können. Auch nicht in den sonst wohl betonten geschichlichen Vorgängen: den unglücklichen Verhältnissen Thüringens nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. überhaupt, die in jenem Lande das Sehnen nach einer starken Regierungsgewalt, einem Frieden wirkenden Kaiser besonders erklärlich machen, dem Abglanz, der auf den Kiffhäuser und seine Umgebung durch die häufige Anwesenheit erlauchter Herrscher aus dem sächsischen, fränkischen, hohenstaufischen Kaiserhause gefallen war, dem Umstand, dass die Burg bereits im Anfang des 15. Jahrhunderts zerstört war, während die 1433 wieder hergestellte und neu geweihte Kapelle bis zur Reformation ein vielbesuchter Wallfahrtsort blieb, in dessen Umgebung man sich für schweres Geld die letzte Ruhestätte zu sichern suchte.

Wir werden, um die Erklärung für die hervorragende Stellung des Kiffhäuser in unserer Sage zu finden, gewiss auch diese Umstände in Rechnung zu ziehen haben; von ausschlaggebender Bedeutung aber scheint es mir zu sein, dass es neuerdings gelungen ist, wenn nicht in dem Kiffhäuser selbst, was zum wenigsten nicht ausgeschlossen erscheint, so doch in seiner näheren Umgebung einen alten Wodansberg nachzuweisen, der sogar in einer Walkenrieder Urkunde des Jahres 1277 noch diesen Namen trägt [24]). Wir befinden uns demnach hier in einer für das religiöse Empfinden unserer Vorfahren besonders ehrfurchtgebietenden und verehrungswürdigen Gegend, und damit ist zugleich das Hereinziehen altheidnisch-mythologischer Züge in unsern Sagenkreis auf eine viel sicherere Grundlage gestellt, als dies in vielen anderen Fällen möglich ist, trotz der oft so nahe liegenden Versuchung dazu. Denn dass in die Kaisersage, sobald sie zur wirklichen Volkssage geworden war, volkstümliche und mythologische Züge eindringen konnten, wird niemand bestreiten wollen, der weiss, wie viel von dem alten heidnischen Götterglauben sich noch

lange Jahrhunderte nach Einführung des Christentums in dem Volke lebendig erhalten hatte, und — uns selbst oft unbewusst — noch heute in Gebrauch und Sitte, Wort und Spruch lebendig ist. Es wird jedoch immer darauf ankommen, nicht bloss die Möglichkeit, sondern zum wenigsten die hohe Wahrscheinlichkeit für das Vorkommen solcher Elemente zu erweisen. Dass aber in der Nähe einer alt-heidnischen Opfer- und Kultstätte derartige Erinnerungen mit besonderer Deutlichkeit und Zähigkeit sich erhalten konnten, liegt auf der Hand. Und die Uebertragung von Zügen des Wodan, des höchsten germanischen Gottes, des Gottes, der den Wunsch erfüllt und den Sieg verleiht, auf Kaiser Friedrich wird um so erklärlicher, wenn wir bedenken, dass der gesamte Inhalt der Kaisersage aus Wünschen und Hoffen, aus Kampf und Sieg sich zusammensetzt.

Unter solchen Umständen vermögen wir, um diesen Punkt gleich vorwegzunehmen, nunmehr auch alle die Einzelheiten zu verstehen, mit denen die Gestaltungskraft des Volkes unsere Kaisersage ausgeschmückt hat. Zuerst, wovon sogleich die Rede sein wird, die Bergentrückung Kaiser Friedrichs in den Kiffhäuser, wie ihn denn die Sage auch in den Untersberg bei Salzburg, nach Kaiserslautern, in den Wasgau versetzt hat[25]); sodann die einzelnen Attribute, die man dem Kaiser beilegt, der Hut des „Wallers“, der lange Bart; endlich das den Kaiser begleitende Gefolge und zuletzt die Raben — alles das findet nunmehr verständige und sinngemässe Deutung. Ob wir freilich in dem der Sage noch bis in die Reformationszeit hinein anhaftenden Zuge, wonach der Kaiser nach Zeiten furchtbarer Not und blutigen Kampfes — besonders auch auf dem Walserfelde — endlich ein Reich des Friedens aufrichten, gleichzeitig aber sich selbst erniedrigen und seiner Würde entsagen wird, eine Beziehung auf den altnordischen Götterdämmerungsmythus sehen dürfen, der, ein bedeutsames Zeichen der sittlichen Schärfe und Energie heidnisch-germanischer Weltanschauung, nach Kampf und Sühne ebenfalls eine neue schönere Welt verheisst, erscheint mir doch nicht vollkommen zweifellos[26]).

Betrachten wir nun noch zum Schluss die endgültige Ausgestaltung, welche die Kaisersage erfahren hat, wobei die Gestalt des ursprünglich apokalyptischen Kaisers mehr und

mehr dem Phantasiegebilde des Wodan, wie es in dem Herzen des Volkes noch fortlebte, sich annähert.

Bereits in dem oben schon erwähnten Volksbuch über Kaiser Barbarossa vom Jahre 1519, beiläufig dem ersten, das Friedrich II. mit seinem Grossvater verwechselt, sonst aber noch ganz auf dem joachitisch-mittelalterlichen Standpunkt steht, macht die Legende eine weitere Annäherung an die moderne Überlieferung. Wenn der Kaiser bisher „auf den Bergen wanderte", so hören wir jetzt, dass die „paurn und schwartzen künstner sagen, er sey noch lebendig „in" ainem holen perg". Ward also früher nur von dem Umgehen auf den Burgen berichtet, so haben wir nun bereits die Bergentrückung, und damit ein Moment von weitgehender mythologischer Bedeutung.

Wenige Jahre später, etwa um 1532, wird uns sodann von dem Schwiegersohn Melanchthons, Georg Sabinus, erzählt, dass der Kaiser in einer Burg — es ist hier Kaiserslautern gemeint — „schlummere", und etwa gleichzeitig finden wir in einem Flugblatt „Gespräch eines römischen Senatoris mit einem Teutschen", welches Kaiser Friedrich ebenfalls in einer Felsenhöhle in Kaiserslautern, aber auch in einem „Berge bei Frankenhausen in Thüringen" leben lässt, noch einige nähere Angaben, die in die moderne Fassung der Sage übergegangen sind. In Kaiserslautern hat ihn nämlich ein Mann, der an einem Seil herabgelassen worden war, in einem Saal auf „einem güldenen Stuhl" und „mit einem grausamen Bart" gesehen; aus dem Kiffhäuser aber kam er einem Hirten, der ihn durch ein Lied auf der Sackpfeife angelockt, bis vor die Burg entgegen. Nachdem er jenen dann im Innern „viel seltsamer Waffen, Harnisch, Schwerter und Büchsen sehen lassen", entliess er ihn reich beschenkt.

Wir sehen aus den angeführten Beispielen, wie die Sage beim Übergang vom Mittelalter zu der neueren Zeit auch mit neuen Formen ringt und bereits sehr erkennbar in diejenige Bahn einleitet, deren Endziel die aus Rückerts Ballade bekannte Ausprägung ist. Schon sitzt der Kaiser tief im Innern des Berges, schon schlummert er und harrt der grossen, von ihm zu lösenden Aufgaben; schon hören wir von seinem graussamen Bart. Immer schärfer, immer deutlicher wird nun das

Bild des Kaisers durch einzelne feine und charakteristische Striche herausgearbeitet, und es ist bemerkenswert, dass die Änderungen, die die Kaisersage von jetzt ab noch erfahren hat, nunmehr ausschliesslich an den Kiffhäuser anknüpfen.

Ich übergehe hier, als nicht zum Wesen und Kern der Kaisersage gehörig, zunächst die zahllosen kleinen Erzählungen, die sich auf den im Kiffhäuser schlummernden Kaiser beziehen; die dichterisch schaffende Phantasie der Umwohner ist, wie schon bemerkt, eben nicht müde geworden, nicht nur das Bild, sondern auch das Thun und Treiben „Kaiser Friedrichs“ während seines Aufenthalts im Bergesinnern immer mehr ins einzelne auszumalen. Von Interesse für uns sind diese anmutigen Märchen hier nur in sofern, als auch sie sämtlich den Kaiser als den Freund des armen Mannes darstellen, der Redlichkeit und Treue belohnt, Habgier und Betrug dagegen bestraft, ein letzter, schwacher Nachklang jener dem mittelalterlichen Sagenkaiser gestellten sozialen Aufgaben.

Wichtig aber wird vor allem der Umstand, dass jetzt, und zwar lediglich in Folge eines litterarischen Versehens, die Tradition ganz bestimmt Friedrich Barbarossa statt seines Enkels in den Vordergrund stellt. Es erfüllt uns mit einem gewissen Gefühl der Beschämung, dass ein reiner Zufall oder ein Akt der Willkür diese Verwechselung der Personen hervorgerufen hat. Wohl wurde, wie schon erwähnt, bereits in einem Volksbuch von 1519 Friedrich I. einmal als der Zukunftskaiser (jedoch ohne jeden Einfluss auf die weitere Entwickelung der Sage) genannt; wohl mochte der Umstand, dass man im Volksmunde überhaupt ohne scharfe Unterscheidung damals wie heutzutage nur von einem Kaiser Friedrich im allgemeinen sprach, eine Verwechselung erleichtern; aber es blieb doch erst dem ausgehenden 17. Jahrhundert vorbehalten, unsere Sage in dieser Weise geschichtlich zu entstellen. Noch im Jahre 1666 hatte Johann Prätorius in seiner „Neuen Weltbeschreibung“ von Friedrich II. zu erzählen gewusst, dass „er tief unter der Erde in einem Berge auf der Bank bei einem runden Tische sitze und stets schlafe und habe einen greulichen grossen grauen Bart, der ihm bis an die Erde heruntergewachsen sei“. Wie anders klingt sein Bericht in der nur wenige Jahre später erschienenen „Alektryomantia“ (1680). Da ist es plötzlich „Friedrich I.“ „der Langschläfer, der mit

langem, vom steinernen Tisch zum Erdboden reichenden Bart ruhend oder schlafend im Kiffhäuser sitzt, wohin er sich zurückgezogen, nachdem er vorher auf der Burg geweilt". „Er nickt stetig mit dem Haupte und zwinkert mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schliefe oder bald wieder erwachen wolle." So findet ihn ein Schafhirt, den „ein Zwerg" in das Innere des Berges geführt hat; der Kaiser fragt ihn, ob „die Raben noch um den Berg flögen", und erklärt ihm auf seine bejahende Antwort, dass er dann „noch hundert Jahre fortschlafen" müsse.

Jetzt fehlen nur noch ein paar unbedeutende Striche, um den Kaiser vollständig so, wie er in Rückerts Gedicht gezeichnet ist, vor uns zu haben. Auch diese finden wir bald. Bereits 1703 berichtet uns Behrens in seiner „Hercynia curiosa" anstatt des bisherigen weissen, grauen oder schwarzen Bartes — wer dächte nicht an Geibels anmutiges Gedicht vom Streit um des Kaisers Bart — von dem „roten Bart", was bei dem allgemein bekannten Beinamen Friedrichs I. „Barbarossa", „Aenobarbus", gar nicht zu verwundern ist; aber dieser Bart ist bereits „durch den Tisch gewachsen" [27]). Wohl wird später noch hier und da Zweifel an der Richtigkeit der Behauptungen des Praetorius und Behrens laut [28]), aber er verstummt mehr und mehr, und seit diese Ansicht durch die Gebrüder Grimm in ihren „deutschen Sagen" und mehr noch durch Rückerts Gedicht, die beide in letzter Linie auf die oben erwähnten gelehrten Halbwisser zurückgehen, eine so bedeutsame Unterstützung fand, war es für das Volksbewusstsein entschieden: der im Kiffhäuser wohnende Zukunftskaiser war Friedrich I., der alte Barbarossa! —

In dieser Weise hat die Sage vom 16. bis 18. Jahrhundert ihre Weiterbildung erfahren. Das poetische Element herrscht durchaus vor; die Fortentwickelung beschränkt sich im wesentlichen auf Ausschmückung im Einzelnen, Kleinen durch Einfügung lokaler, teilweise auch mythologischer Züge. Von den grossen Ideen der früheren Jahrhunderte bleibt nichts als die traumhaft verschwommene Vorstellung einer einstmaligen Wiederkehr des Kaisers und der damit verbundenen Erneuerung der alten Reichsherrlichkeit. Bei der politischen Zerstückelung Deutschlands und dem Mangel jedes Nationalgefühls hört die

Kaisersage auf, die Interessen Deutschlands allseitig zu umfassen, eine politische Sage im grossen Stil und Allgemeingut des Volkes zu sein wie ehedem: sie wird eben jetzt Kiffhäusersage, Landschaftssage, und ihre Erhaltung und Weiterführung bleibt im wesentlichen auf einen kleinen Teil unseres Vaterlandes beschränkt.

Erst als unter und nach dem Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft das Vaterlandsgefühl wieder zu erwachen begann, als in den Befreiungskriegen zum ersten Male seit Jahrhunderten unser Volk zum gemeinsamen Kampf gegen einen äusseren Feind geeinigt stand, nachdem vorher bereits das Fridericianische Zeitalter den deutschen Namen zu Ehren gebracht hatte — erst damals begann auch in Deutschland die Sehnsucht nach dem Glanz und der Herrlichkeit der früheren Kaiserzeit wieder in immer weitere Kreise zu dringen. Einem Sänger der Befreiungskriege, dem Dichter der „geharnischten Sonette“ ist es dann vorbehalten geblieben, den in der Kaisersage von jeher ruhenden politischen Kern zu frischem, bewusstem Leben zu erwecken, und dieselbe dadurch wieder zu einer bewegenden Kraft in der Geschichte unserer nationalen Einheitsbestrebungen auszugestalten. Von neuem — gleichsam eine Vorahnung des Erwachens des alten Sagenkaisers und der Erfüllung des Einheitstraumes — erhebt sich nun die alte Kaiserlegende im Gewand der Rückert'schen Dichtung zum kühnen Fluge vom Fels zum Meer; durch alle Gaue unseres Vaterlandes klingt wiederum das Lied vom alten „Kaiser Friedrich“. Wenn aber zuletzt nur die unteren Klassen in gläubigem Wahn von der Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit geträumt und gesungen hatten, so ergreift jetzt der Gedanke von der Notwendigkeit einer Einigung Deutschlands die Besten des Volkes, und „Kaiser und Reich“ wird das Losungswort für die Einheit und damit für die Grösse und Macht unseres Vaterlandes.

Wohl vergehen noch Jahrzehnte, zum Teil voll Trübsal und Schmach, bis der Traum in Erfüllung geht. Aber endlich wird er zur Wirklichkeit! Ein Greis im Silberhaar, dem Herrscherhoheit schon die äussere Erscheinung adelt, auch er „hehr und mild“, eine Heldengestalt, wie sie die hoffende Phantasie des Volkes sich immer ersehnt, umgeben von seinen Paladinen und Alldeutschlands Söhnen, zieht aus zum gewaltigen Streit und Sieg. In denselben goldstrahlenden, prunküberladenen

Sälen des Versailler Königsschlosses, die einst so oft Zeugen französischen Übermutes gewesen waren, setzt sich Wilhelm I., König von Preussen, die Kaiserkrone des neuen deutschen Reiches aufs Haupt: zu Ende ist nach langer, banger Nacht der Traum von Kaiser und Reich — das Morgenrot schönster Erfüllung bricht an! —

Ich habe versucht, Ursprung, Entwickelung und Bedeutung der deutschen Kaisersage Ihnen darzulegen, der bedeutendsten und inhaltsreichsten in dem herrlichen, nimmer welkenden Sagenkranz unseres Volkes. Und auch der weitverbreitetsten. Der zarte Hauch echter Volkspoesie, der sie umgiebt, wird sie im Herzen des Volkes selbst nie völlig in Vergessenheit geraten lassen. Der Umstand, dass wir hier, wie bei kaum einer anderen Sage, in der Lage sind, ihre Entstehung festzustellen sowie ihre Ausbreitung bis ins einzelne zu verfolgen, sichert ihr in Verbindung mit den zahlreichen geschichtlichen und mythologischen Problemen ein dauerndes Interesse in den Kreisen der litterarisch Gebildeten. Aber hauptsächlich bemerkenswert wird sie doch wegen des Einflusses bleiben, den sie auf unser nationales Leben ausgeübt hat.

Denn in den mehr als 6 Jahrhunderten, seit sie auf deutschem Boden heimisch geworden ist und aus der allgemeinen Kaisersage zur deutschen Kaisersage sich umgewandelt hat, finden wir in ihr das politische Sehnen und Hoffen eines grossen Teiles unseres Volkes niedergelegt. Nachdem jene glänzenden Zeiten mittelalterlicher, besonders hohenstaufischer Kaisermacht sich dem Bewusstsein des Volkes einmal unverlöschbar eingeprägt hatten, klingt und rauscht durch die Jahrhunderte bald lauter, bald leiser, niemals aber ganz verstummend, das alte Lied von Kaiser und Reich.

Aber nicht bloss von der Wiederaufrichtung der äusseren politischen Machtstellung Deutschlands unter einem ruhmreichen, Frieden gebietenden Herrscher weiss die Sage zu singen, sondern auch die andern das Mittelalter hervorragend bewegenden Ideen — der Kampf gegen die Ungläubigen und die Wiedereroberung des heiligen Grabes, der Streit gegen Papsttum und Klerus, der sich immer mehr in das geistige Gebiet erhebt und zu einem Kampf gegen geistige Bevormundung und Gewissensknechtschaft wird, endlich das Hoffen und Harren auf

soziale Reformen — treten deutlich in ihr hervor. Sodann aber begnügt sie sich auch nicht damit, die geschichtliche Entwickelung unseres Vaterlandes wie ein glückverheissender Traum zu begleiten und dessen Erwartungen von Gegenwart und Zukunft in treuem Spiegelbild wiederzugeben, sondern sie greift in die weit entlegene Vergangenheit unseres Volkes, in den längst verschütteten Schacht seiner heidnisch-mythologischen Vorstellungen zurück, um das Bild des deutschen Zukunftskaisers zu schmücken.

Wie sehr aber auch der Wandel der Zeiten dem Antlitz der Sage seine Spuren aufgeprägt hat, ein Zug ist unverändert geblieben: im festen Vertrauen auf die unverwüstliche Kraft des deutschen Volkes und tief durchdrungen von seinem Wert und seiner hohen Bestimmung im Kreise der Nationen blickt sie allezeit klar und hoffnungsfreudig selbst aus trübster Gegenwart in eine bessere, schönere Zukunft!

Und dieser ideale Glaube an sich selbst möge uns Deutschen stets als ein durch eigenes Verdienst wiedererworbenes Erbe aus der Väterzeit erhalten bleiben! Er sei, wie die blaue Wunderblume der Kiffhäusersage, für Deutschland ein Hort des Segens und eine Bürgschaft des Glückes, jetzt und in alle Zukunft!

Dem Geburtstag unseres Kaisers und Königs, des Enkels jenes Mannes, seit dessen Regierung wir wieder voll Stolz und Selbstgefühl von einem deutschen Kaiserreich reden dürfen, gilt die heutige festliche Versammlung. Wenn das 17. Jahrhundert auf seinen grossen Kurfürsten, das 18. auf den grossen König stolz ist, wir, die wir die Zeiten des grossen Kaisers, Wilhelm I. des Allbeliebten, erlebt haben, brauchen jenen entschwundenen Epochen ihre bedeutenden Männer nicht zu neiden. Aber wenn das erhabene Vorbild dieser Regenten, die, bei sonstiger Verschiedenheit, als gemeinsamer und scharfhervortretender Charakterzug ein unentwegtes, nie wanken-

des Pflichtgefühl auszeichnet, für uns alle das Gebot der Nacheiferung in sich schliesst, — in ganz besonderer Weise fühlt sich doch unser kaiserlicher Herr von dieser Verpflichtung durchdrungen. Ein Charakter von ausgeprägter Eigenart hat er während seiner bisherigen Regierung bewiesen, dass es ihm mit der Erfüllung des bei der Thronbesteigung gegebenen Versprechens Ernst ist, dass er die Grundsätze seiner hohen Ahnen befolgen, dass er der erste Diener des Staates sein will. Möchte es ihm in einer langen und gesegneten Regierung vergönnt sein, auch das zweite der damals gethanen Gelübde zu verwirklichen, möchte er unter dem Beistand bewährter Räte ein „Schirmherr des Friedens bleiben“, ein „Hüter nationaler Grösse“.

Nun wohl! Das neue deutsche Reich vor äusseren Feinden zu schützen und seinen Bestand zu wahren, mit einem Wort, das von unserem Volk seit Jahrhunderten heiss ersehnte und jetzt glücklich erreichte Ideal politischer Einheit und Machtstellung gegen jedweden Feind zu verteidigen, wird ihm mit Gottes Hilfe durch die von altersher den Deutschen innewohnende Wehrhaftigkeit und Waffenfreude gelingen. Möchte aber seine Regierung auch zur Milderung der gegenwärtig wieder so scharf betonten konfessionellen Gegensätze und zur Linderung der schweren sozialen Schäden der Zeit beitragen, möchte dieselbe den Dreiklang der dem sagenhaften Zukunftskaiser gestellten Aufgaben in vollem, reinem, harmonischem Akkord wenn auch nicht ausklingen, so doch stärker und stärker anklingen lassen!

In diesem Sinne heben wir schon heute mit treuen Wünschen Herz und Hand zu Dem empor, Der auch die Geschicke der Kaiser und Könige lenkt, und flehen um Segen für sein teures, geweihtes Haupt! In diesem Sinne, hochgeehrte Anwesende, bitte ich Sie mit mir in den altbewährten Ruf der Treue einzustimmen: Gott segne, schütze und behüte seine Majestät unsern Kaiser und König und sein gesamtes Haus im neuen Lebensjahre! Seine Majestät Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preussen, er lebe hoch, hoch, hoch!

Anmerkungen.

Die deutsche Kaisersage. Von Georg Voigt. (v. Sybel, Historische Zeitschrift, XXVI. Band, S. 131—187. München 1871).

Die Sage von Kaiser Friedrich im Kiffhäuser nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung, erklärt von Prof. Dr. Ernst Koch. (Abhandlung zum Jahresbericht der K. Sächs. Fürsten- und Landesschule zu Grimma 1880).

Die deutsche Kaisersage. Von Otto Hartwig. (Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte. (LIV. 321. Juni 1883. — Fünfte Folge, Band IV. 21, S. 395—406.)

Unsere Kaisersage. Von Dr. Josef Häussner. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und v. Holtzendorff. (XIX. Serie. Heft 440. Berlin 1884.)

Die Kiffhäusersage. Von Dr. Albert Fulda. Nach dem von dem Verfasser hinterlassenen Manuskript herausg. v. Dr. Julius Schmidt u. E. Gnau. Sangerhausen und Leipzig 1889.

Die deutsche Kaisersage. Akademische Rede von Dr. Richard Schröder, o. ö. Prof. des deutschen Rechts. Heidelberg 1891.

(Einen ausführlicheren Litteraturnachweis s. bei Schröder a. a. O. S. 21, Anm. 2.)

1) Die Entstehung des Gedichts „Barbarossa“ — i. J. 1816 oder Anfang 1817 — hat Koch a. a. O. S. 23 nachgewiesen; vgl. auch daselbst Anhang I. u. II. S. 32 ff.

2) Ueber die noch streitige Bedeutung des Namens „Kiffhäuser“ — (Zankburg, — Hutträger (berg) — zeltförmiger Hügel-Berg) und über die ältesten urkundlichen Namensformen vgl. H. Grössler: „Kiffhäuser und Wodansberg“. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1893, S. 144 ff. — Ueber die geschichtlichen Beziehungen des Kiffhäuser zu den deutschen Kaisern u. die Geschichte der Burg selbst, vgl. Fulda a. a. O., S. 41 f.

3) Vgl. Riezler: Der Kreuzzug Kaiser Friedrich I. (Forschungen zur deutschen Geschichte. Band X. bes. S. 126 ff. Göttingen 1870.

4) Von ausschlaggebender Bedeutung für die Festellung der Thatsache, dass Kaiser Friedrich II. ursprünglich der Zukunftskaiser war, ist die oben genannte Arbeit von Voigt. — Nachforschungen betr. den Tod Friedrichs II. noch bei dessen Lebzeiten, s. Voigt a. a. O. S. 139.

5) Ich gehe hier nicht näher auf die französische Ausbildung der Sage, die daselbst in Anlehnung an Karl den Grossen zur Karlssage wird,

ein. Vgl. über die Friedrich- u. Karlsage u. die eigentümliche Umbildung beider Sagenkreise, Schröder a. a. O. S. 15 ff. Häussner a. a. O. S. 31, 35, 38 f.

6) Offenbarung S. Johannes Cap. 13 und Cap. 17; II. Thessalonierbrief Cap. 2; vgl. auch Daniel Cap. 7.

7) Vgl. besonders Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V. 120 ff.

8) „Festspiel vom Antichrist." Schröder a. a. O. S. 6 f., S. 22 f., Anm. 14—17. Häussner a. a. O. S. 29 f.

9) Entstanden unter Konrad IV.

10) Kaiser Friedrich II. ist seit 1237 überhaupt nicht mehr in Deutschland gewesen.

11) Man hat aus dem Umstand, dass Friedrich II. so selten nach Deutschland gekommen sei und eine so verhältnissmässig kurze Zeit seines Lebens in unserm Vaterlande zugebracht habe, den Schluss ziehen wollen, dass er aus diesem Grunde unserem Volke fremd geblieben und demnach zum Helden unserer Nationalsage weniger geeignet sei, als sein Grossvater. Ich vermag diese Ansicht aus den oben dargelegten Gründen nicht zu teilen.

12) Neben vielen anderwärts in der Litteratur unserer Sage angeführten Beispielen (s. Häussner a. a. O. S. 20 f.), s. besonders auch die interessanten Beispiele, die Koch (a. a. O. S. 11 f.) aus neuester Zeit beibringt.

13) O. Lorenz: Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrhundert. Wien 1866. II. Band I. Abtheilung, S. 390 ff. — Ueber die allgemeinen staatlichen Verhältnisse der II. Hälfte des 13. Jahrh. ebendaselbst S. 319 f., über die finanzielle u. materielle Not S. 384 f. — Wir wissen von einer Reihe von heftigen Unruhen in einzelnen Städten, u. a. auch von einem Aufstand in Erfurt, der einen unverhüllt sozialistischen Anstrich hatte. S. 394.

14) Victor Meyer: Tile Kolup u. s. f. Wetzlar 1868. O. Lorenz a. a. O. S. 394—404.

15) F. v. Bezold: Die „armen Leute" und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters. (v. Sybel, Historische Zeitschrift. Neue Folge, V. Band, S. 1—37. München 1879.)

16) „Der dürre Baum" bezeichnet entweder das Kreuz Christi oder, im Anklang an germanisch-mythologische Vorstellungen, die Weltesche Ygdrasill.

17) Auch späterhin spielt die Unterdrückung und Vertreibung der Juden durch den Zukunftskaiser in der Sage noch eine Rolle; s. v. Bezold: „Zur deutschen Kaisersage". Sitzungsberichte der philos.-philol. und historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München. 1884. Heft 3 S. 577 f.

18) „Gespräch eines römischen Senatoris und eines Teutschen, anno 1537 ausgangen."

19) Vgl. die Verherrlichung des streng katholischen Kaisers Karl V. in dem eben (Anm. 18) genannten Flugblatt und seine Verbindung mit dem sagenhaften Kaiser Friedrich.

20) „Ein warhafftige historii von dem Kayser Friedrich der erst seines

namens, mit ainem langen rotten Bart, den die Walhen nenten Barbarossa.“ Abgedruckt in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum V., 250 ff.

21) Chronik Johanns v. Winterthur.

22) Durch die verloren gegangene Chronik Johann Riedesels. aus welcher der spätere hessische Chronist Gerstenberger schöpfte. Vgl. J. Schmidt: Die Kaiser Friedrich- u. Kiffhäusersagen (Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins. Bd. XIII. Heft 4 S. 388 f.) Fulda a. a. O. S. 21.

23) Das Auftreten des armen Irren wird vom 14. Februar 1546 berichtet. Auch Luther, der bekanntlich am 18. Februar 1546 zu Eisleben starb, soll noch von der seltsamen Begebenheit Kunde erhalten und sich dazu geäussert haben: „Ich weiss nicht, was ich davon halten soll, der Teufel hat vormals mehr den Leuten eine Nase gemacht“. (?) Den amtlichen Bericht s. in B. G. Struvens: Neu Eröffn. Histor.- und Polit. Archiv. 1, S. 11. Jena 1718. vgl. Voigt a. a. O. 170.

24) Fulda a. a. O. S. 30 f. — Grössler a. a. O, 143 ff.

25) Nach dem Glauben unserer Vorfahren haben sich die alten Götter mit ihren Helden — den Einheriern — in heilige Berge oder Brunnen zurückgezogen, um dort der Wiederkehr ihrer Herrschaft zu warten. Deshalb weiss die Volkssage auch noch von Siegfried, Karl d. Grossen, Wittekind, Otto d. Grossen, ja bis in die neueste Zeit hinein vom Erzherzog Karl v. Oesterreich (Fichtelgebirge), Andreas Hofer (Sarner Scharte oder Iffinger), dass sie in Bergen verborgen weilen. Vgl. Fulda a. a. O. S. 26. Häussner a. a. O. S. 49, 51.

26) s. Fulda a. a. O. S. 28 f. — Die Zeit, in welcher heidnisch-mythologische Elemente in unsere Sage Eingang gefunden haben, lässt sich nicht genau feststellen. Immerhin bleibt es bemerkenswert, dass sich dieselben erst in der Ueberlieferung des 16. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit dem Zurücktreten der früheren religiösen Aufgaben nachweisen lassen.

27) Nach einer von Häussner (S. 52) nicht näher bezeichneten Nachricht bereits i. J. 1696.

28) So weiss vor allem noch Leibniz das Richtige: S. S. rer. Brunsvic. Tom. II. p. 1115 (1710): „In huius enim montis (des Kiffhäuser) antro vulgo persuasum fuit dormire Fridericum II. Imperatorem atque aliquando evigilaturum et inde exiturum ad imperium recipiendum.“ Voigt a. a. O. S. 184.

B. Jahresbericht der Akademie

für das Jahr 1893/94.

Vom Sekretär der Akademie Professor Dr. **Heinzelmann.**

I. Geschäftliche Mitteilungen.

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vom 1. Juli 1893 bis zum 31. Mai 1894.

1. Die Sitzungen der Akademie wurden in üblicher Weise allmonatlich an einem Mittwoch, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr abends, im Sitzungssaale der Königlichen Regierung abgehalten. Während der Berichtszeit fanden im ganzen 14 Sitzungen statt, unter ihnen 7 ordentliche, 5 öffentliche, unter den letzteren 1 Festversammlung, endlich 3 Senatssitzungen. Über die in den erstgenannten 12 Versammlungen gehaltenen Vorträge geben die folgenden Sitzungsberichte unten (Abschnitt II.) Näheres an.

2. Folgende Veränderungen hat die Akademie während der Berichtszeit hinsichtlich ihrer Mitglieder erfahren.

a. Durch den Tod hat die Akademie leider verloren im ganzen 8 Mitglieder und zwar:

1) von den Ehrenmitgliedern:
   Seine Königliche Hoheit den Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha am 23. August 1893;

2) von den ordentlichen Mitgliedern in Erfurt folgende 3 Herren:
   den Geh. Regierungs- und Medicinalrat a. D. Dr. med. Oskar Richter am 22. Juli 1893,
   den Geheimen Regierungsrat a. D. Voigt am 12. November 1893,

den Königl. Departementstierarzt Professor Dr. Jacoby am 31. März 1894;

3) von den auswärtigen Mitgliedern folgende 4 Herren:
Gartendirektor Jühlke zu Potsdam im Juli 1893,
den Kgl. Preussischen Ingenieur-Hauptmann a. D. Louis Ferdinand Freiherr von Eberstein zu Dresden am 6. August 1893,
Professor Dr. Hermann Sauppe zu Göttingen am 15. September 1893,
den Geheimen Kanzleirat Dr. Brecht, Vorsteher des Zentralbüreaus im Justizministerium, im Oktober 1893.

b. Neu ernannt sind im ganzen 15 Herren:

1) zu Ehrenmitgliedern folgende Herren:
Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha, am 25. Septbr. 1893,
Geh. Oberregierungsrat und Kurator der Universität Halle D. Dr. Wilhelm Schrader in Halle am 31. März 1894;

2) zu ordentlichen Mitgliedern in Erfurt folgende 7 Herren:
Geh. Kommerzienrat, Kaufmann und Fabrikant Ferdinand Lucius (20. November 1893),
Sanitätsrat und praktischer Arzt Dr. Gustav Schwenkenbecher (20. November 1893),
praktischer Arzt Dr. Paul Zschiesche (20. November 1893),
praktischer Arzt und Stadtverordneter Dr. Richard Loth (20. November 1893),
Oberst und Regimentskommandeur Bodo Oberg (26. Mai 1894),
Oberregierungsrat Carl Lucanus (26. Mai 1894),
Oberbürgermeister Richard Schneider (26. Mai 1894);

3) zu auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern folgende 6 Herren:
o. Professor der Theologie an der Universität Halle und Konsistorialrat D. Erich Haupt in Halle (25. September 1893),
o. Professor der Rechte an der Universität Halle Dr. jur. Franz von Liszt in Halle (25. September 1893),

Königl. Provinzial-Schulrat Carl Herrmann in Berlin (25. September 1893),

o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Halle Dr. Joh. Conrad in Halle (31. März 1894),

o. Professor der Geschichte an der Universität Halle Dr. Theodor Lindner in Halle (31. März 1894) und

Privatdozent an der Universität Halle Dr. Reinhold Brode in Halle (26. Mai 1894).

3. An Druckschriften sind der Bibliothek der Akademie übersandt und zwar zunächst

a. als Geschenke folgende Werke:

Freiherr von Tettau, Gedenkrede auf Professor D. Paulus Cassel 1893.

Prof. Dr. Heinzelmann, „über den deutschen Volkscharakter" und „Goethes religiöse Entwicklung" 1893.

C. Dirksen, Meidericher Sprichwörter. Königsberg 1893.

Lic. F. Hummel, 11 Exemplare der gekrönten Preisschrift: „Was lässt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?" Heilbronn 1894.

Sämtliche bis dahin von der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg veröffentlichte Schriften.

Dr. Friederich, weiland Sanitätsrat in Wernigerode: „Der Drübecker Teppich" übersandt von dessen Tochter, Fräulein Marie Friederich.

H. Schmidt, Die Herrschaft Blankenburg, Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Thüringer Geschichte und Altertumskunde.

Dr. R. Brode, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berlin. 1890. Max Duncker, ein Gedenkblatt. Berlin 1887; Max Dunckers Anteil an der deutschen Geschichtsschreibung. Berlin 1893; übersandt durch Herrn Liz. Dr. Schwarzlose in Berlin.

Dr. R. Bärwinkel, 50 Exemplare der Abhandlung: Ein Blick in die Kirchengeschichte Erfurts im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Erfurt 1894.

Sämtliche, bis dahin veröffentlichte Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt a. O. 9 Bde.

Sämtliche, bis dahin veröffentlichte Schriften des Vereins für Erdkunde zu Halle: Mitteilungen aus den Jahren 1877 bis 1893. 17 Bde.; übersandt durch Herrn Prof. Dr. A. Kirchhoff in Halle.

Dr. Carl Beyer in Erfurt:

1) Die Entstehung und Entwicklung des Rates der Stadt Erfurt im Mittelalter.
2) Die Stadt Erfurt während des Streites um das Erzbistum Mainz zwischen Heinrich von Virneburg und Erzbischof Balduin von Trier.
3) Erfurt im Kampfe um seine Selbständigkeit gegen die Wettiner 1370—1382.
4) Die Händel der Stadt Erfurt mit den Lengenfelds und dem Markgrafen Wilhelm von Meissen 1393—1401.

Den freundlichen Gebern sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank.

b. Die gelehrten Gesellschaften, Akademieen und Vereine des In- und Auslandes, mit denen unsre Akademie ihre Schriften austauscht, sind unten (III. Statistische Nachrichten S. 410) verzeichnet. Wir bitten das nachstehende Verzeichnis zugleich als Empfangsbescheinigung für diejenigen Sendungen anzusehen, deren Empfang wir nicht durch eine besondere Karte testiert haben, namentlich für die laufenden Zeitschriften.

Neu eingetreten ist während der Berichtszeit in den Schriftenaustausch zu unsrer Freude der Verein für Erdkunde zu Halle.

II. Sitzungsberichte.

Erste Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 23. August 1893.

Herr Pfarrer und Kreisschulinspektor Guido **Topf** aus Köttichau bei Hohenmölsen las eine Abhandlung: „Über Personificationen." Die Hauptgedanken derselben waren folgende:

Der Vortrag wies im Eingang darauf hin, dass der Mensch nur durch den Menschen volle Befriedigung findet. Wie Gott Mensch werden musste, damit wir ihn von Herzen lieben lernten, wie wir uns die Engel, die Gott zu Winden und Feuerflammen macht, menschlich gestalten, um uns ihrer zu freuen, so ist die Kunst stets bemüht gewesen, leblose Gegenstände als Personen darzustellen. Besonders gut hat dies der Genius des griechischen Volkes verstanden. In der schönen Welt der Griechen sind die Himmelserscheinungen in Zeus, Athene und Apollo, die Unterwelt in Hades, das Meer in Poseidon personificiert. In freierer Weise verfahren die Dichter der neueren Zeit. Shakspeare nennt die Zeit einen alten Glöckner, Jean Paul den Tod einen Billardspieler, der seine Spielbälle, die Menschen, nacheinander ins Loch stösst, Herwegh die Alpen hohe, mit Hermelin bekleidete Frauen, Hebel den Fluss Wiese Feldbergs liebliche Tochter.

Was an Tierstücken und Fabeln zumeist anspricht, ist die Menschenähnlichkeit, die durch die tierische Hülle hindurchblickt.

Vor allen anderen Geschöpfen hat der Mensch die Sprache voraus. Um leblose Dinge zu personificieren, lassen wir sie gern sprechen — etwas Erfreuliches versprechen — unsern Wünschen entsprechen, und behaupten von dem, was uns gefällt, es spreche uns an oder sage uns zu.

Dass die Dinge unsere Sprache verstehen, erscheint in der Apostrophe vorausgesetzt.

Und wenn wir den Dingen ein Mitgefühl andichten, schreiben wir ihnen das Höchste zu, was zu wahrer Humanität gehört: die Liebe.

Zweite Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 11. Oktober 1893.

Herr Senior und Superintendent Dr. Richard **Bärwinkel** aus Erfurt: „Ein Blick in die Kirchengeschichte Erfurts im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts".

Der Redner ging von der betrübenden Thatsache aus, dass im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts der theologische Hader unter den Protestanten die Kraft der evangelischen Kirche in hohem Masse gelähmt und die katholische Reaktion wesentlich gefördert habe. Während die Reformation in den Tagen Ferdinands II. durch geschickte Ausnutzung der vorhandenen Zustände leicht zu völligem Siege in Deutschland hätte kommen können, erlitt sie durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger grosse Verluste. Was im grossen deutschen Reich sich zutrug, das fand auch im Kleinen statt. Auch die Stadt Erfurt ist in jener Zeit eine Stätte heftiger kirchlicher Kämpfe gewesen. Von den 3 theologischen Streitigkeiten, dem Poachschen, dem Teckerschen und dem des Berichius mit Melchior Weidmann, welche von 1569 bis 1590 Erfurt in Aufregung versetzten, behandelte der Redner den zuerst genannten. 1569 wurde Johannes Gallus, Pfarrer an der Regler-Kirche, zum Rektor der Universität gewählt. Da die Universität im Grunde genommen noch ihren katholischen Charakter sich bewahrt hatte, so war die feierliche Übernahme des Rektorates noch verbunden mit einer Messe im Dom. Ebenso verlangte das Herkommen ein Prandium, an dem sich auch die katholischen Domherren beteiligten. Deswegen beschloss das evangelische Ministerium, dessen Senior Andreas Poach, Pfarrer an der Augustiner-Kirche und erster Inhaber des 1566 neugegündeten theologischen Professur Augsburgischer Confession war, es sei ein öffentlicher Umgang mit

den katholischen Geistlichen bei dem gemeinen Mann ärgerlich, und also sollte Gallus entweder das Rektorat abschlagen oder durch Hülfe des Rates es zu erwirken suchen, dass es ihm im Collegio Majori ohne Beisein jener übergeben würde. Gallus aber hielt diesen Beschluss für engherzig und nahm das Rektorat an, auch veranstaltete er ein grosses Prandium, an dem auch die katholischen Domherren teil nahmen. Daraus entstand grosser Streit unter der Geistlichkeit, ein Streit, der namentlich auf den Kanzeln ausgetragen wurde. Einige Geistliche, wie z. B. Aurifaber, standen auf der Seite des Gallus. Die meisten dagegen schlossen sich dem Senior Poach an, der namentlich bei der Leichenrede auf Silberschlag, Pastor an der Kaufmannskirche, in heftigen Worten seiner Meinung Ausdruck gab. Der Rat der Stadt suchte zu vermitteln. Es wurde die Streitfrage einigen Geistlichen der Stadt Halle, dem Superintendenten Boëtius und dem Pastor Cantagieser, welche der Rat nach Erfurt kommen liess, zur Entscheidung vorgelegt. Dieselben mahnten zum Frieden, indem sie sich mehr oder weniger auf die Seite des Rektor Gallus stellten. Der Streit entbrannte von Neuem in Folge der vorhin erwähnten Leichenrede vom 17. Februar 1572 und einer noch heftigeren Predigt desselben Poach vom 26. März 1572. Schliesslich wurde auch der Rat der Stadt angegriffen, der seinerseits 4 Prediger, Anhänger des Poach, absetzte, worauf auch Poach die Stadt verliess. Die Abhandlung gewann dadurch noch besonderes Interesse, dass der Redner die Einrichtungen der Universität und die Verhältnisse des evangelischen Ministeriums zu Erfurt ausführlich erörterte.

Dritte Sitzung.

Erste öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 25. Oktober 1893.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele aus Erfurt: „Die Insel Island und ihre Bedeutung für das germanische Altertum.“ Diese Abhandlung ist im ersten Teile dieses Jahresheftes Seite 1 ff. abgedruckt.

Vierte Sitzung.

Zweite öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 8. November 1893.

Herr Missionsinspektor Dr. A. **Schreiber** aus Barmen: „Die Mission ein Beweis für die Wahrheit des Christenglaubens.“ Auch diese Abhandlung ist im ersten Teile Seite 149 ff. abgedruckt.

Fünfte Sitzung.

Dritte öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 15. November 1893.

Herr Realschuldirektor Dr. Edmund **Venediger** aus Erfurt: „Moritz von Sachsen.“

In der Einleitung entwarf der Redner zunächst ein Bild der politischen, sozialen und Kulturverhältnisse in unserem Vaterlande im Ausgang des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts und stellte darin die Reformation nicht sowohl als die Ursache, als vielmehr als letzte abschliessende Wirkung der sich umformenden mittelalterlichen Gesellschaft hin. Von der Erneuerung des kirchlichen Lebens erwarteten die Zeitgenossen Luthers auch eine Reform der politischen und sozialen Verhältnisse, deren Unhaltbarkeit allen fühlbar war. Indes hat sich diese glänzende Perspektive unter dem Kaisertum eines Karl V. und bei der politischen Unfähigkeit der damaligen deutschen Fürsten nicht verwirklicht: nur einer von den letzteren wäre wohl befähigt gewesen, ein „politischer Luther“ zu werden, nämlich Moritz von Sachsen; auch er ist es nicht geworden.

Moritz war am 21. März 1521 in Freiberg als Sohn des Herzogs Heinrich geboren. Die jüngere, wenig begüterte albertinische Linie des Hauses Wettin war gerade damals noch in zwei Zweige gespalten; während Georg der Bärtige, der bekannte Gegner der Reformation, in Dresden residierte, war für den Herzog Heinrich ein kleines Territorium mit Freiberg und Wolkenstein abgezweigt. Heinrich war der neuen Lehre

ergeben, sonst aber genusssüchtig und schlaff. Bei der Erziehung von Moritz scheint man die körperliche Ausbildung besonders betont zu haben. Der ursprünglich schwächliche Knabe wurde zu einem Meister in allen ritterlichen Künsten; die besten der von ihm erhaltenen Bilder zeigen ihn mit seinen blauen, klugen, tiefen Augen, der hohen Stirn und dem bis auf die kräftig gewölbte Brust herabfliessenden blonden Bart als eine männlich kräftige Erscheinung. Reisen zu dem prunksüchtigen Kardinal-Erzbischof Albrecht in Halle, sowie an die Höfe von Dresden und Wittenberg scheinen auf den Hang des Knaben zu Pracht und Glanz eingewirkt und nebenbei seinen kirchlichen Indifferentismus gefördert zu haben. Sympathisch berührt aber aus seiner Jugendgeschichte die Festigkeit, mit der er, selbst eben erst in das Jünglingsalter eingetreten, an seiner Verlobung mit der noch sehr jugendlichen Agnes von Hessen, der Tochter des Landgrafen Philipp, seinen Eltern gegenüber festhält.

Ein wichtiger Zufall für Moritz war es, dass im Jahre 1539 nach dem Aussterben der Familie des Herzogs Georg die albertinischen Länder wieder in der Hand von Moritz' Vater Heinrich vereinigt wurden. Bei dessen gänzlichem Mangel an Energie wurde sehr bald die Mitregentschaft von Moritz notwendig; 1541 übernahm er nach dem Tode des Vaters die Regierung allein und nunmehr trat ein vollständiger Systemwechsel, besonders auch betreffs der Wahl seiner Räte ein, von denen Christoph v. Carlowitz ein ausserordentlich talentvoller und weitsichtiger Mann war. Beide stimmten in einem für die damalige Zeit ausserordentlich wichtigen Punkte überein, nämlich darin, bei politischen Fragen religiösen Empfindungen nicht den geringsten Einfluss zu gestatten. In dieser Unbefangenheit liegt das Geheimnis der staatsmännischen Erfolge von Moritz zum grössten Teil begründet; an und für sich wohl tieferer religiöser Empfindungen unfähig, machte dieser Mangel ihm die Erreichung seiner hochfliegenden Pläne, die vor allem auf Machtzuwachs gerichtet waren, um vieles leichter. Rücksichtslos geht er hierbei vor, aufs wirksamste von einem geradezu divinatorischen Scharfblick in die schliesslichen Endziele der Politik der damaligen Machthaber unterstützt. Trotz alles Egoismus hat sein staatsmännisches Wirken gerade des-

halb, weil er nach dem Schmalkaldischen Kriege die versteckten universalistischen Tendenzen Karls V. bald herausfand, unser Vaterland vor der Errichtung einer spanisch-katholischen Weltmonarchie bewahrt; Deutschland würde ihn dankbar als einen seiner grössten Söhne ehren, wenn nicht die Mittel zu seinen Erfolgen so durchaus unlautere gewesen wären.

Der Herr Vortragende schilderte nunmehr im einzelnen die Beteiligung des Fürsten Moritz von Sachsen an den grossen geschichtlichen Ereignissen der Zeit. Sein treuloses Verhalten im Schmalkaldischen Kriege bringt ihm die Kurwürde ein, und noch heute wirkt dieses Ereignis in der Verschiebung der Besitzverhältnisse der Ernestiner und Albertiner fort. Als ihm aber durch die auf die Schlacht bei Mühlberg folgenden politischen Thaten Karls V., vor allem durch das Augsburger Interim, die auf Restauration des Katholizismus und Vernichtung der Selbstständigkeit der deutschen Reichsfürsten abzielenden Pläne des Kaisers klar werden, fasst er in aller Stille den weitausschauenden Gedanken, Karl V. von der Höhe der eben erklommenen Macht zu stürzen und führt diesen Plan mit der grössten Gewandtheit, Verschlagenheit, aber auch Kühnheit nach jahrelanger Vorbereitung blitzschnell aus. 1552 überrumpelt er das kaiserliche Heer, nimmt den Kaiser selbst beinahe gefangen und trotzt Karl V. den Passauer Vertrag ab, der die Parität des lutherischen und katholischen Bekenntnisses zum ersten Male staatsrechtlich festlegte und dem Friedensbedürfnis aller Gemässigten entsprach. Nur der Kaiser konnte sich nicht mit dem Geschehenen abfinden; aber er fand jetzt unter den deutschen Fürsten nur noch abenteuernde Parteigänger als Bundesgenossen, und im Kampfe gegen einen solchen, den mordbrennerischen Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, ist dann Moritz von Sachsen als Kämpfer für Ordnung und Recht in der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 gefallen.

Nur mit einem Gefühl der Wehmut und Trauer vermögen wir von dem Lebensbild dieses reichbeanlagten Mannes Abschied zu nehmen, den vielleicht nur sein früher Tod verhindert hat, manches frühere Unrecht zu sühnen und Deutschlands staatliche Entwickelung in heilsame Bahnen zu leiten. Die Geschichtsschreibung vermag ihn, der bei Lebzeiten von keiner

Partei geliebt war, durch ihre gerechte und objektive Beurteilung aus den Zeitverhältnissen heraus uns menschlich wieder etwas näher zu bringen; eine vollständige Rechtfertigung der Handlungsweise von Moritz von Sachsen ist ihr aber auch heute noch nicht möglich.

Sechste Sitzung.

Vierte öffentliche Versammlung in der Aula der früheren Realschule.

Erfurt, den 29. November 1893.

Herr Landrichter Dr. Friedrich **Jacobsen**: „Die Gefahr des wissenschaftlichen Proletariats und ihre Abwendung.

Unter Beschränkung auf unser Vaterland und mit Ausschluss der sehr nahe angrenzenden Frauenfrage forschte der Redner zunächst nach den Erscheinungsformen dieser sozialen Krankheit, um hieraus ihre Ursachen zu erschliessen und danach, soweit die Zeit es gestattete, Vorschläge zur Heilung anzureihen. Folgen wir den weiteren Ausführungen. Unter wissenschaftlichem Proletariat haben wir die Summe der Leute zu verstehen, welche sich den Wissenschaften widmen, um aus ihnen ihren Unterhalt zu gewinnen, d. h. nicht das nackte tägliche Brot, sondern eine ihrer Bildung angemessene Lebensführung, die sich aber in dieser Erwartung getäuscht sehen. Ein Brotstudium war dem Altertum, in welchem nur wohlhabende Leute aus Neigung die Wissenschaften betrieben, fremd, und auch in Deutschland, wo die gelehrte Bildung zunächst in die Klöster eingeschlossen war, und wo später infolge der grossen Kriege eine allgemeine Verarmung jede freiere Entwickelung hinderte, kannte man bis in unser Jahrhundert hinein nur einen Kampf in der Stellung, um diese zu behaupten, nicht einen Kampf um die Stellung. Erst zur Zeit unserer Grossväter wurde der Begriff der Überfüllung in die Wissenschaften hineingetragen. Mit der Theologie, der damals fast allumfassenden Disciplin, begann der krankhafte Zustand; seitdem man das Wort „Angebot und Nachfrage“ auch in die Wissenschaften hineinrief, ward es unausgesetzt schlimmer auf allen Gebieten. Eine Überfüllung, welche jedem Jünger der Wissenschaft nach

vollendeter Ausbildung eine sechs- bis achtjährige Wartezeit auferlegt, hat es erreicht, dass nicht mehr Neigung und Fähigkeit, sondern praktische Rücksichten den Beruf bestimmen; wer nicht imstande ist, Jahre lang auf den Lohn seiner Arbeit zu warten, muss auf eine wissenschaftliche Laufbahn verzichten. So kommt es, dass auch auf den Gebieten der Wissenschaft, auf denen doch Angebot und Nachfrage nicht die massgebenden Faktoren sein können, eine gewisse Submission nicht ausgeschlossen blieb, ja, dass sogar bei vielen Beamten die Schuld an ihrer gedrückten Stellung nicht allein der allgemeinen Finanzlage, sondern auch der Überproduktion zur Last zu legen ist, ganz zu geschweigen der Fälle, in denen Leistungen beansprucht und nicht gelohnt werden. Die nachteiligen Folgen dieses krankhaften Zustandes müssen sich notwendig auf ökonomischem, politischem und sozialem Gebiete geltend machen. Wer trägt die Kosten der Ausbildung und des Unterhaltes in der langen Wartezeit? Im günstigsten Falle die Familie, häufiger der Kredit, im ungünstigsten Falle aber der Wucher. Mit den Vertretern der Wissenschaft trifft diese Entwertung ihrer Leistung die Wissenschaft selbst. Die Klagen über Verbummelung der Studienjahre haben heute nicht mehr Berechtigung als je: Trägheit darf man unserm Zeitalter nicht vorwerfen. Zu beklagen ist jedoch die Beschränkung des Blickes auf das, was die Stunde fordert. An Stelle eines idealen Strebens nach Berufstüchtigkeit tritt Examenpaukerei; so werden keine wahren Vertreter der Wissenschaft herangebildet, am wenigsten solche, welche geeignet wären, die Wissenschaft weiter zu tragen in die Herzen späterer Generationen. Was soll aber werden aus dem Überschuss, der in den Wissenschaften den erwarteten Unterhalt nicht findet? Das ungeheuere Anwachsen der Vertreter von Journalistik und Belletristik zeigt uns die Hauptrichtung, nach welcher der überschiessende Strom hinflutet. Die notwendige Folge ist die Huldigung der Schriftsteller gegenüber dem Geschmack des breiten Publikums und damit eine Verflachung der Litteratur. Am beklagenswertesten ist die Erscheinung auf sozialem Gebiete. Ausser dem Geburtsadel gab es immer einen Adel der Wissenschaft, von jeher eine der ersten Stützen des Staates. Unser soziales Leben wird von unten herauf erschüttert. Der russische Nihilismus

ist aus den unzufriedenen Vertretern der Wissenschaft erwachsen. Ist dies auch in Deutschland nicht zu fürchten, so darf man sich doch der Ansicht nicht verschliessen, dass zu der gemilderten Form dieser staatsgefährlichen Bewegung, zur Sozialdemokratie, auch die Vertreter der Wissenschaft schliesslich ein Kontingent stellen werden; und eine Bewegung der Menge wird erst gefährlich durch eine wissenschaftliche Spitze.

Dies Gespenst deutet, wie alle seiner Art, auf eine Schuld hin, welche teils auf dem Staat, teils auf unserer Zeit lastet. Durch das sonst so gerechte und billige Einjährigensystem werden viele auf höhere Schulen, namentlich auf Gymnasien, gezogen und lenken dann, für andere Berufsarten untüchtig, in den breiten Strom des wissenschaftlichen Proletariats ein. Jeder Vater möchte seinem Kinde alle Lebenswege ebnen, welche durch die enge Gasse des Gymnasiums führen. Doch dies berechtigte Streben wird ungesund einmal, weil es zumeist über die natürlichen Grenzen hinausgeht, dann aber auch wegen der bestimmenden Triebfedern. Es fehlt unserem Volke das Bewusstsein, dass jede Arbeit nicht schändet, sondern ehrt. Wie sind nun diese Gefahren abzuwehren? Der Staat kann wenig helfen. Steigerung der Anforderungen würde nur eine weitere Verflachung zur Folge haben; Warnungen vor der Wahl dieses oder jenes Berufes haben noch nie genutzt. Der Staat kann nur das thun, dass er eine Einheitsschule schafft, wie er schon durch Freigebung der Einjährigen-Berechtigung an andere Schulen viel genützt hat. Die Hilfe liegt bei uns selbst. In unsern Kindern und durch unsere Kinder sollen wir die schwierige Frage lösen. Darum ergeht vor allem an die Mütter die Mahnung: Pflanzet in die zarten Seelen Achtung vor der ehernen vielseitigen Gestalt der Arbeit, weckt den Gedanken, dass wir alle nur Rädchen sind in dem grossen Kulturorganismus, dass jeder am ehrenvollsten besteht, der, wo es auch sei, seine Stelle am besten ausfüllt.

Siebente Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 17. Januar 1894.

Der Sekretär der Akademie Prof. Dr. **Heinzelmann**: „Augustins Ansichten über das Wesen der mensch-

lichen Seele." Diese Abhandlung ist im ersten Teile des Jahresheftes Seite 41 ff. abgedruckt.

Achte Sitzung.

Festversammlung der Königl. Akademie in der Aula der früheren Realschule zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Erfurt, den 26. Januar 1894.

Herr Realschuldirektor Dr. Edmund Venediger: „Über die deutche Kaisersage." Auch dieser Vortrag ist im ersten Teile des Jahresheftes Seite 351 ff. abgedruckt.

Neunte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 28. Februar 1894.

Herr Gymnasiallehrer Dr. Felix Schreiber: „Über die heutige Limesforschung am Pauluswall." Diese Abhandlung ist im Jahresheft Seite 169 ff. abgedruckt.

Zehnte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 18. April 1894.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Richard Thiele: „Sophokles und sein Philoktet."

Der Vortragende ging von der bekannten Thatsache aus, dass die hohe Blüte, zu welcher sich die griechische Dichtkunst erhoben hat, ihrem innersten Grunde nach in der richtigen Auffassung, Würdigung und Verwendung wurzele, welcher jeder griechische Stamm von seinen geistigen Kräften zu machen verstand: Die Jonier schufen das Epos, Dorer und Aeolier die Lyrik, die Attiker das Drama, im besonderen die Tragödie, denn in Athen blühten die drei grossen Tragiker, Aeschylus, Sophokles und Euripides; der mittlere, Sophokles, bezeichnet den Höhepunkt der attischen Tragödie. Dieser

Wertschätzung scheint nur ein Stück des Sophokles nicht zu entsprechen, der Philoktet; doch ist es nicht an dem.

Die ganze Entwicklung der attischen Tragödie, so lange sie auf klassischer Höhe steht, knüpft sich an den Namen des Sophokles an, bei dem drei Entwicklungsstufen anzunehmen sind: die erste stand unter dem Einflusse aeschyleischer Technik hochpathetisch und im überschwänglichen Ton der alten Tragödie; die zweite ist der Höhepunkt des Sophokleischen Schaffens (Antigone, Elektra, Oedipus rex, Trachinierinnen, Ajax); die dritte endlich hatte, neben einer kunstvollen Anlage der Scenen und Verwicklung der Situationen, in der sorgfältigen Zeichnung und Entwicklung dér Charaktere ihre Hauptstärke; ihr gehörte (ausser vielleicht dem Oedipus Coloneus) sicherlich der Philoktet an.

Sprache und Metrik beweisen das (dieses führte der Redner nicht näher aus), da die erstere von der rhetorischen Bildung jener Zeit, dem letzten Jahre des Peloponnesischen Krieges, durchdrungen ist, die tragische Technik im Versbau und bezüglich der melischen Partieen aber die dissolute jener Tage ist, der Stíl endlich unter dem Einflusse der Euripideischen Tragödie steht.

Nach den zwei oben erwähnten Kriterien der späteren Sophokleischen Tragödie, der kunstvollen Anlage der Scenen und Vermittlung der Situationen, sowie der sorgfältigen Charakteristik, prüfte nun der Vortragende das Stück. Zunächst berührte er die Behandlung der Fabel im Epos und im Drama — denn auch Aeschylus und Euripides haben einen Philoktet gedichtet, und Dio Chrysostomus hat in der 52. Rede den Inhalt aller drei Philokteten aufbewahrt — wobei sich zeigte, wie meisterhaft Sophokles den Mythus gestaltet hat, und wie er mit feinster Erfindung und durch Verknüpfung von echt poetischen Zügen in seinen Philoktet alle seine Vorgänger übertroffen hat.

Noch mehr tritt dieses in der vorzüglichen Charakterisierung und nach Schaffung dieser Charaktere in der Gruppierung derselben hervor. Zunächst der Charakter des Philoktet! Trotz seines neun Jahre bereits währenden Leidens hat er sich doch ein warmes und an allen Schicksalen seiner ehemaligen Kampfgenossen teilnehmendes Herz bewahrt;

freilich lebt in ihm eine tiefinnerliche Unzufriedenheit mit dem waltenden Geschicke, die allmählich entstanden ist, im Laufe des Stücks immer mehr hervortritt und sich in einem unbändigen Zorne gegen die Atriden, gegen Odysseus und das ganze achäische Heer zeigt, ebenso in Trotz und in dem Pochen auf seine mitleiderregende Lage. Seine tragische Verschuldung besteht also in einem Übermasse von Subjektivität, die, da sie nur zum Teil berechtigt ist, die Ehrfurcht gegen die Götter und alle Menschen- und Freundesrechte verletzt. Im Konflikte mit der physischen Welt unterliegt sein aus Hochherzigkeit, Egoismus und Selbstüberschätzung gemischter Charakter, aus dem Konflikte mit der psychischen Welt geht er aber siegreich hervor: aus tiefster Trostlosigkeit rafft er sich empor, wird Mann und bleibt fest in verzweiflungsvoller Lage, ein „Fels von Mann“, wie ihn Lessing nennt. Glaube an Menschenwert bekommt er zwar durch Neoptolemus' edles und selbstverleugnendes Thun wieder, aber erst die Stimme seines verklärten Freundes Herkules bewegt ihn zum Nachgeben, sodann zur freudigen Hingabe an die Sache des Vaterlands; in seinem wundervollen Kreislaufe ist Philoktet dabei ein echt tragischer Charakter im aristotelischen Sinne.

Den umgekehrten Gang durchläuft der Charakter des Neoptolemus: sein kindlich-frommer Sinn wird von einem schlauen Verführer getrübt, doch bricht dasselbe durch das offene Bekenntnis seiner Schuld und seiner Reue wieder durch; in letzterer erzieht er sich zu seiner bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung und Entsagung, die bei seinem stürmischen Jünglingscharakter doppelt anerkennenswert ist.

Ein Problem scheint der Charakter des Odysseus zu sein; alle historischen Anspielungen aber weist der Redner als unbegründet zurück, höchstens wird eine gewisse Ähnlichkeit mit Alcibiades angenommen; bei ihm treten vier Phasen hervor: bewusste und berechnende Klugheit bei dem Bestreben, Neoptolemus für seinen Plan zu gewinnen, schlaue Leitung und Durchführung des sich entwickelnden Planes hinter den Kulissen, dann, als Neoptolemus ihm untreu wird, trotziges Hervortreten und rücksichtslose Energie, endlich, nachdem sich an Neoptolemus der Reue- und Läuterungsprozess vollzogen hat, bei aller Unbeugsamkeit doch Selbstbeherrschung und Be-

sonnenheit, da er mit Neoptolemus nicht kämpfen will, es auch dem Philoktet erspart, an ihm zum Mörder zu werden; entsprechend der tragischen Gerechtigkeit bleibt Odysseus wegen seiner früheren Handlungsweise der glücklichen Lösung des Konfliktes aber fern.

Endlich ist die Gruppierung der Charaktere meisterhaft. Die zwei divergierenden Tendenzen sind Philoktet und Odysseus, beide in ihrer Art berechtigt, ersterer aber durch jahrelanges Leiden verbittert und nach der Moral des Altertums der grimmigste Feind seiner Landsleute; Odysseus sucht ihn auf der Götter Befehl für das allgemeine Wohl zurückzugewinnen; als vermittelnde Person wird Neoptolemus vom Dichter eingeführt: er kommt mit Odysseus, wird für dessen Pläne gewonnen; da er aber ihre Unlauterkeit erkennt, wendet er sich ab, steht einige Zeit zwischen Odysseus und Philoktet in der Mitte, zuletzt verbindet er sich in mitleidsvoller Liebe mit dem Dulder Philoktet, den zuletzt göttlicher Zuspruch noch gewinnt, für das Wohl der Volksgenossen trotz der früheren, von ihnen erfahrenen Unbilden einzutreten. Diese Gruppierung der an sich schon so herrlich gezeichneten Charaktere ist mit so vollendeter Kunst durchgeführt, dass sie wohl als die reifste Frucht des Sophokleischen Dichtergeistes angesehen werden kann.

Elfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Sitzungssaale der Königlichen Regierung.

Erfurt, den 9. Mai 1894.

Herr Oberlehrer und Stadt-Archivar Dr. Karl Beyer: „Erfurt im 14. Jahrhundert.“

Die Stadt Erfurt war im 14. Jahrhundert noch auf den Raum zwischen der wilden Gera und den Abhängen des Petersberges beschränkt. Eine steinerne Mauer mit vorliegendem Zwinger und vielen in diesen vorspringenden Türmen schützte sie gegen einen plötzlichen Ueberfall und auch gegen eine regelrechte Belagerung, indem die Annäherung mit Belagerungsmaschinen durch das Bett des Flusses einerseits, durch tiefe Gräben andererseits verhindert wurde. Stärker befestigt waren

die Thore, vor denen die Vorstädte sich ausbreiteten, die nur durch eine Landwehr und einzelne Bollwerke geschützt waren. Die Gera floss, wie noch heute, in mehreren Armen durch die Stadt und trieb zahlreiche Mühlen, welche teilweise benachbarten Grafengeschlechtern gehörten. Nur wenige Brücken verbanden die Ufer; die wichtigste war die Krämerbrücke, die wohl an der Stelle der alten Furt erbaut und am Ende des 13. Jahrhunderts in Stein neu aufgeführt worden war.

Die Bevölkerung zerfiel in die grosse Masse der Ackerbau- oder Handeltreibenden kleinen Bürger, die Handwerker, welche teils in Gassen zusammen, oder zerstreut in der Stadt wohnten, die Grosskaufleute und endlich die Geschlechter oder die Reichen, deren Vermögen teils in grossem Grundbesitz, teils in Geld bestand, welches auch sie durch den Handel erwarben.

Die Nährquelle aller Bürger war ausser dem Ackerbau der Handel. Die Grosskaufleute handelten namentlich mit Waid und Tuch. Sie kamen auf ihren Fahrten bis nach Rom und Venedig, bis an die Nord- und Ostsee, und selbst über das Meer bis nach England. Die kleinen Händler besuchten im Reiche die Märkte und Jahrmärkte und kehrten oft erst nach längerer Zeit in die Heimat zurück. Die Handwerker fanden Absatz für ihre Waren auf dem Markte der Stadt, der als der wichtigste in ganz Thüringen immer stark frequentiert wurde. Hier fanden die Bewohner des Waldes und der Ebene stets reichen Absatz ihrer Erzeugnisse, während sie nirgends wo anders ihre Bedürfnisse besser und billiger befriedigen konnten.

Die Verwaltung des Gemeinwesens lag schon ganz in der Hand des Rates, der sich nach harten Kämpfen mit den erzbischöflichen Beamten zu einer selbständigen Stellung empor gearbeitet hatte. Ursprünglich waren der mainzische Vitztum, der Schultheiss, Kämmerer, Truchsess, und Marschall die Regenten gewesen, allein die Geschlechter oder Gefreundten, auch die Reichen genannt, hatten sich um 1250 des Regimentes bemächtigt und versucht, alle Hoheitsrechte an sich zu reissen. Das war ihnen aber nicht ganz gelungen. Der Marktzoll, das Gericht, die Freizinsen und die Münze blieben in der Hand des Erzbischofes, und wenn die Geldprägung und die übrigen

Gerechtsame auch vorübergehend vom Rat ausgeübt wurden, so geschah das nur auf dem Wege der Pachtung. Nach wie vor musste der Erzbischof als oberster Stadtherr anerkannt werden. Auf die Verwaltung der Stadt hatte er freilich keinen Einfluss mehr, die war allein Sache des Rates, der nach wiederholten inneren Kämpfen beim Beginne des Jahrhunderts eine feste Gestalt genommen hatte. Die Geschlechter waren bis auf vier Mitglieder aus demselben verdrängt; die Handwerker hatten in ihm Sitz und Stimme erlangt, während die Mehrzahl der Ratsmitglieder den Kaufmannsfamilien angehörte, die nun eine fest geschlossene Kaste bildeten, in die einzudringen nur durch Heirat möglich war. Durch die Revolution von 1309 hatten sich auch die Kleinbürger eine Vertretung im Rate errungen, die sogenannten Vierherren, die aber bald ihres Ursprunges vergassen und mit den herrschenden Familien gemeinschaftliche Sache machten. Das Stadtregiment setzte sich zusammen aus einem engeren und einem weiteren Rat. Es war eingeteilt in fünf Transitus, von denen einer ein Jahr regierte, während die übrigen vier nur bei wichtigen Angelegenheiten berufen und befragt wurden. Nach Ablauf des Jahres übernahm der zweite Transitus die Geschäfte und so fort; Abgänge durch Tod oder Auswanderung wurden durch Wahl aus den ratsfähigen Familien ergänzt. Durch die Selbstergänzung, die jede Mitwirkung der Gemeinde bei der Wahl ausschloss, war es auch möglich, solche Personen fern zu halten, die sich in Widerspruch mit den Ansichten der herrschenden Familien gesetzt hatten, oder von denen man fürchtete, sie könnten eine das Herkommen gefährdende Stellung erringen. Daher ist in Erfurt niemals der Fall eingetreten, dass ein Ratsmitglied vor den anderen hervortrat und durch seine Persönlichkeit die Geschicke der Stadt bestimmt hätte. Der regierende Rat bestand aus 28 Personen: 4 Ratsmeistern, 4 Vierherren und 20 Consuln.

Die Einnahmen des Rates bestanden vorwiegend in direkten und indirekten Steuern. Jene wurden von Grund und Boden, sowie vom Besitz an Geld und Kostbarkeiten erhoben, diese flossen aus dem Verkauf besonders von Wein und Bier, wobei die Aichung der Fässer und Masse durch den Rat geschah. Daneben brachten Strafgelder und Vermögenskonfis-

kationen nicht geringe Einkünfte. Auch die Geldzinsen aus den gekauften Dörfern wanderten in die Stadtkasse, während die Lieferungen an Getreide in dem städtischen Proviantbaus für alle Notfälle aufgespeichert wurden.

Die Ausgaben waren von denen einer Stadt der Gegenwart sehr verschieden. Vor allem galt es, die Wehrhaftigkeit der Stadt durch unaufhörliche Ausbesserung und Erweiterung der Befestigungen zu vergrössern; dann Söldner zu unterhalten, welche die Landstrassen gegen räuberische Ueberfälle beschützten oder im Kriege die Feinde abwehrten. Dann mussten die öffentlichen Gebäude und die Brücken und das Pflaster auf den Hauptverkehrsstrassen erhalten werden. Ein grosser Teil der Einnahmen ging auch auf bei den mancherlei Reisen, die in politischen Geschäften unternommen werden mussten, und bei den Ausgaben, die zur Ehre der Stadt bei dem Besuch hochgestellter Personen oder bei festlichen Gelegenheiten in den Häusern der benachbarten Fürsten und Grafen unvermeidlich waren. Sehr viel Geld kosteten auch die zum Schutz des Landfriedens und des Handels geschlossenen Bündnisse, und gewaltige Summen verschlangen die Friedensschlüsse mit den zahlreichen Feinden, die, sie mochten hohen oder niederen Standes sein, es immer auf den Stadtsäckel abgesehen hatten.

Die Politik des Rates war in erster Linie auf die Sicherung des Handels gerichtet, auf dem die Macht und der Wohlstand der Stadt beruhte. Daher kaufte er Schlösser, von denen aus er die Strassen beobachten und sichern, daher schloss er Bündnisse mit den benachbarten Grossen und Städten, damit der Kaufmann sicher die Strasse ziehen konnte. Mit den Getreidezinsen der erkauften Dörfer füllte er seine Speicher, deren Inhalt bei Sperrung der Strassen oder bei Belagerungen den Bürgern zu Gute kam. Oft galt es auch, die Selbständigkeit und Freiheit der Stadt zu schützen, was zu ausgedehnten Verbindungen mit den Herren und Städten nicht nur Thüringens und des Harzes, sondern auch des Oster- und Pleissnerlandes, Frankens und der Rheingegenden führte. Die unversiegbare Quelle des Handels gewährte der Stadt die Mittel, sich gegen alle Feinde siegreich zu behaupten und eine Stellung in Thüringen einzunehmen, die der der Landgrafen fast gleich kam.

Die Feinde der Stadt waren zahllos. Jeder unzufriedene Bürger, jeder Söldner, der mit dem vertragsmässigen Gelde nicht zufrieden war, sagte die Fehde an, so dass der fahrende Erfurter Kaufmann keinen Augenblick vor Überfall und Beraubung sicher war. Die heftigsten Gegner aber waren die Landgrafen, die nur ungern das Anwachsen des Erfurter Gebietes sahen. Offen und heimlich traten sie der Stadt feindlich entgegen, die sich nur durch Bündnisse mit den, durch die anwachsende Macht der Landesherren Thüringens selbst bedrohten Grafen und Herren schützen konnte. Dreimal wurde Erfurt im 14. Jahrhundert von den Landgrafen belagert und sein Gebiet in barbarischster Weise verwüstet. Selbst Kaiser und Päpste feindeten die Stadt an und verhängten über sie Acht und Bann. Alle Gegner überwand der Rat zuletzt mit dem Schatz, den alle Stände, geistliche und weltliche, zu besitzen erstrebten, den aber nur die Städte besassen, mit dem Gelde.

Zwölfte Sitzung.

Ordentliche Versammlung im Lehrzimmer der Hebammen-Lehranstalt.

Erfurt, den 30. Mai 1894.

Herr Geheimer Sanitätsrat und Direktor des Hebammen-Lehrinstituts Dr. Karl Axmann: „Anatomische Erläuterungen zu der Frage: Giebt es trophische Nerven?“ Vergleiche die im Jahreshefte Seite 199 abgedruckte Abhandlung.

III. Statistische Mitteilungen.

1. Verzeichnis der Mitglieder
der Königlichen Akademie im Jahre 1894 *).
Gesamtzahl: 90.

a. Präsidium.

Präsident: Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Preussen.

Vice-Präsident: Herr Dr. Wilhelm Freiherr von Tettau, Oberregierungsrat a. D. in Erfurt. 1847.

b. Ehrenmitglieder.
Anzahl: 6.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. 1854.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha. 1893.

Seine Excellenz Herr Dr. Freiherr Lucius von Ballhausen auf Klein-Ballhausen, Staatsminister a. D. 1891.

Herr von Brauchitsch, Regierungs-Präsident in Erfurt. 1891.

Herr D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimer Oberregierungsrat, Kurator der Königlichen Universität Halle in Halle a. S. 1894.

c. Mitglieder des Senates **).
(Sämtlich in Erfurt.)
Anzahl: 6.

Biltz, Dr., Apotheker, Rendant der Akademie. 1847.

Breysig, Dr., Professor am Königlichen Gymnasium. 1868.

*) Die beigesetzten Zahlen bedeuten das Jahr der Aufnahme.

**) Die Reihenfolge ist hier, so wie unter d. und e. nach dem Alphabet bestimmt.

Heinzelmann, Dr., Professor am Königlichen Gymnasium, Sekretär der Akademie. 1875.
Neubauer, Schuldirektor a. D. 1863.
Thiele, Dr., Direktor des Königlichen Gymnasiums. 1892.
Zange, Professor Dr., Direktor des Königlichen Realgymnasiums. 1891.

d. Ordentliche Mitglieder.

(Sämtlich in Erfurt.)

Anzahl: 29.

Auermann, Dr., Oberlehrer am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Axmann, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Direktor der Hebammen-Lehranstalt. 1859.
Bärwinkel, Dr., Senior des Evangelischen Ministeriums und Superintendent. 1891.
Bernhardt, Dr., Professor am Königl. Gymnasium. 1877.
Beyer, Dr., Oberlehrer der städtischen Realschule, Stadtarchivar. 1892.
Brünnert, Dr., Professor am Königl. Gymnasium. 1892.
Dircksen, Oberbau- und Geheimer Regierungsrat. 1892.
Geutebrück, Dr. jur., Oberregierungsrat. 1889.
von Hagen, Geschichts- und Portrait-Maler. 1891.
Hellwig, Professor am Kgl. Realgymnasium. 1857.
Jacobsen, Dr. jur., Landrichter. 1892.
Kayser, Dr., Professor am Kgl. Gymnasium. 1863.
Lorenz, Dr., Pastor. 1886.
Loth, Dr. med., praktischer Arzt. 1893.
Lucius, Geheimer Kommerzienrat, Fabrikant. 1893.
Lucanus, Oberregierungsrat. 1894.
Oberg, Oberst und Regimentskommandeur. 1894.
Oergel, Pastor. 1891.
Pilling, Dr., Professor am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Schmitz, Dr., Professor am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Schneider, Oberbürgermeister. 1894.
Schreiber, Dr., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Königl. Gymnasium. 1891.
Schubring, Professor am Kgl. Realgymnasium. 1877.
Schulze, Dr. Lic., Diakonus. 1889.
Schwenkenbecher, Dr. med., Sanitätsrat. 1893.

Stange, Dr., Wissenschaftlicher Hilfslehrer am Kgl. Gymnasium. 1891.

Venediger, Dr., Direktor der städtischen Realschule. 1892.

Wieacker, Direktor des Kgl. Schullehrer-Seminars. 1892.

Zschiesche, Dr. med., praktischer Arzt. 1893.

e. Auswärtige Mitglieder.

Anzahl: 48.

Anton, Dr, Gymnasialdirektor a. D. in Jena. 1860.

Bäntsch, Dr., Lic. Privatdocent an der Universität zu Jena. 1892.

Bergfeld, Staatsrat in Weimar. 1858.

Béringuier, Dr., Amtsrichter in Berlin. 1889.

Graf von Bernstorff, Geheimer Regierungsrat, vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. 1892.

Beyschlag, Dr. theol., ord. Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 1892.

Brode, Dr., Privatdocent an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 1894.

Brunckow, Lieutenant a. D. in Berlin. 1880.

Bussler, Militär-Oberpfarrer in Metz. 1890.

Conrad, Dr., ord. Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 1894.

Fechner, Dr., Professor am Kgl. Gymnasium zu Breslau. 1865.

Fischer, Dr., Direktor in Strassburg. 1859.

Frenzel, Stadtrat a. D. in Eisenberg. 1845.

Frommel, Dr. theol., kgl. Hofprediger, Militär-Oberpfarrer in Berlin. 1892.

Haupt, Dr. theol., Konsistorialrat, ord. Professor der Königl. Universität zu Halle a. S. 1893.

Heine, Dr., Militär-Oberpfarrer in Königsberg in Ostpr. 1891.

Herrmann, Königl. Provinzial-Schulrat in Berlin. 1893.

Hesse, Dr., Professor am Kgl. Gymnasium in Magdeburg. 1886.

Ritter von Höfler, Dr., Professor an der K. K. Universität zu Prag, lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. 1862.

Hübschmann, Dr., ord. Professor an der Kgl. Universität zu Strassburg. 1875.

Hummel, Lic., Stadtpfarrer zu Schwaigern in Württemberg. 1893.

Ilse, Dr., Forstrat zu Diedenhofen in Lothringen. 1865.

Kesselmeyer, Ingenieur in Manchester. 1876.

Kiepert, Dr., ord. Professor an der Königl. Universität zu Berlin. 1850.

Kirchhoff, Dr., ord. Professor an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 1864.

Klun, Dr., Herausgeber des Historischen Jahrbuches für Krain und Laibach in Laibach. 1855.

Krause, Dr., Professor am Herzoglichen Gymnasium zu Zerbst. 1892.

Kroner, Dr., Erster Rabbiner in Stuttgart. 1855.

Kroschel, Dr., Schulrat und Direktor des Fürstl. Gymnasiums zu Arnstadt. 1859.

Kürschner, Prof., Geheimer Hofrat in Eisenach. 1884.

Leuchtenberger, Direktor am Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen. 1889.

Lindner, Dr., ord. Professor an der Königl. Universität zu Halle a. S. 1894.

von Liszt, Dr., ord. Professor an der Kgl. Universität zu Halle a. S. 1893.

Meinardus, Grossherzogl. Oldenburgischer Musikdirektor in Bielefeld. 1892.

Pietro da Ponte, Prof. Dr., R. Ispettore degli Scavi e Monumenti in Brescia. 1879.

Quidde, Professor in Georgenthal in Thüringen. 1863.

von Richthofen, Freiherr, Oberregierungsrat in Danzig. 1886.

Scheibner, Dr. Geheimer Hofrat, Professor an der Königl. Universität zu Leipzig. 1860.

Schrader, Dr., Realgymnasialdirektor a. D. in Halle a. S. 1848.

Schreiber, Dr., Missionsinspektor in Barmen. 1892.

Schuchardt, Dr., Geheimer Regierungs- und Obermedizinalrat, vortragender Rat im Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Staatsministerium in Gotha. 1868.

Schultze, Dr., Geh. Hofrat und Professor in Jena. 1873.
Schwarzlose, Dr. Lic., Hilfsarbeiter im Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin. 1891.
Thiele, Dr., Professor am Fürstl. Gymnasium in Sondershausen. 1893.
Topf, Pfarrer und Kreisschulinspektor in Köttichau bei Hohenmölsen. 1892.
Tuckermann, Postbaurat in Potsdam. 1873.
Graf Utterodt zum Scharffenberg auf Schloss Neu-Scharffenberg bei Eisenach. 1864.
Warneck, Dr. theol., Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben. 1892.

2. Verzeichnis derjenigen wissenschaftlichen Gesellschaften,

mit welchen die Königliche Akademie zu Erfurt in Tauschverkehr steht *).

Gesamtzahl: 105.

A. EUROPA.

I. Deutsches Reich.

a. Königreich Preussen.

Anzahl: 40.

Berlin. Kultusministerium.
Berlin. Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte und Abhandlungen).
Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde.
Berlin. Hufelandsche Gesellschaft.
Bonn. Verein für Altertumsforschung in den Rheinlanden.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Breslau. Gewerbeverein (Gewerbeblatt).
Breslau. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.

*) Nachstehendes Verzeichnis bitten wir zugleich als Empfangsbescheinigung für das Jahr 1893 anzusehen.

Danzig. Provinzial-Kommission zur Verwaltung des Provinzial-Museums.

Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld (Mansfelder Blätter).

Elberfeld. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.

Erfurt. Gewerbeverein.

Erfurt. Gartenbauverein.

Erfurt. Thüringerwald-Verein.

Frankfurt a. O. Historisch-statistischer Verein.

Frankfurt a. O. Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungs-Bezirks Frankfurt a. O.

Giessen. Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.

Göttingen. Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein. Rügisch-Pommersche Abteilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Halle a. S. Kaiserlich-Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher (Leopoldina).

Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Geschichte und Altertumskunde.

Halle a. S. Verein für Erdkunde.

Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.

Hamburg. Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.

Hanau. Hanauer Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.

Hannover. Geographische Gesellschaft.

Hannover. Naturhistorische Gesellschaft.

Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.

Kassel. Verein für Naturkunde.

Königsberg i. Pr. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.

Lüneburg. Naturwissenschaftlicher Verein.

Münster. Verein für Geschichte Westfalens.

Osnabrück. Naturwissenschaftlicher Verein.

Posen. Historische Gesellschaft der Provinz Posen.

Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Thorn. Kopernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.

b. Deutsche Bundesstaaten ausserhalb Preussens.
Anzahl: 26.

Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Altenburg. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Ansbach. Historischer Verein für Mittelfranken.
Augsburg. Historischer Kreisverein im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg.
Braunschweig. Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Bremen. Naturwissenschaftlicher Verein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Dresden. Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis.
Gotha. Thüringer Garten- und Seidenbau-Verein.
Hall a. Kocher. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Meiningen. Hennebergischer altertumsforschender Verein.
Meiningen. Verein für Pomologie und Gartenbau.
München. Königliche Akademie der Wissenschaften.
München. Königliche Staatsbibliothek.
München. Historischer Verein von und für Oberbayern.
Nürnberg. Germanisches Museum.
Nürnberg. Naturhistorische Gesellschaft.
Schleiz. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Strassburg. Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart. Würtembergischer Altertumsverein.
Stuttgart. Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Stuttgart. Litterarischer Verein.

Stuttgart. Statistisch-topographisches Büreau der Würtembergischen Kommission für Landesgeschichte.
Ulm. Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

II. Oesterreich-Ungarn.

Anzahl: 12.

Aussig a. d. Elbe. Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn. Naturforschender Verein.
Budapest. Magyar Tudományos Akadémie.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
Laibach. Historischer Verein für Krain.
Prag. Naturhistorischer Verein Lotos.
Prag. Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Pressburg. Verein für Naturkunde und Heilkunde.
Reichenberg. Verein der Naturfreunde.
Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Wien. Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
Wien. Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

III. Andere Staaten Europas.

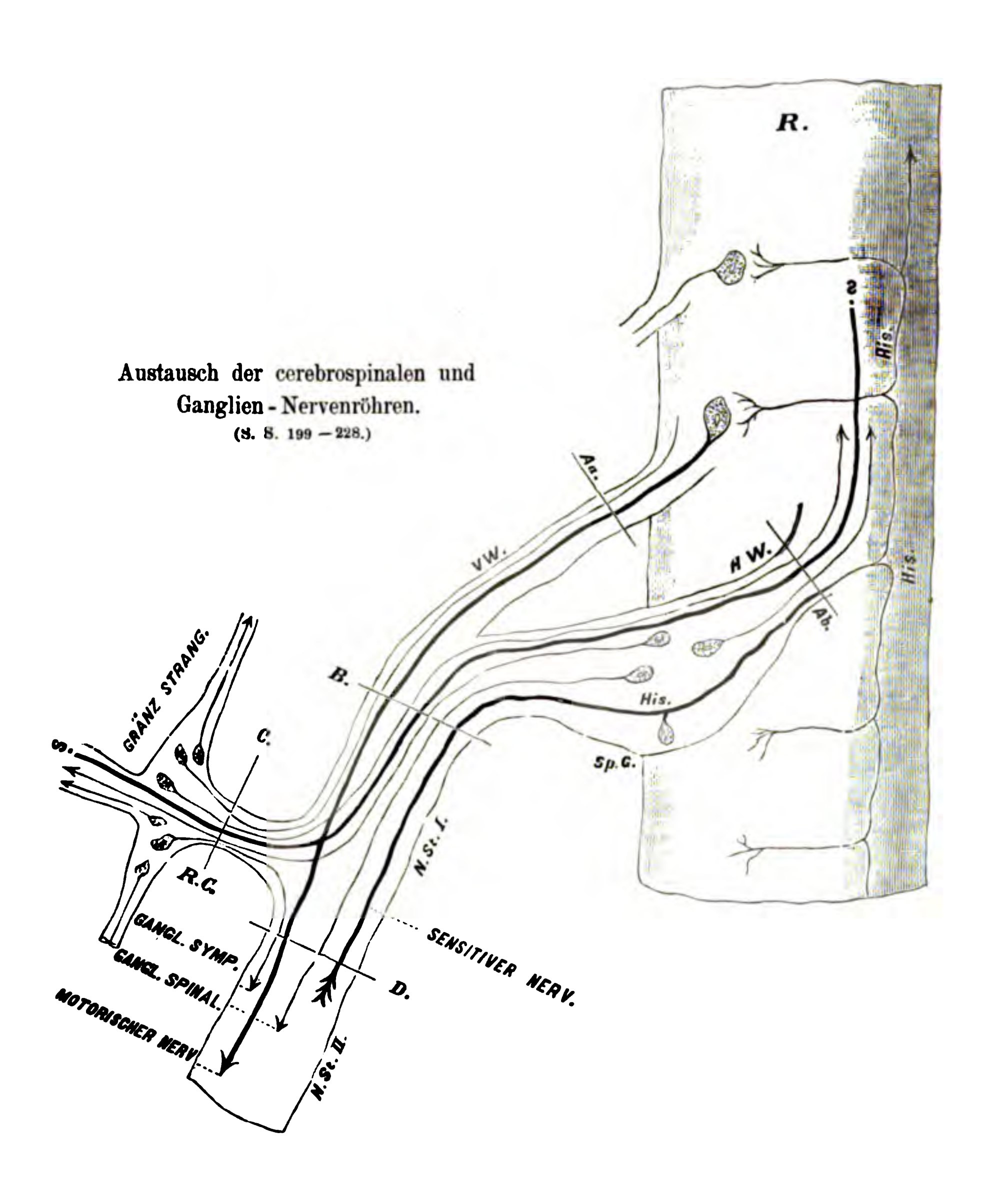
Anzahl: 13.

Amsterdam. Königliche Akademie der Wissenschaften.
Bergen. Museum.
Brüssel. Société géologique de Belgique.
Cambridge. Harvard College.
Cherbourg. Société des sciences naturelles.
Christiania. Königliche Universität.
Kopenhagen. Gesellschaft für nordische Altertümer.
Leeuwarden. Verein für Friesische Geschichte.
Luxemburg. Société royale des sciences naturelles et mathématiques.
Moskau. Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher.
Petersburg. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen und Russland.
Stockholm. Königliche Akademie der Wissenschaften.

B. AMERIKA.

Anzahl: 14.

Albany. Scientific Council of the Dudley observatory.
Baltimore. John Hopkins university circulars.
Boston. Society of natural history.
Buffalo. Society of natural Sciences.
Chicago. Academy of Sciences.
Connecticut. Academy of arts et sciences.
Cordóba, Republica Argentine. Academia Nacional de Ciencias Cordóba.
St. Louis. The Academy of Science.
Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
Salem, Massachusetts. Tufts College Library.
Washington. Smithsonian Institution.
Washington. Smithsonian College.
Wisconsin. Academy of Sciences, Arts and Letters.
Wisconsin. Naturhistorischer Verein.



Austausch der cerebrospinalen und Ganglien-Nervenröhren.
(S. S. 199 — 228.)

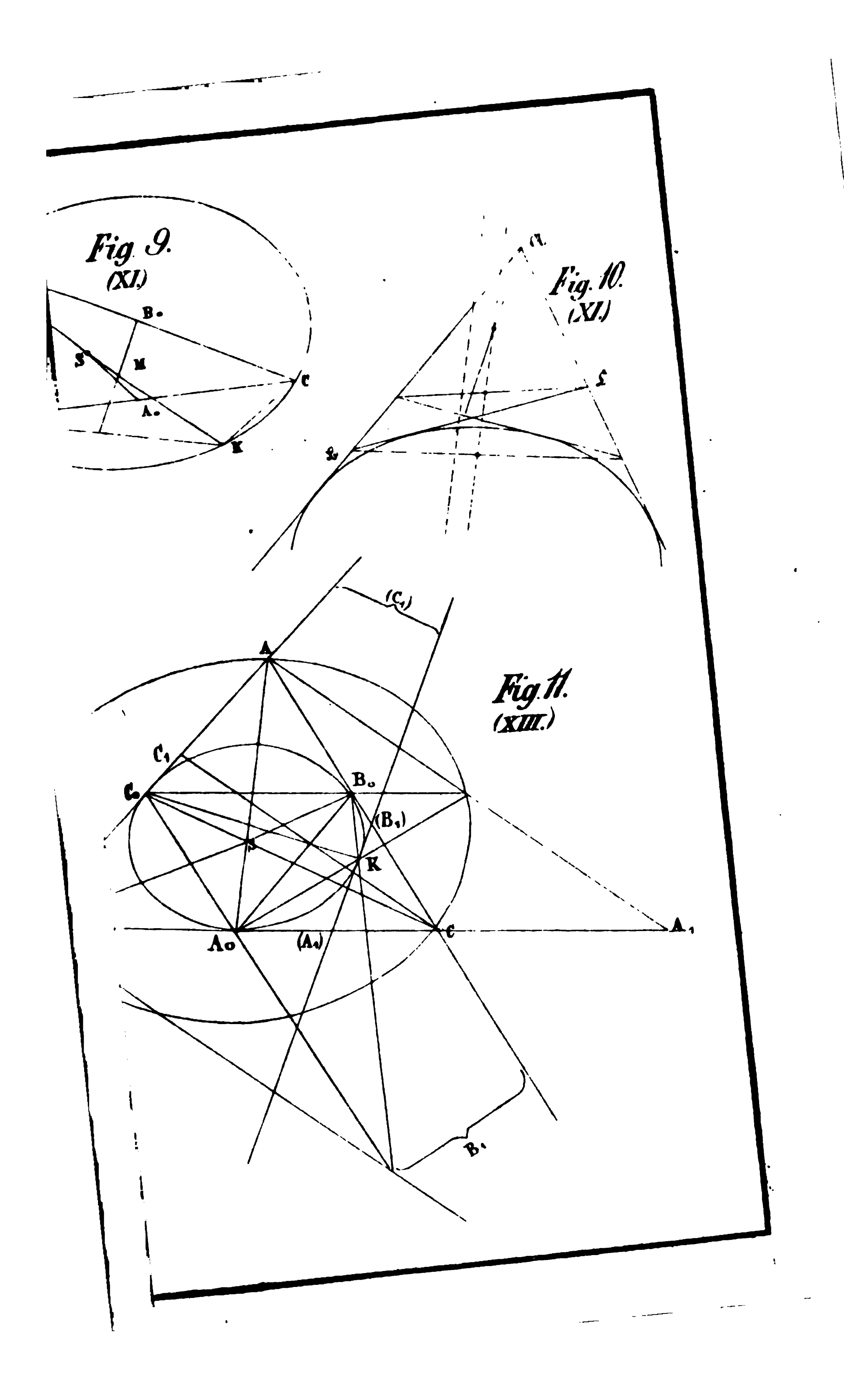


Fig. 9.
(XI.)
B₀
S
M
C
A₀
K
Fig. 10.
(XI.)
Fig. 11.
(XIII.)
(C₁)
A
C₁
C₀
B₀
(B₁)
K
A₀
(A₁)
C
A₁
B₁

In demselben Verlage sind erschienen:

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft I. (1860.) Preis 2 ℳ

Inhalt: v. Tettau, staatsrechtl. Verhältnis von Erfurt zum Erzstift Mainz. — Keferstein und Werneburg, Verzeichnis der Schmetterlinge von Erfurt. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft II. (1861.) Preis 3 ℳ

Inhalt: Jenzsch, Structur der Krystalle. — Zacke, das Totenbuch des Dominikaner-Klosters und die Prediger Kirche zu Erfurt. Mit 8 Kupfertafeln. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft III. (1863.) Preis 4,50 ℳ

Inhalt: v. Tettau, die Reduction von Erfurt und die ihr vorausgegangenen Wirren 1647—1665, nach handschriftl. amtlichen Quellen, mit Plan. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IV. (1866.) Preis 4,50 ℳ

Inhalt: Werneburg, Gedächtnisrede auf den Direktor der Königl. Akademie Herrn G. Christoph Werneburg, Geheimen Regierungsrath a. D. — Ilse, Flora von Mittelthüringen.

Dasselbe. Neue Folge. Heft V. (1866.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Dr. Wolff, der Chloroform-Tod in gerichtlich-medicinischer Beziehung. — Karl Hermann, das Wappen und die Siegel der Stadt Erfurt. Mit Abbildungen. — Dr. Jenzsch, über amorphe Kieselerde, amorphe Kieselsäure. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VI. (1870.) Preis 5 ℳ

Inhalt: Entomologische Notizen, aus dem Tagebuche des zu Madagascar verstorbenen Herrn Tollin. - Dr. Boxberger, Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode, in einer Reihe von Vorträgen. — v. Tettau, über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert. - Akad. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VII. (1873.) Preis 3,60 ℳ

Inhalt: Historisch-satirisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert von Nicolaus von Bibera, dem Erfurter Verborgenen, im Versmass des Originals (leoninischen Hexametern) aus dem Lateinischen übersetzt vom ev. Pfarrer Dr. Albr. Rienäcker. Die absoluten Höhen aus den Uebersichtskarten der Forste im Amtsbezirke Gehren. Von A. Fils. — Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala. Von W. Frhr. v. Tettau. — Akadem. Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft VIII. (1877.) Preis 3,60 ℳ

Inhalt: Verzeichnis der Käfer Thüringens mit Angabe der nützlichen und der für Forst-, Land- und Gartenwirtschaft schädlichen Arten, von A. Kellner, Forstrat a. D. — Kaiser Heinrich V. und Papst Paschalis II. im Jahre 1112, von Dr. Wilhelm Schum.

Dasselbe. Neue Folge. Heft IX. (1877.) Preis 3,60 ℳ

Inhalt: Koch, Resultate 8jähr. Witterungs-Beobachtung in Erfurt.

Dasselbe. Neue Folge. Heft X. (1880.) Preis 3 ℳ

Inhalt: A. Werneburg, die Wohnsitze der Cherusken und die Herkunft der Thüringer. — Akademische Nachrichten.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XI. (1882.) Preis 2 ℳ

Inhalt: Ueber den Modeluxus, hauptsächlich in nationalökonomischer Hinsicht, von A Voigt, Kgl. Preuss. Geh. Regierungsrat a D. — Briefe Herders an C. A. Böttiger. Aus Böttigers auf der Dresdner Bibliothek befindlichem Nachlass. - Briefe des Bildhauers Ch. Rauch an Böttiger, aus dessen Nachlass mitgeteilt von Dr. R. Boxberger.

Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge. Heft XII. (1884.) Preis 6 ℳ

Inhalt: Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens, zusammengestellt und besprochen von A. Werneburg. Nebst einer Karte. — Der christliche Kalender alten und neuen Stils, in tabellarischer Form dargestellt von G. Schubring. Nebst Tafeln.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIII. (1885.) Preis 3 ℳ

Inhalt: Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt von W. J. A. Frhr. von Tettau. I.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XIV. (1886.) Preis 3 ℳ

Inhalt: Beiträge zu einer vergleichenden Topographie und Statistik von Erfurt von W. J. A. Frhr. von Tettau. II.

Dasselbe. Neue Folge. Heft XV. (1887.) Preis 3 ℳ

Inhalt: A. Werneburg: Ueber die Grenz-Beschreibungen in einigen thüringischen Urkunden nebst Bemerkungen zu diesen Urkunden. (Mit einer Grenzenkarte.) – Dr. Koch: Einige Resultate 38jähriger Witterungs-Beobachtungen der Station II. Ordnung in Erfurt. (Mit zahlreichen Wetterkarten.)

Dasselbe. Neue Folge. Heft XVI. (1890.) Preis 1,50 ℳ

Inhalt: Frhr. W. v. Tettau: Ueber des Grafen Don Frances von Viamonte handschriftliche Chronik von Spanien. — G. Leuchtenberger: Das Greisenalter und Kaiser Wilhelm I. — Dr. C. Axmann: Ueber den Missbrauch der inneren Desinfektion in der Geburtshülfe.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XVII. 1892. Preis 2 ℳ

Inhalt: Gymnasialdirektor Gottlieb Leuchtenberger: Die Lebenskunst des Horaz. — Professor Dr. Heinzelmann: Über die Erziehung zur Freiheit. – Professor Dr. Breysig: Germanicus. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Geschichte der römischen Christengemeinde im ersten Jahrhundert. – Professor Dr. Bernhardt: Die Fürwörter der Anrede im Deutschen (du, ihr, er, Sie). — Prof. Dr. Heinzelmann: Bericht über die Thätigkeit der Königlichen Akademie vom 28. Oktober 1891 bis 6. Januar 1892 und Nekrolog des verstorbenen Sekretärs der Königlichen Akademie Direktor Dr. K. F. Koch. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie. — Preisaufgabe der Königlichen Akademie für das Jahr 1892.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XVIII. 1892. Preis 4,50 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Paulus Cassel: Gesammelte Schriften. Das Leben des Menschen in Geschichte und Symbol.

Dasselbe. Neue Folge, Heft XIX. 1893. Preis 5 ℳ

Inhalt: Professor Dr. Heinzelmann: Jahresbericht der Akademie. Geschäftliche Mitteilungen, Sitzungsberichte, Nekrologe. — Professor Dr. Krause: Beiträge zum Texte, zur Chronologie und zur Erklärung der Mutianischen Briefe. — Professor Dr. W. Heinzelmann: Ueber den deutschen Volkscharakter. – Geheimer Sanitätsrat Dr. Axmann: Ueber vorbeugende Hygiene, eine Skizze. — Pastor G. Oergel: Die Lebens- und Studien-Ordnung auf der Universität Erfurt während des Mittelalters. – Professor Dr. Krause: Schilderungen Erfurter Zustände und Sitten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Professor Dr. G. Brünnert: Sagenhaftes in der Geschichte. — Maler Eduard von Hagen: Wanderungen im Gebiete der Malerei und Strömungen der Gegenwart. – Musikdirektor Ludwig Meinardus: Klassizität und Romantik in der deutschen Tonkunst. — Postbaurat W. Tuckermann: Ziel und Zukunft der deutschen Bildhauerkunst. – Dr. Frhr. W. v. Tettau: Gedenkrede auf Professor Dr. theol. Paulus Cassel. — Licentiat Dr. Schwarzlose: Die Entstehung und das Wesen der griechisch-morgenländischen Kirche. — Verzeichnis der Mitglieder der Akademie.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



